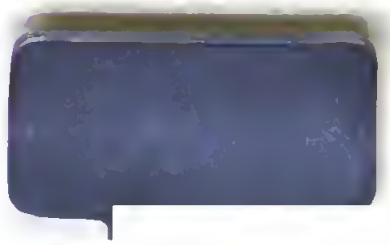
Berichte

Freies Deutsches Hochstift (Frankfurt am Main, Germany)

830.6
F862



Digitized by Google

Digitized by Google

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

Achter Band. Jahrgang 1892.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Achter Band.

Jahrgang 1892.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Monatssitzungen mit Vorträgen:

1. Prof. Dr. Siebeck: Grundzüge zu Goethes Lebensphilosophie 1*
2. Prof. Dr. B. Litzmann: Aus Schillers dramatischen Lehrjahren 25*

II. Fachsitzungen (Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen mit Angabe der ausführlicheren Abhandlungen):

1. Sprachwissenschaft (SpW).

a) Alte Sprachen (AS) 1. 110. 364

Dr. W. Hippenstiel: Die Titel griechischer Dramen . 1
Dr. W. Knoegel: Die Orientierung der Stadt Rom . 110
Dr. Chr. Baier: Chronologische Untersuchungen zur Geschichte der Pentakontaetie 125
Dr. O. Liermann: Epigraphische Studien zur Kulturgeschichte Kleinasiens in der römischen Kaiserzeit . . 364

b) Neuere Sprachen (NS) 10. 138. 392

Dr. M. Banner: Die Reformbestrebungen Malherbes auf dem Gebiete der französischen Verskunst II. . . . 10
Henry Boullenot: Coup d'œil sur le théâtre contemporain français 26
Prof. Dr. V. Valentin: Methodische Fragen zur Hamletforschung 30
Dr. F. Michel: Über einige neuere Erscheinungen der Shakespeare-Litteratur 38
Dr. S. Gräfenberg: Don Petro Antonio de Alarcons Leben und Werke 138
Dr. O. Winneberger: Schillers Stellung zum klassischen Trauerspiele der Franzosen, speziell seine Übersetzung der Phädra von Racine 392

89606

Seite

2. Schöne Wissenschaften (SchW) 46. 345

Dr. A. Pfungst: Cesare Lombrosos Werk: „Der geniale Mensch" (L'uomo di genio) 46
Dr. A. Sulzbach: Der Schlaf in Sage und Märchen . 345
Dr. E. Wasserzieher: Friedrich Christian, Herzog zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, und seine Beziehungen zu Schiller 354

3. Geschichte (G) 59. 159. 317

Dr. O. Heuer: Die Idee des rückwärtslaufenden Geschichtsunterrichts 59
Dr. O. Liermann: Die Alamannenschlacht bei Straßburg 357 n. Chr. 159
Dr. R. Schwemer: Ein neues Memoirenwerk zur Geschichte Napoleons I. 317

4. Mathematik und Naturwissenschaften (N) 89. 417

Dr. F. Rosenberger: Die Orientierung des Menschen im Raume 89
Dr. W. Reinhardt: Die Brieftaube, insbesondere ihre Verwendung für militärische Zwecke 417
J. Olshausen: Einige Geschwindigkeiten 428

5. Bildkunst und Kunstwissenschaft (K) 180. 326

Prof. Dr. Schaefer: Denkmäler der bildenden Kunst im hessischen Odenwalde 180
M. Sondheim: Jörg Glockendons Kunst Perspectiva 195
O. Donner-von Richter: Künstlerisches aus den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung 326

6. Soziale Wissenschaften (Sz.W.)

a) Jurisprudenz (J) 211. 444
Landrichter H. Dove: Die Abzahlungsgeschäfte . . . 212
b) Volkswirtschaft (V) 68. 220. 444
S. Spier: Die gewerbliche Erziehung im Auslande, insbesondere in Frankreich 220
Dr. C. Schramm: Ein Gesetz über unentgeltliche Beerdigung 233
Dr. K. Flesch: Das Reichsgesetz über die Gewerbegerichte 236
M. A. Loeb: Bebel, Die Frau und der Sozialismus 445
Dr. C. Junghans: Die wirtschaftlichen Wirkungen des Genossenschaftsgesetzes vom 1. Mai 1889 456

Seite

Dr. M. Quarck: Die persönliche Freiheit unter dem individualistischen Wirtschaftssystem 460
G. Maier: Volkswirtschaftliche Entwickelung 465

III. Litterarische Mitteilungen:

1. Erklärung einer Goethischen Erzählung nach den Akten. Von Prof. Dr. A. Riese 241
2. Neuere Goethe- und Schillerlitteratur IV. Von Prof. Dr. M. Koch 251
3. Barbara Schultheß und Ph. Chr. Kaiser. Von Dr. O. Heuer 294
4. Neuere Goethe- und Schillerlitteratur V. Von Prof. Dr. M. Koch 473

IV. Mitteilungen 304

V. Geschäftlicher Teil:

Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses für 1890/91 . 71
Bericht der Goethehaus-Kommission für 1890/91 79
Einsendungen, 1. Mai bis 30. September 1891 83
Einsendungen, 1. Oktober bis 31. Dezember 1891 305
Personalien, 1. Oktober bis 31. Dezember 1891 312
Einsendungen, 1. Januar bis 30. April 1892 501
Personalien, 1. Januar bis 30. April 1892 505

VI. Kunstbeilagen:

Goethe, Brustbild von R. Collins (Lichtdruck).
Römischer Inschriftstein zu Hesselbach, S. 181. Einhard-Basilika zu Steinbach, S. 182. Wappen am Burgthore zu Breuberg, S. 188. Merkur als Kind, S. 191. Amphora zu Erbach, S. 192. Helm von Cannä, S. 193. Grabstein der Margaretha von Bickenbach, S. 194.

VII. Register 507

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

1. Grundzüge zu Goethes Lebensphilosophie.

Von Herrn Professor Dr. Siebeck zu Gießen.
(30. August 1891.)

Es wird heute und insbesondere auch an der Stelle, an welcher ich die Ehre habe zu sprechen, keines ausgeführten Beweises bedürfen für die Bemerkung, daß in dem geistigen Leben der Gegenwart, so wie es sich in den Kreisen der höher Gebildeten darstellt, der Einfluß Goethes wieder in erheblicherem Maße zur Geltung kommt, als es noch vor etwa zwei Dezennien der Fall war. Dazu haben äußere Umstände, wie namentlich die lange ersehnte Erschließung des Weimarer Archivs, unstreitig beigetragen; die Hauptursache aber liegt wohl darin, daß für die bezeichneten Kreise eine neue Lage geschaffen wurde durch die mildere Ausgestaltung mancher Geisteskämpfe, die Ermäßigung und Abschleifung mancher Schärfen und Härten, mit welchen die Spannung und das Ringen bestimmter Gegensätze, das Auf- und Abwogen der Meinungen, Wünsche und Hoffnungen inbezug auf nationale und politische, und nicht minder inbezug auf wissenschaftliche und künstlerische Ideale und Prinzipien sich fühlbar macht. Eine Zeit, die sich an Goethe erfreuen und den Hauch seines Geistes auf sich wirken lassen will, muß, wie jener selbst, in gewissem Maße den Charakter einer gehaltenen Lebensfreudigkeit an sich tragen; sie muß nicht ausschließlich im Kampfe stehen, sondern zugleich mit einem Gefühle der Befriedigung zurückblicken dürfen auf Resultate vorausgegangener Wandlungen und Anstrengungen. Sehr mit Recht wird Goethe von einem seiner nächsten Geistesverwandten,

von Gottfried Keller,[1]) verglichen mit einem Kleinode, welches man in Zeiten der Aufgeregtheit und des Streites im sicherſten Gewölbe birgt:

Doch iſt der Feind verjagt, nach hartem Siege
Holt man erinnrungsfroh hervor dasſelbe,
Und läßt es friedlich leuchten durch das Land.

Aber zu den Eigentümlichkeiten in der Wirkung einer vielſeitigen genialen Natur gehört auch, daß ſie der Mit- und Nachwelt zu verſchiedenen Zeiten in mannigfacher Beziehung und von verſchiedenen Seiten her bedeutſam wird. Als man zu Goethes Lebzeiten in Deutſchland noch weſentlich den Dichter in ihm verehrte, begann ſein Einfluß unter den Höchſtgebildeten in Schottland und England (zunächſt durch Th. Carlyle) ſich fühlbar zu machen weniger wegen des poetiſchen Gehaltes ſeiner Werke, als wegen der Tiefe und harmoniſchen Geſchloſſenheit und Poſitivität ſeiner Lebensanſchauung. Etwas Ähnliches wie dieſes erfahren wir heute in Deutſchland ſelbſt. Das gegenwärtige Wiederaufleben Goetheſcher Sympathien ſucht neben dem Dichter namentlich auch dem Denker gerecht zu werden. Mögen einzelne ſeiner Werke in künſtleriſcher Beziehung uns fremder geworden ſein: nahe bleiben ſie unſerem Herzen durch die Fülle von Lebensweisheit, die auf Schritt und Tritt darin ſich aufthut. Kenntnis und Wirkung ſeiner Sprüche findet man mit Verwunderung und Freude gelegentlich an Stellen, wo die Bekanntſchaft etwa mit ſeinen Romanen verblaßt iſt. Gerade für die Auffaſſung ſittlicher und äſthetiſcher Lebensfragen iſt es in den Kreiſen der höheren Bildung mehr und mehr Bedürfnis geworden, auch mit Goethe wieder Fühlung zu nehmen.

Kein Wunder, daß es ſo iſt. Das Unvergängliche in der Wirkung der Goetheſchen Dichtung beruht in der That darauf, daß ihr namentlich inbezug auf Weſen und Wert des Lebens ein Gedankengehalt innewohnt, der, auch abgeſehen von der dichteriſchen Umkleidung, als eine Philoſophie des Lebens betrachtet, dauernden Wert beſitzt. Wie man neuerdings dazu gelangt iſt Goethes Stellung zur Wiſſenſchaft, insbeſondere zu der der Natur, wieder ernſtlicher in Augenſchein und Würdigung zu nehmen, ſo

[1]) Gedichte (Berlin 1889) I, S. 120.

hat man mit Recht auch Goethe, dem Philoſophen, und deſſen Bedeutung für unſer Geiſtesleben in und außerhalb Deutſchlands ein eingehenderes Studium zu widmen Veranlaſſung gefunden.

Goethes Stellung zur Philoſophie tritt laut dem Berichte in Dichtung und Wahrheit[2]) ſchon im Anfange ſeiner Bekanntſchaft mit ihr, die noch in die frühe Frankfurter Zeit fällt, deutlich und gleichſam typiſch heraus. Am beſten gefallen ihm dort „die älteſten Männer und Schulen“, und zwar deswegen, weil bei ihnen „Poeſie, Religion und Philoſophie ganz in eines zuſammenfielen“. Von den eigentlichen Syſtematikern aber nimmt er wie überall nur dasjenige als Bildungselement in ſich auf, deſſen Inhalt auf eine entgegenkommende Neigung in ſeinem eigenen Weſen trifft, dieſes aber ohne Unterſchied der Zeiten und Richtungen. In dieſem Verhalten zur Philoſophie iſt Goethe in der ganzen Zeit ſeines Lebens ſich gleich geblieben.

So verſchiedenartig nun aber hiernach die Motive ſind, denen er von jener Seite her den Zutritt zu ſeinem Weſen geſtattet, ſo iſt er deswegen doch keineswegs in Hinſicht ſeiner Stellung zu den höchſten und allgemeinſten Fragen etwa als Eklektiker zu bezeichnen. Er beſitzt vielmehr der Methode und den Reſultaten der Philoſophie gegenüber von vornherein ſeinen feſten perſönlichen Standpunkt. Dasjenige Problem, welches für ihn im Vordergrunde ſteht, und von dem aus ihm auf die Inhalte der Erkenntnislehre und der Metaphyſik ſo gut wie auf die der Ethik das entſcheidende Licht fallen ſoll, iſt die Frage von dem *Weſen und dem Werte des Lebens* in ſeinem Verhältniſſe zur *Perſönlichkeit*. Es hat für ihn keinen Sinn, nach dem Weſen und Zweck der Welt zu fragen, wenn nicht eine beſtimmte Anſicht darüber vorhanden iſt, was das Leben wert iſt; es hat eben ſo wenig Intereſſe, ſich um abſtrakte Normen des Erkennens zu bemühen, wenn man die Fingerzeige nicht beachtet, welche das konkrete Leben ſelbſt für die Richtung und das Gelingen der Erkenntnis giebt.

„Manches können wir nicht verſtehn.
Lebt nur fort, es wird ſchon gehn.“[3])

[2]) Hempel 21, S. 8 f. Weim. Ausg. 27, S. 10 ff.

[3]) Zahme Xenien. Hempel 2, S. 352. Weim. Ausg. 3, S. 249.

Zur Beantwortung aber der Frage vom Werte des Lebens, mag sie nun auf spekulativem oder empirischem Wege gesucht werden, soll in erster Linie inbetracht kommen die lebendige persönliche Teilnahme an dem Inhalte des Lebens selbst. Freilich nicht in einem gedankenlosen Dahinleben, sondern in der unmittelbaren Wechselwirkung von Lebensthätigkeit und Reflexion. Es ist Goethe voller Ernst damit, wenn er den Faust, der im Durste nach wirklicher Erkenntnis vergebens alle Wissenschaften durchforscht hat, durch Mephistopheles (freilich nicht in dessen endgiltiger Absicht) auffordern läßt, es nun einmal mit dem vollen und ganzen Leben zu versuchen. Was Faust bei diesem Versuche gewinnt, ist nicht, wie jener gehofft hat, die absolute Verzweiflung am Idealen, sondern die befriedigte Einsicht über den Wert und die Aufgabe des Lebens, auch inbezug auf seine Tragweite hinsichtlich einer abschließenden Erkenntnis. Das erste Erfordernis zur Weisheit ist für Goethe ein freier, froher Mut und die Fähigkeit, „im Ganzen, Guten, Schönen resolut zu leben".[4]) Seine Gedichte und Dramen sind voll von Aufrufen zu solcher thatkräftigen Freudigkeit, die alle auf das Eine hinauskommen, was die Erscheinung des himmlischen Knaben dem verdüsterten Schatzgräber zuruft:

„Trinke Mut des reinen Lebens!"

mit dem bedeutungsvollen Zusatze:

„Dann verstehst du die Belehrung."

Man muß in alle jene Anmahnungen bei dem Dichter, wenn man sie ganz verstehen will, diesen Zusatz hineinhören, ebensowohl in den Zuruf an Schwager Kronos:

„Frisch, holpert es gleich, über Stock und Stein
Rasch ins Leben hinein!",

wie in die Klage der Iphigenie:

„Frei atmen macht das Leben nicht allein";

nur „ein fröhlich selbstbewußtes Leben" sei des Lebens wert. Die Freude am Leben und die That im Leben sind die beiden Mächte, die uns aus sich selbst heraus über den Wert des Lebens im positiven Sinne unmittelbaren Aufschluß geben, wie es unter

[4]) Gesellige Lieder. Hempel 1, S. 81. Weim. Ausg. 1, S. 127.

anderem auch Oreſt ausſpricht, als er im Gefühl der vollzogenen Sühnung neubelebt ſich aufrichtet:

„Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen."

Die Erkenntnis nun, welche für Goethe aus dieſer praktiſchen Lebensfreudigkeit entſpringt, beſteht in der Gewinnung eines feſten Standpunktes hinſichtlich der Frage von dem *Zwecke des Lebens*, und zwar im Sinne einer beſtimmten höchſten *Aufgabe*, welche mit dem Leben dem Menſchen geſtellt iſt. Und zwar iſt dieſer Standpunkt ein ſolcher, welcher über einen altüberlieferten und immer wieder hervorbrechenden ethiſchen Prinzipienſtreit unmittelbar hinausführt. In der Begründung des oberſten Moralprinzipes ſuchten ſich von jeher, wenn ſchon in der modernen Zeit deutlicher und ſchärfer als früher, in der Hauptſache zwei entgegengeſetzte Anſichten zur Geltung zu bringen. Nach der einen, in deren theoretiſcher Begründung ſich namentlich die engliſche Philoſophie des 18. Jahrhunderts hervorthat, begründet ſich der abſolute Wert der ſittlichen Normen auf den Umſtand, daß ſie die einzig wahren und endgiltigen Mittel ſind zur Wohlfahrt der Einzelnen wie der Geſamtheit, ſofern eine dauernde Befriedigung von Geiſt und Gemüt ohne Tugend und Pflichterfüllung nicht zu haben iſt. Das tugendhafte Leben und pflichtmäßige Handeln iſt hiernach nicht Zweck an ſich ſelbſt, ſondern Mittel zur Gewinnung wahren und dauernden Glückes. Die andere Anſicht, die von Beginn der modernen Zeit mit beſonderem Erfolge von Kant durchgeführt worden iſt, hält für moraliſch im eigentlichen Sinne nur ſolche Handlungen und Beſtrebungen, deren Motive von der Rückſicht auf Glück und Befriedigung in irgend welchem Sinne von vornherein abſehen, Handlungen, die überhaupt nicht aus irgend welcher Neigung entſpringen, ſondern ausſchließlich aus dem guten Willen, aus dem reinen Pflichtbewußtſein. Kant insbeſondere will den Charakter des ſittlichen Handelns überall nur da wirklich anerkennen, wo das Pflichtbewußtſein unzweideutig ſich im *Widerſtreit* mit der Neigung zur Geltung bringt. Einziges moraliſches Motiv iſt ihm die reine Achtung vor dem Sittengeſetze, und zwar nicht um ſeiner be-

glückenden Konsequenzen willen, sondern wegen seines Inhaltes und Wertes an und für sich.

Es ist unschwer zu erkennen, daß beide Standpunkte ins Extrem gesteigert etwas Unzulängliches haben, und es ist bezeichnend und bedeutsam, daß unsere beiden großen Dichter, Schiller so gut wie Goethe, jeder auf seine Weise in ihren ethischen Anschauungen auf die Überwindung dieses Gegensatzes hinaus gekommen sind. Schiller, als Kantianer der Vertreter der Autonomie des Pflichtbewußtseins, erkannte, daß zur Vollendung des menschlichen Wesens die Härte der Pflicht gegenüber den Bedürfnissen des Gemütes sich müsse sänftigen lassen durch Übereinstimmung mit der Neigung. Sie soll nicht lediglich als kategorischer Imperativ befehlen, sondern die Fähigkeit erlangen, geliebt zu werden in dem Bewußtsein ihres Wertes von Seiten des dafür herangebildeten Geistes. Goethe kommt ursprünglich von der anderen Seite. Ihm ist wohl in der Welt, und er betrachtet das als etwas, was sich gehört. Die Welt muß und soll so sein, daß es dem Einzelnen in ihr wohl sein kann. Aber er fühlt das Bedürfnis, dieses Wohlseins auch wert zu sein, und von hier aus sieht er, und zwar mit beglückender Wärme, sich und den Menschen überhaupt vor die Pflicht gestellt, das Leben selbst nicht bloß zu leben, sondern nach Maßgabe eines idealen Wertes zu gestalten. Er, der überall Leben sieht und nach Leben ausschaut, will selbst in allem Thun und Treiben mit Bewußtsein ein Leben voller Inhalt und mit nachhaltigem Ziel und Zweck sein und darstellen, und zwar keineswegs ausschließlich etwa auf Grund seiner poetischen Begabung. Hat er doch diese in den ersten Weimarer Jahren fast verkümmern lassen, als er in dem neuen Berufe eine Fülle andersartiger neuer geistiger Triebkräfte und dem entsprechende Aufgaben in sich erwachsen fühlte.

Der Begriff vom Wesen und Wert des *Lebens* bildet die Grundlage auch für Goethes *ethisches* Bewußtsein. Aus der eigenen Persönlichkeit in der unentwegten Teilnahme an der Fülle des Lebens mit ihren Gütern und Pflichten ein Lebenszentrum zu machen, von welchem nach allen Seiten hin wärmende und lebenweckende Strahlen sich verbreiten, um sich her fruchtbringende Thätigkeit zu pflanzen und zu erhalten, und in Rückwirkung dessen

für sich selbst fortgehend neue Kräfte und Anregungen zu gewinnen zur Vertiefung nach innen wie zu neuer Bethätigung nach außen, und in dieser stetigen, nichts weniger als leichten Arbeit sein Glück zu finden, in diesem Streben liegt der Kern des Goetheschen Selbstbewußtseins und Daseins von der Zeit an, als er mit seinem Werther von der Stimmung der Empfindsamkeit sich losgerungen hatte. Man kann dieses Werk als die Vorauskündung der eindringlichen poetischen Predigt ansehen, welche der Dichter seit der Konzeption des Wilhelm Meister nicht müde wird, seinem Zeitalter zu halten über den Text, den er den Faust aus dem Eingange des Johannes-Evangeliums sich herauslesen läßt: „Im Anfang war die That." Goethe selbst hat es gelegentlich Eckermann[5]) gegenüber ausdrücklich abgelehnt, eine bestimmte „Idee" zu bezeichnen, die er dem Faust zu Grunde gelegt habe. Jedenfalls mit Recht, denn die Schöpfungen des poetischen Genius entstehen überhaupt nicht wie Aufsätze oder auch „Gedichte" über ein gegebenes Thema. Entstanden aber und erwachsen ist der Faust vom Anfang des ersten bis zum Schlusse des zweiten Teiles, indem der Dichter, seinem Genius folgend, den Stoff des alten Volksbuches sich ihm unter der Wirkung jener Wertvorstellung vom Verhältnisse des Lebens zur Persönlichkeit teils verdichten, teils erweitern, überall aber in großartiger Weise vertiefen ließ. Der gelehrte Doktor Faust fällt zunächst einfach in die Schlingen des Bösen, weil er das kräftigste und geistigste seiner Bedürfnisse, das nach Erkenntnis, ein halbes Menschenleben lang durch ein ödes Bücherleben zu stillen sucht und auch die Natur nur in ihrer Abgestorbenheit sich nahe kommen läßt. Der Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen, welcher dadurch in ihm zu unerträglicher Gespanntheit ansteigt, führt ihn zur Verzweiflung an sich selbst und raubt ihm die Lust am Leben.

„Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen.
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen."

Es ist die gleiche Stimmung, in welcher Werther sich erschießt. Faust ergiebt sich dem Teufel, lediglich deswegen, weil dieser ihm

[5]) Gespräche 3, 6. Mai 1827.

den vollen Gegensatz zu dem bisherigen Zustande in Aussicht stellt, in welchem er nun einmal nicht weiter leben kann.

„Der große Geist hat mich verschmäht;
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen;
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen . . .,
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!"

Er hat freilich dabei zum voraus die Gewißheit, daß wahre Befriedigung auch auf diesem Wege nicht zu finden sein wird, und er kann daher getrost mit Mephistopheles den Pakt machen, daß er ihm anheim fallen soll, sobald das äußere Leben, wie jener es ihm zu geben vermag, ihm wirklich einen Augenblick dauernder Beseligung, den er festzuhalten wünschte, zu bieten haben würde. Wonach Faust, sich selbst noch unbewußt, verlangt, der Urquell, von welchem der Teufel ihn abzuziehen versuchen soll, ist die rückhalt- und selbstlose Teilnahme am thätigen Leben, nur freilich nicht zum Zwecke des Genusses, sondern des erfolgreichen Wirkens. Der ganze Gehalt seiner bisherigen Bildung soll in den Dienst dieses neuen Zieles gestellt werden. Nur so kann der Schatz der Erkenntnis, nach welchem er bis dahin vergebens gegraben hat, gehoben werden.

„Trinke Mut des reinen Lebens;
Dann verstehst du die Belehrung."

Ganz anders Mephistopheles:

„Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn.
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehen."

In der That, er versteht sein Spiel. Er weiß seinen Schützling zuerst zu verjüngen und ihm hierauf diejenige Seite des Lebens, die Faust noch nicht gekannt hat, die Liebe, mit ihrem ganzen berückenden Zauber, aufzuschließen. Der Ausgang der Liebesepisode scheint dem eben gehörten diabolischen Programme zu entsprechen. Er entspricht

aber auf Grund von Fausts Persönlichkeit in Wirklichkeit nur dem Inhalte der ruhigen Frage, mit der ihm jener zu Anfang entgegentrat:

„Was kannst du, armer Teufel, geben?“

An diese Situation beim Schlusse des ersten Teiles schließt der zweite folgerichtig an. Es handelt sich für Mephistopheles fortgehend um den Versuch, Faust von seinem Urquell abzuziehen und ihn endlich einmal zum Geständnisse der rückhaltslosen Hingabe an den Reiz des Augenblickes zu bringen. Das erste ist der Gegenstand seiner Wette mit dem Herrn, das andere der seines Paktes mit Faust selbst, der ihm ja nur unter dieser Bedingung anheimfallen soll. Beides aber kommt in der Sache auf dasselbe hinaus, weil das zweite nur möglich wird, wenn das erste gelungen ist. So folgen denn zunächst die Verlockungen des Hoflebens, die auf eine so hochstrebende Natur vielleicht besser und dauernder zu wirken vermögen; sodann, als dieses für Faust die Veranlassung wird, sich nach einem Leben in der klassischen Vergangenheit, und zwar mit dem Ideale hellenischer Schönheit, zu sehnen, was ja bei seinem Bildungsgange von der früheren Zeit her nahe genug lag, die Gewinnung und das Liebesleben mit der Helena. Aber auch hier trügt den Bösen die Rechnung. Denn jene Gewinnung wird für Faust zu einer sittlichen That, indem er Helena ritterlich aus einer ihr Leben bedrohenden Lage befreit; vor der Gefahr aber, in ihrem Besitz in weichlich träumerischen Lebensgenuß zu versinken, behütet ihn der Tod ihres Kindes, welches die aus der Unterwelt heraufgestiegene Mutter wieder in diese mit hinabzieht. Und nunmehr, nachdem so ein in falsche Richtung weisendes, aus der Vergangenheit herüber wirkendes Moment überwunden ist, gewinnt Faust die Erkenntnis seines Berufes für das volle Leben der unmittelbaren Gegenwart. Den frivolen Bildern unwürdigen Genusses, mit denen Mephistopheles (zu Anfang des vierten Aktes) aufs neue auf ihn zu wirken sucht, setzt er die festen Worte entgegen:

„Mit Nichten! dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erstaunenswürdiges soll geraten,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.“ [6])

[6]) Faust II. Hempel 13, S. 180. Weim. Ausg. 15 I, V. 10181.

Er ist mündig geworden; die Hölle und ihre Heerscharen müssen jetzt *ihm* dienen, und zwar sogleich im Sinne einer bestimmten volksbeglückenden Aufgabe, bei deren Verwirklichung er dann auch der magischen Kräfte immer mehr und mehr zu Gunsten rein menschlich-sittlicher Mittel entbehren lernt. Der Abend seines Lebens tritt infolge dieser Wendung unter die ausschließliche Herrschaft der *Sorge*, deren Anhauch ihn *blind* macht, blind für die Genüsse wie für die abseits lockenden Interessen des Lebens, um so hellsichtiger aber für das eine Werk, das große, folgen- und segensreiche, an dessen Verwirklichung er seine letzte Kraft zu setzen entschlossen ist. Und damit kommt ihm schließlich auch der Moment, an dessen Erreichung er früher verzweifelte. Er erlebt und bekennt, was nach dem Wortlaute des Vertrages mit dem Bösen ihn diesem anscheinend in die Hände liefert; er preist und segnet sich selber im Genusse des Augenblickes.

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön! . . .
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

Damit stirbt er, und der Teufel glaubt sein Spiel gewonnen zu haben. In Wahrheit hat er es verloren. Der Faust, der abseits vom Leben im Sehnen nach Erkenntnis theoretisch sich verzehrt und die Natur lediglich durch magische Sprüche zu zwingen wußte, das wäre sein Mann gewesen. Die Persönlichkeit aber, die aus jener eigensüchtigen Vergrabenheit sich unter der Frische und dem Ernste des wirklichen Lebens zum sittlich-thätigen Charakter durchgearbeitet hat, ist nun fähig und würdig, statt für die Nachstellungen des Bösen ein Gegenstand für die erlösende göttliche Liebe zu werden.

Den besten Kommentar zu Goethes Faust in dem angegebenen Sinne bietet übrigens das Leben des Dichters selbst. Er selbst ist es gewesen, der den bezeichneten Entwickelungsgang von der nur individuellen Neigungen lebenden Abgeschlossenheit zu allseitig thatkräftigem Wirken in sich vollzogen hat. Die innere Bewegung und

Erſchütterung, mit der ſich dieſe Wandelung, die mit dem Übergange von der Frankfurter in die Weimarer Zeit unmittelbar zuſammenfällt, in ihm durchſetzte, hat er am Schluſſe von Dichtung und Wahrheit in ergreifender Weiſe zum Ausdruck gebracht. Der Widerſtreit aber und das relative Maß von Berechtigung der zwei Naturen iſt ihm ſein Leben hindurch fühlbar geblieben, ſo ſehr, daß er ſie in einem anderen klaſſiſchen Werke, im Taſſo, zu zwei plaſtiſchen Geſtalten zu verkörpern vermochte. Nur muß man ſich hüten, die Hervorhebung dieſes Gegenſatzes in dem Sinne zu deuten, als ob immer und überall das ſinnige und beſchauliche Weſen im Unrecht ſein ſollte gegenüber der Unruhe des lebengeſtaltenden Wirkens. Vielmehr ſoll nach der Meinung des Dichters das letztere nur das Mittel ſein, um das erſtere deſto ſicherer zu gewinnen und zu erhalten, der Preis, ohne welchen jenes als echtes und dauerndes Gut nicht zu haben iſt. Ja als das eigentliche Gut des Lebens, welches aus dieſem Wechſelverhältniſſe von Thätigkeit und Zurückgezogenheit zu gewinnen iſt, weiß der Dichter das zu preiſen, was er die „ſtille Seele“ nennt, das ſtill gewordene Herz und die von hier aus ſich vollziehende Weltbetrachtung. Auf ihr beſonders ruht die nachhaltige geiſtige Kraft bei aller Vielſeitigkeit der Intereſſen, die er durch alle Zeiten äußerer und innerer Aufregung hindurch bewahrte; ſie gehört zu den weſentlichen Momenten ſeiner theoretiſchen und praktiſchen Lebensphiloſophie und bildet innerhalb dieſer das notwendige Gegenſtück und die Ergänzung zu dem nach außen gehenden Schaffen und Wirken. Wie er in Hermann und Dorothea den ruhigen Bürger zu loben weiß,

„Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehet“,

und dem Sohne des Hauſes die Mahnung erteilen läßt:

„Es iſt deine Beſtimmung, . . .
Wohl zu verwahren das Haus und ſtill das Feld zu beſorgen“,

ſo preiſt er auch anderwärts [7])

„Den der auf rechter Spur ſich in der Stille ſiedelt.“

---

[7]) Gedichte. Hempel 2, S. 364; 1, S. 65; 2, S. 377. Weim. Ausg. 3, S. 280; 1, S. 102; 3, S. 311.

„Was bleibt mir nun, als eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt
In ſtiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen."

„Halte dich im Stillen rein und laß es um dich wettern."

Solcher aufrichtigen Sammlung der Seele bedarf es für Goethe überall, wo es ſich in Theorie wie in Praxis, für Einſichten wie für Aufgaben um das Ergreifen des Wahren und Richtigen handelt. So in dem auf tiefer ethiſcher Selbſtbeſinnung ruhenden Gedichte Ilmenau, wo der Dichter und Berater ſeines Herzogs ſich uns darſtellt, wie er abſeits von den um das Feuer lagernden Genoſſen über die ihm zugefallene Aufgabe nachdenkt:

„. . . indeſſen ich hier ſtill, und atmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre."

In der „Zueignung", die den Werken voran ſteht, läßt der Dichter ſich „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" reichen:

„Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt."

Aber auch für dieſes hohe Gut ſoll gelten, daß das Glück dem Menſchen immer als Erfüllung einer Aufgabe zu teil wird; die Stille der Seele beſitzt nur, wer ſie ſich zu erringen weiß. Iphigenie preiſt an Pylades:

„Denn ſeine Seel' iſt ſtille; ſie bewahrt
Der Ruhe heil'ges, unerſchöpftes Gut."

Und an anderer Stelle, dem geſpannteſten Punkte der Situation, hat ſie zu mahnen:

„Harret ſtill, welch Ende
Die Götter unſern Thaten zubereiten."

Wie es von Dorothea heißt, ſie habe mit ſtillem Gemüte die Schmerzen über den Tod des Bräutigams getragen, ſo vernehmen wir auch aus dem Munde der Prinzeſſin im Taſſo:

„Doch glaube mir, es horcht ein ſtilles Herz
Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
Und übt ſich insgeheim an jedem Gut";

und Taſſo ſelbſt kann dem Antonio, den er für ſeinen Feind hielt, am Schluſſe kein ſchöneres Anerkenntnis ſeiner Geſinnung ausſtellen als in den Worten liegt:

„Du edler Mann, du ſteheſt feſt und ſtille."

Wie sehr aber alles dies von dem Dichter aus der eigensten Seele gesprochen ist, erkennt man unter anderem in dem Briefe an Frau von Stein,[8]) in welchem er ihr von einem nochmaligen Besuche in Sesenheim berichtet: „Da ich jetzt so rein und still bin, wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen."

Ich bin in den Belegen zu diesen Punkten ausführlicher gewesen, weil ich der Ansicht bin, daß, was man gewöhnlich in Goethes Lebensanschauung als seinen Optimismus bezeichnet, seine Wahrheit lediglich in der Beleuchtung besitzt, die es von hier aus empfängt. Goethes Optimismus hat mit der leichten und flachen Strömung hinsichtlich der Wertung des Lebens, die man heute vielfach mit jenem Namen bezeichnet, wenig zu schaffen. Er kennzeichnet sich im wesentlichen durch den ruhigen und getrosten Ausblick hinsichtlich der in aller Verworrenheit immer wieder durchscheinenden göttlich-ethischen Leitung des Welt- und Lebensgetriebes und auf Grund dessen durch den freudigen und bereitwilligen Mut angesichts der theoretischen und praktischen Aufgaben des Lebens. Als ein müheloses Gut freilich ist ihm dieser auch nicht zu teil geworden. Er beruht, wie Goethe gern und mit Nachdruck hervorhebt, auf der Fähigkeit, den Gütern sowohl wie den Anforderungen des Lebens gegenüber in der rechten Weise Entsagung zu üben. „So manches", heißt es in Dichtung und Wahrheit,[9]) „was uns innerlichst eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zur Ergänzung unseres Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist." Und so handelt es sich durch das ganze Leben hindurch in dieser Beziehung darum, „unsere Existenz aufzugeben, damit wir existieren", ein Gedanke, der ihm für die Fortsetzung des Wilhelm Meister bekanntlich sogar eines der Grundmotive abgegeben hat. Die aus dieser Kraft der Entsagung geschöpfte Ruhe und Stetigkeit als Grundlage eines um so erfolgreicheren Wirkens nach außen ist jedenfalls einer der Hauptvorzüge,

---

[8]) 28. September 1779.

[9]) 4. Teil, Hempel 23, S. 6 f. Weim. Ausg. 29, S. 9 f.

um deſſen willen Goethe das Weſen der „ſtillen Seele“ zu preiſen wußte. Dabei wollen wir nicht verkennen, daß die Eigentümlichkeit ſeines poetiſchen Naturells ihm die Welt, und namentlich die des Menſchenlebens von Haus aus in eine günſtige Beleuchtung rückte. Der Ausblick in der eben bezeichneten Richtung half ihm dazu von vornherein über manches Problem des Gemeinſchaftslebens hinweg, das ſich den Nachlebenden ſchwerer aufs Herz gelegt hat. Von den Schatten- und Nachtſeiten des Daſeins, in deren Betrachtung die moderne Philoſophie und Dichtung mehr und mehr ſich zu verſenken gewöhnt hat, iſt er keineswegs unberührt geblieben, läßt aber davon in der Hauptſache für ſein geiſtiges Leben nur dasjenige an ſich herankommen und auf ſich wirken, dem er eine in ſeinem Sinne poetiſche Seite und Behandlung abzugewinnen vermag. Von den Romantikern, die ſchon zu ſeiner Zeit in dieſer Beziehung gelegentlich weiter gingen, ſagt er daher einmal, zu ihren Gegenſtänden gehöre das Kranke, während klaſſiſch das Geſunde ſei.[10]) Diejenige Richtung des Naturalismus, die heute das Poetiſche mit Vorliebe aus dem phyſiſch und moraliſch Abſtoßenden zu gewinnen ſucht, würde er bei gelegentlicher Anerkennung ihres Ernſtes und ihrer Lebenswahrheit doch hinſichtlich ihrer Objekte vielfach unter die Geltung des Spruches:

„Und ſo will ich ein für allemal
Keine Beſtien in dem Götterſaal“[11])

mit einbegriffen haben.

Die Auseinanderſetzung zwiſchen dem optimiſtiſchen und dem entgegengeſetzten Momente der Lebensbetrachtung vollzieht ſich bei Goethe vielmehr in demjenigen, was er von immer neuen Veranlaſſungen her zu ſagen hat über den Wert und die Berechtigung von Individualitäten. Es ſoll uns dies zugleich etwas von dem nachdenklichen Ernſt offenbaren, mit welchem der Dichter in die dunkle Tiefe des perſönlichen Lebens geſchaut hat.

Goethe hat, wie bekannt iſt, im Gebiete der Philoſophie namentlich auch von Spinoza her tiefgehende Anregungen empfangen

[10]) Sprüche in Proſa. Hempel 19, Nr. 602.
[11]) Zahme Xenien. Hempel 2, S. 352.

und mit Begeiſterung auf ſich wirken laſſen. Der Gedanke eines einheitlichen, ſubſtanziellen, lebensvollen Bandes, welches durch die bunte Fülle des Natur- und Geiſteslebens hindurch waltet und den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht bildet, war ihm von dorther in ſchärfſter Präziſion der Auffaſſung wie der Durchführung entgegengetreten. Die Selbſtändigkeit aber des eigenen Weſens, welche er keiner noch ſo bedeutſamen hiſtoriſchen Philoſophie zu beeinträchtigen geſtattet, kennzeichnet ſich bei ihm Spinoza gegenüber namentlich in dem Punkte, daß er es ablehnt, in dem Einzelnen und Perſönlichen das Minderwertige zu erblicken gegenüber den Zuſammenhängen und der Notwendigkeit des großen Ganzen. In der Individualität und ihrer Bethätigung liegt für Goethe vielmehr der Endpunkt des allgemeinen Geſchehens, in welchem dieſes zugleich ſeinen eigentlichen und unverlierbaren Wert erhält. Das Entſtehen, Daſein und Wirken der Einzelperſönlichkeiten giebt dem Weltleben erſt ſein Gepräge und ſeine Bedeutung, daher auch die tiefgehendſten Einſichten über Weſen und Zweck der Welt und des Daſeins ſich uns nach ſeiner Anſicht an dem Leben und Wirken großer Menſchen erſchließen. Das Weſen der Welt, das in keine Formel zu faſſen iſt, ſtellt ſich in Perſönlichkeiten dar. „Der Kern der Natur iſt Menſchen im Herzen.“ Darum verlangt Goethe für das Verſtändnis der Welt immer und immer wieder die Fähigkeit zur Anerkennung der Thatſache, daß die individuelle Perſönlichkeit, unbeſchadet der mannigfaltigen Einwirkungen, die ſie erleidet, innerhalb des umfaſſenden Getriebes ein in ihr ſelbſt ruhendes konſtantes Weſen und Geſetz zur Geltung bringt, von welchem den einzelnen folgerichtig weder er ſelbſt noch irgend ein Äußeres abbringen kann. „Der Menſch mag ſich wenden wohin er will, er mag unternehmen was es auch ſei, ſtets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat.“ „Für alle Vögel giebt es Lockſpeiſen, und jeder wird auf ſeine eigne Art geleitet und verleitet.“ [12]) „Alles außer uns iſt nur Element, ja ich darf wohl ſagen auch alles *an* uns; aber tief in uns liegt dieſe

---

[12]) Dichtung und Wahrheit I. Hempel 20, S. 120 u. 153. Weim. Ausg. 26, S. 203 u. 261.

ſchöpferiſche Kraft, die zu ſchaffen vermag, was ſein ſoll und uns nicht ruhen noch raſten läßt, bis wir es außer uns und an uns auf eine oder die andere Weiſe dargeſtellt haben.“ [13]) In poetiſcher Form hat Goethe dieſes Individuelle und Unabänderliche im Menſchen, „das Charakteriſtiſche, wodurch ſich der einzelne von jedem anderen bei noch ſo großer Ähnlichkeit unterſcheidet“, einmal mythologiſiert durch den Begriff des Dämons, den er dann in „orphiſchen“ Strophen erläutert:

„Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz, wonach du angetreten.
So mußt du ſein, du kannſt dir nicht entfliehen.
So ſagten ſchon Sibyllen und Propheten.
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form, die lebend ſich entwickelt.“ [14])

Gelegentlich liebt er es auch, die verſchiedenen Individualitäten in Anlehnung an Leibniziſche Vorſtellungen als Monaden im Sinne von unvergänglichen einfachen Subſtanzen zu bezeichnen, die ſich von einander durch die verſchiedenen Grade ihrer Vollkommenheit unterſcheiden, eine Vorſtellung, von der er zu Fauſts Tode eine Anwendung macht, wenn er deſſen „Entelechie“ gen Himmel tragen läßt. Als Beweis, daß ſo etwas exiſtiere, bezeichnete er gegen Eckermann [15]) die „Hartnäckigkeit des Individuums, und daß der Menſch abſchüttelt, was ihm nicht gemäß iſt“. Aus ſeinen dichteriſchen Äußerungen ſehen wir weiter, daß ihm das Unterſcheidende und zugleich das Wertvolle der Einzelperſönlichkeit in der Beſchaffenheit des Gemütes und des Herzens beſtand. Und an dieſen Prüfſtein gehalten iſt ihm nun nicht jeder beliebige eine Individualität im vollen Sinne des Wortes, und je weniger er es iſt, deſto niedriger ſteht zugleich ſein Wert als perſönlicher Charakter. „Unter allen Beſitzungen auf Erden iſt ein eigen Herz die koſtbarſte, und unter Tauſenden haben ſie kaum zwei.“ „Zum Lichte des Verſtandes können wir immer gelangen, aber die Fülle des

[13]) Lehrjahre. Hempel 17, S. 382.
[14]) Hempel 2, S. 242. Weim. Ausg. 3, S. 95.
[15]) Geſpräche 2, 3. März 1830.

Herzens kann uns niemand geben."[16]) Darum ist auch, wie er weiter bemerkt, nicht jeder imstande, große Persönlichkeiten als solche zu würdigen. „Uns ist wohl, sagte ein brüderlich gleicher Tannenwald zur Zeder, wir sind so viele, und du stehst allein. Ich habe auch Brüder, sagte die Zeder, wenngleich nicht auf diesem Berge."[17])

Der optimistische Zug in dieser Anschauung liegt nun darin, daß für Goethe die Individualität schon als solche etwas Berechtigtes ist, daß ihm die Einzelpersönlichkeit an und für sich einen Wert besitzt. Man soll sie daher zunächst gewähren und sich gefallen lassen, ihre Neigungen mit Wohlwollen aufnehmen und, wo immer möglich, zum besten kehren. Gilt dies schon dem Kleinen und Gewöhnlichen gegenüber, so erst recht angesichts der großartigen und bedeutenden Persönlichkeit, die auch entsprechende Härten und Kanten zu zeigen pflegt. Sie hat ein Recht darauf, daß man sie ertrage, auch wo sie unverständlich, ja abstoßend erscheint; wie die Zeder den Tannen antwortet, die ihr das rücksichtslose Emporwachsen als Hochmut auslegen: „Rechtet mit dem, der mich wachsen hieß."[18]) Damit stimmt zusammen, was wir anderwärts[19]) lesen: „Wir betrachten mit Ehrfurcht ein Gemüt, in dem die Saat eines großen Schicksals ausgesät worden, das die Entwickelung dieses Empfängnisses abwarten muß und weder das Gute noch das Böse, weder das Glückliche noch das Unglückliche, was daraus entspringen soll, beschränken darf und kann."

Eine fremde Individualität soll man daher nicht rauben oder verderben wollen. Es ist nicht bloß unklug, weil unmöglich, sondern auch unsittlich, denn sie ist als solche als Geschenk der Natur und Gottes berechtigt. Und dies gilt, wie beim einzelnen, so auch bei Volksindividualitäten. Philipps Versündigung an den Niederländern zeichnet Egmont mit den Worten: „So hat er denn beschlossen, was kein Fürst beschließen sollte. Die Kraft seines Volkes, ihr Gemüt, den Begriff, den sie von sich selbst haben, will er schwächen, niederdrücken, zerstören, um sie bequem regieren zu können. Er

[16]) Lehrjahre. Hempel 17, S. 249.
[17]) Gedichte. Hempel 3, S. 214.
[18]) Ebenda.
[19]) Wahlverwandtschaften. Hempel 15, S. 141.

*

will den inneren Kern ihrer Eigenheit verderben; ... er will sie vernichten, damit sie etwas werden, ein anderes Etwas.“ [20])

Hand in Hand mit dieser Lehre von der Berechtigung der Individualität und des ihr entsprechenden Handelns geht nun aber bei Goethe die andere, welche sie erst zu ihrem vollen Inhalte ergänzt, daß der einzelne dabei für alles, was aus dem Wollen und Handeln seiner Persönlichkeit folgt, dem Gewissen und der sittlichen Weltordnung verantwortlich bleibt. Wie man von seiten des anderen verlangen darf, daß er die Individualität im Mitmenschen zunächst unbefangen anerkenne und achte, so kommt es andererseits der eignen Persönlichkeit gegenüber darauf an, die Klarheit des sittlichen Urteils zu behaupten und nicht alles, wozu die eigene Individualität geneigt macht, unterschiedslos für wertvoll und berechtigt zu halten. Ja es gilt sogar, sich dasjenige, was dem Inhalte des sittlichen Bewußtseins nicht gemäß ist, ohne Selbsttäuschung als Schuld anzurechnen, auch wo man nicht wider dasselbe ankonnte. Wir stoßen in dieser Richtung unserer Gedanken auf den tiefsten und dunkelsten Punkt unserer moralischen Weltanschauung, und Goethe hat sich durch seinen Optimismus nicht abhalten lassen, ihn fest ins Auge zu fassen.

Im Gesange des Harfners im Wilhelm Meister, der im Bewußtsein schwerer Verschuldung die himmlischen Mächte anklagt, heißt es:

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Und laßt den Armen schuldig werden.
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“

Es ist die tragische Seite im Wesen der Individualität, die hier sich aufthut. Auch die Schuld ist ihr Werk und in diesem Sinne notwendig. Als schuldig gewordene aber hat sie die Gegenwirkung der moralischen Weltordnung zu tragen, der sie so wenig entfliehen kann, wie sie den ursprünglichen aus ihr selbst stammenden Antrieben zur Verschuldung sich entziehen konnte. Das Vorzüglichste, was der Mensch besitzt, das eigene Herz, ist daher zugleich

[20]) Hempel 7, S. 73.

ſein Verhängnis. Denn gerade je größer und edler er ſelbſt im Kerne ſeines Weſens iſt, um ſo mehr wird er bereit ſein, nicht nur das Gute und Schöne, ſondern auch das Schlimme desſelben und ſeine Folgen als *ſein Werk* anzuſehen und ſich in Rückſicht darauf unter die Herrſchaft der ſittlichen Vergeltung zu ſtellen. Aber auch wenn er hierzu nicht bereit iſt, entgehen kann er ihnen in keinem Falle.

Es giebt unter Goethes Dichtungen ein Werk, in welchem das hier bezeichnete Problem vom Verhältniſſe der Schuld zur Individualität mit beſonderem Ernſt und poetiſcher Vertiefung zur Durchführung gekommen iſt, und welches deshalb für die Einſicht in ſeine Lebensanſchauung immer in hervorragender Weiſe in-betracht gezogen werden muß: es ſind die Wahlverwandtſchaften. Unter allen ſeinen Werken iſt dieſer Roman, zumal von ſeiten der Frauen, allezeit mehr gefürchtet als geliebt worden, und zwar hauptſächlich wegen des ſcheinbar fataliſtiſchen Zwanges, welchem hier das Inſtitut der Ehe und das zu dieſem gehörige moraliſche Bewußtſein von ſeiten innerer Notwendigkeiten und äußerer Faktoren zu unterliegen ſcheint. Aber auch im allgemeinen, fand man, gehe der Dichter darauf aus, die ſittlichen Handlungen als unfrei darzuſtellen, als unausweichliche Wirkungen einer phyſiologiſchen Potenz, welche die geiſtigen Triebkräfte, unbekümmert um das Bewußtſein moraliſcher Verantwortlichkeit, in Aktion ſetzen. Und doch iſt, wenn man von einigen Einzelheiten abſieht, kein Goetheſches Werk von einer tieferen ethiſchen Weltanſchauung getragen als gerade dieſes. Es ſagt uns, was uns auch das religiöſe Bewußtſein ſagt, daß wir zur ſittlichen Verſchuldung nicht lediglich von der äußeren, ſondern weſentlich von der inneren Natur her gelangen, daß darin aber kein Grund liegt, es mit dem Bewußtſein dieſer Verſchuldung leicht zu nehmen. Es giebt uns zugleich in der Wendung, welche ſchließlich in Ottiliens Verhalten eintritt, den Beweis, daß ſelbſt gegenüber dem Schickſal, welches in die Schuld hineinführt, im Gewiſſen des Menſchen ſich Kräfte zu erheben vermögen, welche das unheilvolle Netz, ſelbſt um den Preis des eigenen Lebens, zu zerreißen die Macht und den Mut haben, daß mithin die ſittlichen Normen nicht ſelbſt *individueller* Natur ſind. Es zeigt endlich,

namentlich auch an der ruhigen Hoheit im Charakter Charlottens, wie die ſtille Seele, wie Goethe ſie ſich denkt, in ihrer Vereinigung von Seelenadel und demütigem Sinne jenen dämoniſchen Mächten gegenüber auch von Anfang an nicht verlaſſen iſt.

In dem hier bezeichneten Punkte liegt für Goethe das tiefſte und ſchwerſte Problem des Lebens, dasjenige, welches in Reflexion wie in Dichtung nie aufgehört hat ihn zu beſchäftigen. Das Schickſal des Menſchen hängt davon ab, ob und inwieweit er es vermag, ſich von der bloßen Individualität zur Perſönlichkeit und damit zum Charakter zu bilden. Als Individuum wird er geboren, zum Charakter muß er ſich machen. Von ſelbſt wird niemand ein Charakter; er muß es werden auf Grund eines durch alles Entſchließen und Handeln hindurchgehenden Willens, aus ſich ein Etwas, eine Perſönlichkeit zu geſtalten. Es gehört dazu

„... ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schickſal abgeleitet,
Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit ſich ſelbſt und bald mit Zauberſchatten ſtreitet,
Und was ihm das Geſchick durch die Geburt geſchenkt,
Mit Müh' und Schweiß erſt zu erringen denkt.“[21])

Und doch iſt dabei das eigene Wollen nicht das Ausſchlaggebende: ob und wieweit es gelingt, hängt wieder ſelbſt einerſeits mit der angeſtammten Beſchaffenheit, der Individualität, andererſeits mit der der äußeren Einwirkungen, die teils zufällig, teils, in der Erziehung, planmäßig auf jene wirken, zuſammen. So muß ſich jeder, der über ſein eigenes Weſen und deſſen Entwickelung nachdenkt, als das unvermeidliche Produkt von Eigenweſen und äußeren Umſtänden betrachten und kann dennoch, wenn er überhaupt auf ſittliches Bewußtſein und eine berechtigte Stellung innerhalb der ſittlichen Gemeinſchaft Anſpruch macht, nicht umhin, die Inhalte ſeines Willens und deſſen im Handeln heraustretende Wirkungen als ſeine eigenen, auf Freiheit beruhenden Thaten zu beurteilen. Der Gedanke von der Unausweichlichkeit dieſes Zwieſpaltes hinſichtlich der Bedingtheit und Freiheit unſeres ſittlichen Weſens leuchtet in den

[21]) Gedichte. Hempel 1, S. 111. Weim. Ausg. 2, S. 145.

Hauptcharakteren der Goetheſchen Werke, von Götz und Werther angefangen bis zu den Wanderjahren und zum Ende des Fauſt, überall mehr oder weniger deutlich hindurch. Den Hauptinhalt desſelben faßt er gelegentlich einmal in einen Spruch, wie den: „Es darf ſich einer nur für frei erklären, ſo fühlt er ſich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, ſich für bedingt zu halten, ſo fühlt er ſich frei.“[22]) Das eigentliche Rätſel des Lebens liegt für ihn nicht etwa in der Frage nach dem metaphyſiſchen Grunde des Lebensprozeſſes oder nach deſſen immanenter oder tranſzendenter Beſtimmung, ſondern in dem Verhältniſſe, in welchem ſich in ſeinem Verlaufe Freiheit und Notwendigkeit an der Ausgeſtaltung des menſchlichen Weſens bethätigen, und der moraliſche Charakter angeſichts der durchgehenden Bedingtheit unſerer Entwickelung ſeine Selbſtändigkeit und ſeinen Eigenwert zu behaupten in der Lage iſt. Eine philoſophiſche oder überhaupt theoretiſche Löſung des Problemes zu geben, hat er nie unternehmen wollen; er verfährt auch hier nach ſeiner Regel, die Probleme ſtehen zu laſſen und ſich in den Schranken des Begreiflichen zu halten. Mag die Löſung ſich ſpekulativ oder wie ſonſt erdenken laſſen oder nicht: ſie läßt ſich jedenfalls erleben.[23]) Und ſo ſchließt ſich an dieſer Stelle der Endpunkt unſerer Betrachtung mit dem Ausgangspunkte zuſammen. Es iſt Goethes Herzensmeinung: die werkthätige, von idealem Sinne geleitete Teilnahme an den normalen Intereſſen des gemeinſamen Lebens bringt in ihrem Verlaufe den Menſchen immer mehr dahin, aller Erfahrung ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Bedingtheit zum Trotz der Superiorität und Freiheit ſeines ſittlichen Weſens praktiſch gewiß und froh zu werden. Es wird ihm von dorther klar, daß das Leben für ihn eine Reihe von Gebundenheiten bedeutet, daß aber unter dieſen es eine giebt, unter die er ſich nur mit Bewußtſein zu ſtellen braucht, um inne zu werden, daß er darin die höchſte geiſtige Freiheit und den höchſten Wertinhalt des Daſeins gewinnt: die Gebundenheit an den Inhalt der ſittlichen Ideen und

[22]) Sprüche. Hempel 19, Nr. 388.

[23]) Vgl. u. a. Lehrjahre. Hempel 17, S. 329: „Ein thätiges Leben führt ſo viele Ereigniſſe herbei, daß er bald fühlen muß, daß jede Art von Zweifel nur durch Wirkſamkeit gehoben werden kann.“

an das Gefüge der moraliſchen Weltordnung. Im Hinblick auf dieſe geſchieht es, wenn Iphigenie ſagt:

„Und folgſam fühlt' ich immer meine Seele
Am ſchönſten frei."

Und je ernſter der einzelne es mit dem Bewußtſein dieſer Freiheit nimmt, um ſo mehr darf er hinſichtlich der dunklen Probleme des Lebens ſich der Hoffnung getröſten, unter welche der Dichter Fauſts Lebensgang geſtellt hat:

„Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen."

Die gegenwärtige Zeit bringt der Goetheſchen Lebensauffaſſung ein bereitwilligeres Verſtändnis entgegen als ſeine eigene, indem ſie ſie zugleich von einer Schranke befreit, die ihr aus unſchwer erkennbaren Urſachen noch anhaftete. Goethes Zeitgenoſſen waren für die rechte Würdigung ſeiner Lehre nur zum kleineren Teile vorbereitet. Sein ernſter Blick auf das Verhältnis der Individualität zum Gewiſſen ging den Genoſſen und Epigonen des Aufklärungszeitalters, welches im Bewußtſein der dem Menſchen innewohnenden Tugend und Vernünftigkeit zu ſchwelgen liebte, zu hoch. Sein Aufruf zum thatkräftigen Leben aber, als der Quelle nicht nur der wahren Gemütsruhe, ſondern auch der Erkenntnis, war den Enthuſiaſten der Empfindſamkeit, die in den Kreiſen der Gebildeten vielfach ſelbſt die Stürme der Befreiungskriege überdauerte, geradezu unſympathiſch. Mit dem Beginne der modernen Zeit aber, der für die Deutſchen faſt unmittelbar mit dem Zeitpunkte von Goethes Tode zuſammentrifft, hat ſich uns Schritt für Schritt die Wahrheit und Berechtigung ſeiner Lebensphiloſophie in ſchweren aber unverlierbaren Erfahrungen zu erkennen gegeben. Immer unausweichlicher drängt ſich unter ihrer Wirkung an jeden von uns die Notwendigkeit, ſein ſubjektives Meinen, Begehren und Behagen in die Bedürfniſſe für die Neuordnung des großen Ganzen in nationaler, ſozialer und überhaupt ethiſcher Beziehung zu fügen. In immer ſtärkerem Maße gilt es, nicht ſich die Dinge, ſondern ſich den Dingen und den neuen Zielen unterzuordnen, die aus der erſehnten Erfüllung lang gehegter Wünſche und Ideale, uns ſelbſt vielfach

zur Überraſchung, herausgewachſen ſind, und dabei dennoch, oder vielmehr gerade deswegen das hierdurch bedingte Denken und Handeln unentwegt unter dem Geſichtspunkte der moraliſchen Verantwortung zu halten. Für immer weitere Gebiete des Volkslebens, nach oben und unten, greift in der Gegenwart die Notwendigkeit durch, daß womöglich jeder einzelne, willig oder nicht, ſich gedrängt fühle, aus ſich ſelbſt ein gleichviel wie erhebliches Zentrum von lebenswürdiger Energie und thatkräftiger Leiſtung nach innen und außen zu machen und mit dieſem ſeinem Werke, jedem Mitſtreiter und Mitarbeiter ebenbürtig, einzumünden in den allgemeinen Strom der Entwickelung des Ganzen. Und hiermit kommen wir, eben indem wir Goethes Lebensauffaſſung, mit oder ohne Bewußtſein von ihr, zu der unſrigen machen, auch hinaus über die Schranke, die ihr von ſeiner Zeit und ſeiner Individualität her noch gezogen war. Was wir heute an ihm und an dem Gedankengehalte ſeiner Werke vermiſſen, und was man gerade in der Zeit unmittelbar nach ſeinem Tode oft mit beſonderer Empfindlichkeit vermißt hat, iſt die Beziehung auf den gewichtigen Pulsſchlag eines großen öffentlichen Lebens. Ihm daraus, wie es ſeitdem oft und nicht immer ohne Verbitterung geſchehen iſt, einen Vorwurf zu machen, wäre Thorheit, und hieße das viele Gute und Herrliche überſehen, was uns der Tiefblick des Dichters und Denkers gerade innerhalb der bezeichneten Beſchränkung aufgeſchloſſen hat. Auch der Genius, der über ſeine Zeit hinausführt, atmet in ihrer Atmoſphäre, und Goethes Zeitalter war, was jenes hohe Gut betrifft, nicht das eines Sophokles oder Shakeſpeare. Aber gerade weil und indem wir heute die Aufgabe des einzelnen innerhalb des Lebens und das Verhältnis von Leben und Perſönlichkeit in Goetheſchem Geiſte faſſen, haben wir die Reſignation inbezug auf die Ausbildung unſeres gemeinſamen öffentlichen und nationalen Lebens abzuſtreifen und außerdem die ethiſche Aufgabe des Einzelnen wie der Geſamtheit, ſtatt wie zur Zeit des Dichters in den allumfaſſenden Horizont des allgemeinen Menſchentums, für abſehbare Zeit wenigſtens in den engeren aber fruchtbareren unſeres gemeinſamen vaterländiſchen Lebens einzuſtellen gelernt. Und eben von dieſer Poſition aus hat ſich uns neuerdings der Blick mit erneuter Empfänglichkeit auf

das zurückgelenkt, was wir im Intereſſe wahrer und fruchtbarer Lebensanſchauung Goethe verdanken. Mehr als je iſt er heute der Unſere. Sein Lebensbegriff, der uns gleichweit abſeits hält von weltflüchtiger Idealität wie von einem ideenloſen theoretiſchen oder praktiſchen Realismus, gehört zu den weſentlichen Beſtänden und Triebkräften unſeres geiſtigen Geſamtlebens, und an Goethe ſelbſt erfüllt ſich, bedeutſamer als er es ſelbſt ahnte, die Wahrheit ſeines Wortes[24]): „Die ſchönſte Metempſychoſe iſt die, wenn wir uns im Andern wieder auftreten ſehen."

[24]) Sprüche. Hempel 19, Nr. 1040.

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

Zur Feier von Schillers Geburtstag.

2. Aus Schillers dramatischen Lehrjahren.

Von Herrn Prof. Dr. B. Litzmann zu Jena.

(8. November 1891.)

Sie kennen alle jenes ergreifende Bild des großen Toten, dessen Gedächtnis wir heute feiern, das Bild von Freundeshand entworfen, das mit unnachahmlicher Zartheit und sinnlicher Anschaulichkeit Schillers geistiges Wesen in der körperlichen Erscheinung uns vor die Seele stellt, das Bild des alle Hemmnisse der Materie siegreich überwindenden Genius (in Goethes Epilog zur Glocke):

„Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme."

Vor den tiefbewegten Theaterbesuchern, deren so manche noch vor wenigen Monaten den Dichter schaffensfreudig in ihrer Mitte gesehen, wird die Riesengestalt des Dramatikers noch einmal ins Leben zurückgerufen:

„Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht.
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig
Den Wert der Kunst, des Künstlers Wert erhöht.
Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens!"

*

Gestatten Sie mir an dies Wort, dies Bild anzuknüpfen. Ich möchte Sie einladen mit mir heute den größten Dramatiker Deutschlands eine Strecke Weges zu begleiten, wie er in rastlos emporstrebender Arbeit den dornigen Pfad zur Höhe sich bahnt; ich möchte dabei versuchen, in einigen Augenblicksbildern mehr als in geschlossener Darstellung, Ihnen einen Eindruck davon zu verschaffen, was die lebendige Berührung mit der Bühne für den jungen Schiller und seinen dramatischen Entwickelungsgang bedeutete.

Es ist mir immer besonders merkwürdig erschienen, daß Schiller seinem Erstlingswerke, den Räubern, anfangs die eigentliche Lebensfähigkeit auf der Bühne abgesprochen hat. „Es mag" schreibt er in der ersten Vorrede zu den Räubern, „beym ersten in die Hand nehmen auffallen, daß dieses Schauspiel niemals das Bürgerrecht auf dem Schauplatz erreichen wird." Das ist ein gewiß in seiner Art einzig dastehendes Beispiel, daß ein an der Schwelle des Jünglingsalters stehender Dramatiker den ersten großen Wurf, der ihm gelungen, selbst preisgiebt und kühl bedächtig erklärt: „mir wars gar nicht darum zu thun für die Bühne zu schreiben".

Noch merkwürdiger aber erscheint es auf den ersten Blick, daß gerade die Bühnenpraktiker anderer Meinung waren, und daß von diesen die Initiative zur ersten Aufführung ausging.

Es ist das große historische Verdienst des Freiherrn v. Dalberg, ein Verdienst, das auch durch seine spätere zweideutige, engherzige Haltung nicht geschmälert wird, daß er dem namenlosen Anfänger den Weg auf das bretterne Gerüst bahnte, von dem dieser sich in strenger Bescheidenheit noch selber ausschloß. Denn was für den General die Feldschlacht ist, das ist für den geborenen Dramatiker die Erfahrung eines einzigen Theaterabends, und endete er auch mit einer Niederlage. Auf diesem Boden, und nur auf diesem kann er die Probe auf die Richtigkeit seines Exempels machen, und hundert noch so geistreiche Kritiken sind nicht so lehrreich für ihn als die blitzartige Erleuchtung über einen begangenen Fehler, den ihm die Aufführung durch alle Sinne fühlbar macht. Es verlohnt sich daher wohl uns einen Augenblick in der Seele des Dichters zurückzuversetzen an jenen denkwürdigen

13. Januar 1782, an dem zum erstenmal, allerdings in wesentlich fürs Theater zugestutzter Form, die Räuber in Mannheim in Szene gingen.

Wenige Minuten vor der für den Beginn angesetzten Zeit betrat der Dichter selbst unbemerkt das von der erwartungsvollen Menge dichtgefüllte Haus. Heimlich, ohne Urlaub hatte er sich aus Stuttgart fortgestohlen: es ließ ihm keine Ruhe, er selber mußte Zeuge sein, welches Schicksal Darsteller und Publikum ihm bereiten würden. Da rauschte der Vorhang auf und da stand sie, die schmächtige Gestalt in schwarzer spanischer Tracht: das bleiche, von spärlichem fahlem Haar umrahmte Antlitz, dunkle Schatten unter den unheimlich glühenden großen Augen, die mit grauenerregender Starrheit die verfallene, im Sessel vor ihm hilflos zusammengebrochene Greisengestalt zu bannen schienen. Der Dämon Franz und sein Vater!

Aber als sich nun die schmalen Lippen fast unmerklich öffneten und die ersten schmeichelnden Worte der Frage: „Aber ist Euch auch wohl, Vater, Ihr seht so blaß!“ in die atemlos lauschende Menge tönten, da war die den Abend entscheidende Stimmung gegeben. Jene Stimmung, die jeden vom Dichter angeschlagenen Ton und jede diesem entsprechende Nüance der Darstellung mit einer Art physischem Lustgefühl auf sich wirken läßt, und die dann auch durch mancherlei Enttäuschungen, die der weitere Verlauf des Abends brachte, nicht ernstlich mehr gestört werden konnte. Zu den Enttäuschungen gehörte zum Beispiel die äußere Erscheinung des Räuber Moor, dessen Darsteller Boek mit seiner kurzen gedrungenen, fast dicklichen Gestalt wenig dem Bilde entsprach, das man sich aus der Lektüre von dem himmelstürmenden düsterschönen Briganten unwillkürlich gemacht hatte. Zu den Enttäuschungen gehörte auch das Versagen der großen Massenszenen, denen die Regie sich nicht gewachsen zeigte, und die allzu schleppend gespielt entschieden ermüdend wirkten. Aber alle diese kleinen und großen Mißgriffe wurden reichlich aufgewogen durch jene Augenblicke, wo das Genie des Dichters und die anempfindende Kunst des Darstellers zu einem gewaltigen, die Herzen aufs tiefste erschütternden, Akkorde zusammen klangen.

**

Wenn Karl Moor in der mitternächtlichen Szene am Turm, über die der Mond „ein natürliches, schreckliches Licht verbreitete", neben dem Vater knieend Mond und Sterne beschwor:

„Höre mich, Mond und Gestirne! Höre mich mitternächtlicher Himmel, der Du auf die Schandthat herunter blickest. Höre mich, dreimal schrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet und rächt und verdammt über den Sternen und feuerflammt über der Nacht: Hier knie ich, — hier streck' ich empor die drei Finger in die Schauer der Nacht, hier schwöre ich!" u. s. w.

Da wurden, „das Publikum, Akteure und Statisten mit ihm fortgerissen in dem allgewaltigen Feuerstrome".

So berichtet einer, der mit dabei war, Iffland. Er gab an dem Abende den Franz Moor und leistete in dieser Rolle, die der Dichter selbst „schon für verloren gehalten", weil sie nach seiner Meinung „nicht für die Bühne" sei, von allen Darstellern das Bedeutendste. „Noch hör' ich ihn", schreibt Schiller, „in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenstund, das ruchlose Nein sagen, und dann wiederum, wie von einer unsichtbaren Hand gerichtet, ohnmächtig umsinken. „„Ja! ja! — droben einer über den Sternen!"" — Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knieen liegen und beten, als um ihn schon die Gemächer des Schloßes brannten."

Aber auch die übrigen Künstler, besonders die beiden Darsteller des Schweizer und des Kosinsky, David Beil und Heinrich Beck, übertrafen durchweg die Erwartungen des Dichters, wie denn der Gesamterfolg des Abends, trotzdem bis zum 4. Akte das Publikum mit äußerem Beifall kargte, seine Befürchtungen glänzend zu widerlegen schien.

Aber wie er schon vorher sich über die Bedeutung und Tragweite eines augenblicklichen Theatererfolges sehr skeptisch ausgesprochen und der Meinung Ausdruck gegeben hatte, „der Applaus der Zuschauer sei nicht immer der Maßstab für den Wert eines Dramas", weil „der Zuschauer vom gewaltigen Licht der Sinnlichkeit geblendet oft ebensowohl die feinsten Schönheiten, als die untergeflossenen Flecken übersieht", so faßte er auch jetzt, unbeirrt durch den berauschenden Eindruck dieses siegreichen Abends, sein

Gesamturteil kühl und bestimmt zusammen: „Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll, dieses Stück ist dem ohngeachtet kein Theaterstück."

Das Publikum aber urteilte anders und gab dem Wagemut des Mannheimer Intendanten und seiner Schauspieler Recht. Die Wellen des Beifalls fluteten schnell ins Land hinaus, und dem Beispiele der Mannheimer Bühne folgten die größeren deutschen Theater sehr schnell. Am 20. September desselben Jahres ging das Drama zuerst in Leipzig in Szene, drei Tage später in Hamburg. Ihnen schloß sich Berlin am 1. Januar 1783 an, und dort erlebte das Stück, allerdings in einer elenden Bearbeitung, in vier Monaten vierzehn Aufführungen. Die übrigen kleinen und großen Theater, mit Ausnahme der durch den Stoff beleidigten Hofbühnen, ließen ebenfalls nicht lange auf sich warten. Und so erscheint es begreiflich, wie in dem Dichter trotz seinen Zweifeln an der Lebensfähigkeit der Räuber als Repertoirstück der Entschluß reifte und zur That drängte, sich von seinem Regimentschirurgentum loszumachen, außerhalb der Heimat sein Glück zu suchen und mit kühnem Wagnis alles auf die eine Karte seines dichterischen Genies zu setzen.

So klar er sich selbst über die seinem Erstlingswerke anhaftenden Schwächen war, und so wenig er auch jetzt noch sich Illusionen darüber hingab mit diesem einen Siege alles gewonnen zu haben, das Eine hatte ihn doch dieser Theaterabend gelehrt, daß es nur von seinem Willen abhänge, auf der deutschen Bühne das Bürgerrecht zu erwerben. Galt es doch nur noch die letzte Hand anzulegen an das Werk, das die Räuber überbieten und ihn wirklich des anmaßenden Titels eines „deutschen Shakespeare" würdig machen sollte: Fiesko!

Es war am 26. September 1782 als sich um die vierte Nachmittagsstunde im Hause des Regisseurs Meyer zu Mannheim eine kleine Tafelrunde zusammenfand, den Dichter der Räuber sein zweites Werk vortragen zu hören. Wenige Tage vorher hatte er die Ketten gebrochen und stand jetzt unter den getreuen Kampfgenossen seines ersten Sieges als ein freier, ein flüchtiger Mann. In jugendlichem Enthusiasmus begrüßte ihn die kleine Künstler-

schar, und mit inniger Genugthuung gewahrte der treue Genosse seiner Flucht, Streicher, wie man nicht genug Worte finden konnte, „die tiefe Verehrung gegen den Dichter, sowie die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Produkt eines so erhabenen Geistes hätten“. Die freudige Zuversicht, mit der der Dichter sein neues Werk selbst als einen großen Fortschritt gerade nach der theatralischen Seite bezeichnete, schien ihnen ja dazu auch alles Recht zu geben.

Und nun reihte man sich um den runden Tisch, neben Iffland und Beil, für die beiden Charakterrollen Verrina und den Mohren wie geschaffen, und dem treuherzigen Heinrich Beck noch eine Anzahl minder hervorragender Kräfte. Unter lautlosem Schweigen begann der Dichter, nachdem er eine kurze Orientierung über die historischen Voraussetzungen vorangeschickt hatte.

Unter lautlosem Schweigen ging der erste Akt zu Ende.

Dann rückt ein Stuhl, Beil verläßt ohne ein Wort zu sagen die Gesellschaft; die übrigen beginnen ein gleichgiltiges Gespräch. Der zweite Akt verläuft ebenso. Kein Wort über das Stück. Man reicht Erfrischungen umher; jemand macht den Vorschlag zu einem Bolzschießen. Man scheint darauf einzugehen. Von dem Stück ist nicht mehr die Rede. Und ehe man sich versieht, hat sich Einer nach dem Andern sachte fortgestohlen, nur Iffland hat außer dem Wirte und dem getreuen Streicher den Mut zu bleiben. Aber auch jetzt dasselbe peinliche Schweigen; nicht einmal einer Diskussion scheint man das Werk würdig zu halten. In einem Nebenraume aber stellt Meyer dem entsetzten Streicher die Gewissensfrage: „Wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben hat?“ Und als dieser betreten widerfragt, warum? erhält er die niederschmetternde Antwort: „Weil der Fiesko das allerschlechteste ist, was ich in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines und Elendes sollte gemacht haben.“

Und in trübem, dumpfem Schweigen endete der Abend, von dem Schiller eine neue Epoche seiner dramatischen Laufbahn hatte rechnen wollen. Allerdings eine neue Epoche schien er zu eröffnen;

aber eine des Niedergangs! War das wahr? war das möglich? Hatte der Dichter ſelbſt ſich ſo über ſeine Fähigkeiten, über die Mängel ſeines eigenen Werkes täuſchen können?

Am andern Morgen ſchien ſich allerdings ein Teil des düſteren Gewölkes wieder zu zerſtreuen; beim ſtillen Durchblättern der Handſchrift hatte Meyer doch einen erheblich günſtigeren Eindruck namentlich auch über die Bühnenwirkſamkeit empfangen und war nun geneigt den Mißerfolg des Abends Schillers hyperpathetiſchem Vortrage im reinſten Schwäbiſch zuzuſchreiben. Aber über ein Gefühl der Enttäuſchung kam man doch nicht hinweg: vom Dichter der Räuber hatte man etwas Größeres erwartet, und an eine Aufführung in dieſer Form war nicht zu denken. Angeſichts dieſer Haltung der Schauſpieler konnte denn auch Dalbergs Entſcheidung nicht anders fallen als: aufführbar nur nach einer Umarbeitung. Daß dieſe Forderung in dieſem Augenblick für den Dichter einer Ablehnung faſt gleichkam und den heimatloſen Flüchtling, der auf einen ſchnellen und glänzenden Erfolg gerechnet hatte, ſchwerſter, geiſtiger und materieller Not preisgab, das war eine Thatſache, über die ſich der Intendant keine Gedanken machte und die auch die Mannheimer Schauſpieler in ihrer ganzen Tragweite nicht zu würdigen wußten.

Aber wenn man auch der unter den größten Hemmungen und mit innerem Widerſtreben vorgenommenen Umarbeitung des Fiesko den dem Dichter angethanen Zwang anmerkt, in der Hauptſache, der Berechnung der Bühnenwirkſamkeit, hatten der Mannheimer Intendant und ſeine Schauſpieler diesmal eben ſo gegen den Dichter recht, wie ſeiner Zeit bei den Räubern. Nur daß diesmal das Verhältnis umgekehrt war. Das bewies auch diesmal wieder die Aufführung, die faſt genau zwei Jahre nach jenem glorreichen Theaterabend am 11. Januar 1784 ſtattfand.

Gerade jene Stimmung, welche damals den Abend entſchieden hatte, die die Haupthandlung und die Figur des Haupthelden vom erſten Augenblick mit Verſtändnis und wachſender Teilnahme begleitet hatte, verſagte hier. Man wußte nicht was man aus dem Helden machen ſollte, und dieſe Unſicherheit über die eigentlichen Intentionen des Dichters ließ ein rechtes Behagen

auch da nicht aufkommen, wo wie in den Nebenfiguren reichſte Gelegenheit dazu ſich bot. Die Mannheimer klagten, das Stück ſei „zu gelehrt“ für ſie. Der Ausdruck iſt nicht glücklich gewählt, aber wir können wohl verſtehen, was ſie meinten.

Fiesko war der erſte Verſuch Schillers auf dem Gebiete des großen hiſtoriſchen Dramas. Ein „republikaniſches Trauerſpiel“ hatte es der Dichter genannt. Aber wenn es ihm bei den Räubern geglückt war dem bürgerlichen Drama einen großen ſozialen Hintergrund zu geben, ſo verſagte hier, wo er auf das politiſche Gebiet hinübergriff, ſeine Kraft. Ungleich mehr hier wie dort hat man den Eindruck, daß der Dichter die große Welt bisher nur durch Fernrohre kennen gelernt hat. Bei der konkreten Formulierung der großen politiſchen Fragen, bei der Herausarbeitung der großen prinzipiellen, den tragiſchen Konflikt verurſachenden Gegenſätze verliert er ſich in verſchwommene Tiraden von Freiheit und Völkerglück, die in dem Munde von Staatsmännern doppelt phraſenhaft wirken.

Charakteriſtiſch für das ganze Drama als einen taſtenden Verſuch auf einem neuen Boden iſt vor allem, daß bis zum letzten Augenblick der Dichter über die Frage unentſchieden war, wie er es hinausführen, ob er Fiesko untergehen oder ſiegen laſſen ſolle.

Durch den Abſchluß, den er dem Drama in der Buchform gegeben hat, und der auch heute noch der auf der Bühne übliche iſt — Fiesko, von Verrinas Hand im Augenblicke des höchſten Triumphes von der Brücke geſtoßen, findet in den Fluten ſeinen Tod — durch dieſen Abſchluß iſt, darauf ward ſchon damals hingewieſen, dem republikaniſchen Prinzip nur ſcheinbar der Sieg gegeben.

In Wirklichkeit iſt dieſes, auf deſſen Sieg, wenn anders überhaupt ein einheitlicher Plan vorhanden war, alles angelegt ſein mußte, am Schluſſe des fünften Aktes bankerott!

Fiesko der Befreier iſt allerdings gefallen, weil er aus einem Befreier ein Unterdrücker zu werden drohte, aber der, der dieſe Rettungsthat auf ſich nimmt, der Vertreter des ſtrengen republikaniſchen Freiheitsideals, der um deswillen den Freund ermordet, verkündet er nicht den Bankerott dieſes Prinzips mit den Worten: „Ich gehe zum Andreas!“?

Es war eine müde, unluſtige Hand, die unter erlahmendem Intereſſe an dem Helden dieſen widerſpruchsvollen, theatraliſchen Abgang herausarbeitete.

Inſofern war Dalbergs Einwand nicht unbegründet, wenn er dagegenmeinte, die ganze Anlage des Stückes verlange den Sieg des republikaniſchen Prinzips und zwar in der Perſon Fieskos.

In der Bühnenbearbeitung ward denn auch dieſer Forderung genüge gethan. Auch hier wird nach der Beſiegung Dorias Fiesko als Herzog gehuldigt, auch hier beſchwört Verrina den Abtrünnigen der Würde zu entſagen, auch hier legt Verrina Hand an Fiesko. Aber die That mißlingt, und das Volk nimmt leidenſchaftlich wider den Majeſtätsverletzer Partei. Und nun erklärt Fiesko, er verzichte freiwillig auf Thron und Herrſchaft: „Ein Diadem erkämpfen iſt groß, es wegwerfen, göttlich. Seid frei, Genueſer. Und die monarchiſche Gewalt vergehe mit ihren Zeichen!“

Schwerlich iſt aber dieſer Abſchluß organiſcher als der erſte, ſo effektvoll, theaterwirkſam er iſt. Innerlich überzeugend iſt er nicht, eben ſo wenig wie die Geſtalt des Helden überhaupt, die in allen Farben ſchillernd, halb Held halb Intrigant, in dieſer Verquickung für einen Schauſpieler wohl eine intereſſante Aufgabe bietet, aber keine Perſönlichkeit iſt, die als Hauptträger einer dramatiſchen Handlung Glauben und Sympathie finden kann.

Das große naive Publikum gar, das lieben, haſſen oder fürchten will, ſtand und ſteht einem ſolchen Helden, der trotz allem tönenden Pathos raffinierter Dialektik an den Verſtand appelliert, ratlos, wehrlos gegenüber. Mit Leuten wie Franz Moor und Spiegelberg hatten ſie etwas anzufangen gewußt: das waren greifbare Objekte für einen ehrlichen Haß. Aber bei Fiesko und ſeinen Genoſſen — denn er war nicht der einzige, deſſen Geſtalt in ſo gebrochenen Farben ſpielt —, verwirrte ſich ihr Gefühl. Bedenken anderer, ſchwerer wiegender Art mußten ſich aber gerade den feineren Beobachtern aufdrängen angeſichts des auffallenden Mangels individueller Züge in der Sprache des Helden. Dieſes donnernde Pathos, dieſe Kataraktе großer Bilder mochten im Munde eines Räuber Moor, der das Herz auf der Zunge trägt, am Platze ſein. Aber ſie berührten wie ein greller Mißklang

von den Lippen des sich in seine Intriguen einspinnenden Verschwörers.

Die Räuber hatten die Hoffnung erweckt, ihr Verfasser werde sich über das Niveau des Stürmer- und Drängertums in jeder Beziehung erheben. War nun hier, fragte man, ein Rückschritt zu konstatieren, ein Rückschritt zur Manier, oder hatte man sich überhaupt in ihm getäuscht?

Sehr viel ernstlicher, und mit mehr Recht als bei den Räubern, konnte jetzt der Zweifel laut werden: Wird es diesem Talent gelingen die Schlacken der Manier abzustreifen und sich zu einer künstlerischen Individualität auch in dem Sinne durchzuarbeiten, daß er individuelle lebenswahre Charaktere mit individueller natürlicher Ausdrucksweise zu zeichnen vermag? Wird es ihm gelingen einen Hang zu besiegen, der gerade im Fiesko viel stärker als in den Räubern hervortrat, den Hang zum Theatralischen? die Neigung, statt mit aus dem Charakter sich psychologisch entwickelnden, wirklich dramatischen Motiven mit theatralischen Effekten zu arbeiten?

Um so gespannter sah man dem neuen Drama entgegen, das hierauf die Antwort, die Entscheidung bringen sollte, der Luise Millerin oder, wie es inzwischen auf Ifflands Veranlassung umgetauft worden war, dem bürgerlichem Trauerspiel „Kabale und Liebe".

Ich muß es mir leider versagen hier auf die verschiedenen Phasen der Entstehungsgeschichte dieses Dramas einzugehen und kann nur andeutend darauf hinweisen, wie die Idee und die Hauptgestalten zuerst auftauchen in jenen Tagen, wo der Regimentsfeldscheer im Arrest, Groll und Erbitterung über die Tyrannei im Herzen, auf Flucht zu sinnen begann. Wie dann die Gestalten den Flüchtigen begleiten und in Oggersheim und Bauerbach gerade in den trübsten Tagen und Stunden, unter schwerstem Sorgendrucke, zu selbständigem Leben erwachten. Wie dann nach der Rückkehr nach Mannheim mit strenger Selbstzucht die Hand daran gelegt wurde, alle Auswüchse zu beschneiden und die bühnenmäßige Form aus der immer noch flüssigen Masse herauszuarbeiten; und wie vor allem diese letzten Monate der Heldin zu gute kamen, wie für sie im anregenden Verkehr mit Margarethe Schwan der Dichter

noch einige anmutige Züge jener entlehnte, während die ideal-jungfräuliche Erscheinung und temperamentvolle Glut Caroline Zieglers, der Braut Heinrich Becks, die mit leidenschaftlicher Begeisterung und Hingebung sich der ihr zugewiesenen Titelrolle widmete, ihrerseits wieder auf die letzte Gestaltung des Charakters in der Phantasie des Dichters zurückwirkte.

So war das Werk der Vollendung entgegengereift.

Am 15. April 1784 ward die Schlacht geschlagen, und diesmal war es ein Sieg, glorreicher selbst als der vom 13. Januar 1782: die Scharte des Fiesko war ausgewetzt. Die große Bedeutung dieser Entscheidung aber beruht darin, daß das Urteil, das die Besucher des Mannheimer Schauspielhauses an jenem Abende fällten, noch heute aufs Titelchen zu Recht besteht. Unter den Werken aus Schillers dramatischen Lehrjahren ragt dies bürgerliche Trauerspiel wie ein Riese empor, es bezeichnet den Höhepunkt dessen, was er auf diesem Gebiete damals zu leisten vermochte, ja in manchen Punkten sogar den Höhepunkt seines dramatischen Schaffens überhaupt. Das Drama enthält Szenen, die selbst der zur vollsten Beherrschung seiner Kunst gelangte Dichter nachmals nie wieder erreicht, geschweige denn je übertroffen hat. Die Wirkung der Dichtung ist daher auch überall, wo sie auf die Bühne kam, ungeheuer überwältigend gewesen, was zum Teil allerdings dem packenden Stoffe, zum größeren Teil aber der Kunst des Dichters zuzuschreiben ist.

Dem gegenüber wollte es wenig bedeuten, daß gerade umgekehrt wie beim Fiesko, der als Buchdrama viel mehr Glück machte als auf der Bühne, gegen die Buchausgabe von Kabale und Liebe sehr heftige kritische Stimmen laut wurden, die an dem Dichter und seinem Werke kein gutes Haar ließen.

Herausgehoben sei hier nur die giftigste und krasseste, die die Berliner eines schönen Morgens im Juli 1784 in der „Vossischen Zeitung" lesen konnten:

„In Wahrheit wieder ein Produkt, was unsern Zeiten — Schande macht. Mit welcher Stirne kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit

Wohlgefallen betrachten kann! — Doch wir wollen nicht deklamieren. Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes affektiertes Mädchen mit der Vorsicht rechtet und voll krassen pöbelhaften Witzes oder unverständlichen Galimathias durchlesen kann und mag, der prüfe selbst. So schreiben heißt Geschmack und gesunde Vernunft mit Füßen treten und darin hat denn der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Szenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase."

Aber in einem Punkte hatte der Kritiker recht, wenn er den Titel tadelte. Es ist ewig zu beklagen, daß Schiller sich durch Iffland hat verleiten lassen, an Stelle des allein richtigen, weil Aufmerksamkeit und Teilnahme sofort auf die Kern- und Hauptgestalt des Dramas lenkenden Titels „Luise Millerin" den komödiantenhaft marktschreierischen „Kabale und Liebe" zu setzen, und daß daher das Werk unter diesem schnöden Zugtitel in der Geschichte unserer Dichtung lebt.

Das Thema der Dichtung ist scheinbar ein von den Stürmern und Drängern fast erschöpftes: Die Liebe, welche ohne Rücksicht auf Standesunterschiede zwei Menschenherzen zusammenführt und aneinander kettet; ein Konflikt, der sich infolgedessen zwischen den Beiden einer- und der sie umgebenden Welt und Gesellschaft andererseits, dann aber auch zwischen den beiden Liebenden selbst ergiebt. Schließlich Vernichtung des Bürgermädchens in diesem Zusammenwirken von Intrigue und Leidenschaft.

Aber während in den Dramen der Lenz, Wagner, Klinger immer die begehrliche Leidenschaft des vornehmen Herrn es war, der das Mädchen niederen Standes schuldig unschuldig zum Opfer fällt, rückt Schiller das Problem in eine neue Beleuchtung, erweitert und vertieft er den tragischen Konflikt. — Vielleicht mochte ihm bei dieser Konzeption, als er Ferdinand und Luise makellos, beide einander wert, in reiner Neigung zueinander entflammt, einer von niederen Leidenschaften und Begierden verpesteten Gesellschaft gegenüberstellte, das in blindem Familienhader der Montecchi und Capuletti zu Grunde gehende Veroneser Liebespaar vorschweben. —

Beide könnten glücklich werden, wenn sie nicht in einer jede natürliche Regung vergiftenden Umgebung lebten. Beide müssen zu Grunde gehen, weil starres Vorurteil und Gemeinheit stärker sind als sie: schuldlose Opfer einer schuldigen Zeit.

Es liegt eine schwüle beängstigende Atmosphäre über dem ganzen Drama vom ersten Heben des Vorhangs an. Die Märtyrergestalt des Mädchens umgiebt ein Hauch ahnungsvoller Schwermut. Noch ehe der Sturm losbricht und über ihr reines Haupt streift, fühlt sie sich geweiht als Opfer. Durch die zwei ihrem ersten Auftreten vorangehenden exponierenden Szenen zwischen Vater und Mutter und dem unheimlichen Werber Wurm hat der Dichter dafür gesorgt, daß auch der Zuschauer vorausahnend die Unheilswolke sieht, die sich ihr zu Häupten zusammenzieht.

Sie kommt aus der Kirche, und die erste Frage ist: „War er da?" — Wer? — „Ach ich vergaß, daß es noch außer ihm Menschen giebt. Mein Kopf ist so wüste. Er war nicht da? Walter?" Und auf die traurige Frage des Vaters: „Ich dachte meine Luise hätte den Namen in der Kirche gelassen!" blickt sie ihn „starr an" und hat nichts zur Antwort als: „Ich versteh Ihn Vater — fühl das Messer, das Er in mein Gewissen stößt, aber es kommt zu spät!"

Zu spät! und so nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Nicht hilft freiwilliges Entsagen, nicht die schwersten Opfer, die sie sich selbst auferlegt, die Gesellschaft will ihre Person als Opfer. Sie, die so gerne Platz machte, die auf des Vaters Frage: „Du willst eigenhändig Hand an Dich legen?" erwiedert: „Nenn Er es nicht so, mein Vater! Eine Gesellschaft räumen wo ich nicht wohl gelitten bin, an einen Ort vorausspringen, den ich nicht länger missen kann — ist denn das Sünde?" — sie muß sich Schritt für Schritt den Weg zum Frieden erkämpfen, sie muß darum ringen nicht nur mit ihren Feinden, sondern den schwersten Kampf mit denen, die sie am meisten liebt, Ferdinand und dem Vater.

Er, der mit himmelstürmendem Enthusiasmus allem Trotz bietet: „Wer kann das Band zweier Herzen lösen oder die Töne eines Akkordes auseinanderreißen", er, der der Gesellschaft den

Krieg erklärt: „Meinen Entschluß oder das Vorurteil. Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platze bleiben wird.“ Er, der in schwärmerischer Selbstvergessenheit alles preisgeben will: „Mein Vaterland ist, wo mich Luise liebt!“: Dieser liebenswerte jugendliche Schwärmer ist es, der nicht nur die Geliebte, gegen ihre Überzeugung in den Kampf hinein zwingt, sie mit ihren nächsten Angehörigen in Zwiespalt bringt, sondern der auch bei der ersten Probe des Vertrauens jammervoll unterliegend in wahnsinnig kopfloser Raserei sie mit eigener Hand dem Tode weiht.

Wie das äußerlich herbeigeführt, wie die Intrigue angesponnen, mit welchen Mitteln da gearbeitet wird, die Liebenden in die Schleier des Mißverständnisses zu verstricken, darüber kann man sehr wohl mit dem Dichter rechten, aber die innere psychologische Entwickelung, solche Einwirkungen zugegeben, ist überzeugend und überwältigend, und darum ist diese duldende Heldin Luise Millerin, trotz Fehlgriffen im einzelnen, eine der herzbewegendsten Gestalten tragischen Leidens, die die Geschichte des Dramas kennt!

Über Einzelheiten namentlich auch in der Charakterzeichnung der übrigen Gestalten der Dichtung kann man, wie gesagt, mit dem Dichter rechten. Es ist nicht zu leugnen, daß die satanische Büberei der beiden intriguespinnenden Schufte, des Präsidenten und Wurms, hie und da an die Karrikatur streift, daß das für den ganzen Verlauf doch so wichtige Verhältnis zwischen Vater und Sohn zu flüchtig behandelt, und daß Wurm an die Theaterpuppe streift. Eben so kann man im Charakter der Lady Milford bedenkliche Inkonsequenzen rügen, und man kann schließlich und hauptsächlich gegen die grobdrähtige Intrigue, die die Katastrophe herbeiführt, schwere Bedenken haben: trotz alledem ist dies das erste Drama, in dem Schiller den ganzen Umfang seiner dramatischen Gestaltungskraft offenbart. Und hätte er nur den einen Musikus Miller geschaffen, und nur eine solche Szene, wie die zwischen Luise und ihrem Vater im fünften Akte, er wäre immer der größte Dramatiker Deutschlands.

Solche Töne, wie er sie da anschlägt, wo Vater und Kind in tiefster Seelennot zu einander sprechen, einander ganz verstehen

und einander finden, die hat er selbst später nie wieder zu finden gewußt.

Dieser Musikus, roh brutal in Ausdruck und Empfinden, ist doch ein Mensch, der sich einem ins Herz stiehlt und dessen Dasein inmitten der unheilsschwangeren Atmosphäre eigentlich der einzige Lichtblick ist. Von den beiden in einem höheren Gefühlsleben schwelgenden Gestalten der beiden Liebenden abgesehen ist er in der faulen und morschen Gesellschaft das einzige gesunde Element. Auch er ist befangen, aufgewachsen unter dem Druck blinder knechtischer Unterwerfung unter alles, was Namen und Titel hat: als er zum ersten Mal einen Haufen Gold als sein Eigentum beisammen sieht, ist ein roher Jubelschrei das Erste: „Und wart! was ich jetzt auftreten will! Wie ich die Backen jetzt vollnehmen will. Und auf dem Markte will ich meine Musikstunden geben und Numero fünfe Dreikönig rauchen! und wenn ich wieder auf dem Dreibatzenplatz sitze, soll mich der Teufel holen!"

Aber dieser Paroxysmus ist gewissermaßen nur eine unwillkürliche Reflexbewegung der gebundenen Kreatur, an der Wille und Vernunft keinen Teil haben. Denn in demselben Atem fährt er fort: „Geld macht den Mann nicht, Geld nicht. — Ich habe Kartoffel gegessen oder ein wildes Huhn; satt ist satt und dieser Rock da ist ewig gut, wenn Gottes liebe Sonne nicht durch den Ärmel scheint. Für mich ist das Plunder. Aber dem Mädel soll der Segen bekommen! was ich ihr nur an den Augen absehen kann soll sie haben;" und wie er nun das Glück ausmalt: „Und soll mir Französisch lernen aus dem Fundament und Menuet tanzen und singen, daß mans in den Zeitungen lesen soll, und eine Haube soll sie tragen wie die Hofratstöchter und einen Ridebarri, wie sie's heißen, und von der Geigerstochter soll man reden auf vier Meilen weit!"

Vier Meilen weit! Wie steht er da leibhaftig vor uns, der Mann mit dem engen Horizont und dem weiten Herzen! Und ist es nicht ein feiner und tiefer Zug? Sobald diese Saite angeschlagen, sobald an das Verhältnis zu seinem Kinde gerührt wird, erscheint er wie umgewandelt, da weiß er auch im entscheidenden Augenblick die knechtische Unterwürfigkeit abzustreifen und den ganzen Mann

zu zeigen. Ich brauche nur an die grandiose Szene am Schluß des zweiten Aktes zu erinnern, wo er dem gefürchteten Gewalthaber Trotz zu bieten wagt, „wechselweise vor Wut mit den Zähnen knirschend und vor Angst damit klappend“: „Euer Exzellenz, das Kind ist des Vaters — Halten zu Gnaden — Wer das Kind eine Mähre schilt, der schlägt den Vater ans Ohr, und Ohrfeig um Ohrfeig, das ist so Tax bei uns — halten zu Gnaden!“

Noch heute, wo wir diesem Spiegelbilde einer glücklich längst überwundenen Leidensperiode unseres Volkes ruhigeren Herzens zuschauen, geht es bei diesen Worten allemal wie ein verhaltener Jubelruf durchs Haus, wenn das „Halten zu Gnaden“ die schwüle Atmosphäre reinigt.

Man vergegenwärtige sich nun, wie alles das wirken mußte, wo die Originale zu dieser von moralischer Fäulnis zerfressenen Hofgesellschaft mit Händen zu greifen waren, die Fürsten vor allem, die ihre Landeskinder für Gold verschacherten, „Lauter Freiwillige“ natürlich, wie der alte Kammerdiener im Drama erzählt, und die der gnädigste Landesvater, wenn „das Joch Menschen“ rebellierte, kaltblütig zusammenschießen ließ.

Einen derartigen Landesvater brachte der Dichter allerdings nicht in Person auf die Bühne, wie Lessing in der Emilia, aber trotzdem spielt er bei Schiller eine viel bedenklichere Rolle. Es ist die unsichtbare Sonne, um die sich die ganze Gesellschaft dreht, die allen die Bahnen bestimmt und unter deren Brutwärme sich jene moralischen Fäulniskeime entwickeln, die seine Umgebung auch auf alles, was mit ihr in Berührung kommt, überträgt. So eine jämmerliche Kreatur wie Luisens eigene Mutter ist ihr natürliches Produkt.

Wir begreifen, wie die Zeitgenossen in atemloser Spannung Szene um Szene verfolgten als lebten und litten sie mit Luise Millerin; denn der Dichter hatte es verstanden mit einer dramatischen Gestaltungskraft alle in dem Stoffe vorhandenen wirksamen Motive herauszuarbeiten, wie keiner vor ihm; und es war zugleich ein gewaltiger Schritt vorwärts auf seiner eigenen Bahn.

Die Szenenreihe der beiden ersten Akte von der meisterhaften Exposition an bis zu dem wilden Aufeinanderplatzen der feindlichen

Prinzipien, verkörpert in dem Präſidenten und ſeinem Sohne, iſt auch rein techniſch betrachtet ein Meiſterſtück erſten Ranges. Später ſpürt man, daß das Stück nicht in einem Guß, ſondern in Abſätzen entſtanden iſt. Im vierten Akt namentlich drängt ſich, das Hauptintereſſe zerſplitternd, die Epiſodenfigur der Milford zu ſehr in den Vordergrund. Aber der fünfte Akt ſteht von der erſten Szene bis faſt zum Schluß ganz auf der Höhe der beiden erſten Akte. Nur die letzte Schlußwendung, Dekoration möchte man ſagen, befriedigt nicht; ſie erſcheint matter und nach den kühnen Anläufen verzagt. Die Entlarvung und Sühne des Schuldigen iſt geradezu theatraliſch.

Aber man vergißt das alles über der ungeheuren Lebensfülle des Ganzen. Ebenſo wie es damals das Mannheimer Publikum vergaß, das in toſendem Beifalle dem Dichter, der an Streichers Seite in einer Loge der Vorſtellung beiwohnte, zujubelte. Als er ſelbſt, überraſcht von dieſer Huldigung, aufſtand und ſich verbeugte, da mochte es ihn wohl wie ein Rauſch unnennbaren Glücks überkommen. „In ſeinen Mienen“, erzählt Streicher, „in der edlen ſtolzen Haltung zeigte ſich das Bewußtſein ſich ſelbſt genug gethan zu haben.“

Das war der größte Augenblick in Schillers dramatiſchen Lehrjahren. Der größte und der letzte. Eine neue Epoche brach damit an, ſie fand ihn als Meiſter ſeiner Kunſt. An dieſem Wendepunkte breche ich ab, nehmen wir Abſchied von ihm, und während wir im Geiſte ſeine Bahn weiter verfolgen, wird, was wir empfinden, wieder zum Bilde, und es drängt ſich mir auf die Lippen:

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entſchwindend,
Unendlich Licht mit ſeinem Licht verbindend.

II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für alte Sprachen (AS).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis 30. September 1891 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. ph. Otto Liermann, Lehrer, hier.

In der Sitzung vom 23. September sprach Herr Dr. Hippenstiel über „Die Titel griechischer Dramen".

Unter den Fragen, welche in dem Wesen und in der Geschichte des griechischen Dramas liegen, ist es eine verhältnismäßig nebensächliche, auf die ich hier die Aufmerksamkeit lenken möchte. Denn der Name, unter dem ein Stück gefaßt wird, ist an diesem, als Schriftwerk betrachtet, wohl das äußerlichste, und es scheint fast sonderbar, hieraus eine eigentliche Frage machen zu wollen. Allein durch die Art der Überlieferung gewinnt auch der Titel einige litterarturgeschichtliche Bedeutung. Von manchem der überhaupt bekannten Stücke ist uns nur der Titel erhalten: sein Wert ist also hier, indem er den Inhalt wenigstens andeutet, um so größer, je weniger wir sonst von dem Stücke kennen. Wenn man im einzelnen zusieht, wie die alten Schirftsteller die Stücke anführen, so erkennt man gar bald die Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit, mit der sie oft dabei verfahren; auch zeigt sich, welche Dramendichter bei den einzelnen Gelehrten am beliebtesten und für ihre Zwecke besonders bevorzugt, weil am ergiebigsten waren. Ich vermag nun jetzt noch nicht, zumal auf beschränktem Raume, des genaueren darzulegen, wozu eine solche Prüfung aller betreffenden

Zitate, mit der ich beschäftigt bin, im einzelnen führt. Doch was an den überlieferten Titeln als ursprünglich, soweit wir es wenigstens verfolgen können, und was als spätere Änderung sich in manchen Fällen mit ziemlicher Sicherheit bezeichnen läßt, zugleich wie diese Änderungen wohl entstanden sind, das möchte ich hier versuchen im Zusammenhang kurz darzustellen, und es scheint mir ein solcher Versuch um so gerechtfertigter, als gerade in den neuen litteraturgeschichtlichen Werken, die wir am häufigsten zur Hand nehmen, in diesen Beziehungen das Sichere nicht immer scharf genug betont und manchmal einfach übergangen ist.

Als Vorarbeiten, die für diesen Zweck benutzt sind, kommen zunächst inbetracht gelegentliche, zerstreute Bemerkungen in den litteraturgeschichtlichen Werken, besonders in dem von Bergk, betreffs des Euripides, vor allem in v. Wilamowitz-Möllendorffs Analecta Euripidia. Nennen muß ich sodann die für die drei großen Tragiker zusammenfassende Behandlung dieser Frage in meiner Doktordissertation (Marburg 1887), und besonders eine Dissertation von Lohann (Marburg 1890), die eine willkommene Zusammenstellung aller in der voralexandrinischen Litteratur erwähnten Titel mit Angabe der Stellen giebt. Die Frage nach dem Inhalte der Stücke kann hier grundsätzlich unberührt bleiben; das Erforderliche darüber geben besonders die bekannten Werke von Welcker und Schöll sowie die Fragmentsammlungen von Nauck und Meineke. Doch möchte ich hier gleich im voraus bemerken, daß die Art der Titelanführung bei den alten Grammatikern, die wir genauer kennen lernen werden, davor warnen muß, zu jedem einzelnen der erwähnten Titel einen besonderen Inhalt ausfindig machen zu wollen.

Unter den Hilfsmitteln, die uns in dieser Frage das Altertum selbst bietet, sind zunächst die inschriftlichen Urkunden zu erwähnen. Wir wissen, daß wenigstens in der Blütezeit des Dramas die Stücke nach ihrer Aufführung amtlich verzeichnet, gleichsam gebucht wurden, und von solchen Verzeichnissen, die ebenso wie die Aufführungen selbst διδασκαλίαι hießen, sind Bruchstücke gefunden worden, veröffentlicht und besprochen besonders im C. J. Gr. I, Nr. 231 und C. J. A. II, 972—977. Zusammenfassend behandelt sind alle diese Überreste, die ihrer Entstehung nach nicht vor das Jahr 354 v. Chr. gehören

und für die Komiker ergiebiger als für die Tragiker sind, von Bergk im Rhein. Mus. Bd. 34, S. 292 ff. Das bekannte marmor Parium (C. J. Gr. II, 2374) enthält nur allgemeine, mehr biographische Angaben. Ebenso ist ohne Bedeutung gerade für unsern Zweck das marmor Albanum (C. J. Gr. III, 6047), sowie ein marmor aus dem Piräus (Wilam. anal. Eurip. S. 138 ff.). Auf jenen amtlichen Verzeichnissen beruhte wohl die Schrift des Aristoteles, die den Namen διδασκαλίαι trug, ein Werk, das zwar verloren und sogar von Val. Rose in seiner Berliner Preisschrift Aristoteles pseudepigraphus dem Aristoteles selbst abgesprochen worden ist, sicher aber für die gelehrten Arbeiten der Alexandriner eine wichtige Grundlage gebildet haben muß und in den noch erhaltenen Bemerkungen der späteren Erklärer verarbeitet ist.

Unter dem eigentlich handschriftlichen Materiale geben uns die Papyrusrollen keine neue Aufklärung. Von den codices ist besonders wichtig ein Mediceus s. Laurentianus XXXII, 9, s. XI, der die sieben erhaltenen Stücke des Äschylus nebst einem Verzeichnisse aller seiner Stücke sowie die sieben des Sophokles enthält; für Euripides sind es Handschriften des 12. Jahrhunderts (mit nur neun Stücken) und jüngere (mit allen neunzehn uns überlieferten). Unter diesen handschriftlichen Überresten kommen vor allem die älteren Scholien inbetracht, sowie die den einzelnen Stücken vorgesetzten ὑποθέσεις und die βίοι. Dazu tritt dann die ganze Masse der in den Fragmentsammlungen zusammengestellten Bruchstücke der verlorenen Dramen. Alle diese äußeren Zeugnisse also, die nicht etwa einträchtig einander ergänzen, gilt es sowohl unter einander wie mit allgemeinen Grundsätzen, die sich aus dem Wesen des Titels überhaupt ergeben, in vernünftige Übereinstimmung zu bringen.

Eine Zusammenstellung aller Titel brauche ich hier nicht zu geben; eine solche bieten die litteraturgeschichtlichen Werke mehr oder minder vollständig. Doch muß ich bemerken, daß die aus dem Altertume erhaltenen Verzeichnisse uns schon in diesem Punkte im Stiche lassen. So fehlen auf dem scheinbar vollständigsten, dem marmor Albanum mit den Werken des Euripides, und in dem handschriftlichen Kataloge der Äschyleischen Stücke einige sonst sicher

beglaubigte Titel, ohne daß in beiden Fällen an Ausfall durch Zerstörung des Materials gedacht werden könnte, und wo es zwei Stücke mit demselben Namen von einem Dichter gab, findet sich nur eines erwähnt. Auch entstehen hier bereits über die richtige Schreibung mancher Titel Zweifel, auf die wir hier nicht einzugehen brauchen, so wichtig es auch für die Beurteilung eines Stückes ist, ob z. B. der Chor männlich oder weiblich war. Zu warnen ist übrigens vor Suidas, der in Angaben von Titeln groß ist. Es genügt hier im allgemeinen darauf hinzuweisen, daß weitaus die meisten Titel den einfachen Namen der Hauptperson oder des Chores geben. Im älteren Drama, besonders in der Tragödie, ist es am häufigsten der Name einer Persönlichkeit aus der Sage oder, wo es der Chor ist, der eines Volkes. So war auf die einfachste Weise das Gebiet bezeichnet, dem der Stoff des Stückes entnommen war. Diese Einfachheit des Titels, die wie gesagt die Regel ist, möchte ich besonders betonen. Wir ersehen daraus, welche Bekanntschaft mit den Mythen der Dichter voraussetzen und wie kurz er sich bei der Titelgebung fassen durfte, um doch noch bei zum Teil recht entlegenen Sagenstoffen verstanden zu werden: es ist das eine Bestätigung des natürlichen und selbstverständlichen Grundsatzes, den wir aufstellen dürfen, wenn wir im Titel möglichste Knappheit verlangen.

Man wird hier fragen, wie es vermieden wurde, daß die Zuschauer mit falschen Erwartungen zur Vorstellung kamen, zumal wenn man bedenkt, daß oft dieselben Titel ganz verschiedene Stoffe bezeichneten, wie z. B. die Φοινίσσαι des Phrynichus und des Euripides, ἱκέτιδες des Äschylus und des Euripides. Leider fehlt hierüber sowie über die Erwartungen, welche das Publikum überhaupt vor der Aufführung hegen durfte, jede Angabe. Wir wissen nicht, wie die Namen der Stücke vorher bekannt gegeben wurden, ob durch Anschlag an Tafeln oder durch mündliche Verkündigung. Es ließe sich sogar annehmen, eine Festsetzung des Titels sei vor der Aufführung überhaupt nicht erfolgt, und damit wäre allerdings die ganze Titelfrage, was wenigstens die Thätigkeit des Dichters selbst betrifft, grundsätzlich erledigt; nur müßten dann die amtlichen Verzeichnisse bereits vor Aristophanes angefertigt sein, der schon

einige Titel erwähnt. Aber eine ſolche Anſicht wird ſchwerlich jemand vertreten wollen; ſie widerſpricht zu ſehr der natürlichen Annahme, daß der Dichter den Erwartungen des Publikums durch kurze Ankündigung deſſen, was er bieten wollte, entgegenkommen mußte. Wann und bei welcher Gelegenheit er dies aber that, iſt an keiner Stelle des Altertums angedeutet. Wir wiſſen bezüglich der Tragödie, daß einige Tage vor dem eigentlichen Agon ein Proagon ſtattfand, und man hat geglaubt, daß dieſer den Zweck hatte, das Stück anzukündigen (Rohde im Rhein. Muſ. 38, S. 251 ff.). Das iſt jedenfalls denkbar. Aber wenn Lohann (S. 21) eine Stelle des Ariſtophanes (Acharn. V. 301) dazu benutzt, um zu behaupten, daß ſchon ein Jahr zuvor der Titel eines Stückes bekannt war, ſo heißt das einer glänzenden Vermutung zuliebe dem natürlichen Sinne der Worte Gewalt anthun. Von anderen Bedenken ganz abgeſehen, würde eine ſolche unvorſichtige Maßregel des Dichters ſchlecht dem natürlichen künſtleriſchen Streben gedient haben, die Erwartung des Publikums lieber in Spannung zu halten, als frühzeitig zu befriedigen. Nur in dieſem Streben, glaube ich, finden ſo ganz allgemeine Titel wie ἱκέτιδες und χοηφόροι ihre Berechtigung. Daß übrigens dieſe und ähnliche Namen, welche die im Mittelpunkte des Stückes ſtehende Handlung ſelbſt bezeichnen, beſonders bei der ſpäteren Komödie ſich finden, kann nicht auffallen, da dieſe um ihres Zweckes willen ihre Stoffe mit Vorliebe dem täglichen Leben entnehmen mußte.

Solche Erwägungen müſſen uns gegenüber allen längeren Titeln bedenklich machen, deren Vollſtändigkeit in wünſchenswerteſter Weiſe unſerem Verſtändniſſe entgegenkommen will. Dieſe ſcheinbare Genauigkeit wird nun häufig ſo erreicht, daß der Name des Chores durch ἤ mit dem der Hauptperſon verbunden wird, wie in des Sophokles Ἀτρεὺς ἢ Μυκηναῖαι oder mit der Bezeichnung der Handlung ſelbſt, wie bei Äſchylus Φρύγες ἢ Ἕκτορος λύτρα. Einmal beſteht der Titel ſogar aus zwei Chornamen, in Äſchylus Θεωροὶ ἢ Ἰσθμιασταί. Aber dieſes Beiſpiel läßt ſofort den wahren Wert ſolcher Doppeltitel erkennen. Denn Ἰσθμιασταί bezeichnet nicht etwas anderes als Θεωροί, ſondern nur deren beſtimmte Art, und niemand wird glauben wollen, daß der Dichter ſeinem Stücke

einen ſo ungeſchickten Namen gegeben hätte. Auch in dem ſoeben erwähnten Doppeltitel des Sophokles weiſt der Name des Chores nicht beſtimmter auf den Sagenſtoff hin als Ἀτρεύς allein. Bei Euripides findet ſich kein einziger Doppeltitel, ebenſowenig bei den römiſchen Tragikern, eine ganze Anzahl aber bei den übrigen griechiſchen Tragikern und den Komikern, auch den römiſchen. Keine Doppeltitel in unſerem Sinne ſind natürlich ſolche wie die des Epicharm ἐλπὶς ἢ πλοῦτος, wo gerade die Gegenüberſtellung der beiden Bezeichnungen die Idee des Stückes bildet.

Die eigentlichen ſogenannten Doppeltitel ſind nun ſchon früher von verſchiedenen Seiten ſtark angezweifelt, aber, wo eine Erklärung ihrer Entſtehung gegeben wird, wie mir ſcheint, falſch erklärt worden. Meineke (an mehreren Stellen ſeiner Fragmentſammlung) glaubt, der Dichter habe bei einer Neubearbeitung ſeines Stückes auch einen neuen Titel gewählt, und dieſer ſei dann mit dem alten zuſammengegangen. Allein Neubearbeitungen, ſoviel wir von ſolchen wiſſen, ſind ſonſt, wenn auch nicht ausſchließlich, durch Zahlen β^1 oder ähnlich bezeichnet, keine aber durch Doppeltitel. Ritſchl (parerga Plautina 1, S. 165 ff.) erklärt die Doppeltitel der Römer ebenſo wie Meineke oder als abſichtliche Unterſcheidung eines Stückes von einem anderen gleichnamigen durch Zuſatz von der Hand des Dichters. Hiergegen muß ich bemerken, daß bei den anderen bekannten gleichnamigen Stücken ſich kein Doppeltitel findet, und daß es umgekehrt neben denen mit Doppeltiteln keine anderen gleichnamigen giebt. Mir ſcheint es richtiger, die Thätigkeit des Dichters unberückſichtigt zu laſſen und nur das Verfahren der ſpäteren Gelehrten bei der Aufführung eines und desſelben Stückes zu beobachten. Dieſe ſchwankt nun in einer Menge von Fällen, die ich nicht im einzelnen anzuführen brauche, zwiſchen zwei Namen, meiſt dem des Chores und dem einer Einzelperſon. Den Anlaß zu ſolchen Schwankungen gaben ſicherlich die alexandriniſchen Gelehrten, die bei ihrer ordnenden und katalogiſierenden Thätigkeit oft genug nach Willkür verfahren ſein müſſen. Heißt es doch in der Inhaltsangabe zu Sophokles Αἴας, daß Dikäarch dieſes Stück auch Αἴαντος θάνατος genannt habe. In den didaskaliſchen Reſten findet ſich keine Spur eines Doppeltitels, obgleich gerade das inſchriftliche

Material betreffs der Komiker reichlich vorliegt. Wenn nun ein späterer Grammatiker solche verschiedene Namen desselben Stückes vorfand, konnte er sich leicht versucht fühlen, beide Lesarten anzugeben, um ja recht gewissenhaft anzuführen und im Interesse des Lesers das Stück möglichst umfassend zu benennen. Wie dann solche Doppeltitel thatsächlich in der Hand der Grammatiker entstanden, zeigt deutlich eine Stelle bei Pollux 10, 59 ἐν Ἀναξανδρίδου ζωγράφοις ἢ γεωγράφοις· ἑκατέρως γὰρ ἐπιγράφεται τὸ δρᾶμα. Oft mag einem Doppeltitel auch die Ungewißheit, aus welchem Stücke das anzuführende Dichterwort stammte, zu Grunde liegen, wie sie an mehreren Stellen ausdrücklich erklärt wird. Jeder derartige Titel enthält also das Geständnis des Grammatikers, daß ihm der ursprüngliche einfachere Name des Stückes nicht mehr bekannt war, und statt daß wir uns der scheinbaren Vollständigkeit freuen dürften, sind wir dadurch in dieselbe Unkenntnis gesetzt. Wir sehen aus solchen Beispielen, wie wenig oft die alten Gelehrten ihrer Sache sicher waren. Aber man muß, meine ich, fragen, ob ihnen das überhaupt möglich war, wenn z. B. schon Dikäarch sich jene oben erwähnte Änderung erlauben konnte. Aus der Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit ihrer Hilfsmittel gewinnen doch wohl auch die zahlreichen Fälle eine gerechtere Beurteilung, wo sich ihnen eine offenbare Verwechselung zwischen Stücken desselben Dichters wie zwischen denen verschiedener nachweisen läßt. Man ist geneigt, hier Flüchtigkeit anzunehmen, und gewiß liegt eine solche oft genug vor. Aber jene ausdrücklich erklärten Zweifel und Ungewißheiten müssen doch ihren Grund haben.

Daß die Einfachheit und Kürze des Titels als das ursprünglichere galt, wird von den alten Grammatikern ausdrücklich auch gegenüber der anderen Art späterer Erweiterungen hervorgehoben, die häufig in einem die Hauptperson näher bestimmenden Zusatze besteht. Ich meine Titel wie des Sophokles Οἰδίπους τύραννος und Οἰδ. ἐπὶ Κολωνῷ, des Euripides Ἰφιγενεία ἡ ἐν Ταύροις und Ἰφ. ἡ ἐν Αὐλίδι, bei denen die Zusätze das betreffende Stück von dem anderen gleichnamigen unterscheiden sollen. Das älteste Beispiel ist das Satyrdrama des Äschylus Προμηθεύς, welches nach Προμ. πυρκαεύς genannt wird. Aber dieser Zusatz wird durch eine

didaskaliſche Bemerkung in der Inhaltsangabe zu den Πέρσαι widerlegt, wo er ſich nicht findet. Von der Prometheus-Trilogie werden die einzelnen Stücke durch die Beiworte δεσμώτης, λυόμενος und πυρφόρος unterſchieden. Aber ſchon Wilamowitz vermutet, freilich ohne Gründe anzugeben, als urſprünglichen Geſamttitel der ganzen Trilogie Προμηθεύς, und es iſt in der That kaum denkbar, daß Äſchylus dreimal hintereinander denſelben Titel wiederholt habe; auch nennt Ariſtoteles (Poet. c. 18) einfach Προμηθεύς, wo er wahrſcheinlich die ganze Trilogie meint.

Ebenſo unnötig wie hier war ein Zuſatz bei einem von zwei gleichnamigen aber zu verſchiedener Zeit aufgeführten Stücken, und der Zuſatz rührt vom Dichter ſelbſt ſicher nicht bei beiden derartigen her, höchſtens bei dem ſpäteren. So hören wir denn auch aus der Inhaltsangabe zum erhaltenen Αἴας des Sophokles, daß dieſer μαστιγοφόρος zubenannt wurde zum Unterſchiede von einem anderen desſelben Dichters, welcher A. Λοκρός hieß. Ein Zufall iſt es, daß vor einem ähnlichen Zuſatz der erhaltene Φιλοκτήτης des Sophokles verſchont geblieben iſt, der ſtets nur ſo angeführt wird, obwohl es noch einen Φ. ἐν Τροίᾳ gab. Ebenſo erhielt der Οἰδίπους, den wir τύραννος nennen, nach der Inhaltsangabe dieſen Beinamen zur Unterſcheidung von dem Οἰδ. ἐπὶ Κολωνῷ, und zwar ſicher nicht vom Dichter ſelbſt, da bei deſſen Lebzeiten nur jener erſte aufgeführt wurde. Daß des Euripides Ἰφιγενεία ἐν Ταύροις meiſt ohne dieſen Zuſatz angeführt wird, iſt gewiß kein Zufall; denn ſie war das ältere Stück, während die Ἰφ. ἐν Αὐλίδι erſt nach des Dichters Tod erſchien. Ebenſo verhielt es ſich mit ſeinem Ἀλκμέων διὰ Ψωφῖδος und Ἀ. διὰ Κορίνθου, wo übrigens die Zuſätze nicht recht verſtändlich ſind. Von Äſchylus gab es zwei Stücke mit dem Namen Γλαῦκος, das eine Ποντιεύς, das andere πόντιος benannt; doch wird eines von den beiden, wir wiſſen nicht welches, urſprünglich keinen Beinamen gehabt haben, weil er in der Inhaltsangabe zu den Perſern fehlt. Die beiden Stücke des Euripides mit dem Titel Μελανίππη führten die Bezeichnung σοφή und δεσμῶτις; aber es iſt klar, daß jenes ironiſche σοφή als Titel einer Tragödie nicht vom Dichter ſelbſt herrühren kann. Der erhaltene Ἱππόλυτος wird häufig στεφανίας, auch στεφανηφόρος ge-

nannt, im Gegenſatze zu der früheren Bearbeitung desſelben Stoffes, dem Ἰ. καλυπτόμενος; allein weil dieſer durch jenen gänzlich beſeitigt und erſetzt ſein ſollte, hatte keiner einen Zuſatz nötig. Nur zu erwähnen brauche ich des Sophokles Ναύπλιος καταπλέων und Ν. πυρκαεύς, ſowie Ὀδυσσεὺς μαινόμενος und Ὀδ. ἀκανθοπλήξ oder τραυματίας, über die ſich nichts Beſtimmteres erkennen läßt. Im allgemeinen wird man bei ſolchen gleichnamigen Stücken, wie ſchon angedeutet, geneigt ſein, dem ſpäteren den Zuſatz zu laſſen. Aber auch hier war er wenigſtens bei denen unnötig, die von einem anderen Dichter zur Aufführung gebracht wurden; denn dieſer hatte keinen Grund, ſich bei ſeinem Stücke, das als ein neues auftrat, auf das frühere gleichnamige zu beziehen. Und in der That wird jener nach dem Tode des Euripides angeführte Ἀλκμέων in einer didaskaliſchen Bemerkung (schol. Aristoph. Ran. V. 67) ohne Beiwort angeführt. Soviel aber iſt klar, daß alle jene Zuſätze, die ſich bei gleichnamigen Stücken finden, nicht etwa den Zweck haben, die Hauptperſon in einer beſtimmten Richtung genauer zu kennzeichnen, obwohl ſie ja davon hergenommen ſind; ſie wollen vielmehr eine rein äußerliche Unterſcheidung geben, auf die es natürlich nicht dem Dichter, ſondern nur den ſpäteren Erklärern ankommen konnte. Am einfachſten iſt dieſe Unterſcheidung bei verſchiedenen Bearbeitungen desſelben Stückes, wo ſie in Zahlzeichen α^1 und β^1 oder in ähnlichen Ausdrücken beſteht.

Noch giebt es einige Titel, über die man zweifelhaft iſt, ſolche nämlich, durch welche die geſamten in einer Didaskalie aufgeführten Dramen bezeichnet werden. Es ſind dies, abgeſehen von einigen zweifelhaften Fällen, des Äſchylus Ὀρεστεία, die einzige bis auf das Satyrdrama vollſtändig erhaltene Tetralogie, ferner die Λυκουργεία (die Stücke Ἠδωνοί, Βασσαρίδες, νεανίσκοι, Λυκοῦργος σατ.), endlich des ſpäteren Tragikers Melatus Οἰδιποδεία. Jene beiden erſten Namen finden ſich nun ſchon bei Ariſtophanes erwähnt, aber ob ſie deshalb vom Dichter ſelbſt herrühren, wie Lohann (S. 23) glaubt, iſt mir zweifelhaft, man müßte dann annehmen, daß er es in ſolchen Fällen unterlaſſen habe, noch beſonders die einzelnen Dramen zu benennen, wie es bei der Prometheus-Trilogie allerdings das wahrſcheinliche iſt.

*

Ich habe versucht mehr anzudeuten als auszuführen, was für Entstellungen die Titel erlitten haben und wie diese am natürlichsten aus der Thätigkeit der alten Gelehrten zu erklären sein werden. Es sind nicht etwa Kürzungen, sondern Erweiterungen, und wo sie vorgenommen wurden, dürfen sie wohl als ein Beweis dafür gelten, daß die betreffenden Stücke viel gelesen waren, wie denn auch eine ganze Anzahl der uns erhaltenen Stücke hierher gehören. Betonen möchte ich noch, daß die Unsicherheit der Überlieferung bereits den alexandrinischen Gelehrten auch über die echte Form der Titel zu denken gab.

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Es sprachen in dieser Sektion am

27. Mai: Herr Dr. Banner über
„Malherbe und seine Reformbestrebungen auf dem Gebiete der französischen Verskunst“ (Fortsetzung und Schluß);

24. Juni: Herr H. Boullenot über
„Le théâtre français contemporain“;

23. September: Herr Prof. Valentin und Dr. Michel über
„Einige neuere Erscheinungen der Shakespeare-Litteratur, besonders zu Hamlet“.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Die Reformbestrebungen Malherbes auf dem Gebiete der französischen Verskunst II, von Herrn Dr. Banner.

Nachdem ich in meinem ersten Vortrage[1]) die Reformen Malherbes auf dem Gebiete des Hiatus, der Elision, des Enjambements, der Harmonie und der poetischen Lizenzen besprochen habe, wende ich mich in diesem zweiten Teile zunächst zur Silbenzählung.

Dieser Zweig der poetischen Technik hat für die französische Poesie insofern seine besondere Bedeutung, als ja die Zählung der

[1]) Berichte N. F. Bd. VII, S. 285–302.

Silben die Grundlage der französischen Versifikation ausmacht. Doch haben wir gerade hier dem Reformator kaum irgend welche Veränderungen zuzuschreiben; auch lag es gar nicht in seiner Absicht, auf diesem Gebiete Neuerungen herbeizuführen, wie er das in einer Anmerkung zu Desportes klar ausspricht. Nachdem er nämlich bei diesem Dichter die schwankende, bald einsilbige, bald zweisilbige Zählung des Wortes oui vermerkt hat, fügt er hinzu, er würde letztere vorziehen, doch müsse in diesen Dingen der Gebrauch unser Lehrer sein. Und so zählt er beispielsweise fuir zweisilbig, wie bis dahin geschehen, während dieses Wort in der neuern Zeit als einsilbig gilt; hinwiederum gebraucht er nach dem Vorgange von Marot und Ronsard als einsilbig fleau, das die Neueren als zweisilbig betrachten; bei hier, dessen Zählung zu seiner Zeit bereits ins Schwanken geraten war, entschied er sich für den älteren einsilbigen Gebrauch und rügte bei Desportes (Cléonice, sonnet 60) die zweisilbige Anwendung. In der Zählung der Endsilbe -ion ist er inkonsequent; wir finden in ein und demselben Gedichte (Ode à monsieur de la Garde) damnation dreisilbig, tentations aber und afflictions viersilbig. Auch in der Berechnung des ie hinter einer Doppelkonsonanz (muta c. liquida) entschließt er sich zu keiner Neuerung und behandelt grief als einsilbiges, voudriez wie livriez als zweisilbiges und quatrième als dreisilbiges Wort, obwohl eine derartige Aussprache notwendig sein Ohr beleidigen mußte. Erst Corneille unternahm es, in diesen Fällen eine Diärese des Doppelvokals durchzuführen; allgemeine Geltung jedoch erlangte dieses Verfahren nicht früher, als bis Racine und Boileau es zu dem ihrigen machten.

Wir sehen also, daß Malherbe auf diesem Gebiete, weit entfernt, Reformen anzubahnen, vielmehr von einem wohl zu rechtfertigenden Standpunkte aus das Hergebrachte und in überwiegendem Maße Gebräuchliche auch für den Dichter zur Norm zu machen suchte. Allein, obwohl er ganz in Übereinstimmung mit diesem Prinzipe auch dem zu seiner Zeit bereits vielfach beobachteten Verfahren, das e muet der Endsilbe eines Wortes hinter betontem Vokal im Verse nicht als Silbe gelten zu lassen, sich nicht entschieden anschloß (neben der Korrektur eines Verses zur Umwandlung

des zweisilbig gezählten soient in ein einsilbiges, finden wir an anderer Stelle supplie noch in dreisilbiger Geltung), hat er doch als der erste aus eben diesem Verfahren die direkte und höchst bedeutsame Konsequenz gezogen. Er hat nämlich zu dem hier folgenden Verse des Desportes, wo sich die Verbalform voient innerhalb des Verses findet (Diane, livre II, sonnet 60):

Ceux qui voyent, comment ce mal me met an bas.

die Bemerkung geliefert, daß derartige Wörter wie voient, croient und ähnliche überhaupt nur am Ende des Verses gebraucht werden dürfen. Und so finden wir in der Folgezeit allmählich alle jene Wörter, in denen ein (zur Bildung eines weiblichen Versausgangs noch fähiges) e muet hinter dem betonten Vokal des Wortes steht und wegen der nachfolgenden Konsonanten der Gliederung nicht zugänglich ist, aus dem Innern des Verses ans Ende verwiesen.

Zäsur. Zur inneren Gliederung der Verse hatten sich schon frühzeitig für die verschiedenen Strophengattungen an verschiedenen Stellen auftretende Pausen herausgebildet, ohne daß jedoch in ihrer Anwendung eine feste Regel beobachtet wurde. Neben den an bestimmten Versstellen regelmäßig wiederkehrenden Einschnitten fanden sich andere ebenso stark in die Sinne fallende Ruhepunkte ein, die jene Hauptpause verwischten und dadurch einer festen Gliederung Eintrag thaten. Doch konnte sich ja das Bedürfnis nach einer geregelten Teilung in keinem der französischen Verse, selbst nicht im zehnsilbigen, derartig geltend machen wie in dem zwölfsilbigen Alexandriner. Dieser Vers jedoch, obwohl schon im zwölften Jahrhundert in einigen größeren Gedichten in Anwendung gebracht, hatte selbst bei Beginn des sechzehnten Jahrhunderts noch nicht allgemein Aufnahme gefunden. Erst durch Ronsard wurde er zu dem gemacht, was er bis in die neueste Zeit hinein geblieben ist, zu dem im Epos, im Drama und in vielen anderen Dichtungsarten fast ausschließlich verwendeten Versmaße; und so ist es nicht zu verwundern, wenn in der Folge gerade dieser Vers von den Theoretikern eine eingehendere Behandlung erfuhr. Hatte sich jedoch in den vor Ronsards Auftreten im Alexandriner gestalteten Gedichten die Zäsur bald da bald dort an jeder beliebigen Stelle des Verses eingefunden, so wurde dieser Zustand durch den Führer

der Plejade wenig geändert. Außerdem aber ließen ſich die Dichter auch zu ſeiner Zeit noch Nachläſſigkeiten zu Schulden kommen, welche die Wirkung der Zäſur ſchon an und für ſich beeinträchtigten. So befanden ſich viele in dem Glauben, das Ende des erſten Halbverſes habe dieſelbe Natur wie das Versende; eine Meinung, die namentlich durch das Epos der älteren Zeit aufgekommen ſein mochte, in welchem die Zäſur, wo ſie ſich einfand, ungleich ſtärker ausgeprägt war als ſpäter. Daher denn die Dichter auch am Ende des vorderen Hemiſtichs eine ſtumme Silbe oft nicht in Anwendung brachten und ſo auch an dieſer Stelle ein e muet duldeten, welches durch den nachfolgenden Laut vor Eliſion geſchützt war und ſomit die Zäſur, die ja nur nach betonter Silbe zur Geltung kommen kann, ſtörte. Derartige Fehler hat Marot ſelbſt erſt in der zweiten Ausgabe ſeiner Werke beſeitigt, allein bei Desportes finden ſie ſich mehrfach wieder, wenn auch nur vor konſonantiſchem h; ſo hat Malherbe aus dieſem Dichter einen Vers zu verzeichnen, wo in der Zäſur entreprise vor hardiment ſich findet. Andererſeits hinwiederum wurde vielfach darin gefehlt, daß — in Hinſicht auf eben dieſe Beſtimmung, zufolge deren die Zäſur nur nach betonten Silben eintreten kann — unbetonte Silben an dieſer Stelle ebenſo wie an anderen nach Belieben mit dem Wortakzent verſehen wurden. Wenn nun auch Ronſard ſelbſt in den ſpäteren Jahren ſeines Wirkens eine Abneigung gegen den Alexandriner bekam, ſo fanden ſich doch einige andere Dichter der Plejade, welche dieſem Verſe ihre Sorgfalt zuwendeten, und durch dieſe namentlich gewann die Zäſur im zwölfſilbigen Verſe nach der ſechſten, wie im zehnſilbigen nach der vierten Silbe ihre feſte Stellung. Und ſo kam es, daß Malherbe, der gleichfalls auf den Alexandriner ſein Hauptaugenmerk richtete, aus Desportes' Gedichten zumeiſt nur noch ſolche Fehler zu verzeichnen hat, die den unzureichenden Schluß des Sinnes in der Zäſur betreffen, und zwar ſeltener noch die Mangelhaftigkeit der Zäſurpauſe an ſich, als vielmehr deren Beeinträchtigung durch andere ſtärker ins Ohr fallende Pauſen im Verſe. Alſo auch hier war es dem Dichter darum zu thun, die einmal in Aufnahme gekommene Form mit größter Konſequenz durchzuführen und ſicher zu ſtellen; auch hier bemühte er ſich zu-

gleich, die äußerlich gekennzeichnete Pauſe durch ein mehr innerliches Moment, den Sinnesabſchluß, zu unterſtützen, wie er mit der Beſeitigung des Enjambements (das wir früher betrachtet haben) dem Reime ein tiefer gehendes Mittel zur Markierung des Versſchluſſes beigab.

Es iſt zu bedauern, daß gerade auf dieſem ſchwierigen Gebiete der poetiſchen Technik der Reformator bei ſeiner Kritiſierung des Desportes an den betreffenden Stellen ſich faſt durchweg mit dem Vermerk „Mauvaise césure“ begnügt hat, ſo daß wir mehreren Stellen gegenüber geradezu außer ſtande ſind, den Grund für ſeinen Tadel einzuſehen. Die übrigen angemerkten Fälle falſcher Zäſur laſſen ſich in zwei Kategorien aufführen: in die erſte gehören diejenigen, in welchen die beiden die Zäſur einſchließenden Worte in einem allzu engen grammatiſchen oder logiſchen Zuſammenhange ſtehen, um eine Pauſe zuzulaſſen, in die zweite diejenigen, deren Mangelhaftigkeit ſich eben nur durch das Vorhandenſein einer zweiten ſtärkeren Sinnespauſe im Verſe erklären läßt. Übrigens ging Malherbe in ſeinen Anforderungen auf dieſem Gebiete (wie auf dem des Enjambements) unſtreitig über das rechte Maß hinaus, indem er Verſe rügte, wie ſie ſich in den formvollendetſten Gedichten der Klaſſiker und bei ihm ſelbſt ſtellenweiſe finden. Namentlich ſcheint er die allgemein beachtete Regel nicht anerkannt zu haben, daß beſtimmte ſonſt durch die Zäſur nicht trennbare Satzglieder in dem Falle recht wohl den Verseinſchnitt zwiſchen ſich dulden, wenn das zweite Glied die zweite Vershälfte vollſtändig ausfüllt.

Reime. Der Reim iſt der ſchönſte und zugleich unentbehrlichſte Schmuck des franzöſiſchen Verſes. Der Entwickelungsgang der franzöſiſchen Sprache, in welchem eine ſchnell vor ſich gehende Abſchwächung der im Lateiniſchen geltenden Quantitätsverhältniſſe zu bemerken iſt, ſowie die Eigentümlichkeit des Franzoſen, in zuſammenhängender Rede den Ton gleichſam in der Schwebe zu halten und nur dann und wann, wo es der Sinn erfordert, ſchärfer aufzuſetzen, ließ eine in kurzen Abſtänden regelmäßig wiederkehrende ſtärkere Hervorhebung einzelner Silben gar nicht aufkommen. Und ſo iſt der bei den Franzoſen ſchon in ſo früher Zeit ausgebildete

Reim, durch den einerseits in jedem Verse eine bestimmte Silbe den Hauptton und somit der ganze Vers einen Halt gewinnt, andererseits aber ein deutlich in die Sinne fallender Abschluß gegeben wird, durchaus nicht abzustreifen. Schon unter den älteren französischen Dichtern zeichnen sich gerade die besseren vornehmlich durch sorgfältigere und reichere Reimbildung vor den übrigen aus. Allein der Geschmack ist nicht konstant genug, um die Ausbildung des Reimes mehr und mehr zu fördern. Nachdem Villon im fünfzehnten Jahrhundert seine Zeitgenossen durch den Reichtum seiner Reime in Staunen gesetzt hatte, legten sich seine Nachtreter auf Spielereien, die hier wie in den Litteraturen anderer Völker stets den Verfall kennzeichnen. Erst in Marot erscheint wieder ein auf diesem Gebiete höchst beachtenswerter Dichter, der auch Villon gegenüber durch seine Sorgfalt im Reimen einen entschiedenen Fortschritt bekundet. Aber wiederum wird die ruhige Entwickelung gestört, und zwar durch die Plejade, die, wenngleich sie einer festeren Ausbildung der Technik ihre Aufmerksamkeit zuwendet, durch die glühende Begeisterung für eine Renaissance auch auf diesem Gebiete notwendig einen Niedergang herbeiführen mußte. Gerade die Fülle des poetischen Wortschatzes, der ungezügelt aus dem Patois und den alten Sprachen sich bereicherte, gerade die aus dem neu erstandenen klassischen Altertume gewonnenen poetischen Formen mußten die Vernachlässigung der vorhandenen Technik im Gefolge haben. Alles Ererbte geriet ins Schwanken, und die alten Schranken mußten fallen vor dem hereindringenden Strome des Neuen. So blieb auch die althergebrachte Form des Reimes von den Neuerungen nicht verschont, auch sie sollte für den Rhythmus der griechischen und lateinischen Poesie aufgegeben werden, den Joachim du Bellay, Baïf, Jodelle und andere in den französischen Vers einzuführen suchten. Allein diese Ignorierung der historischen Entwickelung und des Volksgeistes zu Gunsten einer gelehrten Dichtung war nur von kurzer Dauer. Ronsard selbst, vor allen aber Desportes und Bertaut befleißigten sich nach und nach einer immer größeren Sorgfalt des Reimes, und doch bemerkt Malherbe selbst inbetreff des letzteren, daß man für einen guten Vers von ihm stets drei schlechte mit in den Kauf nehmen müsse, obwohl

Vertaut in der Reinheit der Technik nach aller Urteil Malherbe am nächsten kam. Aber das war eben der Mangel auch bei den besten der Malherbe vorangegangenen Dichter, daß sie nicht beharrlich genug das Richtige übten, sondern daß sie, zumal wenn sie mit großer Leichtigkeit schafften, sich häufig Nachlässigkeiten zu Schulden kommen ließen, daß sie überhaupt den rechten Weg mehr instinktmäßig als mit bewußter Absicht verfolgten.

Solchergestalt kam nun der Reim nach wechselvollem Schicksal in die Hände des Reformators, und Malherbe machte dieses Kleinod der französischen Poesie nun auch ganz vornehmlich zum Gegenstande seiner Sorge, so daß wir die Entstehung einer großen Anzahl anderweitiger Reformen hauptsächlich gerade in seinen Bestrebungen auf dem Gebiete des Reimes zu suchen haben, wie das bereits in den Abschnitten über „Harmonie“ und „Enjambement“ des näheren erörtert worden ist.

All die von ihm erstrebten Veränderungen in diesem Zweige der Technik lassen sich nun nach zwei Gesichtspunkten ordnen. Erstlich wünscht er in dem Reime einen mit der größten Leichtigkeit in die Sinne fallenden Versabschluß zu sehen, der dadurch erwirkt werde, daß die Endsilben der reimenden Verse möglichst exakt und voll zusammenklingen. Von den aus diesem Bestreben hervorgegangenen Reformen Malherbes waren nun manche bedingt durch eine Änderung in Orthographie und Aussprache, die sich namentlich um diese Zeit vollzog, und zwar nicht ohne besondere Unterstützung von Seiten Malherbes. Aber aus eben dem Grunde, daß diese Neuerungen erst zu seiner Zeit an Sicherheit gewannen, ist es erklärlich, wenn wir in den Gedichten des Reformators selbst dann und wann eine kleine Inkonsequenz zu verzeichnen haben. Mit all seinen hierher gehörigen Vorschriften aber sichert und vervollständigt er die Errungenschaften der besten seiner Vorgänger und stärkt somit den Reim in der notwendigen Funktion, die er im Verse zu erfüllen hat. Zweitens — und das ist die hauptsächlichste Neuerung, die er für den Reim schaffen will — verlangt er, daß dieser eine ganz eigene Schönheit, einen ganz neuen Reiz dem Verse verleihe: dieser Reiz soll darin bestehen, daß nicht, wie bisher, aus dem Schlußworte des ersten der reimenden Verse

ſofort das des zweiten Verſes erraten werden kann, ſondern daß das zweite der reimenden Wörter gerade ein ſolches ſei, das man am wenigſten erwartet, alſo daß der Reim uns überraſche. Hierzu iſt erforderlich, daß die reimenden Wörter in ihrer Etymologie von einander abweichen, vor allem aber, daß ſie in ihrer Bedeutung möglichſt geringe Analogie bieten. Durch dieſe Vorſchrift verbannt er wie mit einem Schlage die banalen Reime aus der Poeſie, die ſo oft ein im übrigen wertvolles dichteriſches Produkt entſtellten. Er ſelbſt bemühte ſich (nach Racan, Vie de Malherbe) ſeltene Reime aufzufinden, und meinte, es zeuge kein Moment mehr von der Größe eines Dichters, als gerade die Kunſt, derartige Reime anzuwenden. Gegen Ende ſeines Lebens trieb er dieſe Eigenheit ſo weit, daß er Reime von Wörtern, die auch nur die entfernteſte Beziehung zu einander aufwieſen, verwarf.[2])

Ich möchte mir nun erlauben, gerade über dieſen zweiten Punkt, den für die Reimwörter zu erſtrebenden Bedeutungsunterſchied, die Beſtimmungen des Dichters im einzelnen vorzuführen. Da heißt es denn:

1. Ein Wort darf nicht mit ſich ſelbſt im Reime gepaart werden (auch wenn es, wie in dem folgenden Beiſpiele, in verſchiedener grammatiſcher Form auftritt).

Les amours d'Hippolyte, sonnet 79.

Se sauve à la beauté qui domine mes sens,
Et là tout assuré rit des maux que je sens.

Anmerkung. Daß Malherbe den Reim zwiſchen lautlich gleichen Wörtern geſtattet, ſobald dieſe von ganz verſchiedener Bildung und Bedeutung ſind, läßt ſich zwar nur aus zwei Beiſpielen in ſeinen Gedichten belegen, von denen noch überdies das eine in Malherbes frühem Produkte „Les larmes de saint Pierre“ ſich findet, alſo nicht ſehr hoch anzuſchlagen iſt. Doch können wir uns darin wohl auf die Ausſage des Ménage ſtützen, daß Malherbe

---

[2]) Dieſe ſeine Forderung ſucht Malherbe (Racan, Vie de Malherbe) damit zu begründen, daß er ausführt, das Suchen nach eigenartigen Reimen führe den Dichter zu neuen Gedanken.

höchſt wahrſcheinlich homonyme Reime geduldet habe, da ſie allgemein in Gebrauch waren. Die beiden Stellen ſind:

Les larmes de saint Pierre (1587).

Desireux de l'honneur d'une si belle tombe,
Afin qu'en autre part ma dépouille ne tombe, . . .

Sonnet à monsieur le marquis de la Vieuville (1624).

Dont la dextérité nos affaires manie.

. . . . . .

De nos profusions l'effroyable manie.

2. Ein Simplex darf nicht mit einem Kompoſitum reimen, ebenſowenig verſchiedene Kompoſita desſelben Simplex unter einander, ſobald in ihrer Bedeutung noch irgend welche Analogie empfunden wird.[3])

Demnach ſind folgende Reime zu verwerfen: un pire (ein ſchlimmerer) und il s'empire (er verſchlimmert ſich), tour (Weg) und retour (Rückkehr), temps (Zeit) und printemps (Frühling), pris (genommen) und surpris (überraſcht); ferner ensemble (zuſammen) und il désassemble (es trennt), lieu (Ort) und milieu (Mitte); endlich ſogar armes (Waffen) und alarmes (Lärm), dieu (Gott) und adieu („die Grußformel"), jour (Tag) und séjour (Aufenthalt), welches letztere er bei Racan tadelt.

Zu verwerfen ſind alſo Verſe wie folgende:

Diane, livre I, sonnet 14.

Je souffre un mal présent, j'en doute encore un pire,
Et plus je vais avant, plus ma douleur s'empire.

Diane, livre I, procès contre amour.

Et si je semble vif, las! ne t'en émerveille;
Le tyran fait en moi cette étrange merveille.

---

[3]) Ich ſuchte aus der Fülle von Beiſpielen, die Malherbe im Desportes als Verſtöße gegen dieſe Regel bezeichnet, die prägnanteſten heraus und laſſe ſie hier in der Ordnung aufeinander folgen, wie ſie graduell in ihrer Bedeutung von einander abweichen, alſo, daß wir ein anſchauliches Bild bekommen, wie weit Malherbe inbezug auf dieſen Punkt in der Verwerfung der Reime ging.

Cléonice, Ode.

Mon cœur s'ouvrit par le milieu,
Alors qu'au partir de ce lieu.

Elégies, livre II, aventure première.

Qu'il cherche les devins, aux sorciers a recours,
Tous les Dieux infernaux il appelle au secours.

Anmerkung. Der Reim zwiſchen Wörtern dieſer Kategorie, die bei etymologiſch gleicher Herkunft in ihrer Bedeutung keine merkbare Beziehung zu einander aufweiſen, findet ſich in den beſten Gedichten Malherbes (wie in der „Consolation à monsieur le premier président de Verdun“ repos und mal-à-propos) und iſt ſicherlich auch immer erlaubt geweſen.

3. Auch zwiſchen Wörtern, die hinſichtlich ihrer gegenſeitigen Beziehung weder unter Regel 1. noch unter Regel 2. fallen, iſt der Reim verboten, ſobald ſie ihrer Bedeutung nach entweder nahe bei einander oder in direktem Gegenſatze zu einander ſtehen.

Alſo nicht zu reimen ſind: père und mère, toi und moi und ähnliches (Tallemant des Reaux, Historiettes); ferner nicht campagne und montagne (Racan, Vie de Malherbe). Insbeſondere ſind die nomina propria nicht aufeinander zu reimen; alſo nicht: Thessalie auf Italie, Castille auf Bastille, Alexandre auf Lysandre, Phylis auf Amaryllis (Racan, Vie de Malherbe).

Anmerkung. Während Malherbe die Reime der nomina propria unter einander verwirft, ſucht er dagegen mit Vorliebe ein nomen proprium auf ein anderes Wort reimen zu laſſen; und ſo finden wir bei ihm Jason, Algier, le Liban, le Tage, Memphis im Reime mit anderen Wörtern. In dieſen Zuſammenſtellungen liebt Malherbe das Ungewöhnliche, wie er in jenen das Triviale verpönt.

Zuſatz 1. Es ſcheint, daß Malherbe die Regel für den Reim ſchon ſo ſtreng gefaßt habe, wie ſie heute in Geltung iſt, daß nämlich die lautliche Übereinſtimmung der reimenden Silben nicht genügt, ſobald deren Ausſprache im Falle der Bindung differiert. Dafür ſpricht zum Beiſpiel der Umſtand, daß er auf la court nicht Wörter reimen laſſen will, die auf our ausgehen. Auch er-

wähnt Borel (im Stuttgarter Gymnasialprogramm 1857), Malherbe habe Reime wie le cœur und les pleurs, tu apaises und qu'ils se taisent, ils appellent und les rebelles nicht gelten lassen. Doch glaube ich nicht, daß sich für eine in diese Richtung gehende bewußte Reform Malherbes irgend ein Anhalt auffinden ließe. Gewiß ist, daß Malherbe in seinen besten Gedichten die Reime mit solcher Genauigkeit bildet, als ob schon damals die heutigen Anforderungen an einen vollendeten Reim in Geltung gewesen wären.

Zusatz 2. Wir finden bei Malherbe fast durchweg reiche männliche Reime, und bei den zahlreichen weiblichen Reimen, die nur aus einem einzigen Vokale mit nachfolgendem stummen e bestehen, stimmen zumeist auch die dem betonten Vokale vorangehenden Konsonanten zusammen, eine Eigenschaft, die zumal bei den Klassikern der französischen Litteratur wiedergefunden wird. Hierin können wir jedoch bei Malherbe weniger eine beabsichtigte feste Regel, als vielmehr ein zur Nachahmung gegebenes Beispiel erblicken. Übrigens war ihm bereits Marot in der Pflege der reichen Reime vorangegangen.

Reimfolge und Strophe. Was die Reimfolge im allgemeinen anbetrifft, so hat Malherbe darin nichts Neues geschaffen. Die Zusammenstellungen von männlichen und weiblichen Reimen, von längeren und kürzeren Versen, die er in Anwendung brachte, lassen sich sämtlich schon bei früheren Dichtern nachweisen. Was speziell die in platten Reimen verfaßten Gedichte betrifft, so war das bei diesen zu beobachtende Gesetz des regelmäßigen Wechsels von männlichen und weiblichen Reimen bereits durch Ronsard festgestellt, nachdem es früher vielfach vernachlässigt worden war. Nach Ronsard wurde es namentlich von Desportes streng beobachtet, und Malherbe gebührt höchstens das Verdienst, durch Wahrung dieser Regel in seinem eigenen Produkte[4]) sie gewissermaßen sanktioniert und befestigt zu haben. Daß er übrigens den Wechsel von männlichem und weiblichem Reim nicht für notwendig hielt, sobald die Verse einer Strophe von ungleichem Maße waren,

[4]) Nur ein einziges aus dem Jahre 1624 stammendes Gedicht ist von ihm in platten Reimen abgefaßt.

dafür sprechen die „Stances à la reine Marie de Médicis“ vom Jahre 1611, die nur aus männlichen Reimen bestehen, und ein aus dem Jahre 1614 stammendes Lied, das nur weibliche Reime enthält.

In dem Gebiete der Strophe wurde ihm die Erfindung einiger neuer Arten zugeschrieben, jedoch mit Unrecht. In der Anwendung neuer, zumeist aus der altklassischen und italienischen Poesie entlehnter Strophenformen waren ihm Ronsard und die übrigen Mitglieder der Plejade bereits vorangegangen. Diesen gebührt der Ruhm, die Lyrik Frankreichs in diejenigen Bahnen geleitet zu haben, auf denen wir sie noch heute finden. Eine negative Einwirkung Malherbes läßt sich allerdings auch auf diesem Gebiete nicht verkennen, wenngleich damit keineswegs gesagt sein soll, daß sie überall von Heil war; mindestens ist es zu bedauern, daß er kraft seiner Autorität imstande war, eine große Zahl schwungvoller, gefälliger Rhythmen, die von früheren Dichtern mit Glück angewendet worden waren, allein dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß er selbst ihre Aufnahme verschmähte. Man muß jedoch bekennen, daß er in die wenigen Formen, die er der französischen Lyrik (als normale) belassen wollte, durch Wechsel der Rhythmen und Reime eine erstaunliche Mannigfaltigkeit zu bringen wußte. Unter seinen Gedichten, die die Zahl von hundert kaum übersteigen, kann man etwa sechzig verschiedene Formen auffinden, die mehr oder weniger von einander abweichen. In seinem Bemühen um Abwechselung in den Versschlüssen geht er so weit, daß er gegen alles Herkommen die zweite Vierzeile im Sonett auf andere Reime ausgehen läßt als die erste. Allein seine eigenen Schüler Racan und Coulomby widersetzten sich diesen Bestrebungen, und so fügte er sich, nachdem er etwa fünf von jener eigentümlichen Art vollendet hatte, der Gesamtheit und machte seine Sonette von nun an nur in der herkömmlichen Weise, wodurch er diese als die gesetzmäßige anerkannte. Sehr merklich tritt auch in diesem Zweige der Technik Malherbes Streben nach fester Formierung hervor in der Sorgfalt, mit welcher er die Einhaltung bestimmter Pausen in den verschiedenen Strophen beobachtet wissen will.

Die Reformen Malherbes auf diesem Gebiete lassen sich demnach etwa in folgende drei Vorschriften zusammenfassen: 1) Eine bestimmte geringe Anzahl strophischer Formen soll ausschließlich angewendet werden. 2) Innerhalb dieser Strophenformen soll durch Wechsel von Reim und Rhythmus möglichst große Mannigfaltigkeit erstrebt werden. 3) Bei der Entfaltung der verschiedenen Formen sollen innerhalb der Strophe bestimmte Ruhepunkte streng eingehalten werden.

Die bei Malherbe vorkommenden lyrischen Formen sind: Die Stanze (im engeren Sinne), das Sonett, die Ode, die Chanson und das epigrammatische Gedicht. Was den zweiten Punkt betrifft, so erscheint es nicht erforderlich, hier ein Schema der bei Malherbe zu findenden mannigfaltigen Verszusammenstellungen zu geben, da er ja doch mit ihnen sicher nur Beispiele zu analoger Nachbildung, nicht etwa die Summe der allein anzuwendenden Gruppierungen hat liefern wollen. Im Anschluß an den dritten Punkt seien in folgendem die Bestimmungen des Reformators kurz aufgeführt.

1. In Strophen von vier Versen wünscht Malherbe eine Pause nach dem dritten; denn man könne nicht vier Verse in einem Atem sprechen (Anmerkung zu Desportes).

2. Was die Stanze anbetrifft, so wird Malherbe durch seinen Schüler Maynard veranlaßt, in der sechszeiligen die Pause nach dem dritten, in der zehnzeiligen eine nach dem vierten, eine zweite nach dem siebenten Verse festzusetzen (Racan, Vie de Malherbe). In den späteren Stanzen Malherbes finden wir diese Anordnung stets beobachtet.

Malherbe schließt seine Stanze fast durchweg mit männlichen Reimen, welche — nach Ménage — einen festeren Abschluß geben als die weiblichen.

Anmerkung. Nach Quicherat hat Malherbe durch sein Beispiel die Feststellung der Regel veranlaßt, daß eine jede Stanze notwendig gekreuzte Reime enthalten müsse.

3. Das Sonett soll ein einheitliches Ganzes bilden; die letzten sechs Verse sollen zu den ersten acht in naher Beziehung stehen (Anmerkung zu Desportes).

Auch ſeine Sonette läßt Malherbe mit Ausnahme von zweien oder dreien auf männliche Reime ſchließen. Es mag ſein, daß er für das „genre soutenu“, welches er ja hauptſächlich anbaute, die männlichen Reime eben zum Zwecke eines energiſcheren Abſchluſſes gern am Ende angewendet wiſſen wollte.

4. In der zehnzeiligen Ode, die er faſt ausſchließlich kultiviert, beobachtet Malherbe die Pauſe nach dem vierten Verſe ſtändig; eine zweite Pauſe wendet er bald nach dem ſechſten, bald nach dem ſiebenten Verſe an; doch überwiegt die Pauſe an letzterer Stelle in ſeinen ſpäteren Produkten entſchieden, und auch für ſeine Nachfolger wird neben der erſten Pauſe dieſe zweite nach dem ſiebenten Verſe zur Regel.

5. Von der Elegie verlangt Malherbe, daß ſie in je vier — wenn möglich, ſogar in je zwei — Verſen einen abgeſchloſſenen Gedanken bringe (Racan, Vie de Malherbe).

Schluß. Überblicken wir ſämtliche Reformen Malherbes, ſo finden wir als das Grundprinzip ſeines Vorgehens Maß und Ordnung: Maß, indem er die Schönheiten der Technik durch möglichſt wenige Mittel herbeizuführen ſucht, innerhalb deren dann Mannigfaltigkeit und Abwechſelung erſtrebt werden ſoll, und Ordnung, indem er in die Anwendung dieſer Mittel ein ſtrenges Syſtem zu bringen ſucht. Wenn er ſchon mit dieſen Beſtrebungen — wie bereits in der Einleitung erwähnt — einer ſich zur Zeit auf allen Gebieten geltend machenden Richtung entgegenkam, einer Richtung, die in Frankreich geradezu als das Kennzeichen einer beginnenden neuen Epoche angeſehen werden kann, ſo macht ſich noch ein anderes Moment in ſeiner Reform fühlbar, durch das er ſich als den Eröffner der neueren franzöſiſchen Litteraturperiode manifeſtiert. Das iſt die beabſichtigte Konzentrierung des geſamten Landes auf die Hauptſtadt Paris auch in Sachen des Geſchmackes, zu der freilich ſchon früher durch die ſtaatliche Einigung der Grund gelegt war, die von nun an aber fortwährend an Intenſität gewann. Auch in ſeinem anderen großen Wirkungskreiſe zeigt ſich ja der Reformator durchaus ſchon als ein Kind der neuen Zeit, in der Regelung der Sprache, durch die er die franzöſiſche Akademie vorbereitet.

Dasjenige Gebiet der Technik nun, auf deſſen Normierung er entſchieden die größte Sorgfalt verwendet, und das er bei faſt allen ſeinen Reformen im Auge hat, iſt der Reim; dieſes Kleinod der franzöſiſchen Poeſie läßt er nicht beeinträchtigen. In der Verbannung des Enjambements und in der ſcharfen Ausprägung der Zäſur nimmt er eine Eigenheit der älteren Dichter wieder auf. Die lyriſchen Strophenmaße werden ihm von der Plejade übermittelt. In der Feſtſtellung der Regeln über die Harmonie, in der Verwerfung des Hiatus und der poetiſchen Lizenzen iſt er am ſelbſtändigſten. Mit manchen ſeiner Beſtimmungen trägt er der zur Zeit vor ſich gehenden Wandelung in Ausſprache und Orthographie Rechnung, die von anderen Dichtern unbeachtet gelaſſen wurde. Alle ſeine beabſichtigten Reformen prüft er ihrem Werte nach an dem Urteile der Schüler, von denen er ſich trotz ſeiner außerordentlichen Überlegenheit doch dann und wann beeinfluſſen läßt.

Es liegt ſchon in dem Umſtande, daß er erſt mit dem fünfzigſten Lebensjahre wirklich produktiv wird, es liegt in ſeiner Oppoſition gegen die leichtfertige, tändelnde Dichtungsweiſe der mittelalterlich-romantiſchen Epoche, die er mit den bedeutenderen Mitgliedern der Plejade teilt, es liegt endlich ſchon in ſeinem auf kaltes Räſonnement und ſtrenge Formierung angelegten Charakter von vornherein die Richtung auf das „genre soutenu“ vorgezeichnet. Die bedeutendſten wie die geringfügigſten ſeiner Beſtimmungen laſſen dieſen Zug deutlich erkennen, und in Hinſicht auf das ganze Syſtem ſeiner Regeln iſt er als der Begründer der formſtrengen, klaſſiſchen, auch dem Inhalte ihrer Erzeugniſſe nach vornehmen Litteraturepoche Frankreichs anzuſehen, insbeſondere für die Gattung der höheren Lyrik. Daraus erklären ſich auch die ſtarren, alle Poeſie lähmenden Vorſchriften, zu deren Aufſtellung er ſchließlich durch die Einſeitigkeit und ſtrenge Konſequenz ſeines Vorgehens geführt wird. Das iſt auch der Punkt, auf dem er von ſeinen Nachfolgern verlaſſen wird; in ſo enge Formen können die Heroen der franzöſiſchen Litteratur ihre erhabenen Gedanken nicht einſchnüren; ſie müſſen manche Regel des Reformators notgedrungen aufgeben. Allein faſt alle

dieſem Schickſale verfallenden Beſtimmungen Malherbes betreffen nur Einzelheiten; im großen und ganzen bleibt ſein reformatoriſches Werk in der Folgezeit unangetaſtet. Jene geringfügigen Eigentümlichkeiten in der Reform des Meiſters wurden — wie das überall beobachtet werden kann — von den unbedeutenden Nachtretern für die Hauptſache angeſehen; wie beiſpielsweiſe in Anlehnung an Malherbes Streben nach ſeltenen und auffälligen Reimwörtern die Nachbildung der Reime von Eigennamen auf andere Wörter von den Dichterlingen eifrigſt betrieben wurde. Die bedeutenderen ſeiner Geſetze jedoch galten bei den klaſſiſchen Dichtern als Norm und verliehen in Verbindung mit Boileaus mehr geiſtigen Regeln der ſogenannten Klaſſik in der franzöſiſchen Poeſie das ihr eigentümliche Gepräge. Es war ohne Zweifel weſentlich beſtimmend für die ganze Weiterentwickelung der franzöſiſchen Dichtung, daß die Feſtſtellung ihrer äußeren Form in die Hand desſelben Mannes gefallen war, der auch die Regelung der Grammatik unternommen hatte.

Schließlich mögen hier noch die oft zitierten Verſe Boileaus zum Lobe Malherbes in Verbindung mit den ſcharf tadelnden des Régnier, eines Zeitgenoſſen unſeres Dichters, angefügt werden, aus deren Zuſammenfaſſung man ein annähernd richtiges Bild von dem Weſen und der Bedeutung der Malherbeſchen Reformen erhalten kann.

Boileau. Art poétique.

Enfin Malherbe vint, et le premier en France
Fit sentir dans les vers une juste cadence,
D'un mot mis en sa place enseigna le pouvoir,
Et réduisit la muse aux règles de devoir.
Par ce sage écrivain la langue réparée
N'offrit plus rien de rude à l'oreille épurée.
Les stances avec grâce apprirent à tomber;
Et le vers sur le vers n'osa plus enjamber.
Tout reconnut ses lois, et ce guide fidèle
Aux auteurs de ce temps sert encor de modèle.
Marchez donc sur ses pas, aimez sa pureté
Et de son tour heureux imitez la clarté.

*

Régnier, Satire à Rapin.

Cependant leur savoir ne s'étend seulement
Qu'à regratter un mot deuteux au jugement,
Prendre garde qu'un qui ne heurte une diphthongue,
Epier si des vers la rime est brève ou longue,
Ou bien si la voyelle, à l'autre s'unissant,
Ne rend point à l'oreille un vers trop languissant;
Et laissent sur le verd le noble de l'ouvrage.
Nul aiguillon divin n'élève leur courage;
Ils rampent bassement, foibles d'inventions,
Et n'osent, peu hardis, tenter les fictions,
Froids à l'imaginer: car s'ils font quelque chose,
C'est proser de la rime et rimer de la prose,
Que l'art lime et relime, et polit de façon
Qu'elle rend à l'oreille un agréable son.

2. Coup d'œil sur le théâtre contemporain français von Herrn Henry Boullenot im Auszug.

Depuis 1850 nous avons vu fleurir et briller tous les genres dramatiques depuis la comédie de caractère jusqu'au drame le plus sombre, depuis la comédie franchement bouffonne jusqu'aux féeries et même jusqu'à ces pièces d'exhibition écrites, sans aucune prétention littéraire, pour plaire aux sens, à l'aide de troupes de ballérines.

Si la tragédie, malgré la Lucrèce de Pousard et la Fille de Roland de Mr. de Bornier, peu propres du reste à lui donner une nouvelle auréole, est délaissée, c'est qu'elle est fort peu d'accord avec nos mœurs. De nos jours, il est difficile de parler de la tragédie sans se heurter à des préjugés fort dédaigneux.

La tendance actuelle est toute au naturalisme, malheureusement il entraîne l'art en général beaucoup trop loin et principalement l'art théâtral. Le naturalisme rigoureusement appliqué ne peut conduire qu'à des pièces incomplétes, nous voulons dire, à une copie exagérée du réel, au détriment de l'intérêt et aboutissant forcément à des goûts dépravés. Une

vie régulière, sans incidents tragiques, un caractère tout en dehors des passions violentes, un caractère „bourgeoisement bourgeois“, intéresseront-ils au théâtre? Evidemment non, car le théâtre appelle à lui tout ce qui est exagéré, vertus, crimes, passions, vices ridicules. Ponsard, du reste, l'exprime très bien dans sa comédie: la Bourse, lorsqu'il fait dire au gros financier Simonnet:

> Je veux de l'imprévu, des accidents, des crises;
> Je veux être mené de surprise en surprises.
>
> (Acte I. Sc. V.)

Mais il y a une limite qu'on ne pourra jamais franchir, car au milieu d'une nombreuse rèunion, quelle que soit sa composition, il y a toujours un certain fonds de pudeur, et par ce fait même l'absolu naturalisme est irréconciliable avec certaines répugnances morales des spetacteurs, qui à un moment donné finiraient par se révolter.

Mr. Camille Bellaigue, disait dernièrement, dans la Revue des Deux Mondes en analysant une pièce du Thèâtre Libre intitulée la Meule: „C'est dans ce théâtre seul qu'on peut voir des personnes très comme il faut, réunies dans l'attente et le désir unanime autant qu'exclusif de la polissonnerie et au besoin de l'obscènité. Deux ou trois heures durant, tout le monde est aux aguets, on épie les moindres répliques, les gestes les plus anodins.“ Ces paroles du critique connu confirment ma thèse.

En outre, si le drame devient ni plus ni moins qu'une copie exacte des hommes, cela va jusqu'à lui ôter l'intérêt et par suite le caractère dramatique. Intérêt de curiosité, mouvement, progression, agencement des scènes, dénouement imprévu et satisfaisant, toutes ces parties considérées comme essentielles au poème dramatique, qu'importent-elles si l'on n'a plus en vue que de peindre juste, de présenter le miroir aux spectateurs, de faire qu'ils s'y reconnaissent?

Le but évident que se propose un auteur est avant tout de donner tant au lecteur qu'à l'auditeur la sensation très vive d'une reproduction exacte du vrai, mais en cherchant

à l'embellir. Tel est aussi le but, tels sont les procédés du théâtre contemporain. La plus haute ambition des maîtres est d'être vrais sans être plats; ils cherchent à obtenir la vérité par la rigueur dans l'analyse et par la précision pittoresque des détails.

L'école moderne est sensualiste à fond, les personnages qu'elle excelle à peindre sont tout entiers conduits par leur tempérament physique: c'est tellement vrai que les pièces qui peignent les passions fondamentales de l'âme humaine survivent toujours à celles qui s'attaquent aux accidents éphémères d'une législation. Que de pièces a-t-on faites par exemple pour plaider en faveur du divorce —, une loi le rétablit, du même coup: „la pièce devient archéologique“ [1]) et si quelques années plus tard on s'aperçoit que le divorce rétabli n'a pas beaucoup changé les mœurs, le plaidoyer une fois déjà considéré comme inutile perd tout intérêt.

Il ne faut pas oublier que le théâtre contemporain français s'attache surtout à représenter des choses actuelles; dans très peu de pièces l'action se passe avant la révolution.

En général le drame historique n'a pas réussi à notre époque, on peut même dire qu'il est impossible [2]). En effet, que d'un côté, par exemple, sur la scène un auteur s'efforce de faire parler et penser comme nous, des Italiens du XVe siècle, nous en serons choqués; que, d'un autre côté, il les fasse parler comme ils pensaient, comme ils parlaient, cette résurrection du passé nous semblera froide, bizarre, peut-être même ridicule. Ponsard le fait également dire à Simonnet dans la comédie que nous vous citions plus haut (la Bourse): „J'aime enfin les héros, qui parlent comme moi.“ Il faudrait pour ressusciter le drame historique la venue d'un homme de génie, un nouveau Corneille, un nouveau Racine, qui lui

---

[1]) Brunetière. (Revue des Deux Mondes.)

[2]) Victor Hugo: Hernani, Le Roi s'amuse, Marion Delorme, Marie Tudor. Louis XI, (école classique) par Casimir Delavigne.

rendrait la vie et saurait, par un chef-d'œuvre, l'imposer aux spectateurs. Thermidor est une tentative: Sardou n'est pas encore le génie attendu!

Les pièces qui conviennent véritablement à notre esprit moderne sont ou celles qui contiennent tout un tableau animé, mobile et brillant des mœurs, des modes, des travers, des ridicules contemporaius, ou encore celles qui ne sont qu'un immense éclat de rire en trois ou quatre actes.

Préférer une pièce à un autre c'est affaire du goût de chacun et de la manière d'entendre la vie. Il y a des gens qui ne sont ni tristes, ni même graves et qui n'aiment pas à rire; il en est d'autres, qui sans être plus gais aiment le rire, peut-être parce qu'il les arrache à de tristes pensées.

Il est aussi d'usage maintenant de transporter sur la scène les romans bien accueillis du public; certaines de ces pièces ont fait fureur, témoins entre autres, le marquis de Villemer, le maître de Forges, l'abbé Constantin etc.

Le théâtre contemporain français se compose donc surtout de comédies de mœurs, de comédies politiques et sociales, de comédies bouffonnes, de quelques grands drames historiques, de deux ou trois tragédies et de pièces enfin de pure fantaisie, qui ne rentrent daus aucun genre.

En résumé le théâtre français contemporain est „un peu ambigu, varié dans ses sujets mais monotone dans son accent“ [3]). Il intéresse l'esprit, ne le ravit jamais. Très supérieur au médiocre, mais toujours au dessous du sublime, le théâtre actuel semble présenter quelques symptômes de décadence; le public est las d'entendre les mêmes idées s'agiter dans les mêmes cadres, il demande autre chose, mais ne sait pas ce qu'il veut.

Pour conclure, on peut appliquer au théâtre contemporain ce que disait très injustement St. Evremond, de l'Andromaque de Racine: „Qu'il a bien l'air de belles choses, il ne s'en faut presque rien qu'il y ait du grand.“

---

[3]) G. Charles: „conférence à la sorbonne sur l'art dramatique.“

3. Methodiſche Fragen zur Hamletforſchung von Herrn Profeſſor Valentin.

Dr. Hermann Türck hat in mehreren Schriften eine von verſchiedenen Seiten gerühmte Auffaſſung der Shakeſpeareſchen Tragödie Hamlet gegeben, für die er den wahren Sachverhalt gefunden zu haben glaubt. Bei ſchärferer Betrachtung erheben ſich gegen die Art ſeiner Unterſuchung eine Reihe methodiſcher Bedenken, die, falls ſie begründet ſind, auch ein Urteil über das Ergebnis der Türckſchen Unterſuchungen mitenthalten. Es liegen drei Schriften vor: „Das Weſen des Genies (Fauſt und Hamlet). Eine philoſophiſche Studie“ (Reudnitz-Leipzig, Max Hoffmann 1888); „Hamlet ein Genie. Zwei Vorträge“ (ebenda 1888) und „Das pſychologiſche Problem in der Hamlet-Tragödie“ (Promotionsſchrift; ebenda 1890). Die letzte dieſer Schriften iſt es, die vorzugsweiſe unſere methodiſchen Bedenken veranlaßt hat: ſie fehlen aber auch nicht den anderen Schriften gegenüber.

Zunächſt müſſen wir Einſprache gegen die von Türck hier überall, aber auch ſonſt bei kritiſcher Betrachtung von Kunſtwerken häufig genug begegnende Auffaſſung erheben, als ob es möglich wäre, den „Inhalt“ einer Tragödie in „eine kurze Formel“ zu faſſen, die dann gewöhnlich die „Idee“ genannt wird. (Vergl. hierzu meine Unterſuchung: Der Naturalismus und ſeine Stellung in der Kunſtentwickelung. Kiel, Lipſius & Tiſcher 1891. S. 22 f.) Es widerſpricht durchaus dem Weſen des Kunſtwerkes, das auf eine Erregung und Steigerung des Empfindungslebens abzielt, eben dieſes Weſen in einer Abſtraktion zuſammenfaſſen zu wollen, die mit dem Empfindungsleben nichts mehr zu thun hat. Dieſe Betrachtungsweiſe geht von der bewußten oder unbewußten Auffaſſung des Kunſtwerkes aus als gäbe dieſes nur eine ſinnliche Verkörperung eines abſtrakt geiſtigen Inhaltes: thatſächlich wird ſein wirklicher Inhalt oder richtiger Gehalt gerade erſt durch die ſinnliche Darſtellung erreicht und weiter überliefert. Nimmt man ihm die Sinnlichkeit der Erſcheinung, ſo hat man nicht ſeinen Inhalt erkannt, ſondern ſein eigentlichſtes Weſen zerſtört, indem man auf ein ganz anderes Gebiete unſeres Vorſtellungslebens übergegangen iſt, das mit dem in der Kunſt herrſchenden nichts mehr gemein hat als die

gemeinſchaftliche Vorausſetzung vernunftgemäßer Auffaſſungsweiſe. H_2O iſt zwar die Formel für Waſſer, iſt aber kein Waſſer mehr, geſchweige denn ſeine auf unſer Empfindungsleben wirkende Geſtaltung im Springbrunnen, im Waſſerfall, im verborgen liegenden ſtillen Teiche, im ſtürmiſchen Brauſen des angeſchwollenen verderbendrohenden Stromes. Sagt mir jemand von einem Kunſtwerk: „Es iſt darin der bedeutſamſte Vorgang des menſchlichen Seelenlebens geſchildert, das Eintreten der Erkenntnis von der Tranſzendenz des wahrhaft Realen", ſo iſt es von ihm Selbſttäuſchung, wenn er dieſe abſtrakte Formel für den „Inhalt" des Kunſtwerkes hält: ſie hat überhaupt nichts mehr mit Kunſt gemein, ſo daß aus dem ſogenannten „Inhalt" nicht einmal erkannt werden kann, ob das dieſen „Inhalt" als ſein Weſen bergende Kunſtwerk ein Bildwerk oder ein Dichtwerk iſt, geſchweige denn, daß dieſer ſogenannte „Inhalt" irgend etwas von dem dem beſonderen Kunſtwerke entſtrömenden Empfindungsleben noch ahnen ließe: wie ſoll dann aber jene Formel der „Inhalt" des fraglichen Kunſtwerkes ſein? Dies aber behauptet Türck am Schluſſe ſeiner Unterſuchung (S. 84) und begeht damit den methodiſchen Fehler, daß er die beſondere Natur des zu unterſuchenden Gegenſtandes außer acht läßt, ſtatt von ihr ſeinen Ausgangspunkt zu nehmen. Dieſer Fehler haftet naturgemäß der ganzen, dieſem Grundgedanken entſpringenden Auffaſſungsweiſe an. Hamlet iſt zur Erkennung des wahrhaft Realen als eines tranſzendenten dadurch gekommen, daß er den Prozeß durchmachen mußte, „der ſich tauſendfältig immer wieder in edleren Naturen wiederholt und der um ſo ſchärfer hervortritt, je bedeutender der betreffende Menſch iſt, dieſer Prozeß des Überganges aus dem Optimismus und Enthuſiasmus der Jugend durch den kraſſeſten Peſſimismus hindurch zur reifen Männlichkeit": er iſt „das eigentliche Thema der Hamlet-Tragödie" (S. 25). Türck ſieht nun ſehr wohl ein, daß dieſer Prozeß, „ohne Störung vollendet", „für ſich nicht Gegenſtand einer Tragödie ſein" kann: die Störung muß vielmehr eintreten, um die Möglichkeit des tragiſchen Ausganges zu bieten: geſchieht dies aber in der Hamlet-Tragödie, dann iſt ſie eben *nicht* Darſtellung dieſes Prozeſſes und er iſt *nicht* ihr „eigentliches Thema", denn es fehlt das dritte Glied des Prozeſſes,

die Gewinnung der reifen Männlichkeit. Nun ſoll aber dieſer Übergang vom Optimismus zum Peſſimismus in Wittenberg eingetreten ſein (S. 60): dann iſt aber auch der Anfang des Prozeſſes ebenſowenig in der Tragödie vorhanden wie der Schluß: wie kann dann dieſer Prozeß das „eigentliche Thema“ der Tragödie ſein, da in ihr weder der Ausgangspunkt noch der Zielpunkt des Prozeſſes gegeben iſt, ſondern nur der Durchgangspunkt, der Peſſimismus?

Allein die Behauptung von dem Vorhandenſein dieſes Peſſimismus ſchließt einen zweiten, methodiſchen Fehler in ſich: das Hineintragen moderner Gedanken in die Dichtung einer Zeit, der ſolche Gedanken noch fremd ſind. Shakeſpeare kannte ſo wenig wie ſeine Zeit das was der moderne Peſſimismus iſt: die vorausgeſetzte Erkenntnis der Wertloſigkeit dieſer Welt, ja das Überwiegende der ſchlimmen Seiten des irdiſchen Daſeins, während zugleich das Jenſeits dem Individuum keinen Erſatz bietet: der dem Chriſtentume, beſonders aber dem mittelalterlich kirchlichen Chriſtentume zu Grunde liegende Peſſimismus erkennt das Elend dieſer Welt gerade unter Vorausſetzung der Fortexiſtenz des Individuums im Jenſeits und unter Anerkennung der aus dem irdiſchen Leben für das Jenſeits entſpringenden Folgen. Wer innerhalb dieſer Vorausſetzung und Anerkennung ſteht, iſt kein Peſſimiſt: es iſt nicht vorauszuſetzen, daß Shakeſpeare im modernen Sinne Peſſimiſt geweſen ſei, eben weil die der Weltanſchauung eines ſolchen zu Grunde liegende Auffaſſung ſeiner ganzen Zeit fremd iſt; ſicher aber iſt, daß Hamlet kein Peſſimiſt war: er ſetzt das ewige Leben mitſamt der Einwirkung des irdiſchen Thuns des Menſchen auf ſeine individuelle Weiterexiſtenz im Jenſeits als ſelbſtverſtändlich voraus. Er thut dies nicht nur theoretiſch, wie in dem Monologe: „Sein oder nicht ſein“, ſondern auch praktiſch: er zweifelt keinen Augenblick an der Möglichkeit der Wiederkehr ſeines Vaters in der Erſcheinung eines „Geiſtes“; er jammert über deſſen Erzählung von den Qualen, die dieſer im Jenſeits durchmacht, weil er in ſeiner Sünden Maienblüte dahingerafft worden ſei, ja Hamlet tötet ſogar den eben in ſeiner Schuld zweifellos erkannten König nicht, weil er ihn im Gebete zu finden glaubt, weil der Getötete um dieſer Heiligung willen ſtatt in die Hölle vielmehr in den Himmel käme. Hamlet

ſchätzt aber auch das Irdiſche durchaus nicht gering: als einen der Gründe, die ihn von rechtswegen zur Rache treiben ſollten, hebt er V, 2 hervor, daß Klaudius ſich zwiſchen die Erwählung und ſeine Hoffnungen gedrängt habe, und ſein letzter Gedanke iſt die Zukunft des Reiches: er bezeichnet Fortinbras als den künftigen König und begünſtigt deſſen Erwählung, indem er ihm ſeine Stimme giebt. Wer ſolche Anſchauungen hat, kann zwar die Schäden dieſer Welt und insbeſonderen der ihn umgebenden Verhältniſſe erkennen: er iſt deswegen noch lange nicht das, was wir einen Peſſimiſten nennen, und was bei Türck gemeint iſt, wenn es heißt, daß ein Optimiſt zum Peſſimiſten geworden ſei.

Die folgerichtige Durchführung dieſer Annahme muß nun aber die weitere Auffaſſung des innerſten Weſens Hamlets bedeutſam beeinfluſſen. Sein Peſſimismus iſt nach Türck das Ergebnis wiſſenſchaftlicher Forſchung: er hat in Wittenberg ſtudiert, das „für Shakeſpeare und ſeine Zeitgenoſſen die Stätte der Wiſſenſchaft κατ' ἐξοχήν" war. Dort hat Hamlet „wirklich Geſchmack an der ſtrengen Wiſſenſchaft gefunden" (S. 60). So begreift es ſich, daß „ſein Denken von Natur jene objektive Richtung nimmt, in der alle Dinge und Vorgänge ihre allgemeine prinzipielle Bedeutung erhalten" (S. 59). So hat denn Hamlet ſchon vor dem Erſcheinen des Geiſtes „den ausgeſprochenſten Ekel an dieſer Welt und all ihrem Weſen" (S. 26). Die raſche Wiederverheiratung ſeiner Mutter „zeigt ihm die Unfähigkeit der Menſchen überhaupt wahres Verdienſt zu würdigen, und die Unfähigkeit der Frau insbeſondere Mann und Mann zu unterſcheiden und an dem Würdigen feſtzuhalten. Die Erzählung des Geiſtes dient mehr dazu, den Peſſimismus Hamlets zu beſtärken, indem ſie ihm die Beweiſe liefert, daß er mit ſeiner trüben Weltanſicht im Rechte iſt, als daß ſie ſeinem Gemüte irgend eine beſtimmte Richtung gäbe" (S. 27): hiernach wird alſo Hamlet vom Geiſt nicht zu irgend welcher Thätigkeit angetrieben, ſondern der Geiſt iſt für Hamlet nur ein intereſſantes Phänomen, das ihm beweiſt, daß er mit ſeiner philoſophiſchen Auffaſſung Recht hat! Und wenn Hamlet auch die Abſicht hat, den Mord ſeines Vaters zu rächen, „ſo beſitzt ſie doch kein treibendes Intereſſe für ihn, ſie füllt ſeine Seele nicht aus, ſondern tritt weit

zurück vor der prinzipiellen Bedeutung, welche Hamlet dem Geſchehenen beilegt“ (S. 27). „Wenn er mit Klaudius alles Böſe aus der Welt ſchaffen könnte, er würde ſofort zuſtoßen“ (S. 27). Da das nicht der Fall iſt, ſo „dreht es ſich bei Hamlet gar nicht darum, ob er die Rachethat vollbringen ſoll oder nicht; dafür hat die Sache an ſich für ihn viel zu wenig Bedeutung“ (S. 27)! Es iſt nur folgerichtig, wenn das Schauſpiel im Drama auch nur einen theoretiſchen Zweck hat: „daß er Recht hat mit ſeinem Peſſimismus, davon will er ſich noch einmal mit eigenen Augen überzeugen“ (S. 29), „um damit zugleich den letzten Zweifel an der Berechtigung der Verwerfung aller optimiſtiſchen Weltauffaſſung zu beſeitigen“ (S. 78): ſein Frohlocken beim Ausbruche des Königs Klaudius rührt alſo nicht daher, daß er erkennt, der Geiſt habe ihm die Wahrheit geſagt und damit ſeine Ahnung beſtätigt, ſondern nur daher, daß er mit ſeiner peſſimiſtiſchen Weltanſchauung Recht hat, und ſo iſts kein Wunder, daß er die Welt gehen läßt wie ſie eben geht, ja, das lebhafteſte Rachegefühl, das er dennoch empfindet, „verhindert die That“, „völlig im Sinne des Peſſimismus, für den das Leben eine Laſt iſt“ (S. 29): wie merkwürdig, daß er dennoch zweimal tödlich nach dem Könige ſtößt, einmal ſo daß er den Polonius ſtatt ſeiner tötet, dann aber ſo daß er, den Tod ſelbſt vor Augen, den König wirklich trifft und tötet! Nach Türck freilich will Hamlet den König hinter der Tapete nur töten, weil dieſer „ſich zwiſchen ihn und ſeine Mutter drängen und ihm auf hinterliſtige Weiſe ſein Geheimnis entreißen“ will (S. 28). Von dieſem Standpunkte aus begreift es ſich auch, daß „Hamlet ſcheinbar (!) aus Gewiſſensbiſſen an dem Berichte des Geiſtes ſich nicht genügen läßt“ (S. 28), wenn es auch unverſtändlich bleibt, wen Hamlet durch dieſen Schein hinters Licht führen will: ſich ſelbſt? Das braucht er doch nicht! Und den Geiſt? Das iſt doch nicht wohl möglich! Und wozu auch, da es ihm nach Türck ja gar nicht darauf ankommt, des Geiſtes Mahnungen zu folgen, ſondern da er nur erkennen will, daß ſein Umſchwung vom Optimismus zum Peſſimismus durchaus berechtigt iſt: wer hätte hinter dem Dänenprinzen einen ſolchen prinzipienreitenden deutſchen Profeſſor vermutet?

Dieſe richtigen Folgerungen aus einer falſchen Vorausſetzung ſind die Ergebniſſe eines vierten methodiſchen Fehlers: Türck behandelt den Shakeſpeareſchen Hamlet wie eine wirkliche Perſönlichkeit, nicht wie eine Perſon im Drama. Von einer ſolchen wiſſen wir durchaus nichts mehr als was uns der Dichter von ihr wiſſen laſſen will und was wir aus den wenigen Szenen erfahren, in denen ſie auftritt. Aus anderem Material Folgerungen zu machen als aus dem, was uns der Dichter giebt, iſt daher durchaus falſch. Türck aber macht dieſen Fehler: er will nachweiſen, daß die „objektive Richtung des Geiſtes mit dieſer angeborenen ungewöhnlich großen Willensenergie verbunden eine großartige ſchöpferiſche Thätigkeit zu Wege bringen muß“ (S. 75). Nun äußert ſich dieſe nach Türck nicht, aber: „wir werden uns nicht dadurch täuſchen laſſen, daß Hamlet in der Tragödie ſelbſt ein planvolles Handeln nicht zeigt, ſondern nur auf die Bedingungen ſehen, von denen die Fähigkeit ſchöpferiſch zu handeln abhängt“ (S. 75). Einem wirklichen, noch lebenden Menſchen gegenüber, deſſen Handeln noch nicht beendet iſt, läßt ſich ſo ſchließen: einer dichteriſchen Geſtalt gegenüber, deren Handeln abgeſchloſſen vor uns liegt, iſt ein ſolcher Schluß falſch. Hätte der Dichter in uns die Vorſtellung eines planvoll handelnden Menſchen erwecken wollen, ſo hätte er ſeine erdichtete Perſönlichkeit demgemäß eingeführt: ſchildert er ihn ſo, daß er das planvolle Handeln ausſchließt, ſo müſſen wir folgern, daß nach des Dichters Auffaſſung die Anlage zu einem ſolchen Handeln nicht als vorhanden betrachtet werden ſoll. Aber die Schilderung des Dichters willkürlich aufgeben, um einen Zug für ein ſelbſtgeſchaffenes pſychologiſches Bild zu verlangen, heißt die Grenze der Kunſtbetrachtung überſchreiten, die mit Aufgebung des feſten Bodens der Thatſachen aufhört eine wiſſenſchaftlich äſthetiſche zu ſein.

Hat der Kritiker aber erſt dieſen Schritt gethan, ſo wird er ſich auch nicht ſcheuen noch einen Schritt weiter zu gehen: dieſer beſteht darin, daß einzelne Ausſprüche aus dem Zuſammenhange losgelöſt werden, und daß ihnen dann eine allgemeingiltige Bedeutung beigelegt wird, die ſie innerhalb des Zuſammenhanges keineswegs haben — ein Verfahren, das genugſam aus der Verwendung von Bibelſprüchen bekannt iſt, dem aber der Charakter

der Wiſſenſchaftlichkeit abgeht. Türck ſpricht S. 41 davon, „daß auch Hamlet früher oder ſpäter ſich zu einem zielbewußten Leben hindurch gerungen hätte, wenn ihm nur Zeit gelaſſen worden wäre“: er fährt dann fort: „Aber ehe er den Prolog zu ſeinem Plane machen konnte (V, 2), ehe er die Vorbedingung jedes planvollen Handelns, die Ruhe der Seele wiedergewonnen, ehe er prinzipiell Stellung zum Daſein überhaupt genommen hatte, hatte das Spiel der Feinde begonnen und drängte dem Ende zu: Or I could make a prologue to my brains Thay had begun the play.“ Dieſer Ausſpruch Hamlets iſt eingeſchaltet in die Erzählung von dem Anſchlag des Königs auf Hamlets Leben, indem er ihn mit Briefen nach England ſchickte. Nachdem Hamlet ſie geöffnet und den heimtückiſchen Plan erkannt hatte, ſetzte er ſich nieder und ſchrieb einen anderen Auftrag, den dann Roſenkranz und Güldenſtern zu ihrem Verderben nach England bringen. Hamlet will die Raſchheit ſeines Entſchluſſes und Handelns ſchildern und gebraucht dazu ein Bild vom Theater. Delius erklärt ſo: „Das Bild iſt vom Theater entlehnt: ſeine Gefährten hatten ſchon angefangen ihr Stück zu ſpielen, ehe er noch Zeit gefunden zu ſeinem eigenen Anſchlag dagegen (to my brains) den Prolog zu machen. Es war alſo Gefahr im Verzuge.“ Es ſoll alſo nur heißen: ich ging ſofort zur Handlung über, weil ſie ſchon ihr Spiel begonnen hatten, ehe ich daran denken konnte, mein Spiel, meinen eigentlichen Anſchlag, einzuleiten; die Rührigkeit von der anderen Seite läßt ihn ſogar zur Vorbereitung eines eigenen Planes nicht kommen, ſondern er tritt in das bereits begonnene Spiel der Gegenpartei ein und giebt ihm nur eine unerwartete Wendung. Das „ehe ich einen Prolog für meinen Plan machen konnte“ hat alſo den ganz beſtimmten Sinn, der durch den Zuſammenhang zweifellos klar iſt, hat keine andere Tragweite, als die Schnelligkeit zu ſchildern, mit der Hamlet in dieſem ganz beſonderen Falle, ehe er auch nur den allererſten Anfang zu einem eigenen Spiele machen konnte, handelnd in das Spiel der Gegner eingreift. Und was macht Türck daraus? „Ehe er die Vorbedingung jedes planvollen Handelns, die Ruhe der Seele wieder genommen, ehe er prinzipielle Stellung zum Daſein überhaupt gewonnen hatte“: wo in aller Welt iſt dieſe Verallge-

meinerung in jener Stelle enthalten und begründet? Ist es gestattet, irgend ein Wort aus dem Zusammenhange zu nehmen und seine Tragweite beliebig, selbst bis in die Unendlichkeit der prinzipiellen Bedeutung zu erweitern, dann freilich ist es möglich, alles aus jedem Werk herauszulesen und zu beweisen.

Nicht anders steht es mit der mehrfach angeführten Stelle: the king is a thing — of nothing (IV, 2). Hamlet, der gesagt hat: the king is a thing — wird von dem über die Respektlosigkeit des Ausdruckes überraschten Güldenstern unterbrochen mit der Gegenfrage: a thing, my lord? Hamlet, der über die ihm von seinen früheren Freunden zu teil werdende Behandlung entrüstet ist, geht auf die Sache nicht weiter ein, sondern bricht die Unterredung ab indem er hinzufügt: of nothing. Türck läßt die Zwischenfrage unbeachtet und nimmt den Ausspruch so, als ob er prinzipielle Bedeutung hätte, da nach ihm Hamlet der Mann der prinzipiellen Auffassungen ist: „Klaudius ist für sich ein Nichts", und giebt die Stelle als Beweis für seine Behauptung: „So aber ist Klaudius für ihn [Hamlet] nur ein Repräsentant dieser bösen Welt überhaupt." Davon enthält die Stelle selbst durchaus nichts: es handelt sich gar nicht um die Bosheit des Klaudius, sondern um die Geringschätzung, die er, Hamlet, „der Sohn eines Königs", wie er sich kurz vorher stolz nennt, für den König mit der gestohlenen Krone hegt. Ebenso heißt es auf S. 30, der König sei für Hamlet „ein verächtliches Ding" — sehr richtig! sofort wird dies aber dahin erweitert: „der König ist für ihn nur noch ein Exempel der allgemeinen Verderbtheit der Menschennatur": das ist falsch; denn das ist weder Hamlet noch Shakespeare, sondern Türck mit seiner unbegründeten Verallgemeinerung, die ein charakteristischer Zug seiner Erklärungsweise und der Grund für eine Reihe falscher Auffassungen ist.

Nun hat sich Türck freilich die Lösung „des psychologischen Problems" als Aufgabe gestellt; allein dieses findet sich in einem Dichtwerke, und so bleibt auch für den Psychologen die Aufgabe das Dichtwerk zunächst ästhetisch richtig zu fassen: dann erst darf er an die Lösung seiner Spezialaufgabe gehen. In der ästhetischen Auffassung hat aber Türck eine Reihe von Fehlern in der Methode

begangen, durch deren Duldung die Ästhetik aufhören müßte, als Wissenschaft gelten zu dürfen. Es kann nicht gestattet sein, ein Dichtwerk von irgend welchem Gesichtspunkte zu betrachten, ohne es vorher in seiner künstlerischen Qualität erkannt zu haben. Um dies zu können, muß die Betrachtung sich bestimmte Grenzen ziehen, die aus der Natur des Kunstwerkes entspringen. Werden diese überschritten, so mag die psychologische Untersuchung noch so fein und geistvoll durchgeführt sein — auf Wahrheit darf das Ergebnis keinen Anspruch machen, weil die Grundlage, die ästhetische Auffassung, falsch gelegt ist: wo die Voraussetzungen nicht zutreffen, da können auch die Folgerungen nicht richtig sein. So mag auch das psychologische Bild, das Türck von Hamlet giebt, ein durchaus richtiges in dem Sinne sein, daß es unter den gemachten Voraussetzungen einer Wirklichkeit entsprechen kann: ein richtiges Bild des von Shakespeare geschilderten Dänenprinzen Hamlet ist es dagegen nicht, weil die Gestalt der Dichtung den von Türck gemachten Voraussetzungen nicht entspricht.

4. Über einige neuere Erscheinungen der Shakespeare-Litteratur von Herrn Dr. F. Michel.

In erster Linie gelangte zur Besprechung: „Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte" von Dr. W. Wetz. Bd. I. 1890 (Worms, P. Reiß). Der bis jetzt vorliegende erste Band behandelt: „Die Menschen in Shakespeares Dramen"; der zweite Band soll die Verhältnisse schildern, in denen diese Menschen stehen und den gegenseitigen Einfluß beider aufeinander. Der Verfasser bezeichnet es als seine Aufgabe, „unter Anwendung der vergleichenden Litteraturgeschichte eine Darlegung des Wesens der Shakespeareschen Tragödie zu geben". In der die Einleitung bildenden Betrachtung „Über Begriff und Wesen der vergleichenden Litteraturgeschichte" setzt er die leitenden Gesichtspunkte, von denen er ausgeht, auseinander. Es darf getrost behauptet werden, daß keine Schrift der neueren Zeit den Gedanken der Notwendigkeit und Ersprießlichkeit der vergleichenden Litteraturgeschichte als selbständiger Wissenschaft so klar und überzeugend vorgetragen hat, wie dies hier geschieht.

Der Verfaſſer ſtellt zunächſt das Weſen der vergleichenden Litteraturgeſchichte feſt durch Abgrenzung der verſchiedenen Gebiete der Litteraturgeſchichte gegeneinander; ſodann zeigt er — vor allem durch Hinweis auf die durch die vergleichende Litteraturgeſchichte zu erreichenden zuverläſſigen Reſultate —, daß ſie alle Vorteile einer exakten Wiſſenſchaft bietet.

Er giebt hierauf einen geſchichtlichen Überblick über ſie, von dem bei den Franzoſen im 18. Jahrhundert entſtandenen Streite über den Vorrang der Älteren vor den Neueren (Perrault und Lamotte) ausgehend, von da über Diderot und Leſſing zu Herder, Schiller, Goethe und den Romantikern, beſonders A. W. Schlegel fortſchreitend: gegen letzteren polemiſierend, während er Herder und Schiller als diejenigen hervorhebt, „auf deren Schultern alle ſpätere vergleichende Litteraturbetrachtung ſteht“. Schillers Abhandlung „Über naive und ſentimentaliſche Dichtung“ rühmt er als „die genialſte Leiſtung in unſerem Fache, welche an Wichtigkeit der aufgeſtellten Geſichtspunkte und an epochemachender Bedeutung bis jetzt nicht wieder erreicht iſt“. Zur engeren Abgrenzung ſeiner Aufgabe „die Geſetze des Tragiſchen bei Shakeſpeare darzulegen“ übergehend, lehnt er es ab, der Unterſuchung ſeinerſeits die ſonſt übliche Erörterung des Weſens des Tragiſchen überhaupt vorauszuſchicken; vielmehr ſoll ſich das letztere aus den erſteren ergeben. Er will die inneren und die äußeren Faktoren ermitteln, durch welche die in Shakeſpeares Tragödien geſchilderten tragiſchen Schickſale bewirkt werden, und zwar die inneren zuerſt, weil ſie die wichtigeren ſind, weil die Natur des tragiſchen Helden die tragiſche Situation bedingt, nicht umgekehrt. Es handelt ſich ſomit zuerſt um ein vollſtändiges Begreifen der Menſchen Shakeſpeares — dies iſt daher der Inhalt des erſten Bandes. Den hier gebotenen pſychologiſchen Entwickelungen ſoll im zweiten Bande die Vergleichung der Menſchen Shakeſpeares mit denen Corneilles folgen, weil unter allen modernen Tragikern dieſer in allem weſentlichen jenem am meiſten entgegengeſetzt ſei, ſowie weil nichts mehr als eine ſolche Gegenüberſtellung die Wichtigkeit des pſychologiſchen Momentes erkennen laſſe. Er beſchränkt ſeine Aufgabe inſoweit als er „die eine Hauptgruppe von Tragödien ausſcheidet, welche ſich

vorwiegend die Herbeiführung des tragiſchen Ausganges vorſetzen", während er diejenigen in den Rahmen ſeiner Betrachtung zieht, „welche das Hauptgewicht auf die Schilderung tiefen Seelenleidens legen". Für dieſe gerade ſeien „Shakeſpeare und Corneille als die äußerſten Pole zu bezeichnen, zwiſchen denen alle anderen hier möglichen Formen des Tragiſchen ihren Platz finden". Für die von ihm befolgte Methode der Vergleichung iſt in erſter Linie Taine ſein Vorgänger für die Darlegung des erſten Bandes, ſodann J. L. Klein und Otto Ludwig.

Der „pſychologiſche Teil" bildet in neun umfangreichen Kapiteln dieſen erſten Band. Wie jedem einzelnen dieſer Kapitel, ſo ſchickt er auch der geſamten Darſtellung eine „Vorbemerkung" voraus. Den Grundgedanken der letzteren, welcher ſomit als der der ganzen Darlegung anzuſehen iſt, drückt er folgendermaßen aus: „Der Menſch der Shakeſpeareſchen Tragödie handelt nach Inſtinkten, Eingebungen und Aufwallungen, aber nicht nach vernunftgemäßen Erwägungen". Den Unterſchied zwiſchen den früheren und den ſpäteren Werken ſieht er darin: während alle Eigentümlichkeiten der Perſonen der Jugendwerke ſich noch bei einzelnen Perſonen der ſpäteren Dramen finden, beſitzen die Hauptfiguren, die tragiſchen Helden der letzteren, eine höher entwickelte und verfeinerte Organiſation, andere Rechts- und Sittlichkeitsideen, eine andere Ausbildung von Vernunft und Gewiſſen. Weiterhin iſt erſt in den ſpäteren Werken ein inneres — ſittliches — Bewußtſein vorhanden, das beſtimmte Handlungen lobt, andere tadelt, doch iſt dies mehr Sache des Gefühls als der Vernunft. In den Jugenddramen fehlen daher die Konflikte, in den ſpäteren ſind ſie vorhanden, aber vergleichsweiſe ſelten; Konflikte zwiſchen Liebe und Elternliebe — bei anderen Dichtern gewöhnlich — fehlen hier ganz. Shakeſpeare kommt es auf den Gemütskonflikt an, durch das ſittliche Bewußtſein allein wird bei ihm niemals ein Konflikt bewirkt. Der Verfaſſer weiſt auf das impulſive Weſen dieſer Menſchen hin, die, beſonders in den Jugenddramen, ſtets dem erſten Eindrucke folgen: daher die Maßloſigkeiten in den Empfindungen und Handlungen, die ſtürmiſchen

Affekte; daher der vornehmlich in den Jugenddramen bemerkte völlige Mangel der Vernunft, des Bewußtſeins von Gut und Böſe, Recht und Unrecht, des Begriffes der ſittlichen Pflicht: daher der Mangel des Gewiſſens, der wichtigſte Unterſchied zwiſchen den früheren und den ſpäteren Tragödien. Wo ſich aber das Gewiſſen regt, da ſind die Motive durchaus nicht blos ſittlicher Natur, ſondern mit verſchwindenden Ausnahmen egoiſtiſchen Urſprunges: das Gefühl der Vergeltung iſt dabei am wirkſamſten. So geht der Seelenſchmerz bei Shakeſpeare immer aus unſittlichen Handlungen hervor, nicht, wie bei Schiller (Max Pikkolomini) und Corneille (Rodrigue) aus ſittlichen, die Konflikte hervorriefen. Eine eingehende Betrachtung iſt der Verblendung durch die Leidenſchaft gewidmet, wie ſie ſich am ſchärfſten bei Othello ausprägt. Der Verfaſſer unterſcheidet hier zwiſchen der tragiſchen Verblendung bei Shakeſpeare gegenüber der komiſchen (z. B. bei Molière). Die Leidenſchaft zwingt den Verſtand zur Entſtellung der Thatſachen im Sinne der erſteren; es bedarf zu einer ſolchen Verblendung durchaus nicht geiſtiger Beſchränktheit, wie man ſie bei dem Mohren finden wollte, Beweis deſſen: Goethes Taſſo (der deshalb in einem beſonderen Abſchnitte behandelt wird). Die Frage, ob Othello die Anlage zur Eiferſucht ſchon beſaß, wird bejaht. Der Abſchnitt über die „unſittlichen Humoriſten“ Jago, Richard III, Falſtaff, im Gegenſatze zu den „harmloſen“ in den Luſtſpielen, verdient ebenfalls beſondere Beachtung, vor allem die zutreffende Schilderung Falſtaffs. In dem höchſt wertvollen, an feinen Beobachtungen beſonders reichen Kapitel über „Die Liebe und die Frauen“ weiſt der Verfaſſer auf die Ähnlichkeit in der Schilderung edler, zarter Gefühle und wilder, verheerender Leidenſchaften hin. „Die guten Menſchen ſind ſchöne Seelen, die immer nur nach ihren Neigungen handeln, nie nach Vernunftprinzipien.“ Shakeſpeare ſtellt vor allem die Liebesſeligkeit dar; er kennt keine Ehen, die ohne Liebe, lediglich aus Gehorſam gegen die Eltern geſchloſſen werden. Seine Frauen tragen ein durchaus weibliches Gepräge, ſind aber im Guten wie im Böſen entſchiedener: während bei den Männern innere Konflikte entſtehen, fehlen ſie bei den Frauen; ihr unſittliches Handeln zerrüttet zwar ihre Nerven, ſtört aber nicht ihr Gemüt.

*

Wenn wir dem in dieſen neun Kapiteln Gebotenen, das hier nur in flüchtiger Skizze angedeutet iſt, im großen und ganzen beipflichten, vor allem des Verfaſſers klarer und ſcharfſinniger Behandlung ſeines Stoffes faſt durchweg Beifall zollen können, ſo tritt uns dagegen ſeine ſchon in den Anmerkungen zu dem Bisherigen ſich oft allzu breit machende polemiſche Schärfe in den den Anhang bildenden ſechs Exkurſen beſonders ſtörend entgegen. Selbſt bei voller ſachlicher Berechtigung berührt die ſchroff abſprechende Art, zumal gegenüber Männern von anerkannten Verdienſten, oft höchſt unangenehm. Am ſchlimmſten ſpringt der Verfaſſer mit dem einſt wohl überſchätzten Gervinus um, gegen deſſen „Shakeſpeare“ er ſich an vielen Stellen ereifert; ſelbſt da, wo er ſich einmal anerkennend über ihn zu äußern ſcheint, fühlt man bald die beißende Ironie heraus. Beſonders heftig ſind dieſe Ausfälle in den beiden Exkurſen: (II.) „Über die Flüche in Richard dem Dritten“ und (IV.) „Zwei Äußerungen von Gervinus: 1) über Shakeſpeareſche Böſewichte, vornehmlich über Jago und Richard den Dritten; 2) über den Julius Cäſar“. Allerdings läßt er auch andere Litterarhiſtoriker und Äſthetiker ſeinen Groll empfinden, ſo beſonders G. Freytag inbezug auf ſeine „Technik des Dramas“, während er ihm ſonſt Anerkennung zuteil werden läßt. Hierhin gehören auch ſeine Äußerungen über E. v. Hartmann in dem (V.) Exkurs zu deſſen Bemerkungen über „Romeo und Julia“. In würdiger Weiſe begegnet er dagegen den den ſeinigen entgegenſtehenden Anſichten von Elze, Rötſcher, Viſcher, K. Fiſcher, beſonders Bulthaupt (vergl. Exkurs VI.); von des letzteren „Dramaturgie der Klaſſiker“ rühmt er ſogar, daß ſie „ausgezeichnet ſei durch die Schärfe und Unbefangenheit, mit der er einzelne Thatſachen feſtſtellt“, während er allerdings in den Folgerungen nicht glücklich zu ſein ſcheine. Meiſt lobend erwähnt er Flathe („Shakeſpeare in ſeiner Wirklichkeit“), E. W. Sievers (Shakeſpeare, ſein Leben und ſein Dichten Bd. I), ferner Mrs. Jameſons Buch über Shakeſpeares Frauen, endlich vor und über allen J. L. Klein, mit dem er natürlich auch in der gründlichen Vernichtung von Gervinus völlig übereinſtimmt. Beſonderen Hinweis verdient hier noch Kapitel VII Abſchnitt V des pſychologiſchen

Teils, wo die bisherigen Kritiker des „Othello“ eingehend besprochen werden.

Diese Schärfe der Polemik, deren wir hier gedenken mußten, findet ihre Erklärung zum großen Teile gewiß in sachlichen Irrtümern, in Schwächen der ihm in ihren Ansichten entgegenstehenden Kritiker; allein zum nicht geringen Teile beruht sie auch auf einer oft hervortretenden Neigung des Verfassers zur Ironie, die leicht zur Satire wird. Daß diese ironische Schreibweise auch ihre Vorzüge hat, ist gewiß nicht zu verkennen: sie verleiht dem ganzen Buche ein frisches, unmittelbares Kolorit, das auch bei trockenen Partieen fesselt und stets den behandelten Stoff dem Leser nahe bringt; daß er dabei gelegentliche Kraftausdrücke nicht verschmäht, ist bei seiner Vorliebe für Kleins Sprachverrenkungen und Bizarrerien (vergl. das Zitat aus Klein S. 389) nicht zu verwundern. Ferner berührt eine gewisse Bescheidenheit in der Darlegung seiner Ansicht hie und da wohlthuend, wenn auch dem gegenüber an anderen Stellen allzu positiv gehaltene Äußerungen wohl nicht zu wörtlich genommen werden dürfen. Rückhaltlose Anerkennung läßt sich jedoch gar manchem seiner klaren, kernigen Ausdrücke zollen, sowie einigen ausführlicheren Darlegungen, die eine Fülle scharfsinniger, gründlich durchdachter Beobachtungen bieten. Hier sei nur noch auf einige seiner ausführlichen Erörterungen über bis jetzt noch streitige Auffassungen hingewiesen: „Die Überredung der Anna durch Gloster in Richard III.“ (Kap. II, Abschn. III); „Die Überredung Burgunds durch die Jungfrau von Orleans in Henry VI.“ verglichen mit der entsprechenden Szene des Schillerschen Dramas (Kap. I, Abschn. V); auf die schon oben angeführte ausführliche Charakteristik Othellos und Jagos (Kap. VII); endlich „Die Liebe und die Frauen“ (Kap. IX), besonders Abschnitt II „Das entschieden weibliche Gepräge bei Shakespeares Frauen“.

Die hier gegebenen flüchtigen Andeutungen dürften wohl genügen, um zu zeigen, daß das vorliegende Werk Genuß und Belehrung in Fülle bietet, so daß wir auch dessen hoffentlich bald erfolgender Fortsetzung erwartungsvoll entgegen zu sehen berechtigt sind. —

**

Es gelangte ferner zur Beſprechung: De Shakespearii Hamleto et Germanica Tragoedia quae inscribitur „Der beſtrafte Brudermord oder Prinz Hamlet aus Dännemark“. Quantopere inter se distent aut congruant, utra aetate major et alteri exemplo fuerit, disputatur. Thesim Facultati Litterarum Parisiensi proponebat A. Pinloche. Apud Facultatem Litterarum Parisiensem licentiatus (Paris, Armand Colin et Cie. 1890).

Der Gedankengang dieſer Schrift iſt etwa folgender. Die deutſche Tragödie: „Der beſtrafte Brudermord oder Prinz Hamlet aus Dännemark“, die man ſtets als den letzten Dezennien des 17. Jahrhunderts angehörig betrachtete, war lange von deutſchen und engliſchen Forſchern ohne weiteres für eine jener häufig vorkommenden, auf einem ſchlechten Nachdrucke beruhenden Bearbeitungen des Shakeſpeareſchen Hamlet angeſehen werden. Da trat Alb. Cohn in ſeinem trefflichen Buche „Shakespeare in Germany“ (London 1865) für eine frühere Entſtehungszeit des deutſchen Stückes ein, indem er es als unmittelbare Nachahmung des im Jahre 1603 entſtandenen und kurz nachher von engliſchen Schauſpielern in Deutſchland aufgeführten früheren Hamlet, desjenigen der Qu. A., bezeichnete (vergl. auch R. Génée, „Geſchichte der Shakeſpeareſchen Dramen in Deutſchland“). Von keiner Seite aber wurde bisher die Priorität des Shakeſpeareſchen Hamlet vor der deutſchen Faſſung in Zweifel gezogen. Pinloche ſtellt nun die Behauptung auf, und ſucht ſie zu beweiſen, daß das Verhältnis zwiſchen beiden Stücken ein anderes ſei, und zwar ſo, daß beide Stücke auf eine gemeinſame Quelle zurückzuführen ſeien. Um zunächſt zu beweiſen, daß die deutſche Tragödie nicht durchaus auf dem Hamlet der Qu. A. beruhen müſſe, legt er den Gang des deutſchen Stückes dar (abgedruckt iſt es bei Génée a. a. O. S. 415 ff.) und unterzieht dann beide einer Vergleichung rückſichtlich der Handlung, der Perſonen und der Schreibweiſe. Auf Grund dieſer Prüfung gelangt er zu folgendem Ergebniſſe: dem deutſchen Stücke fehlt alles, was für die Perſonen, den Gang der Handlung und den Stil bei Shakeſpeare charakteriſtiſch iſt; der Verfaſſer des deutſchen Stückes hat den Shakeſpeareſchen Hamlet nicht gekannt.

Es kann alſo, entgegen der bisherigen Annahme, von einer Nachahmung des letzteren oder gar von der Bezeichnung der deutſchen Tragödie als „verzerrten und verdorbenen Nachdruckes“ des Hamlet nicht die Rede ſein. Sonach bleibt nur die Möglichkeit übrig, daß das deutſche Stück oder doch ein engliſches Original, deſſen Überſetzung das deutſche wäre, ſchon vor Shakeſpeares Hamlet exiſtiert habe und von dem Dichter des letzteren bei ſeinem „Hamlet“ benutzt worden ſei.

Wenn auch dieſes merkwürdige Ergebnis der vorliegenden Schrift einer gründlicheren Nachprüfung bedürfte, als ihr in dem begrenzten Rahmen dieſer Beſprechung naturgemäß zu teil werden kann, ſo darf doch hier die auf dieſe Frage verwendete gründliche Forſchung ſowie die methodiſch ſtrenge Durchführung dieſer Arbeit rühmend anerkannt werden.

Im denkbar ſchroffſten Gegenſatze zu beiden bisher beſprochenen Arbeiten, vor allem in Rückſicht auf die Anforderungen ſtreng wiſſenſchaftlicher Methode, ſteht die ihre Tendenz an der Stirne tragende Schrift: „Der „Papiſt“ Shakeſpeare im Hamlet“ von J. Spanier (Trier 1890).

Der Verfaſſer nimmt zunächſt als erwieſene Thatſache an, daß Shakeſpeare ein gläubiger Katholik geweſen ſei, den die Herrſchaft des Proteſtantismus in England innerlich wurmte, ohne daß er es gewagt hätte, dieſer ſeiner Geſinnung öffentlich klaren Ausdruck zu verleihen. Auf Grund dieſer Theſe, die einer Widerlegung heute nicht mehr bedarf, unternimmt er nun den kühnen Nachweis, daß das Drama „Hamlet“ eine „kurze Chronik“, einen „Spiegel“ von dem Zeitalter des Dichters (vergl. Hamlets Geſpräch mit den Schauſpielern II, 2) darſtellen ſolle, in welchem der durch äußere Rückſichten gebundene Dichter den Zeitgenoſſen ſeine Geſinnung habe ſymboliſch zu erkennen geben wollen. Die Löſung der Symbolik giebt Spanier auf folgende geniale Weiſe (S. 100): „Die zu Grunde liegende Begebenheit kennzeichnet die Kataſtrophe der „Zeit, die aus allen Fugen iſt“, die Reformation. Die dazu in Verhältnis geſtellten Figuren zeigen die verſchiedenen Elemente der Zeit in ihrer Stellung zur Reformation: wie Claudius — den böſen Treibegeiſt der Bewegung, im Beſitze der Macht

und von entsprechenden Satelliten umschwärmt, die Königin — die englische Nation, die sich dem Reformatorentum ergab; endlich Hamlet selbst — die in dem Wirrsal stehende Jugend Englands, wahrheitsliebend und rechtsinnig (so!), die, dem Reformatorentum abgeneigt, in dumpfem Kampfe liegt mit den herrschenden Zuständen!" Es ist überflüssig, über solche Don-Quixoterien ein weiteres Wort zu verlieren.

Im Anschlusse hieran sei noch das sich aufrichtig als solches bekennende Phantasiegebilde von C. Schultes erwähnt: „Solus cum Sola!" oder „Williams Sturmjahre" (Leipzig 1891), das für die Dichtung das Recht in Anspruch nimmt, zu versuchen, die für sie „glückliche Lücke" in dem Lebensgange Shakespeares in den Jahren 1585—89 „auszubeuten und zu zeigen, wie der große Dichter auf natürliche Art das unbedingt nötige „Wissen und Können" sich aneignete und dabei zugleich „in Lust und Leid" den Lebensbecher „gefüllt bis zum Überschäumen" kostete". Zu diesem Behufe läßt Schultes seinen Helden plötzlich in — Kannstatt bei Stuttgart als Mitglied einer Schauspieltruppe auftauchen, von dort unter der Ägide des Herzogs Ludwig von Schwaben (1568—93) an die Hochschule nach Tübingen sich begeben, dann durch die Jesuiten nach Fulda entführt werden, von wo er nach vielen Mühseligkeiten und reich an all den Erfahrungen, deren er als Verfasser der Shakespeareschen Dramen bedarf, endlich nach seiner Heimat zurückgelangt. Von dort aus wird er dann „Allein mit der Alleinen, der heiligen Poesie", die Welt mit dem Glanze seines Namens erfüllen. Dieser harmlose und fesselnd geschriebene „Original-Shakespeare-Roman" mag manchem Leser eine angenehme Stunde bereiten, und auch der ernste Forscher wird solchen Phantasien nicht gram sein dürfen.

---

2. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

Am 15. Mai sprach Herrn Dr. Arthur Pfungst über Cesare Lombrosos Werk: „Der geniale Mensch" (L'nomo di genio).

Jedem Forſcher, der die fortſchreitende Entwickelung des menſchlichen Geiſtes mit offenem Auge verfolgt, drängt ſich die Wahrheit der Thatſache auf, daß bahnbrechende Entdeckungen und Erfindungen faſt niemals ſprungweiſe gemacht werden. In vielen Fällen ſind wir ſelbſt in der Lage, den verſchlungenen Pfaden nachzugehen, auf denen ſich der unverdroſſen ſchaffende Menſchengeiſt zum Lichte emporgerungen hat, und da ſehen wir denn nicht ſelten, daß viele Köpfe an einer Entdeckung gearbeitet haben, ohne zum Endziele gelangen zu können, bis ſchließlich ein mit außergewöhnlichen Fähigkeiten ausgerüſteter Geiſt ſich kühn der Sache bemächtigt und ſie mit Scharfſinn und Energie zur Vollendung führt. Jede Generation, jedes Zeitalter bringt neue Gedanken, neue Anſchauungen hervor, die gleichzeitig in vielen Köpfen arbeiten, aber an dem Namen des einen großen Geiſtes, der die einzelnen Quadern, welche die anderen behauen haben, mit mächtiger Hand zu einem gewaltigen Baue türmt, heftet ſich der Ruhm und die Anerkennung von Mit- und Nachwelt. Luther und Gutenberg, Kolumbus und der Dichter des „Fauſt“ — ſie alle haben ihre Vorgänger gehabt, aber ſind ſie deshalb unſerer Bewunderung weniger wert?

Dieſe Worte mußte ich vorausſchicken, ehe ich zu meinem eigentlichen Thema gelange, weil die Reſultate, welche Ceſare Lombroſo in ſeinem Werke „L'uomo di genio“ niedergelegt hat, und über welche ich heute berichten will, in die Kategorie jener Entdeckungen gehören. Wie vielen denkenden Menſchen iſt ſchon die Thatſache aufgefallen, daß es Berührungspunkte zwiſchen dem Genie und dem Wahnſinn giebt! Wie viele traurige Beiſpiele von Dichtern, Denkern und bahnbrechenden Erfindern, die der geiſtigen Umnachtung anheimgefallen, ſind heute jedem Gebildeten vertraut! Aber noch niemand hat vor Lombroſo ein derartiges erdrückendes Material mit Bienenfleiß geſammelt, logiſch geordnet und zu einem wiſſenſchaftlichen Werke erſten Ranges verarbeitet wie der Turiner Gelehrte, und ich wage zu hoffen, daß das Werk, welches uns heute beſchäftigen ſoll, als ein wertvoller Beitrag zur geiſtigen Geſchichte der Menſchheit betrachtet werden wird.

Lombroſo unterſucht die Beziehungen, welche zwiſchen dem Genie und dem Wahnſinn obwalten, und kommt zunächſt zu dem

Ergebniſſe, daß beide auf geiſtiger Entartung beruhen. Er iſt natürlich weit davon entfernt zu ſagen, daß ein genialer Menſch dem Wahnſinne verfallen ſei, wie zuweilen von ſolchen angenommen worden iſt, die das Werk nicht richtig verſtanden haben; er behauptet nur, daß der geiſtig Kranke wie das Genie außerhalb der allgemeinen Menſchheit ſtänden, und zwar der erſtere unter, der letztere über ihr, und weiſt, auf Thatſachen geſtützt, nach, daß das Genie der Denker, Dichter und Erfinder meiſtens mit einer durchaus einwandfreien Geſundheit des Geiſtes nicht in Einklang zu bringen iſt, während man andererſeits oft bei Wahnſinnigen gewiſſe pſychologiſche Eigenſchaften findet, die auch bei dem Genie zu beachten ſind.

Nun iſt es ſehr ſchwer, ſcharf zu definieren, wer als Genie zu betrachten iſt und wer nicht — denn wie könnte man eine Grenze zwiſchen dem Talente und dem Genie ziehen? Wie Richet in ſeiner Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe des Werkes ſehr richtig bemerkt, iſt die Klaſſifikation überaus ſchwierig, und man muß ſich im großen und ganzen an ſolche Perſonen halten, deren Genialität allgemein anerkannt iſt. Eine Eigenſchaft muß ein Geiſt jedoch unter allen Umſtänden beſitzen, den wir als genial gelten laſſen ſollen: Originalität. Der geniale Menſch iſt unbedingt anders als diejenigen, welche neben ihm leben; er hat Ideen, die ihm und nur ihm eigentümlich ſind, er ſchlägt Wege ein, die keiner gegangen iſt, er bringt Leiſtungen hervor, die ſich ſcharf von den Leiſtungen ſeiner Mitſtrebenden abheben — mit einem Worte: das Genie iſt anormal, es iſt eine Ausnahme.

Lombroſo erzählt am Anfange ſeines Werkes, daß ihm oft der Gedanke gekommen, das Genie ſei eine Pſychoſe, doch habe er dieſen Gedanken immer zurückgewieſen. Ein jeder wird gewiß das Unbehagen des Forſchers nachempfinden können — ſind wir doch von Jugend auf gewöhnt in den genialen Menſchen die Leuchten zu erblicken, die der im Dunkeln wandelnden Menſchheit Licht ſpenden auf ihrem Wege durch die Ewigkeit! Nur ſchaudernd können wir uns an eine Auffaſſung gewöhnen, welche den Stolz unſeres Geſchlechtes auf eine Stufe mit Idioten und Verbrechern zu ſtellen droht! Und auch Lombroſo ſchauderte davor zurück; er

nahm die Thatsachen an, die sich ihm aufdrängten, und wollte durchaus nicht ihre Konsequenzen ziehen. Aber die wissenschaftliche Wahrheit siegte über das Gefühl des Forschers, und schließlich mußte er den Satz aussprechen, daß das Genie in den meisten Fällen eine Entartung, eine Psychose sei.

Der Einwurf liegt auf der Hand, daß es geniale Menschen gegeben hat, welche unserer Ansicht nach ohne jeden Zweifel im Vollbesitze ihrer intellektuellen Fähigkeiten gewesen sind. Lombroso begegnet diesem Einwurfe jedoch mit der Behauptung, daß eben niemand etwaige geistige Mängel dieser Personen bemerkt oder uns überliefert habe. Er beklagt sich bitter über die Historiker früherer Epochen, welche mehr Chronikschreiber als Psychologen gewesen seien, und die es sich angelegen hätten sein lassen, uns die Abenteuer und Festlichkeiten der Fürsten, die Kriege und Friedensschlüsse zu berichten, jedoch nichts über die Charakter- und Geistes-Eigenschaften genialer Männer oder ihrer Familien. Die Genies selbst geben uns nur sehr selten Aufschlüsse über ihr geistiges Leben wie es sich thatsächlich abgespielt hat, denn Männer, die, wie Rousseau, ungeschminkt ihr innerstes Denken und Empfinden offenbaren, sind selten. Wenn nicht zufällig ein Eingeweihter ein einziges Mal den gewaltigen Richelieu bei einem epileptischen Anfalle überrascht hätte — wer hätte jemals geahnt, daß Richelieu ein Epileptiker gewesen! Wer hätte es für denkbar gehalten, daß Cavour zwei Selbstmordversuche unternommen hat? Und doch enthüllen uns die kürzlich erschienenen Memoiren von Berti und Mayer diese erschütternden Fakta. Und hätte Carlyles Frau nicht vor ihrem Tode eine Schilderung der Qualen verfaßt, die sie von ihrem Manne erdulden mußte — wer hätte derartiges für möglich gehalten?

Aber noch ein anderes Moment ist zu berücksichtigen. Gerade diejenigen Formen geistiger Erkrankung, die am häufigsten beim Genie beobachtet worden sind, nämlich das moralische Irrsein und die Epilepsie, bleiben dem Laien nur zu leicht verborgen, und der Irrenarzt ist in solchen Fällen allein imstande zu sagen, ob eine Psychose vorliegt oder nicht. Ich werde im Laufe dieses Vortrages die überraschende Feststellung Lombrosos zu beleuchten haben, nach

welcher beiſpielsweiſe das Leben des erſten Napoleon nichts weiter als die Krankengeſchichte eines Epileptikers geweſen iſt.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſich Lombroſo nicht mit allgemeinen Erklärungen begnügen konnte, um ſeine uns anfangs unglaublich erſcheinenden Behauptungen zu ſtützen, und er hat denn auch auf 500 Druckſeiten ein ungeheures Material zuſammengetragen. Der Vorwurf iſt ihm nicht erſpart geblieben, daß derartige Studien wenig Nutzen brächten — aber er hat mit Taine erwidert: „Il n'est pas toujours nécessaire que le vrai soit utile!“ und hat mit raſtloſem Fleiße der Wahrheit nachgeforſcht — und er hat Recht daran gethan.

Für die Strafrechtspflege ſind ſeine Feſtſtellungen von unſchätzbarem Werte, indem ſie darlegen, daß geiſtige Erkrankung durchaus nicht geniale Leiſtungen ausſchließt, aber auch für die Geſchichte ſind ſeine Entdeckungen von grundlegender Bedeutung, denn ſie liefern unzweifelhaft den Beweis dafür, daß wir tiefgehende Umwälzungen auf politiſchem oder religiöſem Gebiete, die uns überliefert ſind, häufig auf die Lebensäußerungen geiſteskranker genialer Naturen zurückzuführen haben, und ſie werfen helles Licht auf Thatſachen, die noch kein Hiſtoriker auf ihre letzten Gründe zurückzuführen vermocht hat.

Wenn wir, an der Hand Lombroſos, einen Blick auf die Geſchichte des vorliegenden Problems werfen, fällt uns vor allem die Thatſache auf, daß ſchon die Anſchauungen der griechiſchen Philoſophen denen des Verfaſſers nahe kommen. So ſagt Ariſtoteles beiſpielsweiſe: „Männer, welche in der Poeſie, den Künſten oder der Politik berühmt geworden, ſind oftmals Melancholiker und Narren geweſen wie Ajax, oder Menſchenfeinde wie Bellerophon. Selbſt vor kurzem konnte man noch eine derartige Dispoſition bei Sokrates, Empedokles, Plato und vielen anderen Männern, und zwar beſonders unter den Dichtern feſtſtellen.“ Plato verſichert im Phädrus, „daß der Wahnſinn kein Übel, ſondern im Gegenteil, da er von der Gottheit herrühre, eine ſehr große Wohlthat ſei; in ihrem Wahnſinne leiſteten die Prophetinnen von Delphi und Dodona ihren Mitbürgern tauſend Dienſte.“ Aber auch die Etymologie beweiſt uns, daß Seher und Narr bei manchen Völkern

des Altertums synonyme Begriffe gewesen sind. In dem hebräischen Worte navi, in dem Sanskritworte nigrata sind beide Auffassungen enthalten.

Sehr interessant ist auch die Stelle von Diderot, die Lombroso anführt, und welche die Worte enthält: „Oh wie nahe berühren sich Genie und Wahnsinn!"

Indem ich mich auf diese kurzen Hinweise beschränke, gehe ich gleich auf den interessantesten Teil von Lombrosos Werk über, nämlich auf seine Beweisführung, welche die Behauptung stützen soll, nach welcher das Genie eine Psychose ist.

Geistige Erkrankung wird von der Wissenschaft heute vielfach auf Entartung zurückgeführt. Die Ursachen, welche eine Entartung der Nachkommenschaft herbeiführen, sind sehr verschiedenartig, und wir brauchen hier nicht auf sie einzugehen. Wohl aber müssen wir uns mit den charakteristischen Eigenschaften der Entarteten beschäftigen, weil wir diese nach Lombrosos Angaben bei den genialen Menschen wiederfinden müssen. Die medizinische Wissenschaft hat bereits viele Kennzeichen für die Entartung ermittelt, unter anderen folgende moralische: Apathie, Verlust des moralischen Sinnes, Zweifelsucht, Größenwahn, Exzentrizität, mystische Deutung der gewöhnlichsten Dinge ꝛc.; folgende physische: wenig Bartwuchs, unregelmäßiges Gebiß, Kleinheit und unebenmäßigen Körperbau; das Stammeln, Rachitis, übergroße Fruchtbarkeit oder vollständige Unfruchtbarkeit ꝛc. ꝛc.

Sehen wir nun, wie sich das Genie zu diesen und einigen weiteren Merkmalen der Entartung verhält.

Was zunächst den Wuchs anbelangt, so ist der kleine Körperbau beim Genie schon vor Jahrhunderten beobachtet worden. Lombroso führt unter anderen folgende Beispiele an: Horaz (lepidissimum homunculum dicebat Augustus), Narses, Alexander den Großen, Aristoteles, Plato, Epikur, Archimedes, Diogenes, Attila, ferner Erasmus, Linné, Gibbon, Spinoza, Montaigne, Lalande, Balzac, Thiers, Louis Blanc. Die Liste ließe sich beliebig vergrößern. Lombroso führt aber auch geniale Menschen von hohem Wuchse an, wie Helmholtz, Mirabeau, Dümas (père), (irrtümlich auch Schopenhauer), Lamartine, Voltaire, Petrarka, Washington, Flaubert und Bismarck.

An Rachitis litten: Äſop, Byron, Pope, Leopardi, Scarron, Talleyrand, Walter Scott, Goldſmith.

Viele geniale Männer fielen durch Magerkeit auf, wie beiſpielsweiſe Cicero, Walter Scott, Erasmus, Kepler, d'Alembert, Fénelon, Boileau, Milton, Pascal. So erwähnt Ségur die fabelhafte Magerkeit Voltaires.

Es ſtotterten: Manzoni, Äſop, Virgil, Demoſthenes, Alkibiades, Erasmus, Darwin, Malherbe, Turenne, Cardan, Carl V., Moſes Mendelsſohn.

Viele geniale Menſchen haben keine Nachkommen hinterlaſſen, ſei es, daß ſie unverheiratet geblieben waren, ſei es, daß ihre Ehe kinderlos blieb. Schon Baco ſagt: „Die größten und edelſten Werke verdanken wir Männern, die keine Nachkommen beſitzen." Crooker bemerkt in ſeinem „Leben Johnſons", daß ſämtliche hervorragendere engliſche Dichter kinderlos geblieben ſind. Er erwähnt unter anderen Shakeſpeare [?], Johnſon, Milton, Dryden, Addiſon, Pope, Swift, Gay, Goldſmith, Cowper. Zu den unverheirateten gehören auch Kant, Newton, Pitt, Fox, Fontenelle, Beethoven, Gaſſendi, Galilei, Carteſius, Locke, Spinoza, Bayle, Leibnitz, Dalton, Hume, Gibbon, Macaulay, Bentham, Lionardo da Vinci, Reynolds, Händel, Meyerbeer, Mendelsſohn, Camoëns, Voltaire, Flaubert, Alfieri, Cavour, Pellico, Mazzini.

Weiterhin erwähnt Lombroſo die Unähnlichkeit zwiſchen Eltern und Kindern als charakteriſtiſches Merkmal für die Entartung, und gerade dieſe Unähnlichkeit iſt faſt ſtets bei genialen Menſchen zu beobachten. Man denke an Michel Angelo, Haydn, Foscolo. Ja, ſie entfernen ſich ſelbſt vom Typus ihrer Nationalität wie z. B. nach Lombroſo: Virchow, Humboldt, Helmholtz, Holtzendorf und Bismarck ihrer Phyſiognomie nach nicht als Deutſche zu erkennen ſind [?]. Byron hatte weder eine engliſche Phyſignomie noch einen engliſchen Charakter. Alfieri war weder ſeinem Geſichte noch ſeinem Charakter nach Piemonteſe. Trotzdem muß auch Lombroſo Ausnahmen anerkennen wie z. B. Raffael, Michel Angelo, Lionardo da Vinci und Cellini den italieniſchen Typus repräſentierten.

Eine ſehr intereſſante Eigenſchaft, die das Genie mit dem degenerierten Gehirne gemein hat, iſt die „Frühreife". Sowohl

bei Irrſinnigen (namentlich auch bei moraliſch Irren) als auch bei genialen Menſchen iſt dieſe Eigenſchaft feſtgeſtellt worden. Lombroſo giebt hochintereſſante Beiſpiele. So dichtete Dante im Alter von 9 Jahren ein Sonett an Beatrice, und Taſſo machte bereits mit 10 Jahren Verſe. Comte und Pascal waren ſchon mit 13 Jahren große Denker, ebenſo wie Fornier mit 15 Jahren, Niebuhr mit 17, Michel Angelo mit 19; Gaſſendi predigte mit 4 Jahren, Boſſuet mit 12, Voltaire mit 13; Pico di Mirandola konnte als Kind lateiniſch, griechiſch, hebräiſch, chaldäiſch und arabiſch; Goethe drückte ſich, kaum 10 Jahre alt, in verſchiedenen Sprachen aus; Wieland konnte mit 7 Jahren lateiniſch. Dieſe Beiſpiele ſind kaum zu erſchöpfen. Wie viele geniale Männer waren Wunderkinder! Man denke an Victor Hugo, Pope, Byron, Meyerbeer, Metaſtaſio, Mozart, Weber, Beethoven, Händel, Mirabeau, Baco u. a.

Lombroſo ſagt von der Frühreife, ſie ſei ein krankhafter Zuſtand, aber auch ein Atavismus, denn bei allen Wilden ſei ſie zu beobachten.

Gewiß hat es auch Genies gegeben, die ſich erſt ſpät als ſolche gezeigt haben. Es müßte jedoch in jedem einzelnen Falle vor allem feſtgeſtellt werden, ob nicht falſche Behandlung der Kinder oder mangelnde Gelegenheit Schuld an der ſpäten Bethätigung trugen, ehe wir ſie den Frühreifen gegenüber ſtellen können. Viele Genies haben in ihrer Jugend durchaus nicht erraten laſſen, was ſpäter aus ihnen werden ſollte. Ich erwähne: Thiers, Peſtalozzi, Wellington, Balzac, Fresnel, Dümas (père), Humboldt, Sheridan, Boccaccio, Linné, Volta, Alfieri, Liebig. Newton war unter allen Schülern der letzte, aber in der Herſtellung mechaniſcher Spielzeuge war er ſchon als Kind hervorragend. Walter Scott war ebenfalls ein ſehr ſchlechter Schüler, aber ein guter Erzähler war er doch. Der berühmte Orientaliſt Klaproth galt als Student in Berlin für vollſtändig verbummelt. Ein Profeſſor ſagte ihm im Examen: „Aber Sie wiſſen ja gar nichts.“ Da antwortete er: „Entſchuldigen Sie, — ich kann chineſiſch.“ Es ſtellte ſich heraus, daß er allein für ſich unter der Hand dieſe ſchwierige Sprache erlernt hatte.

Eine weitere Übereinſtimmung zwiſchen dem entarteten Individuum und dem Genie beſteht in der Scheu vor dem Neuen. Dieſe

Behauptung ſcheint einen Widerſpruch zu enthalten, denn die Genies ſind ja gerade diejenigen Menſchen, welche allein neue Wege wandeln. Aber die Scheu bezieht ſich auch nicht auf die eigenen Neuerungen, ſondern auf diejenigen dritter: faſt ſcheint es, als wäre das Gehirn dieſer Menſchen ſo ſehr mit eigenen Gedanken angefüllt, daß es nicht mehr in der Lage iſt, fremde aufzunehmen.

So hat z. B. Schopenhauer, der doch in der Philoſophie ein großer Rebell war, nur Verachtung für die politiſchen Revolutionäre übrig: Beweis dafür iſt ſein Teſtament! Friedrich der Große, der Mann, dem Deutſchland ſo vieles verdankt, ignorierte die deutſche Litteratur in unglaublicher Weiſe. Aber in Friedrich war der Widerwille vor dem Neuen auch faſt krankhaft ausgeprägt — man erinnere ſich an ſeine Scheu neue Kleider zu tragen. Während ſeines ganzen Lebens hatte er nur 2—3 Anzüge. Von Napoleon wird inbezug auf ſeinen Hut ja ähnliches berichtet. Bei genialen Gelehrten finden wir ebenfalls vielfach die Abneigung vor allem Neuen. Laplace ſtellte die Meteoriten in Abrede, indem er ſich auf die Hypotheſe ſtützte, daß Steine, die nicht am Himmel wären, auch nicht von da niederfallen könnten. Darwin leugnete den Hypnotismus; Napoleon ſchickte den Erfinder des Dampfſchiffes fort, Voltaire leugnete die Foſſilien.

Lombroſo kommt alsdann zur Landſtreicherei, die bei genialen Menſchen ſehr häufig vorkommt. Er nennt beiſpielsweiſe Heine, Lenau, Alfieri, Byron, Giordano Bruno, Maxime du Camp, Leopardi, Taſſo, Goldſmith, Sterne, Gautier, Muſſet.

Petrarca, Cellini und Cervantes machten zu einer Zeit ununterbrochen Reiſen, als die hierbei zu überwindenden Schwierigkeiten noch ungeheure und die Gefahren ſehr drohend waren.

Der Zuſammenhang zwiſchen Genie und Wahnſinn tritt aber in keiner Eigenſchaft greller zu Tage als in der Unmittelbarkeit, mit welcher das Genie häufig ſeine Schöpfungen vollführt. Lombroſo vergleicht jene, faſt unbewußten, vom Momente eingegebenen Schöpfungen, direkt mit epileptiſchen Anfällen und ſagt, das Charakteriſtiſche ſei eben, daß das Genie nicht ſchaffe, weil es wolle, ſondern weil es müſſe, während das Talent methodiſch und vom Willen geleitet ſeine Werke bilde. Ich kann hier nicht die vielen

Beiſpiele wiederholen, durch welche Lombroſo ſeine Behauptung zu ſtützen ſucht, nur eine Stelle aus einem Briefe Voltaires an Diderot will ich anführen, weil ſie den Kernpunkt der Sache betrifft. Voltaire ſchreibt: „Toutes les manifestations du génie sont des effets de l'instinct. Tous les philosophes du monde fondus ensemble n'auraient pu donner l'Armide de Quinault ou Les animaux malades de la peste que La Fontaine composa sans savoir même ce qu'il faisait; Corneille fit la scène des Horaces, comme un oiseau fait son nid."

In ähnlicher Weiſe beſpricht Lombroſo nun noch den Somnambulismus genialer Menſchen, den Zuſtand des Genies während des Schaffens und giebt auch einige weitere Beweiſe für die Mängel, welche dem Denkvermögen genialer Menſchen oftmals anhaften, indem er ſinnloſe Stellen aus deren Werken zitiert. Ich greife folgendes heraus: Bernhardin de Saint-Pierre ſagt in den „Harmonies de la Nature": „Le melon a été divisé en tranches par la nature afin d'être mangé en famille; la citrouille étant plus grosse peut être mangé avec les voisins." Ponſard äußert ſich: „Quand la borne est franchie, il n'est plus de limites." Châteaubriand: „C'est Bonaparte en effet un grand gagneur de batailles, mais hors de là le moindre général est plus habile que lui."

Nun ſind die oben angeführten Zeichen der Entartung natürlich nicht allen genialen Männern gemein; man darf aber doch wohl behaupten, daß ſie ſehr häufig beobachtet worden ſind. Die Feſtſtellungen ſind natürlich mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, und es ſteht zu erwarten, daß die ausdauernde Arbeit der berufenen Forſcher noch viel intereſſantes Material beibringen wird.

Lombroſo geht alsdann zu den genialen Männern über, die Epileptiker geweſen ſind, wie Cäſar, Richelieu, Doſtojewsky, Petrarka, Molière, Flaubert, Karl V., Händel, Peter der Große, Mohammed, beſpricht die Melancholiker, die von Größenwahn Beſeſſenen, Alkoholiker und moraliſch Wahnſinnigen. Ich muß es mir verſagen, auch nur eine Auswahl aus dem Materiale zu treffen, das er geſammelt hat. Nur bei der, von dem Verfaſſer feſtgeſtellten Langlebigkeit des Genies möchte ich einen Augenblick verweilen.

Lombroſo giebt an, daß unter 143 genialen Menſchen 134 ein auffallend hohes Alter erreicht haben. Unter den Namen, welche er zur Unterſtützung ſeiner Behauptung anführt, greife ich folgende heraus: Über 89 Jahre wurden alt: Sophokles, Humboldt, Fontenelle, Xenophon, Michel Angelo, Petrarka, Hobbes, Dandolo, Tizian. Über 79 Jahre: Auber, Manzoni, Xavier de Maiſtre, Voltaire, Franklin, Watt, Young, Talleyrand, J. Grimm, Herſchel, Metaſtaſio, Victor Hugo, Goethe, Wellington, Metternich, Goldoni, Newton, Thiers, Kant, Wieland, Littré, Buffon, Palmerſton, J. Bernoulli. Während das mittlere Lebensalter in unſerem Zeitalter 51 Jahre beträgt, hat Lombroſo für 100 Genies, die unſerem Zeitalter angehören, das durchſchnittliche Lebensalter von 70 Jahren ermittelt.

Scheinbar ſteht dieſes hohe Lebensalter mit der behaupteten Degeneration im Widerſpruch. Lombroſo führt ſie auf eine durch die anormalen Eigenſchaften des Genies verurſachte Empfindungsloſigkeit für Schmerzen jedwelcher Art zurück und exemplifiziert auf die geborenen Verbrecher, welche ſich, außerhalb des Gefängniſſes, einer unverhältnismäßig hohen Lebensdauer erfreuen.

Im 4. Kapitel ſeines Buches geht der Verfaſſer auf diejenigen genialen Männer über, welche ihre herrlich begonnene Laufbahn in Wahnſinn endeten. Man wird mir geſtatten, über dieſes traurigſte Kapitel raſch hinweg zu gehen. Sind doch jedem Gebildeten die tragiſchen Schickſale eines Taſſo, eines Lenau, Gérard de Nerval, Rouſſeau, Gogol, Hoffmann vertraut. Außerdem wird wohl niemand beſtreiten, daß das Genie mehr zum Wahnſinn hinneigt als der Durchſchnittsmenſch — und der Hauptwert von Lombroſos Buch liegt auch nicht in der Thatſache, daß er dieſe längſt bekannte und anerkannte Wahrheit durch neue Beweiſe zu ſtärken verſuchte, ſondern in der Verteidigung des von ihm ausgeſprochenen Satzes, daß das Genie an ſich eine Pſychoſe ſei; und ich hielt es daher für angemeſſen, namentlich diejenigen Stellen herauszugreifen, in welchen der grundlegende Satz Lombroſos der Diskuſſion unterzogen wird.

Ich möchte nun noch das Kapitel erwähnen, das von den Irren handelt, welche zeitweilig hervorragende litterariſche oder

künſtleriſche Anlagen gezeigt haben. Dieſe beſondere Art von Irren iſt gleichſam als das Mittelglied zwiſchen den genialen Menſchen und den Geiſteskranken zu betrachten. Lombroſo giebt auch hier hochintereſſante Beiſpiele, und eine große Anzahl von Ärzten, die er zitiert, wiſſen von den merkwürdigſten Leiſtungen von Irren zu berichten.

Ich möchte auf Lombroſos reichhaltiges Material verweiſen, das in der That den Beweis liefert, daß Irre unter gewiſſen Umſtänden künſtleriſche Schöpfungen hervorzubringen vermögen. Er führt von Geiſteskranken verfaßte italieniſche und franzöſiſche Gedichte an, die uns in der That Achtung abnötigen.

Am Schluſſe ſeines Werkes giebt Lombroſo unter anderem das Bild des größten Eroberers der modernen Zeiten, der wohl unbeſtritten als Genie gelten kann, das Bild Napoleons, und weiſt an der Hand der Biographie Taines nach, daß Napoleon — von mediziniſchem Standpunkte aus beurteilt — an phyſiſcher Epilepſie in Verbindung mit größenwahnſinnigen Halluzinationen und abſolutem Mangel an moraliſchem Sinne gelitten hat.

Ich kann es mir nicht verſagen, einen Teil der von Taine gegebenen Thatſachen über Napoleon hier beizufügen. Taine ſchreibt:

„Le premier trait caractéristique du génie de Napoléon est l'originalité et l'extension. Aucune minutie ne lui échappe. La quantité des faits que son esprit emmagasine est énorme, la quantité d'idées qu'il élabore et produit, semble dépasser la capacité humaine.

Il possédait une faculté qui remonte au moyen-âge, une imagination constructrice étourdissante. Ce qu'il a fait est surprenant, mais il a entrepris bien davantage, et il a rêvé bien au-delà. Si vigoureuses que soient ses facultés pratiques, sa faculté poétique est bien plus forte; même elle l'est trop pour un homme d'Etat; la grandeur s'y exagère jusqu'à l'énormité, et l'énormité y dégénère en folie. Que d'orgueilleuses, de monstreuses conceptions se roulèrent, s'entassèrent, se superposèrent dans ce merveilleux cerveau. „L'Europe, disait-il, est une taupinière; il n'y a jamais eu de grands empires et de grandes révolutions qu'en Orient,

*

où vivent 600 millions d'hommes". En Egypte il songeait à conquérir la Syrie, à rétablir à Constantinople l'empire d'Orient, et par Adrianople et Vienne revenir à Paris. L'Orient le séduisait par les mirages de la toute-puissance, et en Orient il entrevoyait la possibilité de créer, nouveau Mahomet, une nouvelle religion.

L'artiste enfermé dans la politique est sortie de sa gaîne: il crée dans l'idéal et l'impossible. On le reconnaît pour ce qu'il est, pour un frère posthume de Dante et de Michel Angelo. — Seulement ces deux opéraient sur le papier ou le marbre; c'est sur l'homme vivant, sur la chair sensible et souffrant que Napoléon a travaillé.

Autant que les contemporains de Dante et de Michel Angelo, Napoléon diffère de l'homme moderne par le caractère. — Les sentiments, les habitudes, et la morale, qu'il professe sont les sentiments, les habitudes et la morale du XVième siècle. „Je ne suis pas un homme semblable aux autres," s'écriait-il, „et les lois de la morale et des convenances ne sont point faites pour moi."

Und ſpäter:

„Un jour il jette avec la plus grande violence hors de son appartement le prince Louis, ou donne un coup de pied dans le ventre au sénateur Volney. Il jette au feu la partie de son vêtement qui ne lui convient pas. Son écriture, quand il essaie d'écrire, est un assemblage de caractères sans liaison et indéchiffrables."

Aus dieſen und weiteren von Taine beſchriebenen Zügen leitet Lombroſo den Beweis für die Behauptung her, daß Napoleon ein großer Epileptiker geweſen ſei.

Lombroſos Werk hat viele Anhänger, aber auch viele Gegner gefunden. Der Kampf iſt noch nicht zu Ende gekommen, und ich glaube, daß dieſer Umſtand ſehr vorteilhaft für die Behandlung des hochintereſſanten Problemes ſein wird: Lombroſo ſelbſt kämpft ſeit Jahren überaus hartnäckig für ſeine Anſchauungen, aber er ſieht es ſelbſt gern, wenn Gegner wider ihn auftreten. Vor einigen Wochen ging ich mit ihm in Turin ſpazieren, und er erzählte mir

von dem tobenden Streite. Plötzlich sagte er: „Ein Buch, das auf keinen Widerstand stößt, kann nicht allzuviel wert sein: was jedem gefällt, ist — Musik von Offenbach.“

---

3. Abteilung für Geschichte (G).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis 30. September 1891 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. O. Liermann, Lehrer, hier.

Am 30. September sprach Herr Dr. O. Heuer über „Die Idee des rückwärtslaufenden Geschichtsunterrichts“.

Oft und nicht ohne Grund ist darüber geklagt worden, daß der Geschichtsunterricht unserer höheren Schulen der Jugend ängstlich die Kenntnis der neueren und neuesten Geschichte vorenthalte, während er die genaueste Bekanntschaft mit allen Einzelheiten des griechischen und des römischen Lebens vermittle und verlange.

Zum Staatsbürger und nicht einseitig zum Altertumsforscher soll der Knabe und Jüngling erzogen werden; zu den Heldengestalten seines Volkes soll er begeistert emporschauen und seine Ideale nicht mehr ausschließlich in weit entlegenen Völkern und Zeiten finden. Ein jeder ist einmal berufen mitzuarbeiten an dem Ausbau des deutschen Staatslebens, und darum soll der Geschichtsunterricht, den er in der Jugend empfängt, ihm das Verständnis für die Grundlagen dieses Gebäudes eröffnen, ihn mit edelem Stolze auf seine Nation erfüllen. Dazu ist eine eingehende Berücksichtigung der gewaltigen geschichtlichen Ereignisse, die wir selbst noch mit erlebt haben, unerläßlich.

Früher, als die Generation, welche heute zu Männern herangewachsen ist, noch die Schule besuchte, schloß man den Unterricht in der deutschen Geschichte mit dem Jahre 1815 ab. Was sollten auch die folgenden Jahre unerquicklicher innerer Kämpfe der Jugend Belehrendes und Erhebendes bieten? Wußten doch die Lehrenden

ſelbſt nicht zu ſagen, was aus dem Ringen ſcheinbar unlöslicher Gegenſätze ſich entwickeln werde. Verdroſſen und unmutig wandte ſich der Blick von der Gegenwart ab dem heiteren Lichte zu, das die antike Welt mit roſigem Glanze verklärte.

Die größte Geſchichtslüge, jene Legende von dem deutſchen Denkervolke, das zu kühner Mannesthat nicht berufen ſei, fand damals, vom Auslande ſorgſam gepflegt, Gläubige in allen deutſchen Gauen. Wie wenig war man ſich in Preußen ſelber bewußt, daß man das Land der Verheißung ſei. Der ſtreitbare deutſche Michel war zum geduldigen Tölpel geworden. Jetzt ſind ſchon 20 Jahre verfloſſen, daß er waffenklirrend und ehrfurchtgebietend ſich erhoben hat. Die Erfüllung iſt da. Es giebt eine deutſche Nation. Sie hat die Pflicht, ihrer Jugend Kunde davon zu geben, wie ſie zur Nation wurde.

Mit der Geſchichte des Herrſcherhauſes, welches aus unſcheinbaren Anfängen den Staat ſchuf, dem wir die Wiedergeburt Deutſchlands verdanken, muß jeder Deutſche, ob Preuße oder nicht, innig vertraut ſein.

Man ſollte denken, das müßte ohne allzugroße Schwierigkeiten ſich bewerkſtelligen laſſen. Der Kaiſer ſelbſt hat die Anregung gegeben. Was iſt natürlicher, als daß die neue Unterrichtsordnung den Reformgedanken zur Ausführung bringt, und die vaterländiſche Geſchichte mit einiger Einſchränkung des übrigen hiſtoriſchen Lehrſtoffes mehr in den Vordergrund treten läßt. Unſere Lehrerſchaft wird, ſo hoch ſie die bewährte klaſſiſche Grundlage unſerer Bildung hält, der Änderung, deren Notwendigkeit einleuchtet, ſich gern anpaſſen, großenteils ſogar ſie mit Freude begrüßen.

So kann binnen wenigen Jahren das angeſtrebte Ziel erreicht ſein, wenn auch betreffs der Einzelheiten in der praktiſchen Durchführung des Planes die Meinungen anfangs auseinander gehen werden. Die Ausgleichung dieſer Meinungsverſchiedenheiten könnte man ruhig den berufenen Fachleuten nnd der Praxis überlaſſen, doch iſt im Zuſammenhange mit der Frage des vaterländiſchen Geſchichtsunterrichts eine Idee aufgetaucht, die das Intereſſe weiterer Kreiſe in Anſpruch nimmt.

Es ist die Idee der rückwärtsschreitenden Geschichtsbetrachtung. Wenn man bisher von den alten Zeiten zu den neuen aufsteigend die Ereignisse und ihren Zusammenhang zu erkennen suchte, so will man jetzt einmal, am anderen Ende beginnend, von der Neuzeit ausgehen und allmählich, die Leiter der Geschichte hinabkletternd, beim Altertum anlangen: ein kühner Gedanke, mehr revolutionär als reformatorisch.

Einige Lehrer des Königlichen Kadettenkorps haben den Gedanken sofort zur That werden lassen. Das von ihnen zum Teil bereits fertiggestellte und dem Unterricht zu Grunde gelegte „Lehr- und Lesebuch der Geschichte von der Gegenwart bis auf Kaiser Karl den Großen" behandelt die deutsche Geschichte in der neuen Art für die beiden untersten Klassen, Sexta und Quinta.

Der Unterricht beginnt darnach mit dem Regierungsantritt unseres Kaisers, darauf folgt die Zeit Friedrichs III., sodann die Regierung Wilhelms I., und so fort in steten Sprüngen vom Ende einer Regierungsperiode zur Thronbesteigung des Vorgängers, eine Reihe von Lebensbildern, die sich entschieden besser liest, wenn man vom letzten Kapitel, das der Zeit nach das erste ist, anfängt. Ob nicht mancher hellere Kopf unter den Schülern so verfahren mag?

Zum richtigen Verständnisse des Ganzen ist es eigentlich nötig. Denn trotz aller aufgewendeten Geschicklichkeit haben die Verfasser das Unmögliche doch nicht möglich machen können, nämlich die für jede Zeitperiode in der Vergangenheit wurzelnden Voraussetzungen, von denen der Schüler nach dieser Art des Unterrichts natürlich noch nichts wissen kann, unberücksichtigt zu lassen. Die praktischen Erfolge des Experimentes sollen denn auch bisher recht mangelhaft sein. Bei dem Lehrstoffe der Quinta würde der Umstand, daß dort die Sprünge etwas weiter beabsichtigt sind, z. B. Rudolf von Habsburg bis Sigmund, Konrad III. bis Konradin u. s. w., daran nicht viel ändern.

In unserem Zeitalter der Experimente fällt ein derart verfehltes nicht allzuschwer in die Wagschale, und es ist immerhin mit Freude zu begrüßen, daß man statt nach alter deutscher Art erst bedächtig ein schwerfälliges System auszuarbeiten frischweg die Lösung der Praxis überließ.

So zeigt sich am raschesten und klarsten, wieweit der Schuß übers Ziel hinaus ging, und welche Richtung man künftig zu nehmen hat.

Und doch sollte dem neuen Gedanken auch der Theoretiker nicht fehlen. Kein geringerer als Hermann Grimm hat es unternommen in geistreicher Weise ein vollständiges Lehrgebäude[1]) des Geschichtsunterrichtes von hinten zu konstruieren.

Die einleitenden Worte Grimms über die veränderte Stellung der deutschen Nation und über die notwendige Anpassung des Geschichtsunterrichtes an diese neue Stellung sind höchst lesenswert.

Sie gipfeln in dem Satze: „Es handelt sich beim Schüler nicht mehr um die Erwerbung der idealen Anschauungen, die vor Zeiten uns das Gefühl politischer Thatlosigkeit erleichterten, sondern um die Bestätigung des historischen Nationalgefühles, das dem Volke inneren Rückhalt verleiht."

Schon hier möchte man den Vorbehalt machen, daß der Unterricht die Pflege eines kräftigen Nationalgefühles mit der jener idealen Anschauungen, die zwar, wie jede Tugend, in der Übertreibung zum Laster werden können, maßvoll abwägend, zu vereinen streben solle.

Die Folgerung aus jenem Satze ist: „Eine Umschichtung wird von Grund aus vorgenommen werden, wie etwa bei der Einführung einer neuen Schießwaffe und bei der Umgestaltung der Übungen für die Kriegsbereitschaft."

Das militärische Bild ist nicht besonders glücklich gewählt. Man pflegt bei derartigen Neuerungen die Instruktionen den neuen Umständen anzupassen, nicht aber eine Umschichtung von Grund aus vorzunehmen, am wenigsten eine Umschichtung, die den bisherigen Zustand geradezu auf den Kopf stellt, denn dabei dürfte die neue Schießwaffe wie die Kriegsbereitschaft bedenklich leiden.

Wollte man das Gleichnis durchführen, so ließe sich eher sagen, eine neue Schießwaffe verlangt Änderungen in der Ausbildung des Mannes. Einzelne Seiten dieser Ausbildung sind

---

[1]) Hermann Grimm, „Der Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie. Ein Versuch". „Deutsche Rundschau" 1890/91, Nr. 24, S. 450—469.

mehr zu berücksichtigen als früher: z. B. die neue Waffe bedingt die Ausbildung des Einzelnen zu größerer Selbständigkeit im Gefecht, ebenso die neue Weltlage die Ausbildung des Schülers zu einem durch gründliche Kenntnis der neuen vaterländischen Geschichte zu selbständigem Urteile befähigten Staatsbürger. Eine Revolution hat selbst das rauchschwache Pulver in unserer militärischen Organisation nicht herbeigeführt, sondern nur Reformen.

Doch sehen wir wie Grimm die „Umschichtung" sich denkt. Er erklärt von vornherein, keine neuen Gedanken eines Einzelnen wolle er vorbringen, sondern nur zu Dingen, die alle Welt bewegen, Stellung nehmen.

In zwei Punkten weicht der Theoriker von den Praktikern der Kadettenschule ab.

Er will den Dingen nicht soweit Gewalt anthun, daß er innerhalb des Lehrstoffes einer Klasse die neue Methode zur Geltung bringt. Sechs idealen Altersstufen entsprechend wird der Stoff eingeteilt. Der Lehrstoff der Sexta umfaßt die Jahre von 1870 bis zum gegenwärtigen Augenblicke. In der Quinta beginnt der Unterricht mit dem ersten preußischen Könige und schließt mit 1870 ab, während die Quarta dann von dem ersten Hohenzollern in der Mark, die Tertia von der Völkerwanderung ausgeht. In Sekunda wird römische, in der Prima griechische Geschichte behandelt. Daneben laufen Repetitionen in welthistorischem Sinne.

Wie man sieht, sind die Sprünge weitere, dafür aber ist das System mit der der Theorie eigenen Konsequenz bis zur höchsten Stufe des historischen Unterrichtes durchgeführt, während das Experiment im Kadettenkorps sich auf die beiden untersten Klassen beschränkt.

Hier wie dort aber wird der Knabe sobald er in die Schule tritt, vor allem mit den gegenwärtigen staatlichen Zuständen und mit seinem Vaterlande bekannt gemacht. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Anfang unleugbare Vorzüge hat. Statt den Geographieunterricht mit Australien oder Afrika zu beginnen, wie es früher geschah, geht man jetzt gerne von der Kenntnis der Heimat aus. Ließe sich nicht in Verbindung mit dieser Heimatskunde eine Vaterlandskunde dem Unterrichtsplane der Sexta einfügen, welche die

Schüler mehr in der Form von Geschichten als in der der Geschichte vertraut machte mit den Heroengestalten unserer großen Zeit? Der deutsche Unterricht könnte in der Auswahl des Lesestoffes manche Förderung gewähren. Die frühen Eindrücke, die das jugendliche Gemüt zu einer Zeit empfängt, in der es noch zugleich mit dem Verstande und der Phantasie auffaßt, haften am tiefsten. Eine richtige Pflege der Vaterlandskunde im Beginne des historischen Unterrichtes würde gewiß den Schülern das Geschenk eines stärkeren Vaterlandsgefühles auf den Lebensweg mitgeben.

Bis hierher kann man sich mit Grimm, der ja ähnliches anstrebt, wohl einverstanden erklären. Seine weitergehenden Pläne aber erscheinen wenig geeignet, das von ihm gewünschte Ziel erreichen zu lassen. Aus seiner oben skizzierten Einleitung des Lehrstoffes ergiebt sich, daß die preußische Geschichte nur in den drei untersten Klassen behandelt werden soll. Die letzten vier Jahre des Schulbesuches, Sekunda und Prima sind der römischen und der griechischen Geschichte vorbehalten. Der Grundfehler dieser Einteilung, daß der gesamte Stoff nur einmal vorgetragen wird, hat zur Folge, daß der Schüler die Neuzeit nur in seinem unreifen Alter kennen lernt. Allerdings sollen neben dem eigentlichen Unterrichtspensum jeder Klasse fortdauernde „Repetitionen in welthistorischem Sinne" — die letzte der deutschen Geschichte findet in Sekunda statt — nicht fehlen. Bis jetzt wurde im Untergymnasium der ganze Lehrstoff in einfacherer, der Fassungskraft der Schüler angemessener Weise durchgenommen und so Zeit gewonnen, ihn in den letzten vier Jahren noch einmal in höherer Auffassung den heranreifenden Jünglingen vorzutragen. Nach Grimms Plan wären statt dessen in jeder Klasse zwei verschiedene Geschichtsperioden nebeneinander zu behandeln, die eine im eigentlichen Unterricht, die andere in der Repetition. Dieser Repetition fällt die Aufgabe zu, den Sekundaner und den Primaner in das tiefere Verständnis dessen, was er in den früheren Jahren urteilslos in sich aufgenommen hat, einzuführen, eine Aufgabe, die sie unmöglich lösen kann, ohne aus dem Rahmen der Repetition völlig herauszutreten.

Doch ließe ſich dieſer Fehler des Planes vielleicht verbeſſern, ohne daß man deſſen Grundidee, das Rückwärtsgehen in der Geſchichtsbetrachtung, anzutaſten brauchte.

Es iſt daher zu erörtern, ob dieſe Idee an und für ſich eine geſunde und lebensfähige ſei. Sie rein durchzuführen, ſo daß gleichmäßig Schritt für Schritt zurückgegangen würde, daran denkt, wie wir geſehen haben, keiner ihrer Verfechter: gewiſſe Modifikationen laſſen alle zu. Die Experimentatoren des Kadettenkorps werden ſich wohl ſelbſt überzeugen, daß ihr ganz unnötiges Zerhacken des kurzen für den geſchichtlichen Anſchauungsunterricht der erſten Stufe inbetracht kommenden Zeitraumes in kleine Stückchen eine leere Spielerei iſt. Mit größeren Anſprüchen tritt Grimms Syſtem auf. Es ſoll die höchſte Anforderung, die wir an den Geſchichtsunterricht ſtellen, erfüllen, dem Schüler neben der Kenntnis der Ereigniſſe das Verſtändnis für ihr Werden und ihre Entwickelung, die Einſicht in ihren Zuſammenhang erſchließen. Grimm behauptet, daß ſein Weg der naturgemäße ſei, und daß er von vielen Seiten als der naturgemäße anerkannt werde. Der betrachtende Geiſt gehe von der Gegenwart aus, gewiſſe Maſſen von Ereigniſſen ſo zuſammengreifend, daß aus den Gedanken der entfernteren Epochen die der näher liegenden ſich erklärten. In der Kunſtgeſchichte müſſe man ebenfalls die Gegenwart zuerſt betrachten, weil ihre Werke ſich unſeren Blicken darſtellten. Dann ſei die Kunſt eines Cornelius und ſeiner Umgebung dem künſtleriſchen Schaffen unſerer Tage entgegenzuſtellen, dieſe dann wieder aus dem zu erklären, was ihr vorherging, und ſo bis zu den Anfängen zurückzugehen.

Das Beſtechende auch hierbei iſt der Umſtand, daß, ſtatt gleich anfangs in entlegene Fernen zu ſchweifen, die uns lebensvoll umgebende Wirklichkeit zur unmittelbaren Anſchauung gebracht wird. Der Schüler lernt an dem ihm greifbar Naheliegenden, was ein ſtaatliches, was ein maleriſches Gebilde ſei. Der Sinn, das Auge übt und ſchärft ſich. Immer aber bleibt dieſe Betrachtung des Gegenwärtigen, ohne die Kenntnis aller früheren Entwickelungsſtufen ein bloßer Anſchauungsunterricht, der als Vorbereitung für den eigentlichen ſyſtematiſchen Unterricht von Vorteil iſt, nimmer aber ſelbſt Geſchichte oder Kunſtgeſchichte genannt werden kann.

Das eben ist der Grundirrtum Grimms, daß er jede Periode aus der nächstvorhergehenden genügend erklären zu können glaubt.

Dieser Irrtum verleitet ihn zu dem Satze: „An sich genügt es in der That, um die Gegenwart zu verstehen, bis zur Reformation hinter uns zu blicken.“ Eben so gut könnte man sagen, um ein Bild Uhdes, das uns die Idealgestalt des Heilands inmitten moderner Proletarier zeigt, kunstgeschichtlich zu würdigen, genügt es bis auf die Romantiker der Düsseldorfer Schule zurückzugehen. Das eine ist so widersinnig wie das andere.

Der natürliche Weg ist der, den aller Geschichtsunterricht bisher genommen hat und auch in Zukunft nehmen wird. Er schlägt die Richtung ein, welche die Geschehnisse selber nahmen. Auf diesem Wege erschließt sich das Verständnis für den kausalen Zusammenhang alles Geschehens auf natürliche und ungezwungene Weise. Die Dinge werden und gestalten sich vor unseren Augen. Alles Neue, was uns entgegentritt, ist uns nichts Fremdes, Unverständliches, denn wir kennen bereits die Wurzeln, denen es entsprießt.

Die Unnatur seiner Geschichtsbetrachtung zeigt sich schon in dem hohen Werte, den Grimm auf die richtige Abgrenzung seiner Epochen legt, in die er den Fluß der Ereignisse wie in künstliche Dämme einzwängt. Bei dem natürlichen Gange sind diese Einschnitte, die doch nicht in den Dingen selbst liegen, sondern die nur zur besseren Übersicht gemacht werden, unwesentlich; im Grimmschen Systeme „entstehen Irrtümer, wenn man bei dieser Abgrenzung der Epochen nicht richtig verfährt“. Diese Richtigkeit aber wird immer eine sehr subjektive sein, oder glaubt Grimm wirklich, daß der Eintritt der Hohenzollern in die Mark auch für jemand, der die Geschichte nicht von rückwärts künstlich konstruiert, eine Epoche in der deutschen Geschichte bedeute? Was veränderte sich durch dieses Ereignis in dem deutschen Staatsleben des 15. Jahrhunderts? Rechnen wir die Ära Bismarck von seinem Geburtstage oder von dem Zeitpunkt, wo er mit starker Hand eingriff in das Rad des Weltgetriebes? Nein, gekünstelt, unnatürlich und ungesund ist das ganze neue Evangelium, das uns da mit so viel Aufwand an Geist und Scharfsinn gepredigt wird.

Die Geschichtsbetrachtung von hinten hat sogar ihre gefährliche Seite. Sie lehrt die Dinge durch eine Brille sehen, die ihre natürliche Gestalt verzerrt. Wie schön und erhebend ist es, wenn wir unser Vaterland, das in ohnmächtigem Ringen seine Kräfte zersplittert, in der eigenen Ziel- und Planlosigkeit Fremden zum Raube dient, durch die in harter Arbeit langsam gestählte Kraft eines unter der weisen und thatkräftigen Führung seines Fürstenhauses aus kleinen Anfängen emporgewachsenen Staatswesens gerettet und zu ehrfurchtgebietender Größe erhoben sehen. Je klarer dem Schüler die trostlose Zerfahrenheit früherer Zeiten zum Bewußtsein gekommen ist, um so freudiger wird er die Sonne der preußischen Macht, die allmählich vor seinen Blicken über den Horizont emporsteigt, begrüßen. Er hat begriffen, daß die heutige Stellung seines Vaterlandes nicht ohne Schweiß und Blut errungen ist, er fühlt, daß ihre Behauptung hohe Anforderungen an alle stellt, dereinst auch an ihn stellen wird.

Dabei aber hat er sich den freien Blick bewahrt, er weiß andere Zeiten und Völker, die er in ihrer natürlichen Entwickelung kennen gelernt hat, gerecht und vorurteilsfrei zu würdigen.

Anders bei dem Geschichtsunterricht von hinten. Drei oder vier Jahre lang giebt es für den Schüler nur Preußen, und zwar wird er gewöhnt, stets von dem Standpunkte des großen fertigen Staatsbaues auf die Anfänge zurückzublicken. Wie ein selbstverständliches Recht erscheint ihm die Größe, nicht wie ein in hartem unablässigem Kampfe mühevoll errungenes Besitztum. Statt des berechtigten Stolzes auf die Thaten seiner Väter, der gute Früchte zeitigt, erfüllt eine unfruchtbare falsche Überhebung die Seele des Knaben und des Jünglings. Wie schief, wie einseitig muß sein Urteil über historische Dinge werden, an die er von Jugend auf einen schiefen Maßstab zu legen gewöhnt ist.

Gewiß ist dem deutschen Volke ein gesteigertes nationales Selbstbewußtsein noch zu wünschen, aber es darf nicht in blinden Chauvinismus ausarten, nicht in eine urteilslose historische Beschränktheit, wie wir sie mit Recht bei unseren französischen Nachbarn belächeln.

Auch heute freilich gilt noch Klopstocks Wort, das dem Vaterlande mahnend zuruft:

Nie war, gegen das Ausland,
Ein anderes Land gerecht, wie du!
Sei nicht allzu gerecht. Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!

Auch wir wollen, dieser Mahnung eingedenk, nicht allzu gerecht sein, aber gerecht wie immer wollen wir uns das klare ungetrübte Urteil über Zeiten und Dinge bewahren, das nicht nur unser Ruhm, sondern auch die Bedingung unserer Größe ist, denn es befähigt uns zu der klugen Mäßigung, die dem Errungenen Dauer verheißt.

Darum wollen wir die Weltgeschichte von hinten getrost anderen überlassen.

---

4. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis 30. September 1891 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Wilh. Sanders, Lehrer, hier.

Am 25. Mai sprach Herr J. Epstein über „Hertzkas Kritik der Ricardo-Marxschen Werttheorie.

Die Sitzung vom 8. Juni war der Besprechung des am Tage zuvor von Herrn Dr. Theodor Hertzka aus Wien gehaltenen öffentlichen Vortrages über „Freiland" gewidmet, wobei der als Gast anwesende Redner Gelegenheit fand, sich über mehrere von den Mitgliedern zur Sprache gebrachte Ideen seines berühmten Buches „Freiland, ein soziales Zukunftsbild" eingehend zu äußern.

Auch während der Sommermonate fanden einige Zusammenkünfte statt, in welchen man sich vornehmlich über die weitere Behandlung der seit dem vorigen Winter in vollem Gange befindlichen Lohn-Enquête verständigte.

---

5. Abteilung für Mathematik und Naturwiſſenſchaften (N).

Dieſer Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis 30. September 1891 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

ohne Wahlrecht:

Herr Wilh. Sanders, Lehrer, hier.

In der Sitzung vom 8. Mai ſprach Herr Dr. F. Herrmann über „Die Grundlagen der Stereochemie.

---

6. Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft (K).

Dieſer Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Mai bis 30. September 1891 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Fr. Lübrecht, Kantor und Redakteur, Peilau;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. O. Liermann, Lehrer, hier.

III. Bericht des Akademiſchen Geſamt-Ausſchuſſes über ſeine Thätigkeit 1890/91.

Auch in dem verfloſſenen Jahre haben der AGA und die ihm unterſtellten Fachabteilungen den Vorſchriften der Satzungen gemäß ihre Thätigkeit entfaltet, wie dies aus den „Berichten des Freien Deutſchen Hochſtiftes“ näher zu erſehen iſt. Im Anſchluß an Satz 4 iſt im beſonderen noch folgendes zu erwähnen.

A. Der auf Grund des von der Hauptverſammlung genehmigten allgemeinen Lehrplanes (vergl. Jahrgang I, S. 69 ff.) ausgearbeitete beſondere Lehrplan für den Winter 1890/91 umfaßte folgende Fächer und Lehrkräfte:

1. Herr Hofrat Profeſſor Dr. B. Erdmannsdörffer aus Heidelberg: Das Zeitalter des Großen Kurfürſten.
2. Herr Geheimer Hofrat Profeſſor Dr. W. Oncken aus Gießen: Aus dem Zeitalter des Befreiungskrieges.
3. Herr Profeſſor Dr. Th. Birt aus Marburg: Die Blütezeit der römiſchen Litteratur.
4. Herr Landrichter H. W. Dove aus Frankfurt a. M.: Die Verfaſſung des Deutſchen Reiches.
5. Herr Profeſſor Dr. E. Gothein aus Bonn: Gewerbepolitik.
6. Herr Profeſſor Dr. theol. und phil. H. A. Köſtlin aus Friedberg: Die deutſche Tonkunſt am Eingang der ſogenannten klaſſiſchen Epoche.
7. Herr Profeſſor Dr. V. Valentin aus Frankfurt a. M.: Grundzüge einer empiriſchen Äſthetik.
8. Herr Profeſſor Dr. J. Volkelt aus Würzburg: Aufgabe der Philoſophie in Wiſſenſchaft und Leben.

Wir verfehlen nicht auch an dieſer Stelle den Herren Dozenten für ihre vortrefflichen Leiſtungen und für die Bereitwilligkeit, mit der ſie dem Rufe des Hochſtiftes Folge geleiſtet haben, den ergebenſten Dank auszuſprechen. Eine beſonders erfreuliche Seite dieſer Lehrgänge iſt die, daß zwiſchen den Univerſitätslehrern und den hieſigen Fachkreiſen ſich mancherlei perſönliche Beziehungen anknüpfen, die für die Fortbildung des geiſtigen Lebens von guten Folgen begleitet ſind. Der Beſuch der Vorträge iſt andauernd ein ſehr guter, ſo daß es ſich deutlich zeigt, wie das Hochſtift den richtigen Weg eingeſchlagen hat, um dem vorhandenen Bedürfniſſe nach Weiterbildung auf geiſtigem Gebiete fördernd entgegenzukommen. Als beſonders erfreulich dürfen wir noch hervorheben, daß die Direktion des Dr. Hochſchen Konſervatoriums es ermöglichte, die Vorträge des Herrn Profeſſor Köſtlin durch muſikaliſche Vorträge zu illuſtrieren. Wir ſprechen auch hier Herrn Direktor Dr. B. Scholz ſowie den vortragenden Damen, Fräulein Minna Goodwin, Fräulein Adelina de Lara, Fräulein Marie Olſen und Fräulein Wetzler unſeren beſten Dank für das freundliche Entgegenkommen aus.

B. Die Unterſtützung und Förderung wiſſenſchaftlicher, litterariſcher und künſtleriſcher Beſtrebungen hat die Möglichkeit geboten, die durch die Abhaltung von Lehrgängen gebotenen Anregungen auch einem weiteren Kreiſe zugänglich zu machen. Im Januar 1891 traten eine Anzahl von Männern der verſchiedenſten politiſchen und wiſſenſchaftlichen Parteien zuſammen und wendeten ſich mit einer „Einladung“ an das größere Publikum. In ihr hieß es: „Von der Überzeugung durchdrungen, daß eine Vertiefung des immer weitere Kreiſe erfaſſenden Bildungsbedürfniſſes nicht durch äußere Verhältniſſe eine Einſchränkung erleiden darf, haben die Unterzeichneten ſich vereinigt, die Abhaltung von allgemein verſtändlichen und für jedermann frei zugänglichen Vorträgen zu ermöglichen, welche die Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Forſchung in geſchloſſenen Lehrgängen zu vermitteln ſuchen.“ Die zur Durchführung notwendigen Mittel wurden durch das Hochſtift und die hieſigen Logen gewährt. Der Magiſtrat kam der Veranſtaltung freundlich entgegen und gewährte die Benutzung der Stadthalle zu

erleichterten Bedingungen, und eine Reihe von Rednern, die sämtlich dem Hochstifte angehörten, ließ sich im Interesse der Sache zur Übernahme geeigneter Vorträge bereit finden. Es wurden für den ersten Winter vier Lehrgänge von je drei Vorträgen veranstaltet, die teils mit Benutzung von Demonstrationen stattgefunden haben. Der jedermann, auch Frauen, gestattete Zutritt war unentgeltlich. Der ganz außerordentliche und sich auf gleicher Höhe haltende Zudrang zeigte, daß auch hier der richtige Weg eingeschlagen worden ist. Indessen bieten gerade diese Vorträge für die Dozenten besondere Schwierigkeiten. Zu der vollendet sicheren Beherrschung des Gegenstandes muß ein feiner Takt für die Auswahl des gerade für die weitesten Kreise nicht nur Interessanten, sondern auch Fruchtbringenden in Verbindung mit formgewandter lebendiger und anregender Darstellungsweise hinzutreten, die, ohne große Voraussetzungen zu machen, sich dennoch keineswegs auf niedrigem Niveau bewegt. Der im letzten Winter erreichte Erfolg läßt hoffen, daß sich hier eine Einrichtung herauszubilden beginnt, der eine große Bedeutung zuzuschreiben ist und die daher auch weitergehender Unterstützung würdig sein dürfte. Diese im Winter unternommene Veranstaltung hat im Anschluß an die Elektrische Ausstellung auch im Sommer eine Fortsetzung gefunden. Durch eine weitere Bewilligung des AGA wurde es möglich, noch drei Vorträge in dem Vortragsraume der Ausstellung selbst unter Hinzuziehung der zur Erläuterung dort zur Verfügung stehenden Apparate halten zu lassen, die an den Zwanzigpfennigtagen stattfanden und deren Besuch unentgeltlich war. Die so vom Hochstifte gegebene Anregung hat einen Freund der Sache veranlaßt, seinerseits die Mittel zu weiteren drei Vorträgen zu spenden, und so das ganze Vortragsgebiet, wie es von der Ausstellung geboten wurde, in den Rahmen der „Volksvorlesungen“ hereinzuziehen.

Eine weitere Unterstützung von Vorträgen hat auf Antrag der Sektion für Neuere Sprachen stattgefunden. Bei der großen stets wachsenden Wichtigkeit, die der mündliche Gebrauch der neueren fremden Sprachen mit dem unablässig steigenden Verkehre der modernen Völker von Mund zu Mund gewinnt, ist es unbedingt notwendig, daß die heranwachsende Jugend die fremden Sprachen

*

nicht nur grammatiſch, ſondern auch lautlich richtig ſprechen lernt. Die Lehrer der neueren Sprachen ſind jetzt wohl faſt alle zeitweilig in Frankreich und England geweſen, um einer guten Ausſprache mächtig zu werden. Allein dieſe Befähigung muß zu Gunſten der von ihr lernenden Jugend ſtets friſch erhalten werden. So lange noch nicht die Einrichtung beſteht, daß Lehrer der neueren Sprachen von den Behörden zum Zwecke der Auffriſchung der unmittelbaren Eindrücke während der Ferien in das Ausland geſchickt werden, bleibt nichts anderes übrig, als durch tüchtig gebildete Nationale ſich dieſe Eindrücke zu erneuern. Zu dieſem Zwecke hat der AGA von einem Franzoſen und einem Engländer Vorleſungen in ihren Sprachen veranſtalten laſſen, die in ſyſtematiſcher Weiſe Stücke aus den in den Schulen vorkommenden Schriftſtellern gaben. An dieſe Vorträge ſchloſſen ſich ſodann freie Vereinigungen, bei denen die Unterhaltung in den fremden Sprachen geführt wurde.

An die von Mitgliedern der Volkswirtſchaftlichen Sektion veröffentlichten „Frankfurter Arbeiterbudgets“ ſchließt ſich eine weitere von dieſer Sektion veranſtaltete Arbeit. Es handelt ſich um eine eingehende Unterſuchung der in einzelnen Gewerben vorliegenden Verhältniſſe der Arbeitnehmer. Dieſe Unterſuchung wird von einem Ausſchuſſe geleitet, der unter dem Vorſitze von Mitgliedern der Sektion aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern des betreffenden Gewerbes beſteht. Für die mit der Unterſuchung verbundenen Koſten ſowie für die ſpätere Drucklegung hat der AGA einen größeren Beitrag bewilligt.

C. Erwerbung wiſſenſchaftlicher Werke, Kunſterzeugniſſe und Belehrungsgegenſtände. Die Goethebibliothek erfuhr in dieſem Jahre eine beſonders reiche Vermehrung. Der Zuwachs beträgt 1450 Bände. Ermöglicht wurde dies einerſeits durch die Erhöhung des Bibliotheksetats auf Mark 2000, andererſeits durch außerordentlich billige antiquariſche Gelegenheitskäufe.

Neben der Goethelitteratur in engerem Sinne, die nach den in den Berichten der Vorjahre dargelegten Grundſätzen gepflegt

wurde, fanden beſonders die litterariſchen Erzeugniſſe der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eingehende Berückſichtigung, in erſter Linie die Dramen, die zu Goethes und Schillers Zeit das Repertoire beherrſchten. Es gelang von ihnen bereits eine hübſche Sammlung, darunter ſeltene Stücke, zuſammenzubringen, die, allmählich erweitert, dem Forſcher von Nutzen ſein wird, umſomehr, als in abſehbarer Zeit der größte Teil derartiger Werke aus dem Antiquariatshandel verſchwunden ſein dürfte.

Infolge der preiswürdigen Erwerbungen wie einer Anzahl von Geſchenken, unter denen die vom Verein für Naturkunde zu Offenbach dem Hochſtifte freundlichſt überwieſenen zahlreichen Werke des 18. Jahrhunderts, unter denen ſich manches für die Goethebibliothek wertvolle Stück befand, beſonders hervorzuheben ſind, wurde es möglich, nicht nur einige koſtbare Goetheſche Prachtausgaben und ſonſtige wertvolle Werke anzukaufen, ſondern auch noch mit einer kleinen Erſparung den diesjährigen Etat abzuſchließen.

Mit dem Wachstume der Bibliothek ſteigt auch die Benutzung in erfreulichem Maße.

Ausgeliehen wurden 209 Werke mit 251 Bänden. In der Bibliothek ſelbſt wurden 630 Bände benutzt. Verſchiedene auswärtige litterariſche Unternehmungen und Autoren nahmen die Hilfe des Bibliothekars in Anſpruch.

Da die Herausgabe des ſyſtematiſchen Kataloges erſt in einigen Jahren erfolgen kann, ſo wurde als Kontrollkatalog neben dem alphabetiſch geordneten Zettelkataloge je ein Inventar in Buchform für die Goethe- und für die Fauſtbibliothek angelegt und dazu der Beſtand neu aufgenommen. Insgeſamt ſind jetzt 5300 Bände vorhanden.

Für die Folgezeit dürfte es ſich empfehlen beſonders die Vermehrung der Schillerlitteratur, den Wünſchen der Benutzer entſprechend, zu berückſichtigen.

Zu erwähnen iſt noch, daß die jetzigen Bibliotheksräume, die einzigen für dieſen Zweck im Goethehauſe verfügbaren, ſelbſt bei ſorgfältigſter Raumausnützung, höchſtens noch den Zuwachs eines Jahres faſſen werden, und daß daher eine Überſiedelung der

Bibliothek in größere und zugleich hellere Räume dringend geboten erscheint.

Die im Laufe des Jahres für die Goethebibliothek eingegangenen Geschenke sind unter den „Einsendungen" verzeichnet. Über die Vermehrung der zur stilgerechten Ausschmückung des Hauses bestimmten Kunstgegenstände enthält der Bericht der Goethehauskommission das Nähere.

D. Die Anschaffung und Auflegung von Zeitschriften erfolgte, wie bisher, gemäß dem Abkommen mit der Stadtbibliothek. Ein ähnliches Abkommen wurde für einzelne Kunstzeitschriften mit der Bibliothek des Städelschen Kunstinstitutes angebahnt. Im Lesezimmer liegen jetzt 93 wissenschaftliche Zeitschriften auf, und zwar auf dem Gebiete der Bibliographie 7, der Geschichte 12, der Philosophie und Pädagogik 7, der deutschen Litteraturgeschichte 5, der Kunstwissenschaft und Archäologie 10, der Sprachwissenschaft und Philologie 10, der Mathematik und Naturwissenschaft 11, der Geographie 4, der Heilkunde 6, der Jurisprudenz 7, der Volkswirtschaft 10, der Technik 4; dazu kommen noch 10 Rundschauen, eine Anzahl Unterhaltungs- und Theaterschriften, hiesige und auswärtige Wochen- und Tagesblätter. Im ganzen stehen 123 Zeitschriften und Blätter den Mitgliedern zur Verfügung, im wesentlichen dieselben, welche das genaue Verzeichnis in den Berichten 1886/87 S. 40*—47* aufweist. Außerdem sind nach wie vor die wichtigsten Neuanschaffungen der Stadtbibliothek zur Kenntnisnahme aufgelegt.

E. Die Gesamtsitzungen mit Vorträgen fanden auch in diesem Jahre in der durch die Satzungen vorgeschriebenen Weise statt, und zwar zunächst an den Geburtstagen von Goethe und von Schiller, sodann aber an der Feier des hundertjährigen Geburtstages Grillparzers, sowie an dem mit dem Verein für Geschichte und Altertum sowie mit dem Vereine für das historische Museum gemeinsam gefeierten Winckelmannstage. Zu diesem hatte diesmal das Hochstift den Redner zu stellen: Herr Hofrat Aldenhoven aus Köln sprach über Eugene Delacroix (S. 59*). Am

Goethetage fand das Hochstift in altgewohnter Weise freundliche Unterstützung durch den Sängerchor des Lehrervereins, der die Feier in weihevoller Weise ein- und ausleitete.

F. Die „Berichte“ haben die ihnen gestellte Aufgabe „über die geistige Wirksamkeit der Anstalt und die Thätigkeit der Mitglieder, sowie über Anschaffungen, Geschenke und Ähnliches“ die Mitglieder in Kenntnis zu setzen, sorgfältigst eingehalten, wie es der vorliegende Band 1891 im einzelnen nachweist. Über die für die Wiedergabe der „Berichte“ maßgebenden Gesichtspunkte hat der vorjährige „Bericht des AGA“ (1891 S. 74) eingehend Rechenschaft abgelegt. Auch dieser Band ist mit einem ausführlichen, den Gebrauch des Buches erleichternden Register versehen, dessen Abfassung Herrn Dr. Heuer verdankt wird. Die durch das Hochstift zu beziehenden Einbandsdecken (Mk. 0,50 für den Jahrgang) erfreuen sich einer wachsenden Beliebtheit: erst in den gebundenen Jahrgängen läßt sich der reiche Inhalt der Berichte richtig gebrauchen und würdigen.

G. Die Pflege wechselseitiger Beziehungen zu anderen, verwandte Zwecke anstrebenden Vereinen und Gesellschaften hat, wie schon aus dem Vorhergehenden erhellt, weitere Pflege gefunden. Die freundliche Beziehung, die das Hochstift zu der Goethegesellschaft in Weimar hat, ist in diesem Jahre noch im besonderen dadurch zum Ausdruck gekommen, daß dem im vorigen Jahre in den Vorstand der Goethegesellschaft gewählten Vertreter des Hochstiftes der ehrenvolle Auftrag zuteil wurde, den diesjährigen Festvortrag bei der Hauptversammlung der Goethegesellschaft in Weimar zu übernehmen. Demgemäß sprach Herr Professor Valentin dort über die „Klassische Walpurgisnacht“, welcher Vortrag unter dem Titel „Die Einheit der Goetheschen Faustdichtung“ in der Zeitschrift „Deutsche Dichtung“ (Nr. 5—7) erschienen ist. Er schließt mit den an die Entstehung des Faust in Frankfurt und seine Beendigung in Weimar anknüpfenden und eine Bestätigung der Beziehungen des Hochstiftes und der Goethegesellschaft gebenden Worten: „Wenn es mir, dem Frankfurter, heute vergönnt ist, in

Vertretung seiner Vaterstadt hier in Weimar von diesem engen Zusammenhange Zeugnis abzulegen, so geschieht dies in dem Bewußtsein, daß gerade diese beiden Städte in ganz besonderer Weise berufen sind, das Andenken des großen, ihnen doppelt angehörenden Menschen und Dichters zu pflegen, so geschieht es mit dem Wunsche, daß dieses Wirken stets ein Zusammenwirken sein möge, das als ein selbstverständliches sich offenbart, sobald die beiden Namen genannt werden: Frankfurt und Weimar!"

Der Akademische Gesamt-Ausschuß.

IV. Bericht der Goethehauskommission an die Hauptversammlung über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1890 91.

Die Kommission hielt im Laufe des verflossenen Verwaltungsjahres sieben Gesamtsitzungen ab, denen sich eine größere Anzahl von Sitzungen der Spezialkommissionen zur Vorberatung der technischen und künstlerischen Fragen anschloß.

Wie im Vorjahre war auch die Thätigkeit der Kommission hauptsächlich der Vervollkommnung der inneren Einrichtung des Hauses gewidmet. In dankenswerter Bereitwilligkeit hat die Hauptversammlung, dem im vorjährigen Berichte erwähnten Wunsche der Kommission entsprechend, den für diesen Zweck ins Budget eingestellten Betrag auf Mk. 4000 erhöht. Dadurch wurde es möglich, die genauen, in großem Maßstabe ausgeführten, Zeichnungen des Hauses und aller seiner Einzelheiten vollenden zu lassen, die, im Stadtarchiv I aufbewahrt, die Gewißheit einer getreuen Wiederherstellung bei einer etwaigen Beschädigung verbürgen.

Das Mobiliar wurde durch günstige Gelegenheitskäufe nach verschiedenen Richtungen hin vermehrt, indem man auch auf Ausstattung der jetzt noch für Verwaltungszwecke benutzten Räumlichkeiten Bedacht nahm. Bei diesem Vorgehen wurde streng der Grundsatz festgehalten, die Zimmer nur mit echten Stücken der Zeit, im engen Anschluß an die vorhandenen Rechnungen, Verzeichnisse ꝛc. der Familie Goethe, der Bestimmung der einzelnen Räume wie dem Charakter ihrer Bewohner gemäß, mit Vermeidung alles Museumsartigen, einzurichten, so daß das Ganze den Eindruck des behäbigen Frankfurter Bürgerhauses, in dem Goethe heranwuchs, gewährt. Demgemäß wurde für die Staatszimmer des

ersten Stockes, die der Herr Rat gediegen und kostbar ausschmückte, eine reich verzierte Prunkkommode erworben, während die Anschaffungen für das Zimmer der Cornelia, das Musikzimmer und die Schlafräume z. B. Sofa, Toilettentische, Kommode mit Schreibaufsatz, — eine derartige befand sich nach dem Auktionsprotokolle der Hinterlassenschaft von Goethes Mutter im Hause — bürgerlich einfacher gehalten sind.

Auf dem Vorsaale des ersten Stockwerkes, den nach alter Überlieferung zwei mächtige Schränke schmückten, die sich jetzt im Besitze des Herrn Justizrat Dr. Geyger in Assenheim befinden, wurden zwei den Originalen möglichst ähnliche Kunstschränke, Meisterwerke der Schreinerarbeit des vorigen Jahrhunderts aufgestellt.

Für die Vervollständigung der Gemäldesammlung bietet ein von Herrn Geheimrat Ruland zu Weimar uns freundlichst mitgeteiltes, von Goethes Vater geführtes Verzeichnis seiner Bilderankäufe erwünschte Anhalte. Im Anschluß daran wurde ein schönes Kircheninneres Stöcklins für das Gemäldezimmer erworben.

Da das Goethehaus gerade vom jungen Goethe keine Originalporträts besitzt — das große Schmellersche Bild zeigt den Dichter im 78. Lebensjahre, die Lipssche Kreidezeichnung im 42. — so wurde der lange gehegte Wunsch zur Ausführung gebracht ein gutes Jugendbildnis, wenigstens in getreuer Kopie, dem Beschauer zu bieten. Als besonders geeignet für diesen Zweck erschien das Krausssche Ölgemälde „Goethe mit der Silhouette" vom Jahre 1775, von dem eine jetzt im Besitze des Herrn Senator von Bernus auf Stift Neuburg befindliche Kopie als Geschenk der Herzogin Anna Amalia an Goethes Mutter einst das Familienzimmer zierte. Herr Sanitätsrat Dr. Vulpius zu Weimar, der Besitzer des Originals, gab freundlichst seine Erlaubnis zur Kopierung, die Herr H. Junker im Auftrage der Kommission in vorzüglicher Weise ausführte.

Ein anderes Goethebild, das den Dichter im Alter von etwa 65—70 Jahren darstellt, gelangte durch das Entgegenkommen des bisherigen Eigentümers, Herrn Albert Holz zu Breslau, der es im Austausche gegen eine davon anzufertigende Kopie dem Hochstifte überließ, ins Goethehaus. Das künstlerisch wertvolle Bild,

von dem sich noch nicht feststellen ließ, ob es ein Originalporträt oder eine selbständig aufgefaßte Komposition in Anlehnung an gute Originale ist — Kopie eines bestimmten Originals ist es keinenfalls — stammt aus der Houghton-Hall-Gallerie in Yorkshire.

Die Ausstattung des Studierzimmers des Herrn Rat wurde durch Aufstellung eines zweiten Bibliotheksschrankes und durch Verzierung der Wände mit kleinen Aquarellen beendet.

Je weiter aber die Herstellung der Räume vorschreitet, um so dringender macht sich die Notwendigkeit geltend, auch die bisher für Verwaltungszwecke benutzten Räumlichkeiten, darunter die einst vom Königslieutenant bewohnten Staatszimmer, frei zu bekommen.

Die Goethehauskommission wandte sich daher mit der Bitte an den VA, dem Gedanken eines Neubaues auf dem angekauften Nebengrundstücke näher zu treten und einen Betrag für die Vorarbeiten zu bewilligen.

Der VA entsprach bereitwillig diesem Wunsche und beauftragte die Kommission unter Gewährung der nötigen Mittel, als einer außerordentlichen Ausgabe, mit der Aufstellung eines vorläufigen Programmes. Herr Architekt Fr. von Hoven ist mit den Entwürfen betraut. Die Ausführung hängt davon ab, ob und wann es möglich sein wird, das nötige Baukapital durch eine Beihilfe aus öffentlichen Mitteln zu beschaffen, bei der, wie zu hoffen ist, auch die Stadt Frankfurt ihr Interesse an dem Goethehause bethätigen dürfte.

Die Goethesammlungen erfuhren, außer durch den Ankauf eines Goetheporträts aus Lavaters Besitz — Kopie von 1796 der Zeichnung Jens Juels von 1778 — besonders durch Geschenke nicht unwesentliche Vermehrung. Dem Presbyterium der deutsch-reformierten Gemeinde verdanken wir zwei Autogramme Goethes (vergl. Berichte 1891, Heft 1, S. 55 ff.), Herrn Benjamin Reges, hier, vier Briefe von Goethes Freunde, Ph. Chr. Kayser (vergl. 1891, Heft 3/4, S. 433 ff.). Eine höchst wertvolle Bereicherung bilden die Aufzeichnungen von Goethes Großvater, dem Stadtschultheißen J. W. Textor, in 10 Heften (vergl. Berichte 1891, Heft 2, S. 155 ff.), ein Geschenk des Herrn Dr. jur. A. Dietz, denen sich die Hefte, nach denen der ältere J. W. Textor 1676

zu Heidelberg jus publicum las, sowie, als Geschenk des Herrn Dr. E. Stiebel, desselben Doktordiplom von 1663 anreihen. Herrn Dr. Stricker sowie dem Antiquariat der Herren St. Goar verdanken wir ebenfalls eine Anzahl kleiner Goetheana. Herr Bildhauer Herzig, Dresden, widmete einen Abguß der von ihm modellierten, sehr charakteristischen Goethebüste, Herr Dr. Liuel die Rauchsche Goethestatuette vom Jahre 1828.

Für die Vervollständigung der Bibliothek des Herrn Rat sind wir neben dem Verein für Naturkunde zu Offenbach, der durch Herrn Klauers freundliche Vermittelung eine große Anzahl dahingehöriger Werke spendete, Herrn Georg Völker und Herrn Dr. E. Benkard zu Danke verpflichtet.

Allen Herren Geschenkgebern sei dieser Dank hier noch ausdrücklich ausgesprochen, indem zugleich die Hoffnung daran geknüpft wird, daß ihr schönes Beispiel auch weitere Kreise zur Nachahmung anregen möge.

V. Einsendungen.

Vom 1. Mai bis zum 30. September 1891 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Die zahlreich eingegangenen Göttinger Dissertationen verdanken wir der Güte des Herrn Professor M. A. Stern sen. in Zürich-Hottingen. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Universität u. s. w.

Philosophie und Pädagogik.

*Gottschick, Joh. Das Verhältniß des christlichen Glaubens zum modernen Geistesleben. Akademische Rede zur Feier des Stiftungsfestes der Großherz. Hessisch. Ludewigs-Universität am 1. Juli 1891. Gießen 1891.

*Lenz, G. English Schools-Experiences and impressions of English school-life. Gießener Dissertation. Darmstadt 1891.

*Müller, M., sen. Ansichten über wahre Bildung nebst Erinnerungen an alte Schulkämpfe. 1891.

*Schultze, Th. Das Christenthum Christi und die Religion der Liebe. Ein Votum in Sachen der Zukunftsreligion. Leipzig, W. Friedrich, 1891.

*Molkenboer, H. Die internationale Erziehungsarbeit. Einsetzung eines bleibenden internationalen Erziehungs-Rates. Kritik und Replik. Flensburg 1891.

*Seidel, Fr, und Schmidt, Fr. Arbeitsschule. I. Das Netzzeichnen. Erste Abteilung: Geradlinige Figuren. Für Kinder von 5—8 Jahren. Weimar.

Geschichte.

*Regesten des Gräflich Solms-Rödelheimschen Archivs zu Assenheim. Heft 2. Friedberg 1891.

†Mittheilungen des Nordböhmiſchen Excurſionsklubs. 14. Jahrgang. Heft 2 und 3. Leipa 1891.

*Greiu, Fr. Die Entwickelung der Zuſtände in Kirche und Schule zu Friedberg i. d. W. während der Reformationszeit. Gießener Diſſertation. Darmſtadt 1890.

Sprachwiſſenſchaft.

*Philippi, Adolf. Einige Bemerkungen über den philologiſchen Unterricht. Akademiſche Rede zur Feier des Stiftungsfeſtes der Großherz. Heſſiſch. Ludewigs-Univerſität am 10. Juli 1890. Gießen 1890.

*Verdeutſchungsbücher des Allgemeinen Sprachvereins. II. Der Handel, Geldverkehr, Buchhaltung, Briefwechſel, Waarenverkehr und Verſicherungsweſen. Ausgabe für die Mitglieder des Vereins. Braunſchweig 1891.

Kunſtgeſchichte.

*Boettiher, Friedr. von. Malerwerke des 19. Jahrhunderts. Beitrag zur Kunſtgeſchichte. Band 1. Erſte Hälfte. Bogen 1—30. Aasgard—Heideck. Dresden 1891.

Medizin.

*Weiß, Dr. A. Der Geheimmittel-Unfug im Lichte gerichtlicher Urteile. Heft 1. Düſſeldorf.

Volkswirtſchaft.

*Les ouvriers des deux mondes publiés par la société d'économie sociale. 2me série, 18e fascic. Paysans Corses en communauté Porchers-Bergers des montagnes de Bastelica par feu M. Max. Bigot controlés et confirmés en 1887 par. M. F. Escard. Paris 1890.

*Les budgets comparés des cent monographies de familles publiées d'après un cadre uniforme dans „Les ouvriers européens“ et „Les ouvriers des deux mondes“ avec une introduction, par E. Cheysson en collaboration avec A. Toqué. Extrait du „Bulletin de l'institut international de statistique“ tome V, année 1890, 1me livr. Rome 1890.

*Société internationale des études pratiques d'économie sociale fondée en 1856 par F. Le Play. Historique, Liste des membres, travaux de la société. Paris 1889.

*L'École de la paix sociale et ses publications. Paris.

Litteratur.

*Linſenbarth, O. Die Örtlichkeit in Goethes Hermann und Dorothea. Beilage zum Programm des kgl. Gymnaſiums zu Kreuznach. Oſtern 1889. Kreuznach 1889.

*Soſſé, E. Die erlebten und literariſchen Grundlagen von Goethes Clavigo.

* — Die erlebten und literariſchen Grundlagen zu Goethes dramatiſchen Jugendwerken. 1. Heft, „Erwin und Elmire“. Brünn 1888.

*Die naturgemäße Entwicklung des Menſchen und Goethes Fauſt. Eine neue Würdigung der Fauſtdichtung von Humanus. Leipzig, J. G. Findel, 1891.

*John, A. Goethe in Deutſchböhmen. Eger 1889.

* — Literariſches Jahrbuch. Bd. 1. Eger 1891.

*Schubert, Franz. Erlkönig, Ballade von Goethe in Muſik geſetzt. Erſtes Werk. Wien. Geſchenk des Herrn M. Ziegert, hier.

*Mentzel, E. Schillers Jugenddramen auf der Frankfurter Bühne. 1891.

*Njejski, Kornel. Bibliſche Melodien. Nebſt einem Anhange. In deutſcher Bearbeitung von Emilja Bett. Halle a. d. S.

*Weiß, Albert. Polniſche Dichtung in deutſchem Gewande. Halle a. d. S.

* — Aus Heimat und Fremde. Dichtung und Nachdichtung. Heft 1. Separat-Abdruck aus „Heimſtätte deutſcher Dichtung“. Billerbeck i. W.

* — Drei Herzensgeſchichten. Nachdichtungen. Nordhauſen 1891.

*Slowacki, J. Erzählende und lyriſche Gedichte. Metriſch übertragen von Albert Weiß. Halle a. d. S.

*Teicher, Fr. Feſtrede, gehalten bei der Enthüllung des Schmeller-Denkmals in Türſchenreuth. 1891.

*Korzeniowski, J. Gentile Bellini, dramatiſches Bild in 1 Aufzuge. Separat-Abdruck aus dem XII. Jahrgange der „Dioskuren“. Wien 1883.

Naturwiſſenſchaften.

*Die internationale Polarforſchung 1882/83. Die deutſchen Expeditionen und ihre Ergebniſſe. Band 1. Geſchichtlicher Theil und in einem Anhange mehrere einzelne Abhandlungen phyſikaliſchen und ſonſtigen Inhalts: herausgegeben im Auftrage der Deutſchen Polar-Kommiſſion von deren Vorſitzendem Dr. G. Neumayer. Berlin 1891.

†Aus dem Archiv der Deutſchen Seewarte. XIII. Jahrgang 1890. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1891.

†Bulletin de la société impériale des Naturalistes de Moscou; sous la rédaction du Prof. M. Menzbier. Année 1890, nr. 4 (avec 1 planche). Moscou. 1891.

† — Année 1891, nr. 1 (avec 3 planches). Moscou 1891.

†Meteorologiſche Beobachtungen, ausgeführt an dem meteorologiſchen Obſervatorium der Landwirthſchaftlichen Akademie bei Moskau (Petrowsko-Razoumowskoje) 1890. Zweite Hälfte. Moskau 1891.

*Bohls, J. Die Mundwerkzeuge der Physopoden. Göttinger Dissertation. Göttingen 1891.

†The Solar Parallax and its related constants, including the figure and density of the earth by Wm. Harknes. Washington Observations for 1885. Appendix III. Washington 1891.

*Herder, Fab. Plantae Raddeanae Apetalae III. Santalaceae, Thymelaeae, Elaeagneae, Aristolochieae, Empetreae, Euphorbiacenae, Chlorauthaceae et Cupuliferae. A. Cl. D.-Re Radde et nonnullis aliis in Sibiria orientali collectae. Acta horti Petropolitani vol. XI, nr. 11. 1891.

*Bericht über die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1891. Mit 4 Tafeln. Frankfurt a. M.

†75. Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft zu Emden pro 1889/90.

†36. und 37. Bericht des Vereins für Naturkunde zu Kassel über die Vereinsjahre 1889 und 1890 erstattet vom Geschäftsführer Dr. K. Ackermann. Nebst 7 Abhandlungen. Kassel 1891.

*Fresenius, R. Analyse des Julianenbrunnens und des Georgenbrunnens im fürstl. Bade Eilsen. Nebst einem Anhange: Analyse des Eilser Badeschlammes von R. Fittig.

*Fresenius, C. R. Chemische Untersuchung der Trink- oder Bergquelle des kgl. Bades Bertrich. Im Auftrage der kgl. Regierung zu Coblenz ausgeführt unter Mitwirkung von E. Hintz. Wiesbaden 1891.

*Lustig, G. Beiträge zur Kenntniß einiger aromatischer Schwefelverbindungen. Göttinger Dissertation. Göttingen 1890.

*Rung, Fr. Beitrag zur Kenntniß des Glyoxalins. Göttinger Dissertation. Göttingen 1890.

*Macheleidt, G. Über α und β-Limonen-Nitrosochlorid und deren Beziehung zum Carvoxim. Göttinger Dissertation. Göttingen 1890.

*Pertz, E. Beitrag zur Kenntniß des Chryseans und über die Substituirbarkeit des Wasserstoffs im Methylen durch Schwefel. Göttinger Dissertation. Göttingen 1891.

*Reinhardt, G. Ein Beitrag zur Kenntniß der Rubeanwasserstoffsäure. Göttinger Dissertation. Göttingen 1890.

*Lange, K. Beitrag zur Kenntniß des Dichlordiphenyläthylens. Göttinger Dissertation. Göttingen 1890.

Programme von Akademien, Schulen etc. Diverses.

†Index scholarum hibernarum in Universitate Litterarum Jenensi 1891/92 habendarum. Insunt Analecta Byzantina Henrici Gelzer. Jenae.

†Vorleſungen an der Univerſität Jena im Winter 1891/92. Jena 1891.

†Verzeichniß der Lehrer, Behörden, Beamten und Studirenden der Univerſität Jena im Sommer-Semeſter 1891. Aufgeſtellt von Louis Walther. Jena 1891.

†Preisarbeiten der Univerſität Jena für 1891.

*Verzeichniß der im Winter-Halbjahre 1891/92 auf der Univerſität Leipzig zu haltenden Vorleſungen. Leipzig.

*Perſonal-Verzeichniß der Univerſität Leipzig für das Sommer-Semeſter 1891. Leipzig.

†Verzeichniß der Vorleſungen, welche an der kgl. Württemb. Univerſität Tübingen im Winterhalbjahre 1891/92 gehalten werden. Tübingen 1891.

†Verzeichniß der Doktoren, welche die philoſophiſche Fakultät der kgl Württemb. Eberhard-Karls-Univerſität in Tübingen 1890/91 ernannt hat. — Beigefügt Schwabe, Dr. L., Geſchichte der Archaeologiſchen Sammlung der Univerſität Tübingen. Tübingen 1891.

*Verzeichniß der Vorleſungen der Großh. Heſſiſch. Ludewigs-Univerſität zu Gießen im Sommerhalbjahre 1891. Gießen 1891.

* — 1891/92. Winter-Semeſter. Gießen 1891.

*Perſonal-Beſtand der Großherz. Heſſiſchen Ludewigs-Univerſität zu Gießen. Winter-Semeſter 1890/91. Gießen 1891.

* — Sommer-Semeſter 1891. Gießen 1891.

*Ankündigung der Vorleſungen, welche im Winterhalbjahre 1891/92 an der Großherz. Badiſchen Univerſität Freiburg i. B. gehalten werden. Freiburg i. B. 1891.

*Verzeichniß der Behörden, Lehrer ꝛc. und Studirenden der Großh. Badiſchen Univerſität Freiburg. Sommer-Semeſter 1891. Freiburg i. B. 1891.

*Index scholarum publice et privatim in Academia Georgia-Augusta per semestre hibernum 1891/92 habendarum. Insunt Caroli Diltheyi conjectanea critica in anthologiam graecam. Gottingae.

*Ordnung der Vorleſungen an der k. k. Deutſchen Carl-Ferdinands-Univerſität zu Prag. Winter-Semeſter 1891/92.

*Perſonalſtand der k. k. Deutſchen Carl-Ferdinands Univerſität in Prag 1890/91.

*Bericht über die Leſe- und Redehalle der deutſchen Studenten in Prag im Jahre 1890. Prag 1891.

*Akademiſche Behörden, Perſonalſtand und Vorleſeordnung an der k. k. Leopold-Franzens-Univerſität zu Innsbruck. Winter-Semeſter 1891/92. Innsbruck 1891.

*Verzeichniß der öffentlichen Vorleſungen an der k. k. Franz-Joſefs-Univerſität zu Czernowitz im Winter-Semeſter 1891/92. Czernowitz.

*Überſicht der akademiſchen Behörden, Profeſſoren ꝛc. an der k. k. Franz-Joſefs-Univerſität zu Czernowitz im Studienjahre 1891/92. Czernowitz.

*Programm der königl. Techniſchen Hochſchule zu Hannover für das Studienjahr 1891/92. Hannover 1891.

*Programm der techniſchen Hochſchule zu Darmſtadt für das Studienjahr 1891/92.

†Annual Report of the board of regents of the Smithsonian Institution showing the operations, expenditures, and condition of the institution to july 1889. Washington 1890.

*17. und 18. Bericht des Muſeums für Völkerkunde in Leipzig 1889 und 1890. Leipzig 1891.

*Programm und Lehrplan der ſtädtiſchen gewerblichen Fortbildungsſchule zu Frankfurt a. M. für das Winterhalbjahr 1891/92.

†Lehrprogramm der Humboldt-Akademie zu Berlin für 1890 und 1891.

*Jahresbericht des Taunus-Clubs Frankfurt a. M. 1890. Frankfurt a. M. 1891.

*Verzeichniß der laufenden periodiſchen Schriften der Freih. Karl v. Rothſchildſchen öffentlichen Bibliothek. (Geſchloſſen am 31. Juli 1891.) Frankfurt a. M.

II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1891 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. ph. G. Popp, Chemiker, hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. P. Kuieß, Lehrer, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. F. Rosenberger, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. O. Rausenberger und als Schriftführer Herrn Dr. H. Dobriner.

Es sprachen in dieser Abteilung am

23. Oktober: Herr Dr. Dobriner über „Geometrische Grundlagen der Flächengleichung";

20. November: Herr Dr. Rosenberger über „Die Orientierung des Menschen im Raume".

Die eingesandten Berichte lauten:

I. Über die Orientierung des Menschen im Raume von Herrn Dr. Ferd. Rosenberger.

Um die Lage eines Weltpunktes inbezug auf unseren Ort im Weltenraume zu bestimmen, geben wir seine senkrechten Entfernungen von drei natürlichen Koordinatenebenen an, nämlich vom Horizont und von zwei durch die Längenachse unseres Körpers gelegten

Vertikalebenen, deren eine von rechts nach links und deren andere von vorn nach hinten läuft. Alle anderen Methoden der Lagenbestimmung führen schließlich auf diese zurück.

Sind dann einmal für beliebig viele oder besser für alle Weltpunkte, die diesen Koordinatenebenen entsprechenden Koordinaten bekannt, so ist damit nicht blos die Lage eines jeden einzelnen von ihnen zu unserem Körper, sondern es sind auch die gegenseitigen Raumbeziehungen der Punkte unter einander gegeben; ja wir können sogar auf keine andere Weise zu einer klaren Erkenntnis des objektiven Raumes, der räumlichen Verhältnisse der uns umgebenden Welt kommen, als dadurch, daß wir in jener Art die Lage aller Weltpunkte zuerst auf unseren eigenen Körper beziehen. Für Punkte der Außenwelt vermögen wir direkt nur ihre Entfernungen von uns nach Größe und Richtung auszumessen; erst aus den Entfernungen zweier Punkte von unserem Standpunkte können wir auch die Entfernungen der Punkte unter sich nach Größe und Richtung berechnen und so das subjektive Element aus unserer objektiven Raumvorstellung eliminieren. Selbst wenn uns einmal die räumlichen Verhältnisse einer Außenwelt vollkommen bestimmt gegeben würden, so könnte doch diese Welt so lange keine reale Existenz für uns erlangen, als nicht ihre Koordinatenebenen zu denen unserer natürlichen Anschauung in ihren Lagenverhältnissen klar erkannt wären. *Nur darauf beruht die Objektivität unserer Raumesanschauung, daß die natürlichen Koordinatenebenen in jedem menschlichen Körper eine entsprechende Lage haben, und daß jeder Mensch in gleicher Weise seine Raumvorstellungen von diesen Ebenen aus konstruiert.*

Die Lage der natürlichen Koordinatenebenen ist durch die *drei Hauptausdehnungen unseres Körpers* gegeben, und die Koordinaten eines Punktes werden parallel zu diesen Dimensionen als Koordinatenachsen abgemessen. Durch die Größe dieser Koordinaten ist aber die Lage eines Punktes noch nicht eindeutig bestimmt; dazu gehört weiter die Angabe ihres *Vorzeichens* oder ihres *Richtungssinnes*, und diese Angabe ist nicht ohne besondere fundamentale Schwierigkeiten. Die

Ausdrücke oben und unten, vorn und hinten, rechts und links, durch welche wir die Richtungen der Koordinaten bezeichnen, beziehen sich auf die Seiten von geraden Linien, die von einem festen Nullpunkte nach entgegengesetzten Richtungen gemessen werden. Abgesehen von ihrer Lage sind aber diese beiden Seiten einer Geraden in nichts von einander verschieden: sie können im absoluten von uns unabhängigen Raume nicht in Worten fixiret und nicht allgemein verständlich bezeichnet werden. Darnach würden auch in unserem natürlichen Koordinatensysteme die Seiten der Achsen nicht unterscheidbar und die Lage der Weltpunkte nicht eindeutig bestimmbar sein, wenn nicht unser Körper auch dazu die sicheren Hülfsmittel böte.

Die Möglichkeit bestimmter räumlicher Vorstellungen, die der realen, uns umgebenden Welt entsprechen, ruht einzig und vollständig auf der räumlichen Beschaffenheit unseres eigenen Körpers, nicht blos insofern als durch die Verschiedenheit seiner Ausdehnungen nach den Hauptrichtungen hin ein System von Koordinatenachsen uns überall und zu jeder Zeit in gleicher Weise zur Verfügung gestellt ist, sondern auch insofern als durch eine verschiedene, unsymmetrische Ausbildung der entgegengesetzten Seiten unseres Körpers die entgegengesetzten Seiten der Koordinatenebenen speziell gekennzeichnet und objektiv, d. h. allen Menschen in gleicher Weise verständlich, charakterisiert werden.

Merkwürdigerweise entspricht unser Körper den hiermit gestellten Anforderungen zwar zum größten Teile, aber doch nicht vollständig. Während nämlich die entgegengesetzten Seiten zweier unserer natürlichen Koordinatenachsen durch die asymmetrische Gestaltung unseres Körpers nach diesen Seiten hin sicher bezeichnet sind, ist inbezug auf die dritte Achse eine entsprechende Differentiierung der beiden Körperhälften gänzlich unterblieben. In der Höhendimension sind durch den Gegensatz von Kopf und Fuß, in der einen Horizontaldimension durch den von Brust und Rücken die entgegengesetzten Hälften der Achsen vollkommen bestimmt; in der zweiten horizontalen Hauptdimension aber zeigt unser Körper

eine ſo vollkommene Symmetrie, daß danach die Hervorhebung einer der entgegengeſetzten Seiten, ihre beſtimmte Bezeichnung in Worten vorerſt unmöglich erſcheint. Die Natur hat hier, wie in manchen anderen Fällen, die vollkommene Sicherung eines Zieles der gleichzeitigen Erreichung eines anderen Zieles geopfert. Sie hat unſerem Körper eine gleiche rechte und linke Hälfte gegeben, ſodaß bei Verſtümmelungen des Körpers die eine für die andere eintreten kann, aber ſie hat dadurch die vollkommene Sicherung unſerer Orientierung im Raume zuerſt aufgelaſſen und ſie einer ſpäteren Entwickelung vorbehalten.

Man könnte hiergegen einwenden, daß die behauptete vollkommene Symmetrie der rechten und der linken Körperhälfte nur für den äußeren Anſchein beſtände, daß aber die linke Seite für unſere Orientierung durch die Lage des Herzens und des Magens genügend charakteriſiert ſei. Doch iſt das leicht als nichtig einzuſehen; denn ſo lange die inneren Organe unſeres Körpers vollſtändig geſund ſind, haben wir kein Gefühl ihrer Exiſtenz, und ſelbſt krankhafte Schmerzen an ihnen werden nur unvollkommen lokaliſiert empfunden. Dementſprechend hat die Menſchheit lange Zeit keine Kenntnis von der Lage jener Organe gehabt, ja manche kennen ſie auch heute noch nicht, und ein Moment der Orientierung kann alſo darin nicht gefunden werden.

Thatſächlich geſchieht auch unſere Orientierung nach rechts und links nicht auf Grund einer urſprünglich verſchiedenen Organiſation, ſondern nur auf Grund einer ſpäteren verſchiedenen Entwickelung unſeres Körpers nach dieſen Richtungen hin. Zu ähnlichem Erfolge, wie wir die eine Seite der Magnetnadel oder die eine Hälfte eines doppelten Turmuhrzeigers mit einem beſonderen äußeren Zeichen verſehen, hat ſich die eine Seite unſeres Körpers verſchieden von der anderen herausgebildet. Dem Bedürfniſſe einer ſicheren Orientierung gemäß iſt dies auch ſeit den älteſten Zeiten in allgemein übereinſtimmender Weiſe ſo geſchehen, daß dieſelbe Seite des Körpers nach und nach bei allen Menſchen ein gewiſſes Vorrecht erlangte, daß ſpeziell der eine Arm und die eine Hand als vorzugsweiſe geſchickte Arbeitsinſtrumente entwickelt und daß dadurch die entſprechende Seite des Körpers als die poſitive oder

die rechte charakteriſiert und ſo von der anderen Seite als der erſt durch den Gegenſatz zu erſterer beſtimmten negativen oder linken unterſchieden wurde.

Es iſt ein wohl zu beachtendes Ergebnis unſerer bisherigen Unterſuchungen, daß wir erkennen, wie die ungleiche Ausbildung unſerer ſeitlichen Körperhälften eine notwendige Bedingung unſerer vollen Orientierungsfähigkeit im Raume iſt. Damit aber können dieſe Unterſuchungen jedenfalls nicht abſchließen; denn gerade von dem erreichten Punkte aus erhebt ſich in aller Schärfe die wunderbare, zu allen Zeiten mit eben ſo viel Eifer als Erfolgloſigkeit behandelte Rätſelfrage, wo denn die Urſache dafür zu ſuchen ſei, daß überall in größtmöglicher Übereinſtimmung die ganze Menſchheit gerade die rechte und nicht die linke Seite als Hauptſeite des Körpers entwickelt habe. Das Bedürfnis der Orientierung fordert nur die Hervorhebung einer beliebigen Körperſeite; kein Geſetz, keine Androhung von Strafe erzwingt die vorzugsweiſe Ausbildung der rechten Seite, und doch hat in der ſo veränderungsſüchtigen und widerſpruchsvollen Menſchheit noch niemals eine größere Gemeinſchaft, eine Familie oder ein Stamm oder gar ein ganzes Volk die naheliegende Idee gehabt, durch einen vorzugsweiſen Gebrauch der linken Hand vor allen anderen ſich auszuzeichnen. Welches iſt der Grund für dieſe in der Geſchichte der Menſchheit ſo einzig daſtehende Erſcheinung?

An ſpeziellen Erklärungsverſuchen, die aber zu ihrem Nachteile alle von dem Probleme der Orientierung und damit von jedem Einfluſſe der Außenwelt auf den menſchlichen Körper abſehen, hat es nicht gefehlt.

Unſere Bewegungen werden, an letzter Stelle wenigſtens, wohl alle vom Gehirn aus geleitet, und dem entſprechend beſteht das Gehirn aus zwei ſymmetriſch gleichen Hälften, deren jede eine Seite unſeres Körpers regiert. Da aber die Einheit des Bewußtſeins, ſo ſagen die Einen, eine vollkommene Zentraliſierung vor allem des Gehirns erfordert, ſo muß der innerſten Organiſation nach die eine Hälfte von der anderen verſchieden und die eine gewiſſermaßen der anderen vorgeſetzt ſein. Natürlich iſt dieſe

vornehmere, dem Bewußtſein zunächſt unterſtehende Gehirnhälfte diejenige, welche der rechten Körperſeite entſpricht, und das Hervortreten der letzteren wird durch dieſe Verbindung erklärt. Dieſe Anſicht iſt aber doch nichts weiter als eine ad hoc zurecht gemachte, unverifizierbare Hypotheſe, gegen welche die faktiſch gleiche Entwickelungsfähigkeit der beiden Körperhälften entſcheidend ſpricht und die ſchließlich das Rätſel ſelbſt im günſtigſten Falle nicht löſen, ſondern nur weiter zurück verlegen würde. Zwar hat man ſich in der That bemüht das angenommene Vorwiegen der einen Gehirnhälfte inſofern weiter zu begründen, als man behauptete, daß der Weg des Blutes vom Herzen zu den beiden Gehirnhälften ein verſchiedener und verſchieden weiter ſei. Aber ſelbſt wenn wir dieſen Umſtand und ſeinen Einfluß auf die Ernährung und Ausbildung der Hirnhemiſphären zugeben wollten, ſo würden dieſe Hypotheſen doch daran ſcheitern, daß dieſe Verſchiedenheit der Hirnhälften erſt in zweiter Linie auf Arme und Beine und in erſter Linie auf die Sinnesorgane und die Muskeln des Geſichts wirken müßte, wovon nichts zu merken iſt. Sollte eine einſeitige Ausbildung des Gehirns den Erklärungsgrund für das Vorrecht der rechten Hand abgeben, ſo müßte vorerſt ſpeziell nachgewieſen werden, wie dieſe Ausbildung nur auf die Extremitäten und nicht auf die ganzen entſprechenden Körperhälften wirkſam werden könnte. Auch ſpricht die vollkommen ſymmetriſche Bewegung der ſeitlichen Extremitäten bei den höheren Wirbeltieren entſchieden gegen eine ſolche Erklärungsweiſe.

Eine andere Hypotheſe verſucht das Prinzipat der rechten Hand zwar nicht aus der urſprünglichen Organiſation, aber doch aus ihrer Entwickelung noch vor der Geburt zu erklären. Das Kind bewegt ſich ſchon im Mutterleibe; iſt nun dabei die Lage des kleinen Körpers ſo beſchaffen, daß die Bewegungen des rechten Armes freier geſchehen können als die des linken, ſo iſt damit die Urſache der vorzüglicheren Ausbildung des erſteren gegeben. Dieſe Annahme hat außer den Fehlern der vorigen noch die neue Schwäche, daß aus ihr ſchon eine Vorliebe des Neugeborenen für den Gebrauch des rechten Armes folgen würde, wovon in Wirklichkeit nichts zu merken iſt.

Schlechter noch freilich ist die Theorie, nach der das Prinzipat der rechten Hand durch die Kindermädchen verursacht sein soll, die gewohnheitsmäßig die Kinder auf dem rechten Arme tragen und ihnen so nur den rechten Arm zur Bewegung frei lassen. Diese Theorie entspringt augenscheinlich nur einer Verwechslung von Ursache und Wirkung, und sie ist in dieser Beziehung ziemlich identisch und jedenfalls völlig gleichwertig mit der andern vielverbreiteten Meinung, daß die rechte Hand nur darum vorzugsweise zur Arbeit gebraucht wird, weil sie eben die rechte ist.

Wie die angedeuteten sind alle Versuche aus der Organisation des menschlichen Körpers allein, ohne Rücksicht auf reelle und mögliche Bewegungen außerhalb desselben, das Vorrecht der rechten Hand zu erklären, entschieden mißglückt. Man ist darum fast allgemein zu der Überzeugung gekommen, daß es eine gesetzmäßig wirkende, natürliche Ursache dieser Erscheinung überhaupt nicht gäbe und daß diese, nur der menschlichen Willkür oder dem Zufall zuzuschreiben sei.

Die Willkür indessen, welche ohne zwingende Gründe die rechte Hand zur Haupthand bestimmte, könnte nicht die eines einzelnen Menschen, sondern nur die einer einzigen übermächtigen Autorität sein, denn anders wäre die Übereinstimmung nicht zu erklären. Erstens ist aber eine solche Autorität unter den Menschen für keine Zeit zu denken, und zweitens ist auch nicht anzunehmen, daß die Wirkungen einer solchen Autorität, auch wenn sie einmal existiert haben sollte, über alle Zeiträume hinaus ohne Auffrischung hätten fortdauern können.

Eben so wenig wie der Willkür kann augenscheinlich dem Zufall das Prinzipat zugeschrieben werden. Gerade gegen den Zufall spricht die erwähnte fast ausnahmslose Allgemeinheit des Vorzugs der rechten Hand am stärksten. Von Zufall kann man doch nur reden, wo ohne jedes angebbare Gesetz die Würfel ebenso nach der einen wie nach der anderen Seite fallen. Wo ein festes Gesetz offenbar sich ausprägt, da müssen wir auch auf eine gemeinsame Ursache für alle unter dieses Gesetz fallenden Wirkungen schließen. Wäre es wirklich der Zufall, der von Anbeginn unserer Kultur

bis dahin, wo die Gewohnheit seine Stelle ersetzen konnte, der freien Wahl zwischen den beiden Händen immer wieder die rechte Hand als Arbeitshand unterschob, so könnte man nicht anders als der Meinung Galianis sich anschließen, daß die Natur mit falschen Würfeln spiele, die scheinbar zufällig immer nach derselben Seite fallen müßten, oder daß hinter dem Zufall ein Taschenspieler versteckt sei, der, für uns unerkennbar, die fallenden Würfel immer wieder nach derselben Seite lenke.

So wird auch der vielbeliebte Helfer, der Zufall, in dieser Angelegenheit ohnmächtig, und der allgemeine, nie im Ernste angefochtene Gebrauch der rechten Hand zwingt uns doch eine stetig wirkende, natürliche Ursache anzunehmen, die diesen vorzugsweisen Gebrauch nicht blos zuerst hervorgerufen hat, sondern auch noch fortdauernd reguliert. Diese Ursache kann eine unschätzbar kleine, in ihrer Wirksamkeit kaum zu fühlende und darum direkt nicht zu beobachtende sein. Da die rechte und linke Seite zur weiteren Entwicklung gleichmäßig geschickt sind, und das Bedürfnis einer asymmetrischen Entwickelung unleugbar vorhanden ist, so muß das geringste Übergewicht, welches auf die eine Seite der im Gleichgewicht befindlichen Wage fällt, für diese Seite entscheiden, und das immer fortgesetzte Einwirken dieses Übergewichtes muß das Vorwiegen der einen Seite immer mehr befestigen.

Dieses kleine Übergewicht müssen wir nun, weil wir es in der ursprünglichen Organisation unseres Körpers nicht aufzufinden vermochten, in den Wechselbeziehungen zwischen diesem und der Außenwelt aufsuchen, und da Wechselbeziehungen zwischen Körpern überhaupt nur aus ihren Bewegungen erkannt werden, so kann die Ursache für das Prinzipat der rechten Hand nur aus den in der Welt vorhandenen Bewegungen und aus ihren Verhältnissen zu den unserem Körper möglichen Bewegungen entdeckt werden.

In geistreicher Weise hat Carlyle Bewegungen unseres Körpers auf dessen Organisation unseres Körpers bezogen, indem er in seinem Tagebuche am 18. Juni 1871 über das Prinzipat der rechten Hand schreibt: „Die Sache hat wahrscheinlich in

Kämpfen ihren Urſprung, da es äußerſt wichtig war und iſt, das Herz und die umliegenden Teile zu ſchützen, und der Schild daher in der linken Hand getragen wurde.“ Doch laſſen ſich auch gegen dieſe Erklärung ſoviel Gründe geltend machen, daß ſie ihre Bedeutung faſt gänzlich verliert: erſtens, daß die angegebene Urſache nur ſo lange wirkte, als man den Schild als Hauptſchutz im Kampfe gebrauchte, und daß vielen Schildträgern vielleicht die Lage des Herzens gar nicht bekannt war; zweitens, daß außer dem Herzen auch Lunge, Magen und Eingeweide gedeckt werden mußten und daß der dazu genügend große Schirm auch wohl von der Rechten aus gebraucht werden konnte; endlich, daß der Schild nur von einer geringen Anzahl von Männern getragen wurde, Sklaven aber und vor allem Frauen gar nicht von ihm beeinflußt werden konnten. Danach wird man ſich kaum für eine Annahme entſcheiden, die den linken Arm als den verkannten Diener ſchildert, der, nur um den Körper in ſeinen edelſten Teilen zu ſchützen, dem rechten Arme den Schein beſter und ruhmvollſter Wirkſamkeit für alle Zeiten überlaſſen hat.

Kehren wir darum zur Betrachtung der Bewegungen in bezug auf ihre Verhältniſſe zu den beiden Seiten unſeres Körpers zurück. Alle möglichen Bewegungen ſind entweder translatoriſche oder rotatoriſche. Die erſteren ſind für unſer Problem, die Unterſcheidung für rechts und links nicht zu gebrauchen, denn ſo viele Beiſpiele uns auch die Natur für die Bewegung von oben nach unten und umgekehrt bietet, ſo wenig Bewegungen ſind in der Natur zu finden, die eine beſtimmte horizontale Richtung inne hielten. Momente für unſere Orientierung können alſo nur in den Rotationsbewegungen geſucht werden.

Die Drehungen der Körper um eine gerade Linie haben das Eigentümliche, daß ſie, wenn auch die Achſe der Drehung faſt beſtimmt iſt, gerade wie die Bewegungen in einer geraden Linie, doch noch immer nach zwei Richtungen erfolgen können, die einander entgegengeſetzt ſind. Dieſe Drehungen im entgegengeſetzten Sinne laſſen ſich ebenſowenig wie entgegengeſetzte geradlinige Bewegungen begreiflich definieren und haben ebenfalls keine anderen

unterſcheidenden Merkmale als den Gegenſatz ihrer Richtungen. Wie die Richtung einer geradlinigen Bewegung können wir ſchließlich auch den Sinn einer Drehung nicht anders beſtimmen, als daß wir unſern Körper in eine feſte Lage zur Achſe dieſer Drehung gebracht denken. Ohne Ausnahme geſchieht dies ſo, daß man ſich die Rotationsachſe mit der Höhenachſe unſres Körpers zuſammenfallend vorſtellt und danach feſtſtellt, ob die Drehung von der Rechten zur Linken oder umgekehrt vor ſich geht. Ihren zureichenden Grund findet dieſe Thatſache darin, daß die Drehung um die Höhenachſe allein unſerem Körper natürlich und ungezwungen ausführbar iſt. Dabei iſt aber der Sinn der Drehung immer noch unbeſtimmt und kann beliebig gedeutet werden, denn er kehrt ſich allemal um, wenn wir die Lage unſeres Körpers in der Drehachſe ſo ändern, daß Kopf und Füße ihre Stellen vertauſchen. Erſt dadurch, daß die eine Seite der Achſe als die poſitive beſtimmt wird, nach der der Kopf natürlich ſich hinwendet, erhält auch die Drehung um dieſe Achſe einen eindeutigen beſtimmten Sinn. So zeigt ſich, daß die Beſtimmung der entgegengeſetzten Seiten einer Geraden mit der der entgegengeſetzten Drehungen um dieſe nicht blos bedeutende Ähnlichkeit hat, ſondern daß beide ſogar in einem direkten Zuſammenhange ſtehen.

Sehen wir aber von einer allgemeineren Unterſuchung dieſes Zuſammenhanges ab, ſo muß uns doch direkt die merkwürdige Übereinſtimmung in der Bezeichnung der Drehungen als rechts oder links herum mit der Benennung unſerer Körperſeiten als der rechten und linken noch weiter beſchäftigen. Im allgemeinen führt man ohne Zaudern und Säumen die Definitionen der im entgegengeſetzten Sinne erfolgenden Drehungen auf die Unterſcheidung von rechts und links zurück und meint in den letzteren genügenden Grund für die erſteren zu haben. Für uns aber, nachdem wir feſtgeſtellt haben, daß zur Unterſcheidung von rechts und links in unſerm Körper kein natürliches Moment aufzufinden iſt, liegt es nahe, einmal die Sache umzukehren und zu unterſuchen, ob nicht der entgegengeſetzte Sinn der Drehungen urſprünglich und die

Unterſcheidung von rechts und links erſt daraus abzuleiten ſei. Unmöglich kann die Sache nicht ſein, denn man führt ja ſchon immer in der Theorie der Kräftepaare die Beſtimmung der poſitiven Seite oder der Richtung der Achſe auf die Beſtimmung des Drehungsſinnes des Paares zurück.

In der That drängt ſich zur unmittelbaren Feſtſetzung eines beſtimmten Drehungsſinnes eine natürliche Rotationsbewegung von ſelbſt auf, d. i. die Drehung, welche der Himmel und mit ihm Sonne, Mond und alle Sterne uns täglich und nächtlich mit immer neuem Glanze vordemonſtrieren und ſeit Ewigkeit der Menſchheit vordemonſtrirt haben. Dieſe Drehungsrichtung hat ſich denn auch ſeit Jahrtauſenden dem Menſchen ſo eingeprägt, daß er ohne das geringſte Gefühl der Unfreiheit dieſen Drehungsſinn als normalen für ſich annimmt und ohne beſondere Urſache nicht davon abweicht.

Der Sonne mußte auf ihrem Wege zuerſt der Schattenzeiger der Sonnenuhr folgen, von dieſem haben die Zeiger aller anderen Uhren dieſelbe Drehungsrichtung angenommen, und die Zeiger der mit Zifferblättern verſehenen anderen Inſtrumente, wie Gasuhren, Waſſermeſſer, Manometer, Barometer u. ſ. w. fügen ſich ohne Ausnahme demſelben Gange. Unbewußt und darum ohne Widerſpruch dreht der Menſch alle Kurbeln, alle Räder, den Schleifſtein, die Winde, das Spinnrad ꝛc. nach rechts und ſelbſt das Zeichnen von geſchloſſenen krummlinigen Figuren geſchieht in der Regel nach dieſer Richtung. Wir erwarten, daß alle Schlöſſer, wie alle Hähne nach rechts ſich ſchließen, nach links ſich öffnen, daß die Schrauben nach rechts ſich einbohren, nach links ſich auswinden[1]). Beim Spiel wie bei der Arbeit iſt die Drehung nach rechts die normale. Spielkarten werden rechts herum gegeben, bei Geſellſchaftsſpielen geht die Reihe rechts herum, in den Rundtänzen wird die doppelte Drehung zuerſt rechts herum ausgeführt, die doppelte Drehung links herum

[1]) Ausnahmen, bewußt und unbewußt bewirkte, ſind natürlich hier noch leichter und allgemeiner möglich als beim Vorrecht der rechten Hand ſelbſt; doch zeigt eine geringe Lebensdauer deutlich für ihre Unnatur.

bildet eine mehr oder weniger mühſam zu erlernende Ausnahme, in der Rennbahn gilt die Richtung nach rechts als die poſitive und das Karouſſel fährt nie links herum; ſelbſt die Kinder, denen die Unterſcheidung von rechts und links vielleicht noch ſchwer fällt, ſchlagen doch bei ihren Ringelreihen und Reigen ſicher die Richtung nach rechts herum ein. Der Menſch hat ein ſicheres natürliches Gefühl für die Drehung im Sinne der Himmelsbewegung, das dem Gefühl für oben und unten oder vorn und hinten nicht viel nachſteht und das Gefühl für rechts und links im Anfange wenigſtens entſchieden übertrifft. Ohne jede Rückſicht auf die Unterſcheidung einer rechten und linken Körperſeite, ja ſelbſt wenn dieſe Unterſcheidung überhaupt noch nicht gemacht wäre, könnten wir doch dieſe uns normale Drehungsrichtung als die rechte oder, wie die Aſtronomen ſagen, als die rechtläufige bezeichnen.

Danach ſcheint die Löſung unſres Rätſels ſehr nahe zu liegen. Wenn einmal die Drehung des Himmelsgewölbes als die normale oder rechtläufige erkannt iſt, ſo darf man wohl annehmen, daß auch die Körperſeite, nach der dieſe Drehung gerichtet iſt, als die Hauptſeite anerkannt und vorzugsweiſe ausgebildet wird. Doch zeigt ſich dieſe Begründung als wenig ſicher und nicht widerſpruchsfrei; denn ebenſogut wie die rechte, nach der die Bewegung hingeht, dürfte man die linke Seite, von der die Bewegung ausgeht, als Hauptſeite empfehlen. Auch eine in folgender Weiſe mögliche Verſtärkung der Theorie hilft nicht genug. Zur Orientierung im Raume wird ſich der Menſch vor allem der aufgehenden Sonne zuwenden; der Name Orientierung ſelbſt erinnert daran und manche religiöſe Gebräuche deuten darauf hin. Von dieſer Stellung aus liegt es am nächſten, bei der Orientierung der aufſteigenden und kulminierenden Sonne zu folgen, und da dieſe durch die rechte Hand angezeigt wird, ſo erſcheint die vorzugsweiſe Ausbildung dieſer als der Haupthand von Natur aus angezeigt.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß die Orientierung jetzt, wo die rechte Hand als Haupthand einmal beſtimmt iſt, in dieſer Weiſe erfolgen kann, daß auch ähnliche Motive zur Feſtſetzung des Prinzipats der rechten Hand wohl beigetragen haben können; einen

allein genügenden Erklärungsgrund für dieſes vermag aber die Theorie trotzdem nicht zu bieten. Erſtens darum nicht, weil in dieſer Theorie alles willkürlich iſt, die Stellung nach Oſten ſowohl wie der Hinweis auf die kulminierende Sonne; zweitens und vor allem auch darum nicht, weil die ganze Theorie auf der Annahme eines bewußten Bedürfniſſes der Orientierung beruht und das Vorrecht der rechten Hand als Ergebnis einer bewußten Aktion darſtellt. Wäre aber das letztere wirklich der Fall, ſo würde damit auch der freie Wille eines jeden einzelnen Menſchen für die ganze Handlungsweiſe maßgebend werden, und die abſolute Übereinſtimmung im vorzugsweiſen Gebrauche der rechten Hand durch das ganze Menſchengeſchlecht behielte die alte Rätſelhaftigkeit. Dieſe abſolute Übereinſtimmung kann nicht aus einem Akt des menſchlichen Bewußtſeins, ſondern nur aus einer Natururſache abgeleitet werden, die ſtetig und unbewußt und darum auf alle Menſchen in gleicher Weiſe einwirkt.

Danach bleibt uns nichts anderes übrig als zu unterſuchen, ob nicht zwiſchen der uns natürlichen Drehung im Sinne der Drehung des Himmelsgewölbes und den natürlichen Bewegungen unſerer Arme ein natürlicher Zuſammenhang ſo beſteht, daß dieſe Drehung dem einen Arme näher liegt als dem andern und von dem erſten bequemer ausgeführt wird, als von dem zweiten.

In der That läßt ſich eine ſolche Verſchiedenheit in dem Verhalten der beiden Arme wohl konſtatieren. Die erſte Bewegung des Menſchen, die erſte des Kindes iſt die der Abwehr, die Bewegung der Arme nach vorn. Denken wir uns aber die beiden Arme nach vorn gehoben, ſo wird die nächſtfolgende und nächſtliegende, ja ohne Zuſammenſtöße einzig mögliche Bewegung die der beiden Arme nach außen ſein, und ſetzen wir die ſomit begonnene Bewegung in dem angefangenen Sinne fort, ſo wird ſich unſer rechter Arm rechtläufig, der linke dagegen in dem entgegengeſetzten Sinne drehen. Beide Arme bewegen ſich von Natur aus entweder gleichzeitig nach vorn oder gleichzeitig nach hinten, entgegengeſetzte Bewegungen der Arme erfordern beſondere Übung. Die Bewegung nach vorn iſt für beide Arme die freiere, die nach rückwärts iſt

nur in beſchränkter Weiſe möglich. Iſt alſo die Richtung einer Rotationsbewegung der Arme nicht durch einen beſondern Zwang beſtimmt, ſo beginnt die Bewegung der beiden nach der vorderen Seite, und damit iſt für beide Arme der entgegengeſetzte, oben beſtimmte Sinn der Rotationen vorgeſchrieben. In der That beginnt der Turner ſeine Übungen beim Drehſchwingen der Arme wie der Beine ſtets in dem beſchriebenen Sinne, der Schwimmer führt ſeine Kreiſe mit den Armen nnr in den angedeuteten Richtungen aus; weitere Beiſpiele werden ſich ohne Mühe finden laſſen.

Dieſe natürliche Drehungsrichtung behalten die Arme auch bei, wenn ſie ſich geſondert bewegen; ceteris paribus ſchwingt der rechte Arm rechts herum, der linke Arm links herum. Ein merkwürdiges Beiſpiel für den unbewußten natürlichen Gegenſatz der Drehungen bietet ein Unglücksfall, der ſich am 22. September d. J. in der elektriſchen Ausſtellung hier zutrug. Als dort gegen zehn Uhr Abends die elektriſche Grubenbahn aus dem Bergwerke fuhr, blieb der Führer des Zuges, gerade als er vermittelſt der Kurbel die Stromleitung ausſchalten wollte, mit dem Rockärmel an der Kurbel hängen. Der Verſuch mit der linken Hand das Bremsgeſchäft vorzunehmen mißglückte dadurch, daß der Führer die Kurbel in entgegengeſetzter Richtung drehte.[2]) Der Zug fuhr danach mit großer Gewalt gegen eine Iſolatorenſtange und warf einen Aufſeher ſo kräftig zur Seite, daß dieſer bald darauf verſtarb. Eine ſolche Verwechſelung des Drehungsſinnes bei ſchneller Erſetzung der rechten Hand durch die linke iſt aber keine ſeltene Ausnahme, ſondern die meiſt befolgte Regel, die jeder leicht an ſich ſelbſt erprobt, wenn er einmal, ohne weiter zu überlegen, Schrauben und Hähne mit der linken Hand an Stelle der rechten öffnen oder ſchließen will.

Auch experimentell läßt ſich ſicher nachweiſen, daß der rechten Hand die Drehung rechts herum und der linken Hand die entgegengeſetzte Drehung natürlich iſt. Stellen wir uns mit der Kreide in der Hand vor eine Wandtafel, möglichſt ſymmetriſch

---

[2]) Nach dem Berichte des Frankfurter General-Anzeigers von dem betreffenden Tage.

inbezug auf rechts und links, und zeichnen wir aus freier Hand, ohne dabei an unsere jetzigen Untersuchungen zu denken, beliebige Kreise erst mit der einen und dann mit der andern Hand in ziemlicher Schnelligkeit an die Tafel, so werden wir unter zehn Fällen mindestens neun mal die Kreise mit der rechten Hand rechts und mit der linken Hand links herum ziehen. Der Gebrauch eines Zirkels wird das Resultat nicht ändern, und das Zeichnen auf Papier wird dasselbe Ergebnis liefern.

Um Mittelwerte zu erhalten, aus denen alle zufälligen und subjektiven Unregelmäßigkeiten eliminiert sind, habe ich die Zeichnungen klassenweise von Schülern vornehmen lassen, ohne natürlich diese vorher über deren Zweck aufzuklären. Nebenbei bemerkt, die Versuche sind nicht so leicht zu exakten Resultaten zu bringen, als wohl wünschenswert wäre. Man muß sehr darauf sehen, daß sich der Zeichnende symmetrisch zur Tafelebene stellt, sonst gibt die größere Freiheit der Bewegung nach der einen Seite für diese den Ausschlag. Ferner übt bei den vielen Zeichnern, denen man die Bewegungen der Vorhergehenden nicht verdecken kann, der Nachahmungstrieb oder im Gegenteil der Widerspruchsgeist einen störenden Einfluß aus, und auch sonst trübt die Freiheit des Bewußtseins in mannigfaltiger Weise die notwendige Wirkung der Naturursache. Doch kehrte bei den folgenden Versuchen auch nach abweichenden Drehungsrichtungen deren natürlicher Sinn immer bald wieder zurück.

I. 1) Aus freier Hand zeichneten die Kreise

mit der rechten Hand { 27 Schüler rechts herum
                     { 6 „ links „

mit der linken Hand { 26 „ links „
                    { 6 „ rechts „

2) Mit dem Zirkel zeichneten die Kreise

mit der rechten Hand { 18 Schüler rechts herum
                     { 0 „ links „

mit der linken Hand { 12 „ links „
                    { 3 „ rechts[3]) „

[3]) Diese drei Schüler begannen die Reihe und behielten wohl nur die Richtungen der vorhergehenden Zeichnungen bei.

*

II. 1) Aus freier Hand zeichneten die Kreise

mit der rechten Hand { 18 Schüler rechts herum
1 „ links „

mit der linken Hand { 18 „ links „
0 „ rechts „

2) Mit dem Zirkel zeichneten die Kreise

mit der rechten Hand { 19 Schüler rechts herum
0 „ links „

mit der linken Hand { 13 „ links „
6 „ rechts „[4])

III. Aus freier Hand zeichneten die Kreise

mit der rechten Hand { 18 Schüler rechts „
3 „ links „

mit der linken Hand { 19 „ links „
2 „ rechts „

Rechts- und Linkshänder verhielten sich bei diesem Zeichnen ganz gleich.

Ähnliche günstige Resultate ergab das Zeichnen von Ellipsen besonders dann, wenn diese stark in die Breite gezogen waren; etwas weniger entsprechend das Zeichnen von Spiralen, wohl darum, weil mit der wachsenden Schwierigkeit der Konstruktion der Nachahmungstrieb stärkeren Einfluß erlangte. Überhaupt können die Versuche in sehr mannigfaltiger Weise variiert werden, ohne daß der Erfolg sich ändert. Mädchen, die ich das Springseil bald mit der rechten, bald mit der linken Hand drehen ließ, bewegten es fast ohne Ausnahme in dem den obigen Versuchen entsprechenden Sinne und gaben wohl als Grund ausdrücklich an, daß es so am bequemsten sei.

Stellen wir jetzt die erhaltenen Resultate über das Verhältnis des menschlichen Körpers zu den natürlichen Rotationen noch einmal zusammen, so muß die Lösung unsrer Rätselfrage sich ergeben. Der Mensch wird durch die Beobachtung der täglichen Bewegung von Sonne, Mond und Sternen so an die rechtläufige

---

[4]) Dieser Drehungssinn wurde augenscheinlich aus Opposition gegen die nun schon erkannte Regelmäßigkeit angenommen.

Drehung gewöhnt, daß er bei allen ihm nötigen Rotationen des ganzen Körpers wie auch der einzelnen Glieder dieſe Richtung von ſelbſt einſchlägt, falls nicht die entgegengeſetzte Richtung ihm auf irgend eine Weiſe ausdrücklich beſtimmt iſt. Dieſe Richtung der Drehung iſt den beiderſeitigen Extremitäten nicht in gleicher Weiſe bequem, vielmehr wird dieſe Rotation nur mit dem rechten Arme in natürlicher Leichtigkeit ausgeführt, während dem linken Arme die Drehung nach links bequemer und darum auch natürlicher iſt. Wo alſo immer dem Menſchen im Laufe ſeiner Entwickelung Rotationsbewegungen der Arme oder der Hände nötig wurden, deren Richtung zuerſt wohl ausnahmslos willkürlich war, da mußte er naturgemäßer Weiſe der Richtung der Sonne folgen und die Drehung, deren Sinn ſonſt gänzlich unbeſtimmt blieb, im rechtläufigen Sinne ausführen. Für dieſe Drehung zeigten ſich bald der rechte Arm und die rechte Hand als beſſer geeignet, ſie wurden darum in ſolchen Fällen vorzugsweiſe gebraucht, und ſelbſt wenn einmal zufälligerweiſe die linksſeitigen Glieder dabei in Anwendung gekommen waren, kehrte man, der fühlbaren Bequemlichkeit wegen, wohl bald zum Gebrauche der rechtsſeitigen Glieder zurück.

Auf dieſe Weiſe kam nach und nach, obgleich die beiden Seiten unſeres Körpers urſprünglich ganz ſymmetriſch geſtaltet waren, der rechte Arm zu viel häufigerer Anwendung als der linke, denn für den erſteren ſprach die bequemere Drehungsfähigkeit in der gewohnten Richtung, während dem letzteren kein natürliches Moment des Vorzugs zukam. Durch die häufigere Anwendung aber erlangte der rechte Arm eine größere Übung und damit eine größere Geſchicklichkeit. Dieſe letztere wurde dann wieder ein neues Vorzugsmoment für die weitere Anwendung dieſes Armes und ſo konnte es nicht ausbleiben, daß ſich häufigere Anwendung und wachſende Geſchicklichkeit zu immer höheren Graden ſteigerten.

In ſolcher Art müßte ſich auch noch heute, wenn es noch nicht vorhanden wäre, ein Prinzipat der rechten Hand entwickeln, und in ſolcher Weiſe können wir deſſen allmähliche Bildung von den Anfängen der Kultur an begreifen.

Die hiermit vollendete Theorie weiß allerdings für das Prinzipat der rechten Hand nur eine unſcheinbare, zuerſt ſehr

ſchwach wirkende Urſache anzugeben und ſteht hiermit anderen, früher erwähnten Hypotheſen unzweifelhaft nach. Doch ſprechen zwei Umſtände ſehr ſtark zu ihren Gunſten. Erſtens die Thatſache, daß die vollſtändige, ſichere Orientierung unſeres Körpers im Raume ſeine aſymmetriſche Ausbildung gebieteriſch fordert, und daß danach zu einer ſolchen Ausbildung bei der urſprünglich gleichen ſeitlichen Organiſation des Körpers die kleinſte Urſache genügenden Anlaß geben muß. Zweitens hat dieſe Theorie den beſonderen Vorzug, daß ſie für das Prinzipat der rechten Hand eine Urſache angiebt, die vom Bewußtſein und ſeiner Willkür nicht abhängig auf alle Menſchen in gleicher Weiſe, die nicht nur in beſtimmten Momenten, ſondern gleichmäßig zu allen Zeiten und die endlich mit fortſchreitender Kultur in immer verſtärkter Größe wirkt. Daß die angegebene Urſache fähig iſt, zur Entwickelung eines Prinzipats der rechten Hand beizutragen, daran kann nach dem obigen kein Zweifel ſein; daß ſie aber auch genügend iſt, dieſes Prinzipat aus ſich allein zu erklären, daran darf man wohl ſo lange feſthalten, bis eine andere Urſache gefunden iſt, die allen notwendigen Anforderungen in gleicher oder noch beſſerer Weiſe entſpricht.

Doch darf ich einen Umſtand nicht unerwähnt laſſen, der zuerſt ein ſehr ungünſtiges Licht auf unſere Theorie zu werfen ſcheint, der aber vielleicht zu einer ſtarken Stütze für ſie werden kann. Wir haben ſchon früher bemerkt, daß keiner Drehung an ſich ein beſonderer Drehungsſinn zugeſchrieben, daß im abſoluten Raume eine Rotation weder recht- noch rückläufig genannt werden kann, und daß alle Drehungen erſt dann einen beſtimmten Sinn erhalten, wenn wir ſie in beſtimmter Weiſe zu unſerm Körper in Beziehung ſetzen. Um die Drehung des Himmelsgewölbes dem Sinne nach zu beurteilen, denken wir uns demgemäß mit unſerm Körper in die Drehungsachſe ſelbſt verlegt. Dies wird da, wo wir den Nordpol des Himmels über unſerem Horizonte ſehen, alſo auf der ganzen nördlichen Halbkugel der Erde ſo geſchehen, daß wir mit dem Kopfe nach oben, alſo nach Norden, mit den Füßen nach Süden gerichtet ſind, und dann eben erſcheint die Drehung des Himmelsgewölbes

in dem Sinne, den wir als rechtläufig oder als rechts herum bezeichnet haben. Auf der *südlichen* Halbkugel der Erde, wo der Südpol des Himmels über dem Horizonte, also nach oben liegt, wird die gedachte Lage des Körpers zur Erdachse die entgegengesetzte, nämlich der Kopf wird nach Süden und die Füße werden nach Norden gerichtet sein, und danach wird uns die Drehung des Himmelsgewölbes im entgegengesetzten Sinne als von rechts nach links gehend erscheinen. Am *Äquator*, wo beide Pole in gleicher Lage im Horizonte erscheinen, wird die Auffassung der Himmelsbewegung als links oder rechts herum gänzlich willkürlich sein. Diese Überlegung führt aber, nachdem wir das Prinzipat der rechten Hand von dem Drehungssinne des Himmelsgewölbes abhängig gemacht haben, zu dem überraschenden und anfangs wenigstens verblüffenden Resultate, daß entsprechend den Rechtshändern auf der nördlichen Halbkugel die Bewohner der südlichen zu Linkshändern sich entwickelt haben müßten, und daß unsere Mitbrüder am Aequator der Erde nicht wissen dürften, welcher Hand sie als Haupthand ein Vorzugsrecht einräumen sollten.

Gegen diese etwas paradox ausgesprochenen Einwände sind jedoch folgende durch die Gestaltung der Erdoberfläche und dadurch die Kulturentwickelung der Menschheit vollkommen berechtigte Gegenbedenken und Richtigkeitsbeschwerden zu erheben.

Erstens wird das Vorrecht der rechten Hand nicht eigentlich bedingt durch die Drehung des Himmelsgewölbes selbst, sondern nur durch das Gefühl, die Anschauung, welche wir von dem Sinne dieser Drehung haben, und die *Intensität* dieses Gefühls wird dabei eine bedeutende Rolle spielen. Diese Intensität aber wird um so größer, das Gefühl für den Gegensatz der Drehungen wird um so stärker sein, je mehr unsere Stellung sich an und für sich der Richtung der Himmelsachse annähert, je weniger es der Phantasie bedarf, um uns in diese Stellung versetzt zu denken; d. h. der leise differenziierende Zug, welchen die Drehung des Himmelsgewölbes auf den Gebrauch unserer Hände nach der einen oder der anderen Seite ausübt, wird am meisten in der Nähe der Pole und wenig oder gar nicht in der Nähe des Äquators empfunden. Die Vorherrschaft einer der beiden Hände konnte sich

darum am erſten in den kalten Zonen, ſodann in der gemäßigten und wenig oder gar nicht in den heißen Zonen entwickeln Nun liegt auf der ganzen Südhälfte der Erde bewohntes Land nicht in der Polarzone und in der gemäßigten liegen nur ſehr geringe Strecken, während auf der nördlichen Hemiſphäre der größte Teil des bewohnten Landes in der gemäßigten und danach in der Polarzone konzentriert iſt. Daraus iſt ſchon zu ſchließen, daß auf der Nordhälfte der Erde das Vorrecht der rechten Hand ſich viel ſchneller und viel intenſiver entwickeln mußte, als das auf der Südhälfte der Erde mit einem etwaigen Vorrechte der linken Hand der Fall ſein konnte.

Zu dieſem kommt noch ein *Anderes*. Damit die Drehung des Himmelsgewölbes den angedeuteten differenziierenden Einfluß auf die beiden Arme ausüben könne, dazu bedarf es einer gewiſſen *Kulturentwickelung* des Menſchen; dazu iſt es nötig, daß er die Drehung der Sonne und des Mondes genugſam beobachtet und begriffen hat, wie auch, daß er mit dem Gebrauche ſeiner Arme ſchon über den erſten Kulturanfang hinaus und zu komplizierteren Bewegungen, vor allem Rotationsbewegungen gekommen iſt. Auch dieſem Geſichtspunkte nach ſteht die Südhälfte der Erde hinter der Nordhälfte ganz bedeutend zurück, und es erſcheint unſicher, ob an einem Punkte der ſüdlichen Hemiſphäre die Kulturentwickelung überhaupt ſo weit gereicht hat, daß ſich bei der in dieſer Beziehung ungünſtigen aſtronomiſchen Lage der Länder ein Prinzipat einer Hand notwendig entwickeln mußte.

Vermehrt wird dieſe Unſicherheit dadurch, daß von einer unzweifelhaft *originellen Kultur* eines Volkes auf der Südhälfte wir Gewiſſes gar nicht wiſſen, und daß es für jetzt wenigſtens noch zweifelhaft bleibt, wie weit überall Elemente der Kultur unſerer Nordhälfte dort eingedrungen ſind. Jedes Eindringen dieſer Kultur mußte aber in erſter Linie das Prinzipat der rechten Hand mit ſich führen, denn es iſt ein *erſtes Erfordernis aller gemeinſamen Raumesanſchauung, wie aller gemeinſamen Arbeit der Menſchen*. Der Nordländer hatte bei der Einwanderung in die ſüdliche Hemiſphäre der Erde keine Veranlaſſung dieſes Prinzipat gegen ein Vorrecht der linken Hand um-

zutauſchen und ſich auf dieſe Weiſe in einen Gegenſatz zu ſeinen Namensgenoſſen im Mutterlande zu ſetzen, denn gegenüber der durch Jahrtauſende lange Vererbung gefeſtigten Gewohnheit des vorzugsweiſen Gebrauchs der rechten Hand konnte der leiſe entgegengeſetzte Zug, den die Drehung des Himmelsgewölbes auf der Südhälfte (in den in Frage kommenden Gegenden ſogar noch beſonders ſchwach) ausübt, gar nicht zum Bewußtſein und noch weniger zur Wirkung kommen. Der Ureinwohner aber nahm mit der höheren Kultur des Einwanderers das Prinzipat der rechten Hand als ihr ſichtbarſtes Element wohl an erſter Stelle an.

Wenn wir alſo auch bei keinem Volke der Südhälfte unſerer Erde ein Prinzipat der linken Hand nachweiſen können, ſo darf das nicht als eine Gegeninſtanz gegen unſere Theorie angeſehen werden; vielmehr ſtimmt ſie gerade an dieſer Stelle mit manchen anderen darin überein, daß ſie für die Erhaltung der Einheit im Menſchen einen einzigen lokalen Ausgangspunkt oder wenigſtens einen immerwährenden lokalen Zuſammenhang der menſchlichen Entwickelung als notwendige Bedingung fordert.

Damit iſt natürlich nicht geſagt, daß auf der ſüdlichen Hemiſphäre in einer abgeſchloſſenen Kulturſphäre ein Prinzipat der linken Hand unmöglich ſein müßte; nur iſt es dem Verfaſſer nicht gelungen über eine ſolche, für die vorgetragene Theorie entſcheidende Thatſache Sicheres zu erfahren. Vielleicht giebt die vorliegende Arbeit einem Kundigeren Veranlaſſung die ungenügenden Kenntniſſe des Verfaſſers nach dieſer Richtung zu ergänzen.

---

2. Abteilung für Sprachwiſſenſchaft (SpW).

a) Sektion für alte Sprachen (AS).

Dieſer Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1891 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr F. Adelmann, stud. phil., hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Ph. Wallach, cand. ph., hier.

Die im Oktober ſtattgehabte Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Oberlehrer Dr. Chr. Baier, als zweiten Vorſitzenden Herrn Direktor Dr. K. Reinhardt und als Schriftführer Herrn Dr. F. Bölte.

Es ſprachen in dieſer Sektion am

4. November: Herr Dr. Knoegel über

„Die Orientierung der Stadt Rom (nach Elter)";

18. November: Herr Dr. Baier über

„Chronologiſche Unterſuchungen zur Geſchichte der Pentekontaetie (mit beſonderer Berückſichtigung von A. Bauer, litterariſche und hiſtoriſche Forſchungen, zu Ariſtoteles' Ἀθηναίων πολιτεία 1891)".

Die eingeſandten Berichte lauten:

1. Die Orientierung der Stadt Rom (nach Elter) von Herrn Dr. W. Knoegel.

Profeſſor Elter hat unter den Auſpizien der Bonner Univerſität in dieſem Jahre (1891) zwei Abhandlungen erſcheinen laſſen, welche den Titel tragen: „De forma Urbis Romae deque orbis antiqui facie". Die erſtere veröffentlichte er bei Gelegenheit des Geburtsfeſtes Sr. Majeſtät des Königs, die zweite im Anſchluſſe an den index lectionum des Sommerſemeſters. So erklärt es ſich, daß jene Arbeiten nicht ſo leicht zugänglich ſind, und doch verdient ihr Inhalt in weiteren Kreiſen, ganz beſonders aber in Fachkreiſen, bekannt zu werden. Der Verfaſſer unterſucht nämlich die intereſſante Frage, welches topographiſche Bild ſich das römiſche Altertum und weiterhin das Mittelalter, ſoweit ſich ſeine Anſchauungen aus der römiſchen Tradition entwickeln, von der Stadt Rom und von dem ganzen Erdkreiſe gemacht habe, oder genauer, welche Himmelsgegend der obere, rechte u. ſ. w. Teil des Bildes darſtellte. Er ſelbſt weiſt darauf hin (II 31), daß die Beantwortung dieſer Frage, die übrigens im Zuſammenhange noch nirgends behandelt worden iſt und nur ſelten gelegentlich geſtreift

wird, nicht bloß für die Geſchichte der geographiſchen Wiſſenſchaft im allgemeinen wichtig ſei, ſondern auch für die Erklärung der alten Schriftſteller oft ein konkretes Intereſſe in Anſpruch nehme. Bei der nachfolgenden Betrachtung dieſer Schriften Elters muß ich von vornherein darauf verzichten, auf alle darin enthaltenen Streitfragen einzugehen, nicht bloß deshalb, weil der Raum eine derartige Erörterung nicht geſtattet, ſondern ebenſoſehr auch darum, weil es mir nicht möglich war alle vom Verfaſſer herangezogenen Schriften, zum großen Teile italieniſche, zu Geſichte zu bekommen, geſchweige denn zu ſtudieren. Es genügt mir, den Gang der Unterſuchung und ihre weſentlichſten Ergebniſſe vor Augen zu führen.

Elter geht aus von dem berühmten marmornen Stadtplane, welcher unter Severus und Caracalla, alſo ganz im Anfange des dritten Jahrhunderts, angefertigt und an der Nordwand des templum sacrae urbis angebracht wurde. Reſte dieſes Planes, der begreiflicherweiſe den Stürmen der wechſelvollen Zeiten nicht ſtand hielt, kamen in den Beſitz der Farneſe und von dieſen im Jahre 1742 in das kapitoliniſche Muſeum, wo man ſie an den Treppenwänden befeſtigte. Elter ſchließt ſich nun bezüglich der Orientierung dieſer Fragmente der Anſicht Hülſens an, daß ſie nach Südoſten gerichtet ſeien, d. h. alſo, daß wir uns auf der oberen Seite des Planes Südoſten zu denken hätten. Er ſucht dieſe Anſicht durch eigene Beobachtungen und Unterſuchungen, die ihrem Kerne nach gewiß auf den längeren Aufenthalt des Verfaſſers in Rom zurückgehen, zu ſtützen, doch dürfen wir dieſe, ſo intereſſant ſie an und für ſich auch ſein mögen, hier füglich übergehen, da ſie für die Hauptfrage nur einleitende Bedeutung haben. Denn Elter iſt nicht etwa der Meinung, daß der kapitoliniſche Stadtplan uns die landläufige Orientierung überliefere, vielmehr ſtellt er die Sache ſo hin, daß beſtimmte Gründe vorlagen, warum gerade die Orientierung nach SO von Septimius Severus beliebt wurde (ſ. u. S. 116). Indem wir alſo kurz darauf hinweiſen, daß er zu jener Frage lediglich deshalb Stellung nimmt, damit es nicht den Anſchein habe, als ob ſie irgendwie für die Hauptſache von Belang geweſen wäre, und indem

wir weiterhin das Ergebnis betonen, daß Elter Hülſens Annahme unumſtößlich bewieſen zu haben glaubt, wenden wir uns mit ihm zu der Kardinalfrage: Welches war das topographiſche Bild der Stadt, wie es den alten Römern vorſchwebte? Mit dieſer Frage hängt die zweite enge zuſammen: Welche Mittel ſtehen uns zur Beantwortung jener erſten zu Gebote? Bisher ſchienen die Hilfsmittel ſo minderwertig und unzulänglich, daß man es vorzog, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen. Auch Elter hat keine neue Karte oder Skizze der Stadt aus dem Altertume aufgefunden, und doch ſchlägt er einen Weg zur Löſung ein, der einer Entdeckungsfahrt nicht unähnlich iſt. Er macht nämlich zur Grundlage ſeiner Unterſuchung die vierzehn Regionen des Auguſtus. Dieſe Einteilung der Stadt, ſagt er, ſei rein topographiſcher Natur; geſchichtlich ſei ſie nicht begründet, ſie hänge vielmehr mit den ſieben Hügeln zuſammen. Auch hätten die Regionen urſprünglich keine Namen gehabt, ſondern ſie ſeien nur mit fortlaufenden Zahlen, gleich den Teilen der Vierregionenſtadt, bezeichnet worden. Iſt aber die Einteilung des Auguſtus rein topographiſch — ſchließt Elter —, ſo muß ſie uns eine Handhabe zur Löſung der geſtellten Frage bieten. Bevor wir uns nun die Reihenfolge der vierzehn Regionen auf der Karte vor Augen führen, mag ſchon jetzt ausdrücklich darauf hingewieſen werden, daß die uns geläufige Orientierung nach Norden keineswegs etwa eine vom Altertume traditionell überkommene iſt: im Mittelalter „orientierte“ man nach Oſten! Thatſächlich ſteht alſo die Frage ſo: „*Bei welcher Orientierung bietet die Anordnung des Auguſtus das natürlichſte Bild?*“ Und nun ſehen wir auf die Karte! Die vierzehn Regionen ſind bekanntlich folgende: 1. Porta Capena. 2. Caelimontium. 3. Isis et Serapis. 4. Templum Pacis. 5. Esquiliae. 6. Alta Semita. 7. Via Lata. 8. Forum Romanum. 9. Circus Flaminius. 10. Palatium. 11. Circus Maximus. 12. Piscina Publica. 13. Aventinus. 14. Trans Tiberim. Daß heutzutage niemand die Aufzählung unten rechts in der Ecke beginnen würde, um dann noch oben rechts fortzufahren, leuchtet ſofort ein. Ganz anders geſtaltet ſich aber die Sache, wenn wir unſere Karte auf den Kopf ſtellen, ſo daß *Süden nach oben*

kommt. Nunmehr beginnt die Reihenfolge ganz natürlich links oben, geht dann links herunter und zieht ſich endlich wieder nach rechts oben. Dieſe Reihenfolge wird noch natürlicher und ſelbſtverſtändlicher erſcheinen, wenn wir berückſichtigen, was der Verfaſſer in dem zweiten Teile (S. 6) hierzu ergänzend bemerkt. Seitdem Servius Tullius die ſieben Hügel durch eine Mauer eingeſchloſſen hatte, war die Stadt bis zur Zeit des Auguſtus bedeutend gewachſen, ſo daß dieſer den ſieben regiones intramuranae noch ſieben extramuranae hinzufügte. Als cardo für die neue Einteilung diente die via Appia, bezw. via Flaminia. Sieben Regionen lagen davon links (nach Oſten), ſieben rechts (nach Weſten). Die erſte war diejenige, welche ganz oben links der via Appia lag, dann folgen 2—7 auf derſelben Seite, ſodaß die ſiebente die nördlichſte iſt (unten links an der via Flaminia); die achte befindet ſich auf der anderen Seite der Straße und zwar links, dann die neunte extra muros rechts (von der achten), und nun der Reſt nach Süden zu aufwärts nach demſelben Geſichtspunkte. In der That, die Reihenfolge iſt bei ſüdlicher Orientierung ſo einfach und natürlich, daß gerade die Einfachheit uns ſtutzig machen könnte, und doch muß die Löſung nicht ſo nahe liegen, denn ſonſt wäre man einerſeits ſchon früher darauf gekommen, und andererſeits würde es uns nicht ſo ſchwer fallen, unter Beiſeiteſetzung einer uns gänzlich beherrſchenden Gewohnheit auf der von Elter zu Anfang der zweiten Abhandlung beigegebenen „römiſchen“ Karte uns zurechtzufinden; daß übrigens auf dieſer Oſten links und Weſten rechts iſt, braucht kaum ausdrücklich bemerkt zu werden.

Das bisherige Ergebnis iſt von größter Wichtigkeit. Denn wenn in der That die Regionen des Auguſtus nach Süden orientiert ſind, ſo iſt a priori anzunehmen, daß auch die ſog. Notitia aus der Stadt Konſtantins, welche die Monumente im Anſchluß an jene Einteilung der Stadt aufführt, bei dieſer Aufführung in gleicher Weiſe vorgehe. Und in der That zeigt ſich dies ſchon bei der Aufzählung der Wege in folgender Ordnung: Appia, Latina, Labricana, Praenestina, Tiburtina, Nomentana, Salaria, Flaminia, (Aemilia, Clodia, Valeria), Aurelia, Campana, Ostiensis, Portuensis. Bezeichnend iſt, daß unſere modernen

Topographen Roms — Jordan und Richter — faſt genau die entgegengeſetzte Reihenfolge haben. Ebendasſelbe ergiebt ſich aus dem Verzeichniſſe der Hügel (Caelius, Aventinus, Tarpeius, Palatinus, Esquilinus, Vaticanus et Janiculensis) und der campi (Viminalis, Agrippae, Martius, Codetanus). Nunmehr geht Elter dazu über, die Reihenfolge der Denkmäler, wie ſie ſich bei den einzelnen Regionen in der Notitia zeigt, zu unterſuchen und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß auch dieſe durchweg eine ſüdliche Orientierung zur Vorausſetzung habe. So werden aus der vierten Region nach der Reihe aufgeführt colossus (Neronis), meta sudans, templum Romae et Veneris, aedes Jovis, sacra via. basilica Constantiniana, templum Faustinae, basilica Pauli, forum transitorium, subura: kein Zweifel, daß wir hier durchweg von O nach W geführt werden; wir werden uns alſo O wohl links zu denken haben. Auffallend iſt — und für die weitere Erörterung des Verfaſſers von Wichtigkeit —, daß das Templum Pacis, welches dem ganzen Stadtviertel den Namen gegeben hat, bei jener Aufzählung gar nicht wiederkehrt. Den Grund hierfür findet Elter darin, daß überhaupt in der Notitia diejenigen Denkmäler nicht mehr ausdrücklich erwähnt werden, welche für die Benennung der einzelnen Stadtviertel maßgebend waren. Damit hängt dann die naheliegende Frage zuſammen, und erledigt ſich zum Teil von ſelbſt, wo die Aufzählung der Gebäude ihren Anfang nehme. Natürlich bei den Denkmälern, die in dem Namen einer jeden Region enthalten ſind. So heißt, um noch andere Beiſpiele anzuführen, die zehnte palatium; die Paläſte des Kaiſers werden nun im folgenden nicht mehr ausdrücklich erwähnt: nur minder wichtige Gebäude werden noch genannt. Die dritte Region heißt Isis et Serapis. Der Tempel der Isis wird weiterhin übergangen, es ſchließen ſich an moneta, amphitheatrum u. ſ. w. Wir ſehen übrigens auch hier: nicht die überwältigende Größe des Koloſſeums, der gegenüber die Moneta gänzlich zurücktreten müßte, iſt für die Aufzählung maßgebend geweſen, ſondern der Umſtand, daß die Moneta ſich zunächſt rechts des Iſistempels, nach römiſcher Anſchauung, befand, dann erſt folgt, wieder rechts davon, das Amphitheater. Es liegt nahe, daß die Sache

ſich nicht überall ſo einfach veranſchaulichen läßt. Immerhin dürfte der Verfaſſer auch für die Anordnung der Notitia die ausſchlaggebenden Geſichtspunkte feſtgeſtellt haben. Demnach haben wir allen Grund anzunehmen, daß in der erſten Kaiſerzeit — ſoweit man damals (und erſt recht früher) überhaupt noch eine beſtimmte allgemeine geographiſche Vorſtellung ſich machte[1]) — nach Süden orientiert wurde. Zur Stütze dieſes Ergebniſſes weiſt Elter am Schluſſe der erſten Abhandlung auf mehrere Stellen klaſſiſcher Autoren aus jener Zeit, einige ſind allerdings etwas früher geſchrieben, hin, denen dieſelbe Anſchauung zu Grunde liege. So leſen wir bei Liv. 24. 47, 15: inter Salinas (am Fuße des Aventin) ac portam Carmentalem; bei Sueton Aug. c. 100: mausoleum inter Flaminiam viam ripamque Tiberis exstruxerat; im mon. Anc. 19—21 werden die von Auguſtus errichteten oder reſtaurierten Gebäude nicht nach topographiſchen Rückſichten aufgezählt, doch iſt es bezeichnend, wenn es dort heißt, daß die basilica Julia geſtanden habe inter aedem Castoris et aedem Saturni; bei Cicero, alſo vor Auguſtus Zeit, de re publ. II. 6. 11 finden ſich die Worte inter Esquilinum Quirinalemque. Kurz, Elter führt etwa zehn Stellen an, an denen wir zweifelsohne nach dem uns geläufigen Bilde die gerade umgekehrte Ordnung wählen würden; wir würden alſo ſagen: zwiſchen der porta Carmentalis und den Salinen, zwiſchen dem Tiber und der via Flaminia u. ſ. w. Dasjenige Beiſpiel jedoch, welches der Verfaſſer für beſonders beweiskräftig zu halten ſcheint, hat er wohl irriger Weiſe hierhin gezogen. Es befindet ſich bei Tac. hist. 3., 82. Es iſt da die Rede von dem Bürgerkriege zwiſchen Veſpaſian und Vitellius; die Soldaten des erſteren rücken

[1]) Das iſt ein Bedenken, dem auch in der Diskuſſion Ausdruck gegeben wurde, denn man darf allerdings die Möglichkeit nicht außer acht laſſen, daß wenigſtens das königliche und das republikaniſche Rom eine gemeingiltige Orientierung nicht gekannt hat. Jedenfalls geht der Verfaſſer wohl etwas zu leicht über den Umſtand hinweg (II. S. 9), daß die Numerierung der vier Regionen des Servius und der vierzehn des Auguſtus dem Laufe des Tiber entſpricht. Es wird ſich wohl nicht erhärten laſſen, daß hier ein Zuſammenhang nicht beſteht, und dann iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß eine für alle Verhältniſſe gleichmäßige Orientierung erſt ganz allmählich durchgedrungen iſt.

tripertito agmine in die Stadt; dann heißt es weiter: ii tantum conflictati sunt, qui in partem sinistram Urbis ad Sallustianos hortos . . . flexerant. Wenn hier die Umgegend der porta Collina, im NO der Stadt, als pars sinistra Urbis bezeichnet werde, ſchließt Elter, ſo ſei dies nur bei ſüdlicher Orientierung verſtändlich. Dieſer Schluß iſt doch wohl etwas voreilig. Denn obwohl uns das Kartenbild weit mehr in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, als wir es von den Alten irgendwie annehmen dürfen, ſo werden wir doch niemals etwa von dem linken Teile Frankfurts in dem Sinne des Weſtendes ſprechen können. Vielmehr ſind jene Worte nur relativ zu nehmen, mit Bezug auf die die via Flaminia heranrückenden Soldaten des Zentrums, die allerdings die horti Sallustiani zur Linken hatten. Wir können demnach meines Erachtens aus jener Stelle gar nichts über römiſche Orientierung erſchließen.

Überblicken wir hier nochmals den Inhalt der erſten Abhandlung, an deren Ende wir angekommen ſind. Nachdem Elter einleitend die forma Severiana behandelt und deren ſüdöſtliche Orientierung behauptet hat, kommt er auf dem Wege der Induktion zu dem Reſultate, daß ſowohl die Regioneneinteilung des Auguſtus als auch die Notitia die Orientierung nach Süden zur Grundlage haben. Dieſes Ergebnis macht er in der zweiten Abhandlung zum Ausgang weiterer, zeitlich zurück und vorwärts ſchreitender, Unterſuchungen, um dann dieſelbe Frage, die er bezüglich der Stadt Rom zu Ende geführt hat, auch für Italien und den ganzen Erdkreis aufzuwerfen und auf Grund der gewonnenen Ergebniſſe — aber doch ſelbſtändig — zu beantworten. Vorher aber legt er noch die Gründe dar, welche vermutlich den Septimius Severus zu ſeiner eigenartigen Orientierung veranlaßt hätten. Unter dieſen ſcheinen mir folgende Beachtung zu verdienen: In erſter Linie konnte wohl die Rückſichtnahme auf die Raumverhältniſſe der Wand des templum sacrae urbis, an welcher, wie wir gehört haben, die forma marmorea befeſtigt wurde, ſehr leicht die kleine Deklination um einen halben rechten Winkel bedingen. Dazu kam, daß durch dieſe Verſchiebung der circus Maximus, nach Plinius das erſte Wunder der Welt, und beſonders die-

jenigen Gebäude in den cardo des Bildes rückten, die dem Ruhme des Severus dienten, vor allem das Septizonium. Man kann dieſe Gründe gelten laſſen, ohne zugleich zu überſehen, daß die Abweichung doch eine verhältnismäßig recht geringe war und noch geringer erſcheinen muß, wenn wir uns erinnern, daß Elter für die Auguſteiſchen Regionen die via Appia bezw. via Flaminia als cardo annimmt, alſo genau genommen, auch einer zweifelsohne nach Oſten neigenden ſüdlichen Orientierung das Wort redet. Da hält es dem unbefangenen Beurteiler doch ſchwer, an einen Gegenſatz zwiſchen den beiden Anſchauungen zu glauben.

Wir kehren zu den Regionen des Auguſtus zurück und fragen uns, aus welchem Grunde dieſer gerade Süden als den oberen Teil des Bildes ſich vorgeſtellt habe. Darauf erwidert Elter, man dürfe nach der ganzen Art, wie der erſte römiſche Kaiſer adminiſtrative Fragen behandelte, von vornherein annehmen, daß er auch bei dieſem Vorgehen der hiſtoriſchen Tradition Rückſicht trug. Indem er darauf nochmals kurz auf jene Stellen aus römiſchen Schriftſtellern hinweiſt, welche dasſelbe Bild zur Vorausſetzung haben (ſ. oben S. 115), inſoweit ſie bereits aus republikaniſcher Zeit ſtammen, thut er einen mächtigen Schritt rückwärts bis in die Königszeit und ſtellt die Theſe auf, daß ſchon die vier ſtädtiſchen Tribus des Servius Tullius den gleichen Geſichtspunkt zur Grundlage hätten. Es ſind bekanntlich 1. Suburana, 2. Palatina, 3. Esquilina, 4. Collina. Da die Einteilung eine rein topographiſche iſt und ihre Aufzählung ſtets mit der Subura beginnt, — ob man dann nach rechts oder nach unten fortfährt, iſt für unſere Frage gleichgiltig —, ſo müſſen wir allerdings ſüdliche Orientierung annehmen, ſo daß Auguſtus einer alten Tradition folgte.

Ebendasſelbe wird bewieſen durch die Reihenfolge jener ſieben montes, deren Bewohner das Septimontium feierten. Dieſe werden bei Festus ſo aufgezählt: Palatium, Velia, Fagutal, Subura, Germolus, Oppius, Ciſpius. Auf dem Kartenbilde werden wir leicht auch hier Elters Theſe beſtätigt finden.

So kommt der Verfaſſer, ausgehend von den Regionen des Auguſtus und vorwärts ſchreitend zur Notitia, rückwärts zur

Stadteinteilung des Servius Tullius und zum Septimontium, zu dem Ergebnis, daß die Orientierung nach Süden die landläufige römische Anschauung war. Die letzten Zweifel daran zerstreut er durch den Hinweis auf jene nicht gerade seltenen, aus dem Mittelalter stammenden Karten der Stadt, welche nach Süden gewendet sind und die Regionen des Augustus zur Grundlage haben. Daß diese auf antike Vorbilder, bezw. Anschauungen zurückgehen, hat de Rossi bewiesen in seinem Buche: Piante iconografiche e prospettiche di Roma anteriori al secolo XVI (pubblicate nel 50 anniversario dell' Istituto Archeologico). Roma 1879. Zur Illustrierung hat Elter aus de Reumonts römischer Geschichte eine aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts herrührende Karte entnommen und beigefügt.

In der That, es wird sich nicht leugnen lassen, daß die südliche Orientierung der Stadt Rom, wie sie auf sehr frühe Zeiten zurückgeht, so auch, unter Zugrundelegung der Stadteinteilung des Augustus, für das Mittelalter maßgebend war. Ja, sie hatte sich allmählich so sehr eingebürgert, daß auch die aus dem 3. oder 4. Jahrhundert n. Chr. stammende Einteilung der Stadt in sieben kirchliche Bezirke sich danach richtete. Bestimmte Namen sind uns abgesehen von dem des ersten, welcher Aventinensis heißt, nicht überliefert, doch ist ihre Reihenfolge, wie sie sich nach den aus den einzelnen Bezirken überlieferten Plätzen und Gebäuden ergiebt, nur bei südlicher Orientierung eine natürliche und durchsichtige. Im übrigen liegt diese Einteilung uns zu fern, um länger dabei zu verweilen.

Damit schließt die Untersuchung nach der forma Urbis Romae, und der Verfasser geht jetzt zu der weiteren Frage über: Wie orientierten die Römer Italien? wie den ganzen orbis? Auch in dieser Sache greift er wieder auf Augustus zurück, um dessen Einteilung Italiens in elf Regionen in bezug auf das für die Stadt Rom gewonnene Ergebnis heranzuziehen.[2]) Denn hier darf er a priori denselben Gesichtspunkt voraussetzen, und

[2]) Jetzt verstehen wir auch, warum der Verfasser schon bei der ersten Untersuchung gerade von Augustus ausging.

allerdings ſpringt hier die ſüdliche Orientierung ſofort in die Augen, wenn man erſt erkannt hat, daß die erſte Region dieſe Stellung nicht ihrer geographiſchen Lage, ſondern lediglich dem Umſtande verdankt, daß in ihr die Hauptſtadt liegt. Folgendes ſind die elf Regionen: 1. Campania. 2. Apulia et Calabria. 3. Bruttii et Lucania. 4. Samnium. 5. Picenum. 6. Umbria. 7. Etruria. 8. Aemilia. 9. Liguria. 10. Venetia et Histria. 11. Transpadana. Wir ſehen, nach Kampanien folgt zunächſt „Unteritalien“ (in unſerem Sinne) und zwar, ſüdliche Orientierung vorausgeſetzt, erſt links Apulien und Kalabrien, dann rechts Bruttium und Lukanien, und ſo geht die Reihe alternierend durch nach „Oberitalien“. Eine weitere Erläuterung iſt unnötig: die Sache ſelbſt ſpricht deutlich genug für ſich. Daß aber Elter auch hier ſich nicht auf rein theoretiſchem Boden bewegt, beweiſen auf das ſchlagendſte die aus dem Geographen von Ravenna und aus Mela zitierten Stellen; bei dem erſteren heißt es (S. 252): ad partem inferiorem Italiae sunt civitates . . . Comum, Cremona, Verona, Mantua, ebenda S. 225: ab ima Italia inchoemus i. e. a civitate Arsiae, quae finitur inter provinciam Liburniam et Istriam. Bei Mela (2—58) leſen wir: sinistram partem (Italiae) Carni et Veneti colunt, tum Picentes, Frentani, Dauni, Apuli, Calabri, Sallentini; ad dextram sunt Ligures, Etruria, Latium, Volsci, Campania et super Lucaniam Bruttii, urbium ad sinistram Patavium, Mutina et Bononia, ad dextram Capua et Roma. Hier iſt jeder Zweifel ausgeſchloſſen, und wir finden es daher durchaus berechtigt, daß die Herausgeber des corpus inscriptionum Latinarum wieder zu jener den Römern eigentümlichen Auffaſſung zurückgekehrt ſind.

Daß, wenn für Rom und Italien der cardo feſtſtand, ebenderſelbe auch für den orbis gelten mußte, liegt auf der Hand. Das beweiſen auch ſchon jene ſieben aus dem Mittelalter überlieferten Karten des Erdkreiſes, welche ganz im Gegenſatz zur Sitte ihrer Zeit nach Süden orientiert ſind. Das iſt um ſo auffallender, da ſechs von ihnen nach Zonen abgeteilt ſind, eine Einteilung, die griechiſchen Urſprungs iſt, vielleicht von Krates von Mallos herrührend, und ſonſt durchweg mit nördlicher Orientierung

Digitized by Google

erſcheint. Wir müſſen alſo hier wohl römiſche Tradition annehmen. Doch dieſe Zeugniſſe brauchen wir deshalb nicht allzuſehr in den Vordergrund zu ſtellen, da uns beweiskräftigeres Material zur Verfügung ſteht: ich meine die Einteilung des Imperiums durch Diokletian in (4) Präfekturen, (12) Diözeſen und (101) Provinzen. Man vgl. die Karte XII. in Kieperts Atlas antiquus. Schon die Reihenfolge der Präfekturen geht, wenn wir uns Süden oben denken, in der natürlichen Ordnung von links nach rechts: Orient, Illyricum, Italien, Gallien. Dieſer Geſamtanlage entſpricht die Aufzählung der Diözeſen; ich greife beiſpielshalber die des Orients heraus, welche beginnen Paläſtina, Phönikien, Syrien, Kilikien u. ſ. w.; ähnlich Kleinaſien: Pamphylien, Helleſpont u. ſ. w. Natürlich ſpringt das Prinzip nicht überall mit gleicher Deutlichkeit in die Augen, und das iſt für jeden klar, der weiß, daß hier nicht bloß topographiſche Rückſichten zur Geltung kommen. Eine beſonders ſchlagende Beweiskraft erhält die Elterſche Hypotheſe durch die wenn auch noch ſo rohen Illuſtrierungen, welche ſich in der Notitia Dignitatum finden. Dieſe ſtammt bekanntlich aus der Zeit des Theodoſius und enthält eine Beſchreibung der von Domitian eingeführten Bezirke des Reiches. Eines jener veranſchaulichenden Bilder iſt dasjenige, auf dem oben als wagrechte Linie das Meer gezeichnet iſt, unten nach rechts aufſteigend der Taurus und in dem Winkel, in dem ſich beide berühren, die Stadt Tarſus.

Damit verlaſſen wir die Erörterung de orbis antiqui facie und zugleich die ganze Abhandlung, ſoweit ihre Ergebniſſe auf empiriſchem Wege gewonnen werden. Elter begnügt ſich aber hiermit nicht, ſondern geht mit der ihm eigenen Gediegenheit und Genauigkeit dazu über zu ergründen, warum die Römer gerade nach Süden orientierten, und dieſe Frage ſteht dann weiter im Zuſammenhange mit den anderen, wie das Mittelalter zur öſtlichen und wie wir zur nördlichen Projektion gekommen ſind. Die letzte Frage beantwortet er als die leichteſte zuerſt. Sobald die Kugelgeſtalt der Erde und die Bedeutung des Nordpols — dieſe, darf man hinzufügen, beſonders durch die Erfindung der Magnetnadel — immer mehr Gemeingut der Anſchauung geworden war, konnte

die Orientierung nach Norden, zumal für die Bewohner der nördlichen Halbkugel, nicht ausbleiben. Die Umänderung geſchah aber um ſo leichter, als es ſich nicht um eine ſolche von Süden nach Norden, alſo in die gerade entgegengeſetzte Anſchauung, handelte; vielmehr hatte bereits das Mittelalter die Schwenkung nach Oſten vollzogen, an die dann die neuere Zeit anknüpfte. So kommen wir zur mittelalterlichen Anſchauung. Warum dieſe eine öſtliche war, iſt auch nicht ſchwer zu erläutern. Denn da man immer noch die Erde nicht als Kugel, ſondern als Fläche betrachtete (ganz nach römiſcher Tradition), ſo fand man für die beſcheidenen Kenntniſſe von ihr einen Mittelpunkt in der Beziehung auf das Paradies und auf Jeruſalem als die Geburtsſtätte des Chriſtentums. Da nun in der Geneſis das Paradies als im Oſten liegend erwähnt wird und nach Ezechiel Jeruſalem den Nabel der Erde bildet, ſo ergab ſich daraus das Bild, in deſſen Mittelpunkte Jeruſalem ſteht und deſſen oberer Teil Oſten iſt. Wir erinnern uns dabei der Thatſache, daß die chriſtlichen Gotteshäuſer nach dem Aufgange der Sonne gerichtet ſind. Wie die aufgehende Sonne ihr ſegenſpendendes Licht den Menſchen zuerſt im Oſten erglänzen läßt, ſo erglänzte ihnen ebendorther das Licht der Erlöſung. Erwägen wir endlich, daß zur Zeit der Kreuzzüge die Augen aller nach Oſten gerichtet waren, ſo wird es vollends verſtändlich, daß eine Zeit, in der die Orientierung aus inneren Gründen nach dem Stande der einſchlägigen Kenntniſſe noch nicht möglich war, mit Hintanſetzung der römiſchen Tradition und unter Nichtberückſichtigung griechiſcher Gelehrſamkeit ihre religiöſen Anſchauungen auch auf das Kartenbild übertrug. Dieſes entſprach alſo im weſentlichen einem T; der wagrechte Strich ſtellt Aſien dar, links des ſenkrechten haben wir uns Europa, rechts Afrika zu denken. Wann ſich dieſes Bild feſtſetzte, läßt ſich nicht mehr genau beſtimmen; jedenfalls iſt es ein, bisher allerdings recht geläufiger Trugſchluß, daß, weil das Mittelalter nach Oſten orientiert habe, auch für das römiſche Altertum das Gleiche gelte.

Als für den Erdkreis das Mittelalter ſchon längſt das ihm eigentümliche Bild geformt hatte, blieb man für die Stadt Rom bei dem traditionellen Bilde ſtehen. Denn die bezüglich der

Vorſtellung von dem Erdkreiſe ausſchlaggebenden Gründe zu einer Änderung traten hier nicht hervor und mußten um ſo mehr zurücktreten, als die Form der Stadt in viel höherem Grade fixiert war und daher viel ſchwerer in eine neue umgeſtaltet werden konnte. So dauerte denn die altrömiſche Anſchauung ſo lange, als die 14 bürgerlichen und die 7 kirchlichen Regionen Geltung hatten. Erſt mit dem 12. Jahrhundert, als in Rom jene Beſtrebungen begannen, für welche der Name des Arnold von Breſcia bezeichnend iſt, und als die Bevölkerung allmählich von den Hügeln in die Flußebene ſich hinabzog, erſt da kommt nach und nach eine Einteilung auf, die nach Oſten orientiert iſt. Es ſind dies die 14 Regionen Sixtus' V., deren Geneſis Elter nach Camillus Re (le regioni di Roma nel medio evo. Studi e documenti di storia e di diritto 10. 1889) kurz ſkizziert. Wir dürfen die einzelnen hier wohl übergehen. So zeigen ſich denn im 15. Jahrhundert, und erſt in dieſem, Kartenbilder der Stadt Rom mit öſtlicher Orientierung, wodurch die ganze Tradition über Bord geworfen und das Bild der ewigen Stadt völlig umgeſtaltet wird. Und dieſes neue Bild — auch das iſt intereſſant — ſetzte ſich wieder ſo feſt in dem ganzen Fühlen und Denken der Römer, daß es thatſächlich bis auf den heutigen Tag geblieben iſt: die Einteilung Roms iſt heute dieſelbe wie vor fünf Jahrhunderten, alſo von Oſten ausgehend, während ſelbſtverſtändlich jedes Kartenbild der italieniſchen Hauptſtadt die nördliche Orientierung zeigt, ebenſo wie die 16 Provinzen (Piemonte, Liguria, Lombardia, Veneto, Emilia, Umbria, Marche, Toskana, Roma, Abbruzzi e Moliſe, Campania, Puglie, Baſilicata, Calabria, Sicilia, Sardegna) und die 12 Armeekorps (1. Torino, 2. Aleſſandria, 3. Milano, 4. Piacenza, 5. Verona, 6. Bologna, 7. Ankona, 8. Firenza, 9. Roma, 10. Napoli, 11. Bari, 12. Palermo) bei der offiziellen Reihenfolge dasſelbe Prinzip leicht erkennen laſſen.

Soviel über das moderne und das mittelalterliche Kartenbild. Schwieriger iſt die Frage und zugleich für unſere Aufgabe doppelt wichtig, weshalb die alten Römer gerade Süden als Ausgangspunkt ihrer geographiſchen Anſchauung anſahen. Zur Löſung dieſer Frage macht Elter, zum großen Teile unter Bezugnahme auf

„Niſſen, Das Templum. Berlin 1889", auf folgendes aufmerkſam. Je natürlicher die Zuſtände eines Volkes ſind, um ſo mehr wird es ſich der Abhängigkeit von der Sonne und von den Geſtirnen bewußt ſein. So verſtehen wir, daß die Alten ihre Tempel (aedes sacrae) ſtets nach dem jeweiligen Stande der aufgehenden Sonne am Tage der Weihe gerichtet haben. Da liegt der Gedanke nahe, daß die gleiche Himmelsgegend auch für die geographiſche Vorſtellung maßgebend geweſen ſei. Und doch iſt dieſer Schluß voreilig. Denn gerade Oſten läßt ſich von einem Naturvolke, deſſen aſtronomiſche Kenntniſſe noch recht primitiv ſind, ſehr ſchwer fixieren, da die Sonne eben durchaus nicht immer an derſelben Stelle aufgeht. Dagegen fand auch der einfache und unerfahrene Beobachter des Sonnenlaufes gar bald, daß zur Zeit des Mittags die Sonne den kleinſten Schatten werfe, und ſo war für ihn der feſte Pol gegeben, von dem aus ſich die übrigen Himmelsrichtungen leicht beſtimmen ließen und die geographiſche Vorſtellung ihre Direktion erhielt. Daher heißt es auch bei Hygin (S. 188): optimum est ergo umbram hora sexta deprehendere et ab eo limites incohare, ut sint semper meridiano ordinati sqq. So iſt denn die ſüdliche Projektion in den einfachſten Beobachtungen natürlicher Menſchen wohl begründet, und wir würden dem Verfaſſer in dieſer Sache noch leichter beiſtimmen, wenn er, wie ein Rezenſent ſeiner Arbeit in der Wochenſchrift für klaſſiſche Philologie (1891) mit Recht hervorhebt, darauf hingewieſen hätte, daß jene Art natürlicher Aſtronomie beſonders dem ackerbautreibenden Volke eigen ſein mußte, während z. B. die ſeefahrenden Griechen, von vornherein ihren Blick mehr auf die Sternenwelt richtend, in dem Bären ihren unverrückbaren Pol erblickten und daher ſchon deshalb zur Bevorzugung des Nordens prädeſtiniert waren. Es iſt daher kein Zufall, daß auch beim templum caeli, wie es ſich die Augurn abmaßen, Süden nach vorn ſich befindet; eius templi, heißt es bei Varro l. l. 7. 6, partes quattuor dicuntur, sinistra ab oriente, dextra ab occasu, antica ad meridiem, postica ad septentrionem, und bei Plinius n. h. 2. 142 leſen wir: laeva prospera existumantur, quoniam laeva parte mundi ortus est. Es war eben auch ohne beſondere

aſtronomiſche Kenntniſſe leicht, genau die ſüdliche Himmelsgegend zu beſtimmen. Erſt ſpäter ſcheint neben dieſer urſprünglichen Anſchauung auch die öſtliche Orientierung aufgekommen zu ſein. Wenigſtens führt Elter die Sitte der Gromatiker auf ſpätere Zeiten zurück; er meint, dieſe habe ſich im Anſchluß an die Bauart der aedes sacrae entwickelt. Vereinzelt fand ſie ſogar bei Gründung von Städten Anwendung. Auffallend iſt es, daß die geographiſchen Vorſtellungen der Römer keine Änderung erfuhren, als ſie mit den bahnbrechenden Forſchungen der Griechen auf dieſem Gebiete bekannt wurden. Daß dieſe die Kugelgeſtalt der Erde erkannten und den Nordpol entſcheidend für das Kartenbild ſein ließen, ging ſpurlos an jenen vorüber: ſie konnten ſich von ihren landläufigen Vorſtellungen nicht losſagen und hatten dazu um ſo weniger Neigung, da die Erde als orbis, als Scheibe, das imperium nostrum viel überſichtlicher und einheitlicher darſtellte. So ſind die Römer die Urſache geweſen, daß das, was Eratoſthenes, Krates u. a. für die phyſikaliſche Geographie geleiſtet hatten, der Nachwelt zunächſt gänzlich verloren ging, und in dieſem Zuſammenhang rücken die Worte bei Vergil Än. 6. 850, auf die Elter treffend verweiſt, allerdings in eine eigentümliche Beleuchtung:

alii . . . . caeli meatus
Describent radio et surgentia sidera dicent:
Tu regere imperio populos, Romane, memento.

Erſt zur Zeit der Renaiſſance greift man allmählich wieder auf die griechiſchen Meiſter zurück; in Deutſchland fertigt Martin Behaim — der erſte nach Krates! — einen Globus an, und in demſelben Jahre wird Amerika entdeckt. Ptolemäus wird Alleinherrſcher auf dem Gebiete der Geographie und iſt es zum guten Teile bis heute geblieben. Doch erkennen wir, um von dieſer Abſchweifung zurückzukehren, noch jetzt an verſchiedenen Wendungen die Wandlungen, welche die geographiſche Anſchauung durchgemacht hat. Der Meridian ſtammt von den Griechen als die Linie, welche zum Südpol (vom Nordpol) führend gedacht iſt, der Erdkreis iſt römiſchen Urſprungs, und wenn wir erſt anfangen, uns zu orientieren, ſo ſtecken wir eigentlich noch tief im Mittelalter.

Dies ist im wesentlichen der Inhalt der beiden Abhandlungen Elters. Zum Schlusse streift der Verfasser noch ganz kurz naheliegende Fragen, die eine eingehende Einzeluntersuchung verlangten. Er weist auf alle die heidnischen und die christlichen Beschreibungen der Stadt Rom hin und stellt die Grundsätze für ihre Benutzung fest; die Beschreibungen anderer Städte, sagt er, die alten Chorographien, Karten u. s. w. mußten ebenfalls nach der darin sich zeigenden Orientierung herangezogen werden. Dabei müsse man stets beachten, ob rein topographische oder vielmehr sachliche, persönliche, historische und andere Rücksichten im gegebenen Falle maßgebend seien. Da sei strenge Prüfung erforderlich, um nicht zu falschen Schlüssen zu gelangen. Die Untersuchung müsse sich auch noch auf andere Nationen, nicht bloß auf Griechen und Römer, erstrecken, und man dürfe da interessante Aufschlüsse erwarten. Ganz besonders aber seien die klassischen Schriftsteller nach diesem Gesichtspunkte genauer durchzuarbeiten; manche unscheinbare Notiz erlange so vielleicht große Bedeutung, jedenfalls dürfe man hohe Ausbeute erwarten. Einige bezeichnende Stellen führt Elter selbst an, die durch eine beigefügte Karte des Erdkreises, das eigens hergestellte Gegenbild eines Kiepertschen, gut illustriert werden. Ich greife eine von diesen heraus, um mit ihr meinen Bericht zu schließen. Während wir nach Norden schauend singen: „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald da wachsen unsre Reben", und während mit gleicher Anschauung der anakreontische Dichter die Stätten seiner ἔρωτες aufzählt in der Reihenfolge von Norden nach Süden (Athen, Korinth, Achaia-Lesbos, Jonien, Rhodos), schlägt der Römer Horaz gerade den umgekehrten Weg ein, wenn er sagt:

Laudabunt alii claram Rhodon aut Mytilenen,
aut Epheson bimarisve Corinthi
moenia vel Baccho Thebas vel Apolline Delphos
insignes aut Thessala Tempe.

2. Chronologische Untersuchungen zur Geschichte der Pentekontaetie (mit besonderer Berücksichtigung von „A. Bauer, Litterarische und historische Forschungen zu Aristoteles' Ἀθηναίων πολιτεία". 1891.) von Herrn Dr. Baier.

Abgeſehen von den älteren Zeiten iſt es wenigſtens in chronologiſcher Beziehung einer der unſicherſten und zweifelhafteſten Abſchnitte der griechiſchen Geſchichte, der uns im folgenden beſchäftigen ſoll, die Jahre, in denen nach den Schlachten von Platää und Mykale Athen jenen ſchnellen und gewaltigen Aufſchwung nahm, der es zum führenden Staate in Griechenland machte. Veranlaßt zu einer Behandlung der einſchlägigen Fragen bin ich mittelbar durch die große Überraſchung der jüngſten Vergangenheit, die Wiederauffindung der im Altertume vielgeleſenen und vielbenutzten Schrift des Ariſtoteles vom Staatsweſen der Athener, und die mannigfachen Aufklärungen und Anregungen, die ſie der Forſchung unſerer Tage gegeben hat, unmittelbar durch verſchiedene Schriften, die ſich mit der Verwertung dieſes bedeutſamen Fundes befaſſen, beſonders die oben genannte Schrift von Bauer. Für die äußere Geſchichte Athens während der Pentekontaetie, und dieſe iſt es, mit der ich es weſentlich oder ausſchließlich zu thun habe, bietet die Ἀθηναίων πολιτεία nur wenig; dieſes wenige hat Bauer zur Grundlage genommen, um darauf ein in den meiſten und wichtigſten Teilen neues Gebäude der Chronologie jener Jahrzehnte zu errichten. Mit welchem Grade von Sicherheit ihm dies gelungen iſt, wollen wir des näheren unterſuchen.

„Der Grundſtein", ſagt Bauer (S. 67), „auf dem bisher die Chronologie dieſes Zeitraumes ruhte, war durch eine einleuchtende, ja überzeugend zu nennende Deutung und Verbindung von ein paar Nachrichten über die Flucht des Themiſtokles zum Perſerkönige gewonnen worden." Wie Plutarch überliefert (Them. 27), ließen zwei Gewährsmänner, Thukydides und Charon, Themiſtokles nach Xerxes' Tode zu Artaxerxes kommen, die meiſten, darunter Ephoros, noch bei Xerxes ſelber eine Zuflucht ſuchen. Dieſe Verſchiedenheit der Nachrichten ſuchte man durch die Annahme zu erklären, daß die Ankunft des Themiſtokles in Aſien in die Zeit des Regierungswechſels 465 fiel; damit ſtimmte die Angabe des Thukydides (I. 137), Artaxerxes habe Themiſtokles' Brief νεωστὶ βασιλεύων empfangen. Auf ſeiner Flucht von Pydna nach Epheſos fuhr Themiſtokles bei dem attiſchen Belagerungsheere von Naxos vorüber (Thuk. I. 137); ſo war denn für die Zeitbeſtimmung eines

der erſten Ereigniſſe, deren die Überſicht des Thukydides (I. 98) gedenkt, gleichfalls ein Anhaltspunkt gewonnen. Weiter heißt es bei Bauer: „Durch Ariſtoteles wiſſen wir jetzt, daß nicht nur damals, ſondern noch 462/1 unter Konons Archontat, das durch Diodor XI. 74 feſtſteht, Themiſtokles in Athen ſich aufhielt und Mitglied des Areopags geweſen iſt. In dieſem Jahre ward er des Medismos angeklagt und ſtürzte gemeinſam mit Ephialtes den alten Adelsrat endgiltig und beſchränkte ihn für die Zukunft auf einige nebenſächliche Funktionen. Das iſt der neue Grundſtein u. ſ. w.“ Sehen wir uns zunächſt die Stelle der Ἀθηναίων πολιτεία (c. 25) genauer an. Leicht erkennt man hier zwei ungleichartige und ungleichwertige Beſtandteile, auf der einen Seite den knappen und, wie es ſcheint, auf urkundliche Belege gegründeten Bericht über den Sturz des Areopags durch Ephialtes, auf der anderen die in romanhafter Weiſe ausgeſchmückte Geſchichte von der Beteiligung des Themiſtokles an dieſer Verfaſſungsänderung. Man könnte die ganze Geſchichte (von ἔπραττε δὲ ταῦτα bis ἕως περιείλοντο αὐτῶν τὴν δύναμιν) einfach herausheben, ohne daß etwas vermißt würde; im Anfange iſt nur von Ephialtes die Rede, wir leſen αὐξανομένου δὲ τοῦ πλήθους γενόμενος τοῦ δήμου προστάτης Ἐφιάλτης ὁ Σοφωνίδου, dann καὶ πρῶτον μὲν ἀνεῖλεν, endlich ἔπειτα τῆς βουλῆς ἐπὶ Κόνωνος ἄρχοντος ἅπαντα περιεῖλε τὰ ἐπίθετα κτλ. Damit zu vergleichen ſind die Stellen, an denen im weiteren Verlaufe Ephialtes und ſeine Thätigkeit erwähnt wird, c. 35 von den Dreißig: καὶ τούς τ' Ἐφιάλτου καὶ Ἀρχεστράτου νόμους τοὺς περὶ τῶν Ἀρεοπαγιτῶν καθεῖλον ἐξ Ἀρείου πάγου und c. 41 von den καταστάσεις, wo es heißt: ἕβδόμῃ δὲ ἡ μετὰ ταύτην, ἣν Ἀριστείδης μὲν ἐπέδειξεν, Ἐφιάλτης δ' ἐπετέλεσεν καταλύσας τὴν Ἀρεοπαγῖτιν βουλήν. Auch auf c. 28 möchte ich hinweiſen, wo die προστάται τοῦ δήμου und τῶν γνωρίμων aufgezählt werden: Xanthippos und Miltiades, dann Themiſtokles und Ariſtides, μετὰ δὲ τούτους Ἐφιάλτης μὲν τοῦ δήμου, Κίμων δ' ὁ Μιλτιάδου τῶν εὐπόρων. Nach c. 26 unſerer Schrift fällt der Tod des Ephialtes noch in das Jahr 462/1: wie kann man ſagen, daß er nach Themiſtokles προστάτης τοῦ δήμου war, wenn dieſer noch in demſelben Jahre 462/1 in Athen anweſend und an dem Sturze des Areopags

beteiligt war? Aus dem Angeführten ergiebt sich, daß die Kunde von Themistokles' Mitwirkung im Jahre 462/1 durch die sonstigen Angaben der Ἀθηναίων πολιτεία über die Verdrängung des Areopags und über Ephialtes' Thätigkeit keineswegs gestützt wird. Übrigens wird eine solche Mitwirkung des Themistokles im Jahre 462/1 an der Stelle, von der wir ausgegangen sind, gar nicht einmal ausdrücklich behauptet, nur so viel wird gesagt, daß Themistokles den vorbereitenden Maßnahmen des Ephialtes seine Unterstützung geliehen habe. An und für sich ist die Geschichte von Themistokles und Ephialtes, wie ich bereits ausgesprochen habe, romanhaft, anekdotenhaft, jedenfalls in ihrem Inhalte und in ihrer Fassung derart, daß sie auf urkundliche Gewähr keinen Anspruch machen kann. Das ist übrigens schon von Schöll und von Cauer richtig erkannt worden. Bauer ist von dem großen Fehler nicht freizusprechen, daß er alles, was die Ἀθηναίων πολιτεία enthält, weil es unter der Autorität von Aristoteles geht, ohne Prüfung und Sichtung als unumstößliche Wahrheit ansieht. Ich brauche hier nicht auf die Frage einzugehen, ob Aristoteles der Verfasser dieser Schrift ist oder nicht; wie immer die Entscheidung dieser Frage lauten mag, so viel ist über allen Zweifel erhaben, daß derlei Bestandteile wie die Geschichte von Themistokles und Ephialtes minderwertigen Quellen entnommen sind, die vor einem Gewährsmanne wie Thukydides entschieden zurücktreten müssen. Und Thukydides steht nicht nur an der von Bauer beigezogenen Stelle (I. 137), wo νεωστί allenfalls auch auf eine spätere Zeit gehen könnte, im Widerspruche mit dieser Überlieferung von Themistokles. In seiner Übersicht über die Ereignisse der Pentekontaetie läßt er auf die Belagerung von Naxos, die nach ihm gleichzeitig ist mit Themistokles' Flucht, zunächst die Schlacht am Eurymedon folgen (c. 100), dann den Abfall von Thasos, die Besiedlung von Ἐννέα ὁδοί und die Niederlage bei Drabeskos. Über die Zeit der ersten atheniſchen Besiedlung des späteren Amphipolis spricht Thukydides bei Gelegenheit des Zuges des Brasidas IV. 102 (τὸ δὲ χωρίον τοῦτο bis ὅπερ πρότερον Ἐννέα ὁδοὶ ἐκαλοῦντο); danach fiel jene Besiedlung 32 Jahre nach dem Niederlassungsversuche des Aristagoras von Milet, während die Gründung von Amphipolis im

29. Jahre nach der ersten Besetzung des Platzes durch Athen stattfand. Nun setzen die Gründung von Amphipolis Diod. XIV. 32 und Schol. Äsch. II. 31 übereinstimmend in das Archontat des Euthymenes 437/6; 28 Jahre zurückgerechnet ergiebt 465/4, 29 Jahre 466/5, die erstere Rechnung dürfte die zutreffende sein. Aristagoras' Flucht nach Thrakien ist nach Herodots Berichte etwa 498 oder 497 anzusetzen, von da aus 32 Jahre weiterzählend kommen wir gleichfalls auf 466 oder 465. Zwischen diesen beiden Jahren hat man also zu wählen für den Abfall von Thasos und die Niederlage bei Drabeskos. Der Äschinesscholiast giebt dafür das Archontat des Lysikrates an, allein der Name muß falsch überliefert sein, denn Lysikrates war Archont 453/2, herzustellen ist einer der Archontennamen Lysistratos 467/6, Lysanias 466/5, Lysitheos 465/4, wahrscheinlich der letzte. Zu dem gleichen Ergebnis führt eine andere Berechnung. Die abgefallenen Thasier wenden sich nach Thuk. I. 101 an die Spartaner um Hilfe, diese sagen sie zu, werden aber an der Erfüllung ihres Versprechens durch das große Erdbeben und den darauf folgenden Helotenaufstand gehindert. Nach Plut. Kim. 16 ereignete sich das Erdbeben Ἀρχιδάμου τοῦ Ζευξιδάμου τέταρτον ἔτος ἐν Σπάρτῃ βασιλεύοντος; Archidamos stirbt zwischen Sommer 428 und Frühjahr 426 (Thuk. III. 1, 89), seine Regierungszeit dauert nach Diod. (XI. 48, XII. 35), dem zu mißtrauen wir keine Veranlassung haben, 42 Jahre; das vierte Regierungsjahr ist also, wenn wir den Anfang der Regierung von 427 rechnend 468 setzen, das Jahr 465. Nach meinem Dafürhalten ergeben sich aus dem Dargelegten folgende Ansätze: 466 Belagerung von Naxos und Flucht des Themistokles, im Herbste desselben Jahres (die Jahreszeit folgt aus Paus. X. 15. 3) die Schlacht am Eurymedon, 465 Abfall von Thasos und Niederlage bei Drabeskos, zugleich Beginn des messenischen Krieges (etwas abweichend Paus. IV. 24. 5: κατὰ τὴν ἑνάτην ὀλυμπιάδα καὶ ἑβδομηκοστήν, ἣν Κορίνθιος ἐνίκα Ξενοφῶν, Ἀρχεδημίδου Ἀθήνησιν ἄρχοντος d. i. 464/3). Bauer, der die Flucht des Themistokles 460, den Beginn des messenischen Krieges 459 setzt, sucht die widerstrebenden Stellen Thuk. IV. 102 und Plut. Kim. 16 durch Veränderung der Zahlen

mit seiner Annahme in Einklang zu bringen. Bei Thukydides schreibt er statt KΘ (29) KB (22) unter Berufung auf Diod. XII. 68, wo nach ihm der Zehner ausgefallen ist (διαλιπόντες ἔτη δύο); allein bei Thukydides steht ἑνὸς δέοντι τριακοστῷ ἔτει und bei Diodor liegt es vielleicht näher, δύο Δ aus Λ = 30 entstanden zu denken. Plut. Kim. 16 hält Bauer τέταρτον ἔτος für ein Versehen statt δέκατον ἔτος (δ als Zahlzeichen statt δέκατον). So leicht beide Änderungen auch sein mögen, es sind doch Änderungen des Überlieferten, die sich als erforderlich herausstellen. Auch auf eine andere Schwierigkeit, in die Bauer durch seine neuen Aufsätze geführt ist, muß ich noch aufmerksam machen. Den Beginn des messenischen Krieges kann er naturgemäß nicht vor 459, Kimons Zug nach dem Peloponnes und Athens Bund mit Argos und Thessalien nicht vor 457 ansetzen. Nun unterliegt es aber keinem Zweifel, daß Äschylus' Eumeniden, die im März 458 zur Aufführung gelangt sind, auf eben diesen Bund mit Argos Bezug nehmen; ich erinnere nur an die Verse 287 ff. und 762 ff. (übrigens vgl. Wecklein, Sitzungsber. d. Ak. d. Wiss. München 1887. S. 62 ff.)

Das Ende des messenischen Krieges und den Seezug des Tolmides setzen Diod. XI. 84 und Schol. Äsch. II. 75 in das Archontat des Kallias 356/5: auch von diesem Ansatze aus ergiebt sich, eine zehnjährige Dauer des Krieges vorausgesetzt, 365 als Anfangsjahr. Mit Unrecht glaubt Bauer Diodors chronologische Angaben einfach beiseite lassen zu dürfen. Es ist ja wahr, daß mancherlei Irrtümer bei diesem Schriftsteller mit unterlaufen und daß er oft ein eigentümliches Verfahren bei der Einordnung der einzelnen Ereignisse beobachtet: allein bei gebührender Berücksichtigung dieser Besonderheiten stellt sich doch in den meisten Fällen ein guter Kern der Überlieferung heraus (vgl. Schäfer, de rerum post bellum Persicum etc. 1865). So liegt eine Verwechselung der Archonten Phädon und Apsephion zugrunde, wenn Diodor den Regierungsantritt des Archidamos 476 statt 469 ansetzt: unter dem letzteren Jahre erscheint bei ihm der Anfang des messenischen Krieges, offenbar weil dieser in seiner Hauptquelle im Zusammenhange mit jenem Regierungsantritte berichtet war (ähnlich Schol. Arist. Lys. 1143).

Ein Bedenken erhebt ſich indeſſen, wenn wir den meſſeniſchen Krieg in die Jahre 465 bis 456 fallen laſſen. Wie ſpäter gezeigt werden ſoll, muß das Eingreifen der Athener in den ägyptiſchen Aufſtand und die gleichzeitigen Ereigniſſe 459 angeſetzt werden, die Schlachten von Tanagra und Önophyta 458/7; es würde alſo Thukydides in dieſem Falle von der chronologiſchen Aufeinanderfolge abgewichen ſein, inſofern die eben aufgezählten Ereigniſſe erſt nach dem Ende des meſſeniſchen Krieges von ihm berichtet werden. Das war der Hauptgrund, weshalb Krüger (Hiſt.-phil. Studien I. 1837) und andere die Dauer des meſſeniſchen Krieges auf vier Jahre beſchränkt wiſſen wollten und demgemäß bei Thukydides und Diodor τετάρτῳ ἔτει ſtatt δεκάτῳ ἔτει laſen. So viel iſt meines Erachtens unbedingt zuzugeben, daß Thukydides ſich im allgemeinen ſtreng an die chronologiſche Ordnung gehalten hat, auch wo er ſie nicht ausdrücklich mit ſolchen Wendungen wie ὕστερον, μετὰ ταῦτα u. ä. hervorzuheben für nötig hält. Wenn er (I. 97) gegen Hellanikos, ſeinen einzigen Vorgänger in der Behandlung der Pentekontaetie, den Vorwurf chronologiſcher Ungenauigkeit erhebt, ſo iſt doch gewiß die Forderung berechtigt, daß er ſelbſt den gleichen Fehler vermeide (vgl. über Hellanikos Schwarz, Rhein. Muſ. 41. S. 221); daß er ſo ſparſam mit beſtimmten Zeitangaben iſt, mag ſeinen Grund darin haben, daß er nur die Verſtöße ſeines Vorgängers berichtigen will. Auch das Verfahren, das Thukydides ſonſt in ſeinem Werke beobachtet hat, läßt auf eine genaue chronologiſche Anordnung der Begebenheiten in dem der Pentekontaetie gewidmeten Abſchnitte ſchließen. Ich kann darum Bauer durchaus nicht beiſtimmen, wenn er z. B. für das Ende des ägyptiſchen Krieges und für die im Zuſammenhange damit von Thukydides berichteten Vorfälle ein gelegentliches Vorgreifen des Schriftſtellers annehmen zu ſollen glaubt. Anders dürfte freilich die Sache hinſichtlich des Ausgangs des meſſeniſchen Krieges liegen. Dieſen Ausgang bietet Thukydides, wie ſchon ein oberflächlicher Blick erkennen läßt, keineswegs in ausführlicher Darſtellung, entſprach dies doch auch gar nicht ſeiner Abſicht, das Wachstum Athens dem Leſer vor Augen zu ſtellen. Nachdem die durch die Zurückſendung des Hilfsheeres unter Kimon veranlaßte Wendung der atheniſchen

Politik, der Bruch mit Sparta und der Anschluß an Argos und Thessalien, dargelegt ist, wird das schließliche Schicksal der Messenier, deren Erhebung zu diesem bedeutsamen Umschlage der Verhältnisse den Anstoß gegeben hat, in aller Kürze, gewissermaßen nur nebenbei, abgethan und dann mit den Worten προσεχώρησαν δὲ κτλ. alsbald der Hauptfaden wieder aufgenommen. Auch die Wendung κατ' ἔχθος ἤδη Λακεδαιμονίων, mit welcher die Ansiedelung der Messenier in Naupaktos begründet wird, enthält vielleicht einen Fingerzeig, daß hier in eine etwas spätere Zeit vorgegriffen wird. Übrigens erscheint jene Änderung Krügers (τετάρτῳ statt δεκάτῳ) schon um deswillen bedenklich, weil dieselbe Zahl auch bei Diodor überliefert ist und demnach jene Verderbnis der Überlieferung einer verhältnismäßig frühen Zeit angehören müßte; noch mehr fällt ins Gewicht, daß die Dauer von vier Jahren, von anderen Erwägungen abgesehen, zu dem wiederholten Hinweise des Thukydides auf die Länge des Krieges nicht recht stimmt. Wäre überhaupt eine Änderung angezeigt, so könnte man aus diesem Grunde noch eher an ἕκτῳ ἔτει denken, was ja auch leicht in δεκάτῳ ἔτει verlesen werden konnte.

Für die Sendung Kimons nach dem Peloponnes kommt hauptsächlich die bekannte Stelle Theopomps inbetracht (Fr. 92), derzufolge er nach kaum fünfjähriger Verbannung aus Anlaß der Niederlage bei Tanagra in die Heimat zurückkehrte; Kimons Verbannung würde also, falls wir jene Schlacht richtig 458 ansetzen, im Frühjahre 462 erfolgt sein, sein Hilfszug in dem vorausgehenden Sommer oder Herbste 463. Vortrefflich paßt hierzu die Zeitangabe, welche uns die Ἀθηναίων πολιτεία für das Gesetz des Ephialtes bietet, 462/1; beide Ereignisse, die Verbannung Kimons und der Sturz des Areopags, treten so in den engsten Zusammenhang mit einander (doch vgl. Plut. Kim. 15).

Von besonderer Bedeutung für die Chronologie unseres Abschnittes sind die von Thukydides I. 104 bis 106 berichteten Ereignisse. Diesen gegenüber befinden wir uns in der erfreulichen Lage, aus einer Quelle schöpfen zu können, die vor aller Überlieferung der Schriftsteller, selbst des Thukydides, entschieden den Vorrang behauptet, die aber für die Zeit der Pentekontaetie nicht

gerade ergiebig genannt werden kann, ich meine die Inschriften. Der bekannten Totenliste der Phyle Erechtheis (CIA. I. 433) verdanken wir den wichtigen Aufschluß, daß alle in jenen Kapiteln behandelten Unternehmungen Athens, die Ausfahrt der Flotte nach Kypros und Ägypten, ferner die Kämpfe in der Halias, bei Ägina und Megara, einem und demselben Jahre angehören (τοῦ αὐτοῦ ἐνιαυτοῦ, wobei sicherlich an den gleichen Sommer zu denken ist). Welches Jahr es ist, darüber fehlt in der Inschrift eine bestimmte Angabe, doch meint Cauer für die Entscheidung dieser Frage einen gewissen Anhaltspunkt in der Schreibung des Sigma gefunden zu haben. Während nämlich in dem Hauptteile der Inschrift ausschließlich das ältere dreistrichige Sigma angewendet ist, erscheint in einem kurzen Nachtrage wenigstens ein Beispiel des jüngeren vierstrichigen. Nun ersehen wir aus den Tributquotenlisten (CIA. I. 226 ff.), daß seit 453/2 neben dem dreistrichigen Sigma das vierstrichige allmählich in den Gebrauch eindringt und immer häufiger wird, bis seit 446/5 das erstere ganz verschwindet. Demnach ist Bauer der Ansicht, daß der Stein der Erechtheis nicht allzulange vor 453/2 entstanden sein müsse (jedenfalls aber vor 454/3, da in diesem Jahre nach den Tributquotenlisten Ägina bereits tributpflichtig war): er teilt ihn und die Begebenheiten, auf die er sich bezieht, dem Jahre 456 zu, dem frühesten, das bei der späteren Ansetzung des messenischen Krieges in Frage kommen konnte. Mir scheint zunächst der auf die Schreibung des Sigma gegründete Beweis nicht zwingend zu sein. Das einmalige Vorkommen eines vierstrichigen Sigma in jenem Nachtrage, der auch nach Bauer wahrscheinlich etwas späteren Ursprungs ist, fällt sicherlich nicht so schwer in die Wagschale, wie die ausschließliche Verwendung des dreistrichigen Sigma in dem Hauptteile der Inschrift; letzterer Umstand weist entschieden auf ein früheres Jahr als das von Bauer angenommene hin. Dazu kommen folgende Erwägungen. Läßt man mit Bauer die Athener erst im Jahre 456 den ägyptischen Aufstand unterstützen, so ist man genötigt, das Ende dieses Krieges 450 zu setzen, mithin später als die Feldzüge des Myronides nach Thessalien und des Perikles gegen Sikyon, die doch von Thukydides erst nach der Vernichtung

der atheniſchen Flotte in Ägypten berichtet werden. Überdies findet ſich ſchon in den 458 aufgeführten Eumeniden des Äſchylus eine deutliche Anſpielung auf das ägyptiſche Unternehmen (V. 292 ff.), wie insbeſondere von Wecklein (a. a. O. S. 77) hervorgehoben iſt. Endlich ſteht Bauers Annahme nicht im Einklange mit Diodor. Dieſer erzählt den ägyptiſchen Krieg nach ſeiner Gewohnheit in einem Zuge unter den Jahren 463 bis 460, chronologiſch wohl nur inſoweit richtig, als der Beginn des Aufſtandes in das erſtgenannte Jahr fällt. In ähnlicher Weiſe verteilt er die übrigen bei Thuk. I. 104 bis 106 berichteten Ereigniſſe auf zwei Jahre 459 und 458: hier wäre alſo 459 als dasjenige Jahr zu betrachten, welches er bei ſeinem Gewährsmanne angegeben fand. Dieſe Überlieferung aber erweiſt ſich bei näherer Prüfung als durchaus glaubwürdig. Das Ende des ägyptiſchen Krieges würde dementſprechend in das Jahr 453 zu ſetzen ſein (nach Thuk. I. 109: τὰ τῶν Ἑλλήνων πράγματα ἐφθάρη ἓξ ἔτη πολεμήσαντα), Myronides' Kriegszug nach Theſſalien und Perikles' Seeunternehmung gegen Sikyon und Akarnanien, die von Thukydides in unmittelbarem Anſchluſſe an die letzten Schickſale der Athener in Ägypten berichtet werden, wahrſcheinlich noch in das nämliche Jahr. Diodor hat Perikles' Seeunternehmung an zwei Stellen, einmal zu dem Jahre 455 und dann wieder unter dem Archontate des Lyſikrates 453/2; dieſe auffällige Erſcheinung läßt ſich indeſſen ohne beſondere Mühe aus der Eigentümlichkeit des Schriftſtellers erklären. Wie öfters, ſo giebt er auch in dieſem Falle zunächſt den Seezug des Tolmides und die Anſiedlung der Meſſenier in Naupaktos, Perikles' Fahrt nach Akarnanien und den Abſchluß des fünfjährigen Friedens in ununterbrochener Erzählung, richtig ausgehend von dem Jahre 456, dem der Seezug des Tolmides zugehört, die weiteren Begebenheiten aber ganz willkürlich auf die beiden folgenden Jahre verteilend. So iſt denn die Anſetzung von Perikles' Unternehmung im Jahre 455 ohne Belang: das richtige Jahr für dieſe liefert die zweite Anführung zu 453, das iſt das gleiche Jahr, das wir vorher durch Rechnung ermittelt haben.

Wie die Thuk. I. 104 bis 106 erzählten Ereigniſſe, ſo ſetzt Bauer auch die Schlachten bei Tanagra und bei Önophyta erheblich

ſpäter an, als es bisher zu geſchehen pflegte, und glaubt auch für dieſen Anſatz eine inſchriftliche Überlieferung geltend machen zu können. Er ſagt S. 125: „Auch der Inhalt einer Inſchrift (CIA. IV. 226), die vor 444/3 abgefaßt iſt und in der ein Vertrag Athens mit den Phokern erneuert wird, welcher unter Ariſtons Archontat (454/3) abgeſchloſſen worden war, fügt ſich nun ausgezeichnet in den Gang der äußeren Politik Athens. Die Niederlage von Tanagra im Herbſt 455 war eine Folge des Einſchreitens der Spartaner zu gunſten der Dorer gegen Phokis geweſen, nichts iſt näherliegend, als daß Athen nach dem Siege von Önophyta, vielleicht noch im Winter 455/4, zur Eröffnung von Verhandlungen mit den Gegnern Spartas geſchritten iſt, die dann im Sommer des Jahres 454 zur Ratifizierung eines Vertrages geführt haben.“ Den Anſchluß der Phoker an Athen berichtet Thukydides (I. 108) unter den Folgen der Schlacht bei Önophyta, aus der von Bauer beigezogenen Inſchrift ergiebt ſich alſo für dieſe Schlacht mit Notwendigkeit, daß ſie vor 454/3 ſtattgefunden hat, aber auch nur ſo viel; die endgiltige Regelung des Verhältniſſes durch den Abſchluß eines förmlichen Vertrags kann ſehr wohl ein paar Jahre nach der Schlacht erfolgt ſein. Als einen weiteren terminus ante quem für die letztere haben wir das Jahr von Tolmides' Unternehmung 456, als terminus post quem (vgl. Buſolt, Griech. Geſch. II. S. 453 A. 2) Pliſtoanax' Regierungsantritt, der 459/8 fällt. Da nun Thukydides den Zug der Spartaner gegen Phokis in engſter Verbindung mit den Ereigniſſen des Jahres 459 bringt, ſo iſt es das natürlichſte, die Schlacht bei Tanagra, vielleicht auch noch die bei Önophyta, 458 anzuſetzen (ſo Buſolt a. a. O.) oder aber die letztere Anfang 457. Wenn Diodor für Tanagra 458, für Önophyta 457 angiebt, ſo läßt ſich daraus nicht ohne weiteres folgern, daß auch in ſeiner Quelle die beiden Schlachten in verſchiedenen Jahren angeſetzt waren: wir haben auch in dieſem Falle mit der ſchon oft berührten Eigentümlichkeit des Schriftſtellers oder der beſonderen Art, in der er die Jahre abgeteilt hat, zu rechnen.

Es würde nunmehr die Frage zu erörtern ſein, in welchem Jahre der fünfjährige Frieden zwiſchen Athen und Sparta abgeſchloſſen wurde. Daß man dieſen gemeiniglich 451 anſetzt (ſo Krüger

und Schäfer), darf uns nicht Wunder nehmen, scheint es doch das einfachste und sicherste, von dem im Jahre 446 erfolgten Einfalle der Spartaner in Attika gerade so viele Jahre zurückzurechnen, als jener Vertrag in Kraft bleiben sollte. Indessen eine eingehendere Erwägung der inbetracht kommenden Umstände ist geeignet Zweifel an der Richtigkeit des Ansatzes wachzurufen; in diesem Punkte muß ich Bauer unbedingt beipflichten, dem übrigens Busolt vorangegangen ist. Zunächst sei bemerkt, daß eine bestimmte Zeitangabe für den fünfjährigen Frieden aus dem Altertume nicht vorliegt, denn Diodor, bei dem er unter dem Jahre 454 erscheint, schließt ihn einfach an die Feldzüge des Myronides und des Perikles an; bei Andokides aber (de pace 23. 40) und bei Äschines (de falsa leg. 51) sind die verschiedenartigsten Dinge in einer Weise durcheinandergeworfen, daß alle bisherigen Versuche, das Wirrsal zu lösen, ein befriedigendes Ergebnis nicht gehabt haben. Dagegen gewährt der Feldzug des Perikles einen sicheren Anhaltspunkt für den Abschluß des fünfjährigen Friedens (nach Thuk. I. 112: ὕστερον δὲ διαλιπόντων ἐτῶν τριῶν σπονδαὶ γίγνονται Πελοποννησίοις καὶ Ἀθηναίοις πενταετεῖς); gehört jener, wie wir vermutet haben und wie auch Diodor überliefert, in das Jahr 453, so muß dieser 450 fallen. Ferner ist es nach Thukydides' Darstellung (I. 112) wahrscheinlich, daß Athen sofort nach der Beilegung der Streitigkeiten mit den Peloponnesiern den Krieg gegen die Perser wieder aufnahm; Kimons Feldzug gegen Kypros aber fand 449 statt, wie nach Diodor alle neueren Forscher annehmen. Endlich findet die Ansicht, daß der fünfjährige Frieden erst im Jahre 450 abgeschlossen ist, ihre Bestätigung in verschiedenen Angaben des Thukydides über den dreißigjährigen Frieden, den die Spartaner gleich darauf mit den Argivern eingingen. Im Sommer 421 ist dieser Frieden noch nicht abgelaufen, aber seinem Ende nahe (ἐπ' ἐξόδῳ γὰρ — αἱ σπονδαὶ ἦσαν Thuk. V. 28), aller Wahrscheinlichkeit nach war 420/19 das letzte Jahr. Auch auf diesem Wege also werden wir auf 450 als das Jahr des fünfjährigen Friedens geführt. Ist diese Annahme zutreffend, so würde allerdings der Bestand des Friedens auf vier Jahre beschränkt, da der Einfall der Spartaner unter Pleistoanax zweifellos im Jahre 446 erfolgte. Indessen

braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß ähnliche Fälle in der griechischen Geschichte durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Auffällig scheint lediglich das Schweigen des Thukydides über eine Verletzung des Waffenstillstandes seitens Spartas, zumal in dem ersten Buche die Frage im Vordergrunde steht, ob Athen den Bestimmungen des dreißigjährigen Friedens zuwidergehandelt habe oder nicht. Doch auch dieses Schweigen läßt sich erklären, einmal mit der Thatsache, daß schon im heiligen Kriege die Athener auf Grund ihres phokischen Bündnisses mit Waffengewalt den Maßregeln der Spartaner entgegengetreten waren, und dann mit der offenbaren Kürze, deren sich der Schriftsteller gegenüber dem Einfalle des Pleistoanax befleißigt.

Über die Ereignisse von 450 bis 445, dem Jahre, in dem der dreißigjährige Frieden zwischen Athen und Sparta zustande kam, bedarf es keiner langen Auseinandersetzung. Kimons Feldzug gegen Kypros und sein Tod fallen, wie bereits erwähnt, jedenfalls 449 (nicht 448, wie Bauer meint), die Schlacht bei Koronea 447/6, die Erhebung von Megara und Euböa und der Einfall der Spartaner 446 (nach CIA. 233 hat Hestiäa im Frühjahr 446 noch Tribut gezahlt), der dreißigjährige Frieden endlich in den Winter 446/5 (nach Thuk. II. 1, womit sich auch II. 21 vereinigen läßt). Zweifelhaft bleibt, ob man den heiligen Krieg 448 oder 447 ansetzen soll, doch macht Busolt (Griech. Gesch. II. S. 545 A. 2) mit Recht darauf aufmerksam, daß die Wendung, deren sich Thukydides bedient (I. 113: καὶ χρόνου ἐγγενομένου), eine etwas längere Frist zwischen dem heiligen Kriege und der Schlacht bei Koronea anzunehmen nötigt.

Ich glaube in meinen Auseinandersetzungen wenigstens den Beweis erbracht zu haben, daß Bauers Versuch, auf Grund jener Stelle der Ἀθηναίων πολιτεία eine neue Chronologie der Jahre 465 bis 445 aufzustellen, entschieden verfehlt ist. Nach wie vor wird man im wesentlichen an den Ergebnissen festzuhalten haben, die Schäfer durch eine sorgfältige Prüfung der alten Überlieferung gewonnen hat, mögen auch im einzelnen Abweichungen angezeigt sein. In dieser Beziehung verdanken wir dem Geschichtswerke Busolts manche beachtenswerte Aufschlüsse.

**

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1891 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Ph. Wallach, cand. ph., hier;

ohne Wahlrecht:

Herr F. Adelmann, stud. ph., hier,
„ A. Sabor, Lehrer, hier,
„ Dr. ph. Orth, Lehrer, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Oberlehrer A. Caumont, als stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Dr. M. Banner und als Schriftführer Herrn Dr. F. Michel.

Es sprach in dieser Sektion am

25. November: Herr Dr. S. Gräfenberg über:
„Don Pedro Antonio de Alarcons Leben und Werke."

In der Litteratur Spaniens nimmt gegenwärtig die Novelle eine hervorragende Stelle ein. Vier Männer sind es, die vor allen anderen als die Hauptvertreter dieser Art von Prosadichtung angesehen werden können: Alarcon,[1]) Galdós, Valera und Pereda. Pérez Galdós hat schon über 40 Novellen unter den Gesamttiteln Novelas españolas contemporáneas und Episodios nacionales veröffentlicht, von denen einige, wie Gloria und Doña Perfecta in keiner spanischen Bibliothek fehlen. Von Juan Valeras Novellen hat Pepita Jiménez den größten Ruhm geerntet, von denen Peredas sind El Sabor de la Tierruca und Don Gonzalo González de la Gonzalera die bedeutendsten. Diese drei Männer leben noch, und Spanien darf noch manches von ihnen erwarten. Einer aber ist aus dem vierblätterigen Kleeblatt ausgeschieden, Alarcon,

[1]) Sprich Alarcón.

den im Juli 1891 ein frühzeitiger Tod dahingerafft hat. Seinem Andenken seien die folgenden Zeilen gewidmet.

Don Pedro Antonio de Alarcon wurde am 10. März 1833 in Guadix (Provinz Granada) als Sprosse eines altadeligen Geschlechts geboren, das während der Freiheitskriege fast ganz um Hab und Gut gekommen war. Das Schicksal dieser Familie teilte die Stadt Guadix im allgemeinen. Auch sie konnte auf eine lange ehrenvolle Vergangenheit zurückblicken; von ihrer einstmaligen Größe zeugte aber zu der Zeit, wo Alarcon zur Welt kam, nur noch ein Denkmal, die Kathedrale. Diese machte auf den Knaben einen tiefen Eindruck. In ihr konnte er zuerst die Schöpfungen der Baukunst bewundern, in ihr hörte er die erste Musik, dort sah er die ersten Gemälde und träumte er von der Poesie. Er gedenkt ihrer daher stets mit dankbarer Gesinnung und hat ihr in seinem Buche „Von Madrid nach Neapel" ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Waren die Vermögensverhältnisse der Eltern Alarcons von vornherein nicht glänzend, so erschwerte ihnen die große Anzahl ihrer Kinder noch mehr den Kampf ums Dasein. Der junge Pedro Antonio war das vierte von zehn Kindern, die alle die notwendige körperliche und geistige Pflege haben mußten. Auf Pedros besondere Fähigkeiten und Neigungen konnten seine Eltern daher wenig Rücksicht nehmen. Da war es denn ein glücklicher Zufall, daß sich in Guadix ein Seminar befand. Dies konnte der Knabe, welcher Jurisprudenz studieren wollte, besuchen, und hier legte er die Grundlage zu seinem Wissen. Mit 14 Jahren bestand er das Bakkalaureatsexamen in Granada und begann sich dort dem erwählten Studium zu widmen. Aber nicht lange sollte der Traum währen. Die Eltern konnten beim besten Willen die Kosten für dies Studium, besonders aber für den Aufenthalt in einer fremden Stadt nicht erschwingen, und so sah sich der junge Alarcon genötigt, nach Guadix zurückzukehren und auf Wunsch seiner Eltern auf dem Seminar Theologie statt Jurisprudenz zu studieren.

Seine Vorliebe für die schöne Litteratur fand damals reichliche Anregung. Es war die Zeit, wo die geistlichen Orden schon vertrieben waren. Ihre Häuser standen leer, und ihre Bücher, welche das Volk nicht verstand, waren in die Hände von Krämern

und dergleichen übergegangen, welche ihre Waren hineinwickelten. Was Alarcon retten konnte, brachte er an sich, und so gelangte er allmählich ohne große Geldopfer in den Besitz einer ansehnlichen Bibliothek. Und was er an Büchern hatte, las er auch mit bewundernswerter Geduld. Das Lesen lateinischer Schriftsteller machte ihm keine Schwierigkeiten, da er Latein auf dem Seminar gelernt hatte, und die Lektüre der spanischen war ihm eine Erholung. Da aber viele seiner Bücher italienisch und französisch geschrieben waren, mußte er auch diese Sprachen lernen. Die Art und Weise, wie er sie sich aneignete, legt ein beredtes Zeugnis sowohl von seiner Intelligenz als von seiner Ausdauer ab. Er besaß zwei Übersetzungen von Tassos Befreitem Jerusalem, eine spanische und eine französische; indem er beide verglich, lernte er französisch. Eine italienische Übersetzung der Äneide die ihm neben dem Original zu Gebote stand, diente ihm als einziges Hilfsmittel zur Erlernung des Italienischen. So zeigte Alarcon durch sein eigenes Beispiel, was der Wille alles vermag, besonders wenn er mit Einsicht und Verstand gepaart ist. Sollte er nicht an diese Zeit seines Lebens gedacht haben, als er die kleine Novelle La Corneta de llaves (Das Klappenhorn) mit dem Motto: Querer es poder (Wollen ist Können) schrieb?

Daß Alarcon bei der Auswahl seiner Lektüre nicht sehr peinlich zu Werke ging, war bald an den Folgen zu sehen. Eine Menge von Kenntnissen sammelten sich in seinem Geiste an, aber ungeordnet und wirr, wie die Bücherhaufen, denen er sie verdankte. In diese seine ersten Lehrjahre fallen auch die Anfänge seiner schriftstellerischen Thätigkeit: „Im Alter von 10 bis 19 Jahren", so lesen wir in Alarcons Historia de mis libros,[2]) „schrieb ich meine ersten Verse, Artikel und Novellen. . . Ich fing an zu schreiben, nur weil ich einem inneren Drange nachgab, und weil ich sonst in Guadix begraben geblieben wäre". Der junge Dichter besang seine Eltern und Geschwister, seine Vaterstadt, die Natur, später die Augen, den Mund, den Fuß, das Taschentuch, sogar die Unbeständigkeit und das Vergessen seiner Jugendgeliebten.

[2]) Vgl. unten S. 156.

Dabei dienten ihm Espronceda und Zorrilla, deren Gedichte ihm herumziehende Schauspieler in Menge vortrugen, als Muster. Aber die meisten seiner dichterischen Ergüsse, auch vier Dramen, welche er im Alter von 14 bis 16 Jahren verfaßte, ließ er später ins Feuer wandern. Nur wenig davon hielt er für existenzberechtigt. Ein älterer Freund, Don Eulogio Florentino Sanz, sagte zu dem 23jährigen Alarcon: „Du empfindest die Poesie richtig, aber Du reflektierst nachher zuviel und drückst Dich am Ende mit zu großer Klarheit und Offenheit aus. Du bist nicht dazu geboren, das Leben zu besingen, sondern es in allen Einzelheiten zu beschreiben. . . Singe nicht, schreibe.“ Alarcon fühlte, daß sein Freund recht hatte; er ließ die Verse beiseite und schrieb in Prosa. So kam es denn, daß seine Gedichte, von denen ihm des Stoffes wegen einige besonders am Herzen lagen, erst 1870, und zwar auf Veranlassung Valeras und anderer Freunde dem Drucke übergeben wurden.

Alarcons ältestes Prosawerk (wenn es auch nicht zuerst gedruckt wurde) war die Novelle El Final de Norma. Der Verfasser war damals 17 bis 18 Jahre alt und wußte von der Welt noch weiter nichts, als was er durch Bücher und Landkarten gelernt hatte. Desto mehr beschäftigte sich aber seine Phantasie mit den fernen Ländern, und so kam er auf den Gedanken eine Novellentetralogie „Die vier Himmelsgegenden“ zu schreiben. Er vollendete aber nur eine von diesen Novellen, nämlich die, welche im Norden spielt. Diese läßt so recht deutlich den Einfluß französisch-romantischer Lektüre auf seine Phantasie erkennen. Alles lebte und strebte in ihm. Aber Guadix war nicht der Ort, an dem er die Befriedigung seiner Wünsche erreichen konnte. So wandten sich seine Augen nach Madrid, dem Mittelpunkte spanischen Geisteslebens.

An eine Verwirklichung seines Planes konnte Alarcon natürlich in nächster Zeit gar nicht denken. Wovon sollte er in Madrid leben? Und hatte er denn nur an sich zu denken und nicht auch an seine Familie? Seine Eltern hatten sich nun einmal an den Gedanken gewöhnt, daß der mit Geistesgaben reich ausgestattete Sohn dereinst eine hohe Stellung in der Kirche einnehmen und ihnen dann im Alter eine wirksame Stütze sein würde. Daher rieten sie ihm von seinem Vorhaben ab, und das um so beharr-

licher, als sie überzeugt waren, daß ihm die litterarische Thätigkeit so viel wie nichts einbringen, ein geistliches Amt aber ein sicheres Auskommen gewähren würde. Lange schwankte Alarcon, ob er den Gefühlen kindlicher Liebe oder einem inneren Drange folgen sollte, der ihn von der Theologie zur Litteratur hinüberzog. Schließlich siegte in ihm die Überzeugung, daß er nicht zum Geistlichen tauge, und so beschloß er seiner eigenen Neigung zu folgen. Die erforderlichen Geldmittel mußte er sich natürlich selbst verschaffen; das konnte aber einem Manne von solcher Willenskraft nicht zu schwer fallen.

Durch die Vermittelung seines Freundes und Landsmannes Torcuato Tárrago machte Alarcon die Bekanntschaft eines reichen und wissenschaftlich sehr gebildeten Einwohners von Cadiz. Da kam er auf den Gedanken eine litterarische Revue zu gründen, zu der er mit seinem Freunde das Manuskript, der Gaditaner aber das Geld liefern sollte. Man einigte sich, und so entstand das Eco de Occidente, eine Wochenschrift für Litteratur, Kunst und Wissenschaft, welche in Cadiz und Granada drei Jahre lang erschien und die ersten Schriften Alarcons veröffentlichte. Das Unternehmen glückte und warf soviel ab, daß Alarcon am Schlusse eines Jahres reich genug war, mit eigenen Mitteln die Reise nach der Hauptstadt antreten zu können. Dies geschah am 18. Januar 1853.

Nach einmonatlichem Aufenthalte in Cadiz, wo er sich mit der Organisation seiner Zeitschrift beschäftigte, kam Alarcon, kaum 20 Jahre alt, in Madrid an. Er hatte einiges Geld, aber weder Gönner noch Empfehlungsbriefe an solche, die es hätten werden können, dafür aber einen Vorrat von Versen, auf die er nicht geringe Hoffnungen setzte. Wie viele junge Schriftsteller, hatte auch er sich berufen geglaubt, das unvollendete Werk Espronceda's El Diablo Mundo fortzusetzen. Aber der Buchhändler, der seine Verse veröffentlichen sollte, teilte ihm mit, daß ein Mann von erklärtem Rufe, Don Miguel de los Santos Alvarez, diese Aufgabe schon mit bestem Erfolge gelöst hätte. Welch harter Schlag für Alarcon! Aber er verlor den Mut nicht; er verbrannte ruhig seine Verse und tröstete sich durch fleißigen Besuch des Madrider

Opernhauſes, das eine gewaltige Anziehungskraft auf ihn ausübte, aber auch ſeine Geldmittel ſchnell erſchöpfen half. So war er bald wieder ſo arm wie zuvor, nur um eine Enttäuſchung reicher. Jetzt bedauerte er von Guadix weggegangen zu ſein, und damit überkam ihn die Sehnſucht nach dem elterlichen Hauſe. Da er mittlerweile militärpflichtig geworden war, entſchloß er ſich in die Heimat zurückzukehren. Der verlorene Sohn wurde mit offenen Armen empfangen. Seine Eltern gaben ihm gleich einen großen Beweis ihrer zärtlichen Liebe. Sie kauften ihn vom Militär los und erlaubten ihm, da ſie ihn ja doch nun einmal nicht von ſeiner Laufbahn abbringen konnten, ſeinen Aufenthalt in Granada zu nehmen, damit er an Ort und Stelle das Eco de Occidente leiten könne. In Granada trat er in die Geſellſchaft „La Cuerda“ ein, welche Männer wie Caſtro y Serrano, Moreno Nieto, Fernandez Jimenez, Manuel del Palacio, Soler, Salvador de Salvador u. ſ. w. zu ihren Mitgliedern zählte.

Um dieſe Zeit machten ſich Strömungen in Spanien geltend, die in der franzöſiſchen Revolution von 1848 ihren Urquell hatten und revolutionäre Bewegungen hervorriefen wie die, an deren Spitze Vicálvaro ſtand. Auch Alarcon ließ ſich von dieſer Strömung hinreißen und nahm ſogar trotz ſeiner zwanzig Jahre eine führende Stellung dabei ein. Den Kampf mit den Waffen unterſtützte er nicht unweſentlich durch eine neue Zeitung „La Redención“. Trotz äußerer Erfolge ſah er doch bald das Nutzloſe ſeiner Anſtrengungen ein und beſchloß wieder von Granada nach Madrid zu gehen.

Eine Anzahl ſeiner Freunde ſtellte ſich dort auch bald ein. Es waren Mitglieder der ſchon genannten Cuerda, welche in Madrid zu einer Colonia granadina zuſammentraten und die Deviſe Sin un cuarto (ohne einen Heller Geld) im Wappen und auch im Beutel führten. Ihre Hauptbeſchäftigung beſtand darin, daß ſie einen Hagel von Artikeln, Spottgedichten und Karrikaturen über Madrid ausſchütteten. Sie wurden dadurch populär, blieben aber immer noch in ſchlechten Verhältniſſen. Das hielt ſie jedoch nicht davon ab, der Zukunft ruhig entgegenzuſehen und ſich manchen Scherz zu erlauben, den man eben nur der Jugend

mit dem holden Leichtsinn nachsieht. In Alarcons kurzen Novellen, besonders in der Sin un cuarto betitelten, finden wir manches Erlebnis aus dieser Zeit, wenn auch mit erfundenen Namen, wiedererzählt. So lud einer von ihnen einmal einen reichen Bankier zu einem opulenten Essen ein, das dieser schließlich selbst bezahlen mußte. Sie führten das reinste Zigeunerleben. War dieses im gewöhnlichen Leben romantisch, so fing es auf dem Gebiete der Politik an gefährlich zu werden.

Alarcon hatte nämlich in jugendlichem Ungestüm die Leitung des oppositionellen Blattes El Látigo (die Peitsche) übernommen und war so mit 21 Jahren Direktor und Redakteur eines Blattes vom Stile der Lanterne Rochefforts, das ein Seitenstück zu dem Granadiner Blatte La Redención bildete und wie dieses kein Mittel scheute, die Regierung anzugreifen und bloszustellen. Das brachte ihm eines Tages ein Duell ein, welches einen unglücklichen Ausgang für ihn hätte nehmen können, wenn nicht sein Gegner (Heriberto Garcia de Quevedo) großmütig in die Luft geschossen hätte. Dieser Tag bedeutet eine Wendung in seinem Leben. Alarcon dachte über seinen jugendlichen Streich nach, sah ein, daß seine Ideale Produkte einer stark erregten Phantasie seien, und beschloß der Politik den Rücken zu kehren. Zudem hatte seine Gesundheit in dieser aufregenden Zeit gelitten, und das war ein Grund mehr für ihn sich in Segovia kurze Zeit zu erholen und fortan ein friedlicheres Leben in der Beschäftigung mit der Litteratur zu führen. In Segovia wurde auch die Novelle El Final de Norma, die wir schon oben besprochen haben, gedruckt, außerdem eine Reihe kleinerer Artikel für die verschiedensten Zeitungen verfaßt. Diese Artikel sind zwar nicht alle um dieselbe Zeit entstanden, es ist aber hier am ersten der Ort, sie im Zusammenhange zu besprechen. In zwei Sammlungen sind sie vereinigt: Novelas cortas heißt die eine, Cosas que fueron die andere.

Die Novelas cortas (kurze Novellen), 38 an der Zahl, sind in drei Bänden in der Biblioteca de Escritores castellanos erschienen. Band I enthält Cuentos amatorios (Liebesgeschichten), Band II Historietas nacionales (nationale Erzählungen) und Band III Cuentos inverosímiles (unwahrscheinliche Geschichten).

In seiner Historia de mis libros bespricht Alarcon diese Erzählungen ziemlich eingehend. Er unterscheidet drei Arten seiner Erzählungskunst. In der ersten Periode, der von Guadix, der natürlichen, folgt er dem Vorbilde Scotts, Dumas', V. Hugos, Balzacs und George Sands: er erzählt mehr, als daß er beschreibt oder reflektiert. In dieser Zeit sind die meisten und besten seiner Novellen entstanden. Die zweite oder Madrider Periode huldigt mehr dem Geschmacke Alphonse Karrs, also der vie de Bohême, in der dritten oder spanischen Periode steigt Alarcon höher und nimmt sich Cervantes, Quevedo, Goethe, Manzoni, Scott, Balzac in verbesserter Gestalt, Goldsmith und Dickens zum Vorbilde, auch Byron und Shakespeare.

Allen drei Perioden ist dies gemeinsam, daß Alarcon seine Stoffe aus dem Leben geschöpft hat. Das Erfinden ist ja, wie er selbst zugesteht, nie seine starke Seite gewesen: „Yo no soy aficionado á inventar historias." Seine Erzählungen sind daher fast alle wahren Begebenheiten nachgebildet. Dies gilt in hervorragendem Maße von den Historietas nacionales, zum größten Teile aber auch von den Cuentos amatorios, in denen, wie in Sin un cuarto, Alarcon selbst eine Rolle spielt. Wenn er nun aber in seiner Hist. d. m. l. ausführt, daß seine Cuentos amatorios mehr der altspanischen Manier von Cervantes, Quevedo und Tirso de Molina folgen, als der neuen französischen Richtung, „in welcher die sinnliche Liebe sich über jedes göttliche und menschliche Gesetz hinwegsetzt", so irrt er sich. Denn erstens haben Cervantes, Quevedo und Tirso manchmal die Moral nicht glimpflicher behandelt als die modernen Franzosen, und zweitens hat auch Alarcon manche Novelle geschrieben, die aus der Feder eines dieser Franzosen geflossen sein könnte und an Realismus nichts zu wünschen übrig läßt (z. B. Por qué era rubia; La Comendadora; Tic . . . tac.).

Die zweite Sammlung von Alarcons kleineren Schriften führt den Titel Cosas que fueron (Vergangene Zeiten) und enthält 17 Sittenbilder, welche der Verfasser vor allen andern der Aufnahme in einen besonderen Band für würdig gehalten hat. Dieser Zweig der erzählenden Dichtkunst hat im 19. Jahrhundert stets

geblüht. Mesonero Romanos (El curioso parlante), Estebanez Calderón (El Solitario), Larra (Fígaro) haben schon Hervorragendes auf diesem Gebiete geleistet. Alarcon ist ihr würdiger Nachfolger. Manche seiner Articulos sind in fremde Sprachen übersetzt und werden heute noch in spanischen Zeitschriften abgedruckt. Am bekanntesten ist der Artikel, welcher die Sammlung eröffnet: La Noche buena del Poeta, der Weihnachtsabend des Dichters. Es sind Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, welche Alarcon hier wiedergiebt: angenehme, wenn er an seine früheste Jugend im Elternhause denkt, trübe, wenn er sich bewußt wird, daß er jetzt, fern von der Heimat, allein in der Welt steht. Ein anderer Artikel führt den Titel: Was man durch ein Fernrohr sieht (Lo que se ve con un anteojo). Alarcon richtet von der Zitadelle von Gibralfaro (bei Malaga) sein Fernrohr auf die Stadt und sieht, wie ein Soldat erschossen wird, einer Kleinigkeit wegen, wie sich nachher herausstellt. Diesen Anlaß benutzt er zu einem kräftigen Ausfalle gegen jede Art der Todesstrafe, und er ist auch sein ganzes Leben lang ein Gegner derselben geblieben.

Alarcon beschränkte sich aber nicht auf Artikel erzählenden Inhalts; in der Zeit, wo die eben besprochenen zum größten Teil erschienen, legte er auch den Grund zu seinem Rufe als Kritiker. Ein stattlicher Band Juicios literarios y artisticos enthält seine Besprechungen. Sein Urteil war streng und zog ihm manche Feindschaft zu, namentlich von seiten derer, die für das Theater schrieben. Diese warteten daher auf eine Gelegenheit, wo sie es ihm vergelten könnten. Sie bot sich ihnen bald.

Am 5. November 1857 wagte sich nämlich Alarcon selbst mit einem Theaterstücke an die Öffentlichkeit. Im Teatro del Circo wurde sein Drama El hijo pródigo gegeben. Der Erfolg an jenem Abende war ein glänzender; seine Freunde waren begeistert, seine Gegner verstummten, und der Verfasser wurde öfters hervorgerufen. Aber die Zeitungen brachten am anderen Morgen andere Meldungen. Die eine leugnete den Erfolg des Dichters, die andere behauptete, er sei ausgezischt worden, und wieder eine andere hatte sich berichten lassen, der Applaus sei ein erkaufter gewesen. So wurde das Drama, welches trotz seiner Schwächen

vom Publikum wohlgefällig aufgenommen war, von den Zeitungsrezenſenten herabgezogen. Leider ließen ſich diejenigen, welche das Stück noch nicht geſehen hatten, von dieſen Rezenſionen beeinfluſſen. Das ſchmerzte Alarcon ſo ſehr, daß er es nicht wieder aufführen ließ und überhaupt nicht mehr fürs Theater ſchrieb. Das Stück ganz aufzugeben ſcheint übrigens nicht ſeine Abſicht geweſen zu ſein, denn wir leſen in der Hist. de mis libros darüber folgendes: „Wenn Gott mir Zeit giebt, werde ich dieſes Drama verbeſſern; in dieſem Falle werde ich auch geſtatten, daß man es wieder aufführt . . ., aber erſt, wenn ich in eine beſſere Welt eingegangen bin. Vorher nicht.“

In dem Maße wie Alarcon allmählich in Madrid bekannt und berühmt wurde, fand er auch Eingang in die vornehme Welt und damit in die Sphären, welchen die Helden ſeiner Novellen zum Teil entnommen ſind. Dort lernte er auch das Leben kennen, wie es ſich in der Wirklichkeit ausnimmt, frei von jenen romantiſchen Anſchauungen, die ihm ſeine Phantaſie eingegeben hatte.

Da brach im Jahre 1859 der Krieg gegen Marokko aus. Hatte Alarcon ſich auch früher vom Militärdienſt loskaufen laſſen, ſo wollte er doch jetzt nicht zurückbleiben und zog daher als Freiwilliger mit ſeinen Landsleuten ins Feld. Ercilla, Garcilaſo, Camoens, Cervantes und Calderon, die alle für ihr Vaterland gekämpft hatten, leuchteten ihm als Beiſpiel voran. Er nahm an mehreren Schlachten teil, wurde auch verſchiedentlich verwundet, aber als der Krieg beendet war, kehrte er mit einer Penſion, zwei Tapferkeitsmedaillen und einem neuen Buche heim. Dies führt den Titel: Diario de un testigo de la guerra de africa (Tagebuch eines Augenzeugen des afrikaniſchen Krieges). An dieſem Werke hatte Alarcon unter den eigentümlichſten Verhältniſſen gearbeitet. Jede dienſtfreie Stunde hatte er ſich zunutze gemacht; oft hatte er ſogar abends, wenn alles ſtill um ihn herum war, inmitten ſchlafender Kameraden daran geſchrieben. Es ſind Schilderungen, wie ſie ihm die Erinnerung friſch diktierte, voll Patriotismus und Lebenswahrheit. Der Erfolg war ein in jeder Hinſicht großartiger. Wie er ſelbſt erzählt, brachten die 50000 Exemplare, welche in Madrid von ſeinen Freunden

Gaspar und Roig gedruckt wurden, etwa 2½ Millionen Realen[3]) ein, von denen ihm eine beträchtliche Summe zufiel. Aus den verschiedensten Teilen Spaniens bekam er Zuschriften, die alle voll des Beifalls waren. Damit war seine Popularität fest begründet.

Die Summe, welche Alarcon vom Verleger als Honorar für sein Diario bekommen hatte, ermöglichte es ihm eine Reise zu machen, wie sie schon lange sein lebhafter Wunsch gewesen. Er besuchte Frankreich, die Schweiz und Italien und kehrte nach sechs Monaten in die Heimat zurück, reich an neuen Eindrücken und im Besitze eines neuen Buches, in dem er diese Eindrücke niedergeschrieben hatte: De Madrid á Nápoles (1861). Unmittelbar an Ort und Stelle war es entstanden, an den Plätzen, welche er darin bespricht: „Auf der Eisenbahn, in der Post, auf dem Pferde oder dem Maultiere, zu Schiffe oder zu Fuß, in den Museen, auf öffentlichen Plätzen und Straßen, in Kirchen, in Cafés, in königlichen Palästen, auf Bahnhöfen und in Gasthäusern", wo er nur etwas sah oder hörte, machte er seine Aufzeichnungen. Diese sind der Natur abgelauscht, ein Naturalismus eigener Art spiegelt sich in ihnen wieder; es sind, wie Alarcon selbst sagt, geschriebene Photographieen. Auch dies Buch fand, wie sein Vorgänger, allgemeinen Beifall.

Damit ist die erste Periode von Alarcons litterarischer Thätigkeit zu Ende. Es folgt wieder eine Zeit politischen Lebens, in der er der Regierung gegenübertritt. Seine Landsleute stellten ihn als Kandidaten für den Kongreß auf. Alarcon gab aber der ministeriellen Opposition nach und trat zurück, weil er hoffte auch so seiner Sache nützen zu können. Bei den nächsten Wahlen siegte Alarcon aber und wurde Deputierter.

Im Jahre 1866 mußte er jedoch infolge heftiger Opposition gegen die Regierung das Land verlassen und ging nach Paris in die Verbannung. Als diese aufgehoben war, kehrte er wieder nach Granada zurück. Es würde uns zu weit führen, wollten wir seine politische Thätigkeit eingehend besprechen. Es sei nur noch hervor-

[3]) über 600 000 Francs.

gehoben, daß Alarcon vom fanatiſchſten Oppoſitionsmanne allmählich zum Regierungsfreund wurde und ſich ſogar zum Miniſter und Staatsrat ernennen ließ (1875). Dieſen Übergang ſucht er ſelbſt zu rechtfertigen. Nicht er habe ſich verändert, ſondern die innere Lage Spaniens. Zwiſchen 1861 und 1874 liegt allerdings das Revolutionsjahr 1868, aber ſeine Kritiker behaupten zum Teil, daß ſeine frühere Politik überhaupt eine calavereda, ein Jugendſtreich, eine Reihe von Irrtümern geweſen ſei.

In dieſe Periode litterariſcher Unthätigkeit, welche Alarcon ſelbſt Paréntesis nennt, fallen mehrere für Alarcon wichtige Ereigniſſe: Der Tod ſeines Vaters und zweier guter Freunde im Jahre 1863, und zwei Jahre ſpäter ſeine in Granada vollzogene Vermählung mit Doña Paulina Contreras y Reyes, einer Dame von vorzüglicher Herzens- und Geiſtesbildung, die ihm ſelbſt die treueſte Gattin, ſeinen Kindern, von denen zwei ſehr früh ſtarben, die ſorgſamſte Mutter war.

Mit ſeiner Novelle La Alpujarra kehrte Alarcon im Jahre 1873 wieder zur Litteratur zurück. Dieſe Novelle ſpielt in dem andaluſiſchen Berglande und predigt angeſichts der Leute, welche noch heute etwas mauriſches Blut in ihren Adern haben, die Toleranz. Er mißbilligte die Verfolgung der Mauren und der Juden durch die Chriſten ebenſo entſchieden wie das entgegengeſetzte Verfahren. Unbegreiflich iſt es darum, wie ihm manche ſeiner Kritiker den Vorwurf der Intoleranz machen konnten. „Ebenſoſehr verurteile ich die Mauren, welche Chriſten verfolgten, wie die Chriſten, welche Mauren verfolgten; ich haſſe jede Gewaltthätigkeit in Glaubensſachen; ich bin nicht allein ein Sohn des Evangeliums, ſondern auch tolerant und liberal in gutem Sinne beider Worte.“ (Hist.) Alarcon begann dieſe Novelle an demſelben Tage, an welchem er vierzig Jahre alt wurde, alſo am 10. März 1873, und beendete ſie noch in demſelben Jahre.

Im folgenden Jahre (1874) erſchien die Novelle: El Sombrero de tres picos (der Dreiſpitz), ein Meiſterwerk in jeder Beziehung, das auch die Kritik anerkannte. Sie iſt wohl die populärſte von allen Novellen Alarcons, und dieſer Umſtand rechtfertigt eine etwas eingehendere Beſprechung. Im Sommer des

Jahres 1874 hatte Alarcon für eine auf der Insel Cuba erscheinende Zeitschrift einen Beitrag zu liefern. Da erinnerte er sich der allbekannten Romanze vom Corregidor und der Müllerin und beschloß daraus mit einigen Änderungen, welche die gute Sitte zu fordern schien, eine kleine Novelle zu machen. Vierundzwanzig Stunden später war sie auf zehn bis zwölf Seiten fertig. Im Begriff sie fortzuschicken kam er auf den Gedanken den dankbaren Stoff zu einer größeren Novelle auszuarbeiten. Er machte sich sofort ans Werk und hatte am folgenden Tage schon die ersten vier Kapitel (etwa zwanzig Seiten der jetzigen Ausgabe) druck- und reisefertig. Auf Anraten eines guten Freundes entschloß er sich jedoch das Vollendete nicht abzusenden, sondern die Novelle erst ganz fertigzustellen und dann nicht in Cuba, sondern in Madrid zu veröffentlichen. Nach weiteren sechs Tagen konnte das ganze Manuskript in die Druckerei der Revista Europea wandern, und wiederum einen Monat später erschien die Novelle in neuem besonderen Bande. Seitdem ist sie häufig wieder aufgelegt worden. Über die Grenzen Spaniens hinaus liest man sie, denn es existieren portugiesische, französische, deutsche, italienische, rumänische, englische und russische Übersetzungen von ihr; die deutsche ist in der Reclamschen Bibliothek erschienen.

Die Novelle versetzt uns in die Jahre zwischen 1804 und 1808, also in eine Zeit, wo Spanien noch in Abgeschlossenheit seinem eigenen alten Schlendrian folgte. „Damals regierte in Spanien noch Karl IV. von Bourbon, von Gottes Gnaden, wie die Münzen sagten, aber von Napoleons Gnaden oder infolge von dessen Vergeßlichkeit, wie die französischen Bülletins meinten.“ Damals befand sich in der Nähe einer kleinen Stadt Andalusiens eine Mühle, welche in den Nachmittagsstunden der Sammelplatz der Honoratioren des Städtchens war. Dort fanden die Herren Erholung von den Anstrengungen des Tages und Erfrischungen je nach der Jahreszeit, aber auch etwas für Herz und Auge; denn des Müllers Frau, señá Frasquita, war schön wie eine griechische Statue. Unter den Nachmittagsgästen war einer, der die schöne Müllerin mit anderen Augen ansah, als es sich für einen Mann von Amt und Würden, der noch dazu selbst verheiratet war, schickte.

Das war der Corregidor[4]) des Städtchens, der Mann mit dem Dreiſpitz. Zwar hatte ihm die Müllerin eben erſt noch vermittelſt ihrer Fäuſte unzweideutige Beweiſe ihrer Geſinnungen gegen ihn gegeben, und doch verſuchte es der alte Sünder, zu ſeinem Ziele zu gelangen. Er ließ den Müller noch am Abend desſelben Tages von dem Alkalden des nächſtgelegenen Dorfes vorladen und machte ſich, als er jenen in ſicherem Gewahrſam wußte, auf nach der Mühle. Unterdeſſen ſteigen in dem Müller, den die plötzliche Vorladung bei Nacht überhaupt mißtrauiſch gemacht hatte, allerhand böſe Gedanken auf. Er verläßt heimlich das Logis, das ihm der Alkalde angewieſen hat, und eilt zur Mühle, deren Thüre zu ſeinem Entſetzen weit offen ſteht. Er geht durch die Küche, wo er die Kleider des Corregidor findet, blickt durch das Schlüſſelloch und ſieht den Kopf ſeines Todfeindes auf ſeinem eigenen Kiſſen liegen. Schon hat er eine alte Büchſe von der Wand genommen, um ſeine Ehre zu rächen, da fällt ſein Blick wieder auf die neben ihm liegenden Kleider des Corregidors. Ein Gedanke blitzt in ihm auf. Er zieht die Uniform an, ſetzt den allbekannten Dreiſpitz auf und eilt mit den Worten: „Auch die Corregidorsfrau iſt hübſch“ in die Stadt. Dort findet er unerkannt im Hauſe des Ehrenräubers Einlaß; das iſt aber auch alles, was er erreicht. Am folgenden Morgen klärt ſich hier der wahre Sachverhalt auf. Der Korregidor war, als er auf Schleichwegen zu der Müllerin gelangen wollte, in den Mühlgraben gefallen und auf ſein Hülfegeſchrei hin von jener herausgezogen worden. Da für den ſchon bejahrten Mann das unfreiwillige Bad böſe Folgen zu haben ſchien, ſteckte ihn die beherzte Müllerin in das Bett ihres Mannes, gab ihm tüchtig zu ſchwitzen ein und hängte ſeine Kleider zum Trocknen in der Küche auf. Dann lief ſie fort, um ihren Mann zu ſuchen, ſo ſchnell, daß ſie nicht einmal die Thüre zur Mühle hinter ſich zuſchließen konnte. Da ſie ihn im Nachbardorfe nicht mehr fand, eilte ſie in die Stadt, wo ſich in der Corregidorswohnung alles zur Zufriedenheit der beiden Frauen, aber zur Beſchämung der beiden Männer aufklärte, von denen der eine das Weib ſeines Nächſten begehrte,

[4]) Bürgermeiſter und Oberrichter.

*

der andere sich durch allerdings merkwürdige Umstände hatte verleiten lassen, einen Augenblick an der Treue seines eigenen zu zweifeln.

Das ist in großen Zügen der Gang der Handlung. Die Charaktere der einzelnen Personen sind lebenswahr geschildert, Zeit und Ort der Handlung treu wiedergegeben. Die Sprache ist natürlich und ungezwungen, und infolgedessen sind manche Szenen von überraschender dramatischer Kraft. Von Reflexionen hat sich Alarcon zum Vorteile des Ganzen ferngehalten; er zeigt sich hier in seiner ganzen Größe als Erzähler.

Das nächste Jahr (1875) war in mehr als einer Hinsicht bedeutungsvoll für Alarcon. Außer seiner Ernennung zum Staatsrate und zum Mitgliede der Königlichen Akademie brachte es ihm das Großkreuz Isabellas der Katholischen, alles dies in Anerkennung seiner Bestrebungen für Litteratur und Politik. In demselben Jahre erschien aber auch ein neues, Aufsehen erregendes Werk aus seiner Feder: El Escándalo (Der Skandal). Diese Novelle ist entschieden die bedeutendste von allen. — Ein junger Mann, Fabian Conde, lernt, nachdem er Jahre lang ein wüstes Leben geführt, Gabriela, ein schönes, reines Mädchen, kennen und lieben. Geläutert durch diese Liebe beschließt er, um sich der Geliebten würdig zu zeigen, von nun an ein besseres Leben zu führen und hält auch Wort. Nur noch einige Tage trennen die Liebenden von der Erfüllung ihres Herzenswunsches. Da wird Fabian von der Frau seines vertrautesten Freundes verleumdet. Außer Stande, sich vor ihrem Gatten zu rechtfertigen, denn dieser kannte nur zu gut Fabians Vorleben, geht er, in der Angst seine Geliebte zu verlieren, zu einem sehr angesehenen Jesuiten. Nach langer banger Unterredung, während welcher Fabian dem Priester sein Herz ausgeschüttet und dessen Rat gehört hat, ist er entschlossen auf Hab und Gut, ja sogar auf Gabriela zu verzichten und nur noch im Dienste Gottes weiterzuleben. Da bekennt im letzten Augenblicke die Verleumderin ihre Schuld, sodaß Fabian, der durch diese Prüfung wirklich ein anderer Mensch geworden ist, sich mit seiner Geliebten vereinen kann. — Das ist, wenn wir von einer Reihe von Nebenumständen absehen, im wesentlichen der

Inhalt der Novelle. Sie ist von mancher Seite angegriffen worden, denn viele wollten in ihr, wie auch in seiner akademischen Antrittsrede La Moral en el Arte Zeichen ultramontaner Gesinnung finden. Aber das ist ein Irrtum. Es lag Alarcon nur daran zu zeigen, daß der Sünder schließlich doch einmal der verdienten Strafe für seine Übelthaten anheimfällt, und daß dann die Religion allein imstande ist, den Reuigen vor der Verzweiflung zu retten.

Die Macht des Glaubens ist auch die Grundidee seiner wenige Jahre später erschienenen Novelle El Niño de la Bola (Der Knabe mit der Weltkugel). Der Held der Erzählung, Manuel Venegas, findet, als er nach langen Reisen in die Heimat zurückkehrt, seinen Platz im Herzen eines jungen Mädchens von einem anderen eingenommen. Voll Ingrimm schwört er seinem Nebenbuhler Rache. Da sendet ihm sein früherer Erzieher, ein Priester, aus der Kirche den Christusknaben mit der Weltkugel ins Haus, und der Anblick dieses Heiligtums, mit dem er eine Nacht geistigen Kampfes verbringt, lenkt ihn von seinem Vorhaben ab.[5])

Diese Novelle ist 1879 in Valdemoro geschrieben, wo Alarcon im Sommer wohnte und in Muße seiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen konnte. Dort, nahe der Hauptstadt, aber doch in ländlich-idyllischer Zurückgezogenheit, wollte er den Rest der Sommer, die ihm noch vergönnt sein sollten, verleben. Besonders wohlthuend war dieser Landaufenthalt für ihn, nachdem er 1881 auch sein Amt als Staatsrat niedergelegt und damit der Pokitik endgiltig Lebewohl gesagt hatte.

In Valdemoro schrieb Alarcon 1881 innerhalb acht Tage auch die kleine Novelle El Capitán Veneno. Die Hauptperson in ihr ist ein junger Krieger aus vornehmem Geschlechte, Don Jorge de Córdoba, dem seines ungestümen und jeder sentimentalen Regung abholden Charakters wegen seine Freunde den Beinamen „Hauptmann Gift" gegeben hatten. Dieser wird am 26. März 1848, also in den Tagen der Revolution, auf der Straße verwundet und von zwei mitleidigen Damen, die ihn von ihrem Fenster aus

---

[5]) Eine deutsche Übersetzung ist unter dem Titel „Manuel Venegas" in der Kollektion Spemann erschienen.

hatten fallen sehen, ins Haus aufgenommen. Er ist ihnen für dies Samariterwerk wenig erkenntlich, denn er ist auch Weiberfeind und wäre, wie er selbst sagt, lieber gestorben als in ihre Hände geraten. Die beiden Damen, Mutter und Tochter, die trotz ihrer bedrängten Verhältnisse für ihren Kranken rechtschaffen sorgen, haben schlimme Tage durch ihn. Er überhäuft sie nur mit Grobheiten. Da kommt die Tochter auf den Einfall die Gekränkte zu spielen, und das hilft. Ihre anzüglichen Reden, oder gar ihr beredtes Schweigen fesseln den Patienten mehr als ihre Fürsorge um ihn, und so führt er denn nach ganz erfolgter Heilung des Körpers und der Seele das junge Mädchen als Frau heim. — Es ist also ein ganz unbedeutender Gegenstand, den Alarcon hier behandelt. Und doch fühlt sich der Leser auch von dieser Novelle angezogen, und man kann es begreiflich finden, daß seit 1881 schon fünf Auflagen vergriffen sind. Diese Erzählung erschien zuerst in der „Revista hispano-americana", darauf im Zusammenhange als Buch.

In der nämlichen Zeitschrift wurde noch in demselben Jahre eine neue Novelle Alarcons veröffentlicht: La Pródiga, die Verschwenderin. Sie ist halb in Valdemoro, halb in Madrid geschrieben und beschäftigte Alarcon gerade 27 Tage. Inhaltlich steht sie neben El Escándalo und El Niño de la Bola. Während in der ersten von diesen beiden Novellen zuweilen ein Aufblitzen strenger und verschlossener Orthodoxie zu bemerken ist, wird in der zweiten der Spiritualismus und die abstrakte Religiosität verteidigt. In La Pródiga handelt es sich um die Moral in der Gesellschaft, um die äußeren Formen des Lebens, den äußeren Schein und das Gerede der Menschen. Ihm fällt Julia, die Heldin des Stückes, eine junge Witwe, die sich nicht wieder verheiraten, aber doch das Leben noch genießen will, zum Opfer.

Alarcon hatte seine letzten Novellen mit Vorliebe bruchstückweise in Zeitschriften erscheinen lassen. Dadurch wollte er die ihm übelgesinnten Kritiker verhindern dem Publikum eine schlechte Meinung von seinen Werken beizubringen. Wurden diese nun nach und nach gedruckt, so konnte jedes Stück dem folgenden gleichsam als Empfehlung dienen, und das Publikum hatte schließlich das

Ganze ebenſo ſchnell geleſen, wie die unſerm Dichter nicht gerade wohlgeſinnten Rezenſenten. Aber jetzt trat etwas ein, was Alarcon nicht erwartet hatte. Die Kritik ſchwieg überhaupt. Schon El Capitán Veneno hatte allgemeinen Beifall bei ſeinen Leſern geerntet; es wäre Alarcon aber, wie er (Hist. S. 268) ſelbſt zugeſteht, doch lieber geweſen, wenn ſich vereinzelte Stimmen von gegneriſcher Seite erhoben hätten. „Sogar die Wunden ſind beneidenswerte Trophäen, wenn man ſie in offenem Kampfe auf dem Felde der Ehre empfängt.“ Jetzt, nach dem Erſcheinen von La Pródiga ließ ſich kein Laut des Mißfallens vernehmen. Alarcon glaubte, man wolle ihn totſchweigen, und das kränkte ihn mehr als alles Andere. „Ich bemerkte, daß ich ſeit einiger Zeit ein gewiſſes Unbehagen, eine Beklemmung, etwa wie Scheintod, empfand, wenn ich ſah, daß gewiſſe Zeitungen mir die Luft der Öffentlichkeit verminderten, das Terrain künſtleriſcher Kundgebung, die Ankündigung und Prüfung meiner Werke, den Widerſpruch, kurz die Möglichkeit rechtmäßigen Ruhmes. . . . Mir genügte nicht der wachſende materielle Gewinn, nicht der Beifall der Guten und die Gunſt des anonymen Publikums; auch nicht die Verachtung, welche ich gegen einige meiner Gegner empfand. . . . Ich wollte den Frieden; ein ſolcher Kampf aber erfüllte mich mit Scham; ich wies meine Feinde zurück; ich verachtete den Sieg, wie ich weiß nicht welche tragiſche Perſönlichkeit ſagte; es ging mir wie jenem Helden Lord Byrons, welcher ſterbend ausrief: „Ich will nicht das Paradies, aber die Ruhe!“ und das Reſultat von alledem war, daß ich mich entſchloß nie mehr eine Novelle zu ſchreiben.“

Alarcon hat hier ſicher zu ſchwarz geſehen. Daß man ihn totſchweigen wollte, iſt nicht anzunehmen. Vielleicht war man, wie manche Kritiker meinen, des Lärmes, den El Escándalo und El Niño de la Bola verurſacht hatten, überdrüſſig geworden; vielleicht auch wandte man ſich jüngeren Kräften, wie Galdós, zu. Für Alarcon war jedenfalls das Schweigen entſcheidend.

„Drei Jahre lang“, fährt er fort, „habe ich nun dies förmliche Verſprechen ſchon gehalten; es waren drei Jahre des Friedens und der Ruhe, wenn auch nicht des Lebens und des Genuſſes,

und auch drei Jahre, während welcher ich zuweilen in mich hineinbrummte: Weh mir, wenn ich im Laufe der Zeit, wenn etwa der Mißerfolg der prosaischen Hoffnungen, welche ich heute hege, es erfordert, die Novellistenfeder wieder herholen und zur Öffentlichkeit zurückkehren muß, um häuslichen Verpflichtungen nachkommen zu können. Die, welche ich heute verachte, werden mich dann bei lebendigem Leibe verzehren."

So schrieb Alarcon drei Jahre nach Veröffentlichung seiner letzten Novelle in der schon öfter erwähnten Historia de mis libros, die er als sein litterarisches Testament der Nachwelt hinterließ. Es ist dies eine eingehende Geschichte seiner Werke, zugleich eine Art Selbstkritik, die mit El Capitán Veneno zu einem Bande vereinigt ist. Seitdem hat er in der That keine neue Novelle mehr geschrieben, nur seine Viajes por España (Reisen durch Spanien) hat er weiter fortgeführt.

Wenn ihm auch die Ruhe den ersehnten Frieden brachte, so war der an ein bewegungsvolles Leben gewöhnte Mann doch nicht immer mit seinem Schicksale zufrieden. War er doch 1884 erst 51 Jahre alt, also noch nicht bejahrt genug, um die Ruhe als dringende Notwendigkeit zu empfinden. Seinem Körper war die Unthätigkeit nun gar nicht ersprießlich. Emilia Pardo Bazan, welche im Novemberhefte ihres Nuevo Teatro Crítico ihre erste Begegnung mit Alarcon erwähnt, sagt bei dieser Gelegenheit: „Etwas wurde meine Freude dadurch getrübt, daß ich an dem Verfasser der Pródiga Spuren des Verfalls entdeckte, die ich mehr seiner sitzenden Lebensweise zuschrieb als seinem Alter, das sie ja auch wohl kaum hätte rechtfertigen können. Alarcon hatte eine dumpfe und schwere Atmung, ausdruckslose Augen, wenn sie die Unterhaltung nicht belebte, eine gewisse Abgespanntheit im Gesicht; vor allem war er von einer außerordentlichen Korpulenz. . . . Sein gelblich-weißes Gesicht vervollständigte die Diagnose. Als ich ihm sagte, er müsse die Neigung zur Korpulenz bekämpfen, antwortete er melancholisch: „Sie wissen doch, ich bin ein Maure, folglich Fatalist . . . Allah ist groß, und er wird mit mir machen, was er will." Daraufhin sah ich mir sein Gesicht näher an. In der That, jener etwas gebogenen Nase, jenen tiefliegenden dunklen

Digitized by Google

Augen, jenem orientalischen Barte hätten der Turban und der weiße maurische Mantel trefflich gestanden".

Im Jahre 1888 zog sich Alarcon eine Magenkrankheit zu, und seitdem war seine Feder zu vollständiger Unthätigkeit verurteilt. Immer deutlicher wurden die Anzeichen einer baldigen Auflösung. Im Jahre 1891 mußte er es sich sogar versagen, seinen Sommeraufenthalt in Valdemoro zu nehmen, da man täglich sein Ableben befürchtete. Am 19. Juli abends 8 Uhr ist Alarcon in seinem Hause in der Calle de Atocha zu Madrid gestorben. Er hat eine trauernde Wittwe und fünf Kinder hinterlassen, von denen das jüngste zehn Jahre alt ist.

Alarcons Charakter wird von allen, die ihn kannten, nur gelobt. Er war freundlich und lebhaft wie die meisten Andalusen, dabei energisch und ausdauernd, wie wir das ja schon bei der Besprechung seiner Jugendzeit konstatieren konnten. Hatte er sich damals als guter Sohn gezeigt, der seinen Eltern nicht zur Last fallen, sondern vielmehr eine Stütze sein wollte, so erwies er sich später als vortrefflicher Gatte und fürsorglicher Vater, an dem alle Familienmitglieder in Liebe und Ehrfurcht hingen. In seinem Hause herrschte die reinste Harmonie. So kam es, daß er von seinen Freunden gern besucht wurde, und daß mancher, der nur von einem Zuge zum andern in Valdemoro bleiben wollte, seinen Aufenthalt um ein gutes Stück verlängerte. Eine treffliche Gattin und wohlerzogene Kinder erheiterten ihm den Lebensabend.

Wir haben schon erwähnt, daß Alarcon auch als Redakteur und Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften thätig war, ja durch diese seinen ersten Ruhm erwarb. Da kam es darauf an, mit wenigen Worten viel zu sagen, und diese Kunst verstand Alarcon meisterhaft. Er wußte wie kein anderer ohne große Einleitung schnell zur Sache zu kommen. Wenige Zeilen genügten bei ihm das Interesse des Lesers zu fesseln. Einen erfinderischen Kopf hatte er nicht, darum sind auch nur wenige seiner Werke Kinder seiner eigenen Phantasie. Aber er erzählt mit bewundernswerter Kunst. Sein Stil ist vortrefflich, seine Sprache meist von dramatischer Kraft. Rede und Gegenrede folgen schnell aufeinander, Schlag auf Schlag. Zuweilen kann er recht boshafte Bemerkungen

machen. So heißt es im Capitán Veneno S. 12: „Da war auch eine Dienerin, die man unmöglich näher beschreiben kann, deren Alter und Gestalt, deren Geschlecht sogar kaum genauer zu bestimmen war. . . . Wir haben ihr schon Ehre genug angethan, wenn wir anerkennen, daß sie zur Gattung der Menschen gehört.“ In El Abrazo de Vergara S. 244 lesen wir: „Die Dame erhob ihre Augen und sagte mit reiner und lieblicher Stimme zwei oder drei Worte in einer unverständlichen Sprache; wahrscheinlich war es deutsch.“ Daselbst S. 239: „Und der Autor schlief lange, wie ein See bei Windstille, wie eine Seele ohne Sorgen, ein Herz ohne Zweifel, wie ein Vogel in den Büschen, wie ein Nachen im Schilfrohr, wie das Meer im Sommer, wie ein Unglücklicher im Grabe, wie die Verzweiflung, wenn sie sich satt geweint hat, wie ein Kind auf dem Schoße seiner Mutter, wie die Hoffnung am Altare des Herrn, wie Voltaire, wenn er Rousseaus Werke las.“ Ein Meister in der Beherrschung der Sprache, schildert er mit gleichem Geschicke den Ernst des Lebens wie die komischsten Situationen. Wer fühlte sich nicht ergriffen bei der Lektüre des „Weihnachtsabends eines Dichters“, und könnte andererseits sich des Lächelns erwehren, wenn er an diese oder jene Stelle aus dem „Dreispitz“ zurückdenkt?

Alarcons religiöse Ansichten waren die eines gläubigen Katholiken, der voll Verehrung zum Papste emporblickt, ohne jedoch, wie wir oben gesehen haben, ein Ultramontaner zu sein. Die Art, wie er seinen Besuch bei Pius IX. schildert (vergl. De Madrid á Nápoles), spricht mehr dafür als jedes andere Zeugnis. Was seinen Schriften in den Augen seiner Landsleute einen besonderen Reiz verlieh, war die nationale Färbung, die er allen seinen Werken anzuhauchen verstand. Bei Besprechung der einzelnen ist auf diesen Punkt wiederholt hingewiesen worden: hat er doch nicht unwesentlich dazu beigetragen, die Beliebtheit des Dichters zu festigen. So ist denn Alarcon vor allem ein nationaler Dichter, aber einer, der auch in der Geschichte der Weltlitteratur einen ehrenvollen Platz einnehmen wird.

3. Abteilung für Geschichte (G).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1891 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Dr. F. Orth, Lehrer, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. R. Schwemer, als zweiten Vorsitzenden Herrn Direktor Prof. Dr. Th. Hartwig und als Schriftführer Herrn Dr. O. Heuer.

Auf Anregung mehrerer Mitglieder war beschlossen worden, besonders wichtige Quellenwerke an bestimmten Abenden gemeinsam zu lesen. Abwechselnd sollte immer einer der Teilnehmer das Referat über die nicht gemeinsam zu lesenden Partien und die Erklärung und Kritik des zur Lektüre bestimmten Abschnittes haben. Der Anfang wurde mit „Ammianus Marcellinus" gemacht.

Sämmtliche vier Sitzungen waren Leseabende:

1. Mittwoch, den 28. Oktober.
   Allgemeine Einleitung zu Ammianus Marcellinus, Referat und teilweise Lektüre von Buch 14, erste Hälfte. Herr Dr. Schwemer.
2. Mittwoch den 11. November.
   Buch 14, zweite Hälfte (teilweise), Buch 15, c. 4. Herr Dr. Schwemer.
3. Mittwoch, den 25. November.
   Buch 16, c. 2, 3, 4, 5 und 11. Herr Dr. Liermann.
4. Mittwoch, den 16. Dezember.
   Buch 16, c. 12 (Die Alamannenschlacht bei Straßburg). Herr Dr. Liermann.

Der eingesandte Bericht vom 25. November und 16. Dezember lautet:

Die Alamannenschlacht bei Straßburg 357 n. Chr.
von Herrn Dr. Otto Liermann.

Von der Vorgeschichte, dem Verlaufe und der historischen Überlieferung eines denkwürdigen Ereignisses aus der Zeit der

Freiheitskriege unserer Voreltern gegen Roms Weltmacht, das durch Gustav Freytags Roman „Die Ahnen“[1]) weiteren Kreisen interessant geworden ist, soll im folgenden die Rede sein.

Versetzen wir uns in die Mitte des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, in die Jahrzehnte kurz vor Beginn der Völkerwanderung. Die auswärtige Politik des römischen Kaisertums hatte zwei schwierige Fragen gleichzeitig zu lösen: die orientalische und die okzidentalische. Unter Konstantin, der dem römischen Imperium in dem internationalen Christentume eine neue Staatsreligion, in Byzanz, der jahrhundertealten Handelsmetropole am goldenen Horn, eine geographisch trefflich gewählte neue Haupt- und Residenzstadt gegeben hatte, war es noch vorübergehend geglückt, im Morgen- und Abendlande die dem Weltreiche Verderben drohenden Kräfte zurückzuhalten; um so hörbarer pochten unter den Thronfolgern die Völkerscharen des Ostens und des Westens, Einlaß und Wohnsitz begehrend, an die Pforten des Reiches: Neuperser und Germanen. Unendlich drückend wurde den Trägern der Idee eines römischen allgewaltigen Imperiums die Verpflichtung, des Reiches Grenzhüter zu sein, da es galt, nach zwei Seiten hin Front zu machen. Wenden wir uns dem Kriegsschauplatze in Westeuropa zu; da war die Rheinlinie zu halten gegen den aber- und abermals erneuten Ansturm der jugendkräftigen germanischen Stämme, die das linksrheinische Gebiet überschwemmten, ohne Ruhe und Rast darauf bedacht, die Ketten der römischen Fremdherrschaft zu brechen. „Tam diu Germania vincitur“ (Solange wird Germanien besiegt) hatte schon hundert Jahre nach Christi Geburt der Geschichtschreiber der Deutschen, Tacitus, seinen Zeitgenossen zugerufen; der römischen Welt des vierten Jahrhunderts drohten die Kräfte zu versagen, jene unbändigen Elemente zu zügeln. Ihr Widerstand war nicht zu brechen; ein Geschlecht hinterließ dem anderen als Vermächtnis: den Grenzkrieg gegen die Römer. Der römische Darsteller dieses Heldenzeitalters der Deutschen nennt das den „Starrsinn der oft geschlagenen und gleichwohl von neuem angreifenden Barbaren“. Die römischen Cäsaren nahmen es ernst

[1]) Ingo und Ingraban.

mit der ernsten deutschen Frage. Der 18. Januar 350 brachte neue Aufregung. Ein geborener Germane, Magnentius, usurpierte die Kaiserwürde, Konstans, Konstantius Sohn, ward gestürzt. Mit ihrem deutschen Landsmanne Magnentius machten besonders Franken und Sachsen gemeinschaftliche Sache: ehe ein paar Monate vergingen, war der germanische Emporkömmling Herr des Westens; indes er sollte in Konstantius seinen Meister finden. An der Stelle des heutigen Essek, bei Mursa an der Drau, kam es 351 zum entscheidenden Waffengange; aus der Völkerschlacht gingen die Römer des Konstantius als Sieger über das Germanentum hervor. Bald darauf (353) stürzte sich Magnentius in Lyon in sein Schwert; seine ganze Sippe nahm ein tragisches Ende.

Daß es Konstantius verhältnismäßig rasch gelungen war, den Thronprätendenten germanischer Nation aus dem Felde zu schlagen, verdankt er einer, wie es fürs erste den Anschein hatte, klug berechneten, aber nur mit einem Augenblickserfolge gekrönten Politik, deren weittragende, unheilschwere Folgen er nicht im entferntesten ahnte.

Magnentius hatte nämlich, ehe er sein Heer nach Osten dem Entscheidungskampfe mit Konstantius entgegenführte, in der Person seines Bruders Decentius einen Reichsverweser für Gallien zurückgelassen. Diesen „Cäsar für Gallien" zu beschäftigen, und seinem Gegner einen gefürchteten Feind in den Rücken zu bringen, suchte und gewann Konstantius die Freundschaft eines deutschen Stammes, dem seit geraumer Zeit die römischen Cäsaren nur mit dem gerechtesten Mißtrauen begegnet waren. Im Jahre 351 lud er die in viele volkreiche Gaue zerfallenden, im Zehentland südwärts bis zum Bodensee sitzenden Alamannen ein, gegen gute Bezahlung ihre oberrheinische Heimat zu verlassen und sich nach Gallien zum Kampf gegen den Bruder des Magnentius aufzumachen. Ein Begriff wie Nationalgefühl war ihnen noch fremd; der Gedanke, daß eigentlich alle Germanen im Kampf gegen Rom Waffenbrüder sein sollten, konnte ihnen die Lust an der Heerfahrt in die lockenden gallischen Gefilde nicht verleiden: sie glaubten schon ihre Rechnung in Gallien zu finden, wenn sie, die Germanen, sich als Werkzeuge der römischen Politik gebrauchen ließen. Die

Alamannen täuschten sich nicht als sie auf das Angebot eingingen, aber der römische Kaiser hatte einen Fehler begangen, der nie wieder gut zu machen war. Die Alamannen über den Rhein zu holen, war ein leichtes gewesen: sie wieder zurückzubringen und in ihre Grenzen zu verweisen, wurde fortan die nie endenwollende Sisyphusarbeit, die Konstantius, ohne daß er es beabsichtigte, seinen Nachfolgern aufgebürdet hatte.

Das Jahr 351 ist von einschneidender Bedeutung für die frühere deutsche und die spätere römische Geschichte. Der Völkerbund der Alamannen, die seit Kaiser Karakallas Zeit die Welt in Unruhe hielten, unter Gallienus, Aurelian, Probus ihre „Römerzüge" nach dem sonnigen Süden so weit ausdehnten, daß die „Hauptstadt der Welt" sich in ihrer Alamannenfurcht von Aurelian (270—275) durch eine neue Mauer sichern ließ, besetzt gallisch-römisches Territorium, sucht sich dort seßhaft zu machen und wird, als man römischerseits den unliebsamen Bundesgenossen wieder los werden möchte, aus einem Verbündeten der grimmigste und ausdauerndste Gegner.

Damals um die Mitte des vierten Jahrhunderts ragte unter den Alamannen, bei denen das Königtum eine große Rolle spielte, weit über andere König Chnodomar hervor, der sich auf das Kriegshandwerk verstand wie keiner. Er wurde der Heerführer des alamannischen Aufgebots, mit dem er, der Germane den Germanen, den Decentius schlug. Daß die alamannischen Horden sich nach einem Siege nicht wieder ins Dekumatenland zurückzogen, sondern Gallien ganz gehörig brandschatzten, hätte sich Konstantius denken können. Was seine germanischen Bundesgenossen angerichtet, die ganze verderbliche Wirkung seiner nur durch den Drang der Notlage zu rechtfertigenden Politik stand Konstantius wenige Jahre nachher mit Schrecken erregender Klarheit vor Augen: nicht nur Alamannen, sondern auch Franken und Sachsen streiften verheerend im linksrheinischen Lande umher: fast ein halbes Hundert Städte, von unbedeutenderen Vesten ganz abgesehen, war zerstört; in einer Breitenausdehnung von ungefähr 8 Meilen erstreckte sich den Rhein entlang von den Alpen bis zur Mündung des Stromes das germanische Okkupationsgebiet. Am Oberrheine hausten die

Alamannen; sie hatten sich in dem heutigen Elsaß, in der Pfalz und in Rheinhessen seßhaft gemacht. Straßburg (Argentoratum), Brumat (Brotomagus), Zabern (Tabernae), Selz (Saliso), Speyer (Nemetae), Worms (Vangiones), Mainz (Moguntiacum), die Hauptstadt Obergermaniens, waren in ihrer Hand, einerlei, ob nun diese Städte in Schutt und Asche lagen oder noch bewohnbar waren — was aus unsern Quellenschriftstellern keineswegs erhellt —; die Alamannen siedelten sich nun in der Umgebung dieser Städte an, da ihnen das Zusammenleben in ummauerten Städten noch gerade so unheimlich und verhaßt war, wie zu Tacitus' Zeit.[2]) Am Niederrheine saßen die Franken, Köln war in Feindeshand; die festen Standlager der römischen Legionen waren verschwunden: von Mainz bis zur Colonia Agrippinensis, Köln, der Hauptstadt Niedergermaniens, war „weder Stadt noch Kastell zu sehen, ausgenommen das Städtchen Remagen (Rigomagum) bei Koblenz (Confluentes) und einen einzelnen Turm bei Köln selbst".[3]) Der Festungsgürtel, den Rom dem Leibe Germaniens aufgezwängt hatte, war zerrissen; noch war nicht abzusehen, wie weit die thatendurstigen germanischen Stämme, die über die großen Heerstraßen verfügten, ihr Zug nach Westen führen würde. So stand es um Roms Oberherrlichkeit um das Jahr 355. Der römische Kaiser Konstantius war in übler Lage; zweimal hatte er in diesem Jahre den vergeblichen Versuch gemacht, die Völkerflut in ihr altes Bette zurückzudämmen; der Frühjahrsfeldzug von 354 gegen die Alamannenkönige Gundomad und Vadomar führte nach unerheblichen militärischen Erfolgen zu einem nichtssagenden Frieden;[4]) auch das Ergebnis einer Expedition im Frühjahr 355 gegen die Lentiensischen Alamannen im Norden des Bodensees versprach keine Dauer.

Unter diesen Umständen verstand sich Konstantius dazu, einen Cäsar zu ernennen: seinen Vetter Julian, bekannt in der Weltgeschichte unter dem Namen: Julianus Apostata, der Ab-

---

[2]) Tacitus, Germania XVI. „Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est . . ."

[3]) Vergl. Julian, ad Athenienses S. 511/12.

[4]) Ammian 14, 10.

trünnige, als der „Dogmatiker des göttergläubigen Hellenismus“[5]) (Ranke). In dieser eisernen Zeit also, da die Kriegsflamme kaum noch zu ersticken war, wurde ein erst 25 Jahre alter Prinz, der bisher als fleißiger Student der Philosophie auf der Hochschule zu Athen sich um Krieg und Kriegsgeschrei ganz und gar nicht gekümmert hatte, wurde ein junger Gelehrter, der bisher nur dem Genius von Hellas Begeisterung entgegengebracht hatte, dessen ganzer Ehrgeiz war, ein gefeierter Schriftsteller zu werden, als Cäsar und Statthalter Galliens einer schwierigen militärischen Aufgabe gegenübergestellt.

Der neue Cäsar vertauschte nun den Philosophen- mit dem Feldherrnmantel; er nahm es recht ernst mit seinen neuen Pflichten. Das Haupterfordernis seiner neuen Stellung, eine gute militärische Erziehung, mangelte ihm ganz und gar; daher suchte er, als er sich den Winter 355/56 in Vienne aufhielt, vor allem mit den Grundlagen des Dienstes vertraut zu werden; ein Rekrutenunteroffizier brachte dem „aus dem friedlichen Schatten der Akademie“ gekommenen Prinzen den Parademarsch[6]) bei. „Seine lebhafte Phantasie träumte von Schlachtengewühl und Barbarengemetzel“, „schon sammelte er im Geiste die Bruchstücke der Provinz wieder“.

Über Julians staatsrechtliche Stellung, über seine militärischen Befugnisse schweigen die zeitgenössischen Berichte; indes hat es den Anschein, als sei er in seinen militärischen Maßnahmen in ziemlicher Abhängigkeit von den Korpschefs gewesen.

Während Julian den Winter 355/56 in angestrengter Arbeit in Vienne verlebte, erhielt er die Meldung, die Alamannen seien bis ins Herz Galliens vorgedrungen, hätten Autun (Augustodunum) bestürmt. Am 24. Juni 356 traf Julian dort ein, fest entschlossen zu energischer Offensive. Über Auxerre (Autosidorum), Troyes (Tricassä) ging er vor auf Rheims (Remi), den im

---

[5]) Vergl. Henrik Ibsen, Kaiser und Galiläer. Welthistorisches Schauspiel. (Lpz., Reklam.) Daß für diese Dichtung des berühmten Norwegers unser Ammian eine Hauptfundgrube gewesen ist, daß sogar der Quellenschriftsteller selbst darin oft zu Worte kommt, dürfte interessieren. Über die Alamannenschlacht siehe den vierten Akt des ersten Teiles.

[6]) Ammian 16, 5.

voraus bestimmten Sammelplatz des ganzen Heeres. Zur Anmarschlinie gegen die Alamannen war die Straße über Dieuze bei Metz (Decempagi) ausersehen. Aber nur langsam rückten die römischen Truppen vor; ein glücklicher Umgehungsversuch der Alamannen, die eine bessere Kenntnis des Geländes für sich hatten, machte Julian zum Cunctator. Zwei Meilen von Straßburg, bei Brumat (Brotomagus), boten ihm die Alamannen ein Treffen an, das für ihn gut abgelaufen zu sein scheint. Mit diesem kleinen Erfolge hatten Julians kriegerische Operationen am Oberrhein für den Sommer 356 ein Ende, merkwürdiger Weise müssen wir sagen, wenn wir uns nur an die Ammianeische Darstellung oder die des Libanius halten, aber erklärlich aus dem von beiden, beziehungsweise ihrem philojulianischen Gewährsmanne, an dieser Stelle geflissentlich verschwiegenen Umstande, daß die Alamannen Ende Sommer 356 nicht so sehr durch die Schlappe von Brumat zu friedlicher Verständigung bestimmt wurden, als vielmehr dadurch, daß ihnen noch von zwei andern Seiten Unheil drohte; einmal nämlich war auch Kaiser Konstantius selbst von Rätien her bis über den Rhein in alamannisches Gebiet siegreich vorgedrungen,[7]) sodann waren die Alamannen durch feindliche Nachbarstämme gefährdet.

Warum diese beiden Thatsachen in Ammians und Libanius' Darstellung der ersten Expedition ihres Helden Julian mit Stillschweigen übergangen worden sind, liegt auf der Hand: der Ruhm des jugendlichen Siegers litt darunter.

Julian fand nach der eben erwähnten Vorarbeit seiner beiden Bundesgenossen am Oberrhein kein ergiebiges Feld seiner Thätigkeit mehr und führte daher seine Legionen stromabwärts, auf dem niederrheinischen Kriegsschauplatze gegen die Franken, die kurz vorher das feste Köln erobert und hart mitgenommen hatten, Lorbeeren zu suchen. Es gelang ihm, die Stadt zurückzuerobern. Mit diesem letzten Erfolge seines Sommerfeldzugs durfte er zufrieden sein; er bezog Winterquartiere (356/57) in Sens. Aber die Germanen hatten den Mut noch nicht verloren; ein germanischer

[7]) Ammian 16, 12, 15 ff.

Heerhaufe überfiel Julian in dem vierzig Meilen vom Rhein entfernten Sens und hielt ihn einen Monat lang eingeschlossen. Während der Cäsar hier in Sens einen höchst unruhigen Winter verlebte, der Kaiser sich den Luxus gönnte, in Rom „dem Wohnsitz der Weltherrschaft und alles dessen, was groß und edel heißen mag“ [8]) einen glanzvollen Triumphzug zum besten zu geben, kam die Hiobspost, daß die Deutschen abermals in Gährung seien.

„Die Wut der Barbaren loderte immer von neuem auf. So wie wilde Tiere, durch Nachlässigkeit ihrer Hüter an Raub gewöhnt, selbst dann, wenn man ihnen statt sorgloser Wächter wachsamere und stärkere giebt, sich nicht abtreiben lassen, sondern, vom Hunger wild gemacht, ohne Rücksicht auf ihr Leben, Herden, groß und klein, anfallen, so gingen auch jene, wenn sie den vorherigen Raub verzehrt hatten, mehrmals auf neue Beute aus, streckten sogar die räuberischen Fäuste dann schon vor sich her, wenn sie ihren Raub noch nicht einmal erreichen konnten.“ Also die Auffassung Ammians.

In Rätien waren die Sueven eingefallen, in der zwischen Raab, Drau und Donau zu suchenden Provinz Valeria die Quaden, im oberen Mösien und zweiten Pannonien die Sarmaten „eine im Räubern besonders erfahrene Nation“. [9]) Am Oberrhein „dehnten wiederum die Alamannen ihre Streifereien mit mehr als gewöhnlicher Wut immer weiter aus“. Auch Zabern, [10]) den Schlüssel zum inneren Gallien hatten sie genommen. Kaiser Konstantius [11]) brach daher am 28. Mai 357 von Rom auf und eilte über Trident nach Illyricum; Julian, den „die Drohungen der Germanen von allen Seiten umtönten“, ging nach Reims, wo er mit dem neuernannten Korpskommandeur, Severus, zusammentraf, mit dem sich der junge Cäsar auf leidlich guten Fuß gestellt zu haben scheint. Wieviel von den kriegerischen Erfolgen der nächsten Zeit auf seine oder Julians Rechnung zu setzen sei, läßt sich bei der Beschaffenheit der Quellen nicht mehr feststellen. Gerade der Umstand, daß

[8]) Ammian 16, 10.
[9]) Ebenda.
[10]) Nordwestlich von Straßburg.
[11]) Ammian 16, 11.

Severus in dieſen höchſt ſelten namhaft gemacht wird, ſpricht für ſeinen hervorragenden Anteil an den Ereigniſſen.

Zu derſelben Zeit hatte der Kaiſer den General der Kavallerie Barbatio an den Oberrhein beordert; mit 25000 Mann traf er in der Umgegend von Baſel ein. Die geſtellte militäriſche Aufgabe war für die römiſche Süd- und Weſtarmee die gleiche wie im Vorjahre: „Die Alamannen ſollten in die Mitte genommen und, wie in das Innere einer Zange zuſammengedrängt, auf einmal niedergemacht werden.“ [12])

Der Südarmee, die unter Barbatio bei Augſt ſtand, wurde aber durch die Läten, germaniſch-römiſche Koloniſten, die die Sache der Alamannen zu der ihrigen gemacht hatten, ein hübſcher Streich geſpielt. Dieſe umgingen in der Abſicht, einen Abſtecher auf Lyon zu machen, die römiſche Aufſtellung, paſſierten zwiſchen Wasgau und Jura die ſogenannte „Burgundiſche Pforte“ (trouée von Belfort) und überfielen das ahnungsloſe, reiche Lugdunum. Da die Stadt indes noch rechtzeitig ihre Thore ſperrte, mußte der kecke Germanenſchwarm mit der Beute vorliebnehmen, die außerhalb der Stadt zu machen war. Auf die Kunde von dieſem kühnen Vorſtoße detachierte der Führer der Weſtarmee, Julian, leichte Reiterei, der es auch glücklich gelang, einem Teile der verwegenen Läten den Rückzug abzuſchneiden; doch brachten es die übrigen fertig, ſich durch Barbatios Linien in Freundesland in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile hatten die Alamannen die üblichen Vorkehrungen getroffen für den Fall, daß die römiſchen Heere über den Rhein kämen und Anſtalten machen ſollten, weiter ins Innere vorzudringen. Nach altem Väterbrauche hatten ſie das rechtsrheiniſche Land durch „Verhaue“ in Verteidigungszuſtand geſetzt, die Wälder boten Material in Menge zu dieſer deutſchen „Landwehr“, die das Vordringen des Feindes unendlich erſchweren konnte. Ein Teil der Alamannen hatte ſich auf die kleinen Inſeln im Rhein zurückgezogen. An dieſen wollte Julian zunächſt ein Exempel ſtatuieren; zu dieſem Zwecke erbat er von dem Befehlshaber des Südheeres ſieben Schiffe aus deſſen Brückentrain. Barbatio ver-

[12]) Ammian 16, 11.

brannte aber lieber seine Fahrzeuge, als daß er Julian an die Hand gegangen wäre. In seinen Augen war wohl dessen ganze Operation ein anmaßender Übergriff in sein eigenstes Arbeitsfeld. Auch ohne Schiffe kam Julian zum Ziele; da es Hochsommer war, konnte an seichten Flußstellen eine Abteilung auf die Werder hinübergelangen und dort nach Herzenslust morden und rauben. Nach diesem blutigen Vorspiele zogen sich die Alamannen mit Hab und Gut noch weiter hinter ihre starke Schutzwehr zurück. Julian aber benutzte verständiger Weise die Waffenruhe der nächsten Zeit dazu, sich eine starke Rückendeckung zu schaffen, indem er eine, wie früher erwähnt, von den Alamannen zerstörte, am Rande der elsäßischen Ebene, in einem wichtigen Passe des Wasgenwaldes, der „Zaberner Steige" gelegene Veste, Tres Tabernae (Zabern)[13] wiederherzustellen begann. Mit überraschender Schnelligkeit vollendete er den Aufbau dieser Zwingburg, die auch für die Zukunft ein Bollwerk gegen die Einfälle der Alamannen in das Innere Galliens abgeben sollte; die einzulegende Besatzung versorgte er mit Proviant, auch seiner Feldarmee verschaffte er Unterhalt für drei Wochen.

Inzwischen hatten die Alamannen der Südarmee unter Barbatio, deren Standquartier festzustellen die Quellen nicht gestatten, einen neuen Schwabenstreich gespielt. Im Fluge erschien ein Alamannenschwarm, überrumpelte die Ahnungslosen; in unbeschreiblicher Verwirrung flohen die Römer, bis nach Angst (ad usque Rauracos, zwischen Basel und Rheinfelden), die Alamannen hefteten sich an ihre Fersen, fast die ganze Bagage, Pferde und Troß blieben in den Händen der Sieger, die vergnügt in ihr Land zurückkehrten. Der brave römische Heerführer machte sich keine Skrupel über diese schimpfliche Schlappe, bezog, als sei überhaupt nichts vorgefallen,

[13]) Es sind wohl zu unterscheiden: 1) Tres Tabernae = Zabern (franz. Saverne) nordwestlich von Straßburg; 2) Tabernae Montanae = Berg-Zabern, westnordwestlich von Karlsruhe, nördlich von Weißenburg; 3) Tabernae Rhenenses (ad Rhenum) Rhein-Zabern, östlich von Berg-Zabern, zwischen Berg-Zabern und Bruchsal. Schon Huschberg, Geschichte der Alamannen und Franken 1840 verwechselt diese Örtlichkeiten; dem gleichen Irrtum begegnen wir in: Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung I (1880) S. 467, sowie in Dahns Alamannenschlacht, Braunschweig 1880.

ſchon jetzt die Winterquartiere und begab ſich dann an das kaiſerliche Hoflager, wo er gegen Julian intriguierte.

Barbatios ſchmachvolle Flucht, das Gerücht, die Armee Julians ſei nur 13000 Mann ſtark, die irrige Meinung, auch ſeine Truppen ſeien infolge des Überfalls von Augſt im Rückzuge begriffen, waren für die volkreichen alamanniſchen Stämme das Signal zu einmütiger[14]) Waffenerhebung gegen den Erbfeind.

Sieben ihrer Könige vereinigten ihre Mannen zum Hauptſchlage gegen Julian: drei Tage und drei Nächte hatte der Übergang der deutſchen Krieger über den Rhein gedauert; in der nächſten Nachbarſchaft des heutigen Straßburg (Argentoratum), etwa 31 Kilometer von Zabern, dem römiſchen Standquartiere entfernt, ſammelte ſich die alamanniſche Streitmacht. Ihr oberſter Feldherr war ein Heerführer, der dem römiſchen Kaiſer ſeit den Tagen des Decentius wohl bekannt war, deſſen Bekanntſchaft die Römer unlängſt bei Augſt zu ihrem Unheile erneuert hatten, Chnodomar, wohl der größte germaniſche Kriegsmann ſeiner Zeit, nach römiſcher Auffaſſung „der ſchändliche Anſtifter des ganzen Krieges“ (nefarius belli totius incentor).[15]) Nächſt dieſem mächtigſten der Könige, dem ſeine ruhmreiche Vergangenheit den Oberbefehl über die Geſamtmacht verſchafft hatte, ſind zu nennen: Veſtralp, Urſicin, Serapio,[16]) Suomar, Hortari. Auch die Scharen Gundomads und Vadomars hatten ſich angeſchloſſen.

Indes noch wurde das Schwert nicht aus der Scheide gezogen. Chnodomar wähnte, Julian werde vielleicht gutwillig das Land zwiſchen Rhein und Vogeſen den Alamannen überlaſſen; er ließ ihm daher, wie viele Menſchenalter früher Arioviſt dem Cäſar, durch eine Geſandtſchaft in Zabern in herriſchem Tone melden, von einem Hoheitsrechte der Römer könne keine Rede ſein, er habe ein Land zu räumen, das der Alamannen tapfere Fauſt erobert. Eine

[14]) Ihre Eintracht erklärt ſich aus Ammian XVI, 12, 17.

[15]) Ammian, 16, 12.

[16]) Hieß früher Agenarich: aber ſein Vater, der lange Zeit als Geiſel in Gallien gelebt hatte und mit dem Serapiskult bekannt geworden war, hatte nach ſeiner Heimkehr, untreu dem Glauben ſeiner Ahnen, ſeinen Sohn Serapio genannt. cf. Ammian XVI, 12, 25.

**

andere Quelle fügt ergänzend hinzu, die Alamannen hätten Julian sogar Schwarz auf Weiß in Urkunden ihre Rechtsansprüche auf den Besitz des Elsaß nachgewiesen.[17]) Julian beantwortete diese trotzige Forderung mit völkerrechtswidriger Gefangennahme der Gesandten und mit einem entschlossenen Vormarsche in der Richtung auf Straßburg.

An einem Augusttage[18]) des Jahres 357, bald nach Sonnenaufgang rückte Julians 13000 Mann zählendes Heer aus den Mauern der Festung, die im schlimmsten Falle eine Zuflucht bot, aus und begann auf der Heerstraße Zabern-Straßburg über den Kochersberg, Küttolsheim, Quatzenheim ihren Anmarsch.[19]) Noch konnte der Führer des vereinigten Alamannenheeres keine Meldung von dem Vorrücken des Feindes haben, da wurde Julian plötzlich anderen Sinnes, ließ seine Avantgarde zurückholen und in später Vormittagsstunde dicht vor Küttolsheim seine Truppen Halt machen. Als die Stunde der Entscheidung schlug, mochte der junge Cäsar doch bedenklich geworden sein, in allzu beträchtlicher Entfernung von dem schützenden Bollwerk eine Schlacht zu schlagen gegen die Übermacht, 13000 gegen 35000. Er hielt eine Ansprache an seine Truppen, in der er zum Aufschub der Entscheidung riet. Seine Leute ließen ihn indes kaum ausreden und gaben in nicht mißzuverstehenden Geberden ihren Mißmut über diese ängstliche Vorsicht zu erkennen. Als auch die Mehrheit des Offizierkorps gegen ihn

---

[17]) Libanius, Ἐπιτάφιος ἐπὶ Ἰουλιανῷ S. 540: δεικνύντες τὰς ἐπιστολὰς αἳ τὴν γῆν αὐτῶν ἐποίουν, πολεμεῖν αὐτὸν ἔφασκον τοῖς τῷ πρεσβυτέρῳ δόξασιν, καὶ δεῖν. . . τοῖς γεγραμμένοις ἐμμένειν. Eine darauf bezügliche Notiz auch bei dem späten griechischen Kirchenhistoriker Sokrates, der in sieben Büchern die Kirchengeschichte bis zum Jahre 439 herabführte, 3, 1: „οἱ δὲ διεπρεσβεύοντο πρὸς αὐτόν, δεικνύντες ὡς τὰ βασιλέως γράμματα εἰς τὴν Ῥωμαίων χώραν παρεῖναι κελεύει αὐτούς, καὶ τὰς ἐπιστολὰς ἐπεδείκνυον."

[18]) Ammian 16, 12: „senescente luna, terrae protinus aestu flagrantes, nullis aquarum subsidiis fultae."

[19]) Über die Ortsverhältnisse in diesem Abschnitte vgl. die auf gründlicher Ortskenntnis beruhenden Vermutungen Wiegandts, Litterarische Beilage zur Gemeindezeitung für Elsaß-Lothringen 1. und 8. Januar 1881 (Dahn widerlegt, cf. Kaufmann, Deutsche Litteraturzeitung 1884 S. 941 f.)

Partei nahm, sah er sich genötigt, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Marsch wurde fortgesetzt.

Sowie die vorderen römischen Kolonnen die Straße gegen Küttolsheim hinabrückten, kamen sie in den Gesichtskreis der alamannischen Vorposten; auf der Höhe von Hürtigheim hatten, durch ein hohes Kornfeld verdeckt, drei alamannische Reiter Posto gefaßt. Eiligst sprengten sie jetzt zurück, um Meldung vom Anrücken des Feindes zu bringen. Der Zusammenstoß der Römer und der Germanen stand unmittelbar bevor. Julians Truppen waren in der Weise verteilt, daß das Fußvolk von Reiterei flankiert war; den rechten Flügel hatten schwere Panzerreiter, eine aus dem Orient übernommene Waffengattung, die bereits bei Mursa von ausschlaggebender Wichtigkeit gewesen war.

Die alamannische Schlachtordnung war die nationale keilförmige, eine Gefechtsordnung, an der die Germanen nahezu ein Jahrtausend festgehalten haben. Auf dem linken Flügel stand den Panzerreitern der Römer die deutsche Reiterei gegenüber, unter die, bezeichnend für das Kriegswesen der Germanen, leicht bewaffnetes Fußvolk gemischt war.[20]) Hier, wo der Würfel zu fallen schien, befehligte Chnodomar, kenntlich an seiner mit feuerfarbenem Haarbusch gezierten Kopfbedeckung[21]) und an der Pracht seiner Waffen. Auf dem rechten Flügel, der, besonders aus Fußvolk bestehend, hinter Gräben verdeckt Stellung genommen hatte, kommandierte der zweitmächtigste Alamannenkönig, sein Neffe Serapio, weiland Agenarich, ein milchbärtiger, aber seinen Jahren vorausgeeilter Jüngling. Noch fünf Könige zählte das Alamannenheer, zehn Herzoge königlichen Geblüts,[22]) der zahlreiche Adel der Alamannen hatte eine

[20]) Diese Kombination von Reiterei und Fußvolk setzt auf Seiten des letzteren außerordentliche Übung und Ausdauer im Schnelllaufen voraus. Die Leute mußten beim Vorrücken neben den Pferden herlaufen und die feindlichen Reiter beim Angriff besonders von der Seite zum Sturz zu bringen suchen. Ammian 16, 12, 21; vgl. Tacitus Germania VI, 10 und Schweizer-Sidler zu der Stelle.

[21]) Ammian 16, 12, 24: „Cuius vertici flammeus torulus aptabatur“ ist ein mehrdeutiger Ausdruck.

[22]) regales?

ſtattliche Zahl ſeiner Beſten geſchickt, das Aufgebot betrug 35000 Mann; faſt dreifach war das deutſche Heer dem römiſchen überlegen, wenn Ammians Ziffern richtig ſind. Das Gegenteil können wir ihm nicht beweiſen. Der linke Flügel des römiſchen Heeres griff Serapions Stellung an, geführt von dem früher erwähnten Korpschef Severus, deſſen Selbſtthätigkeit die Nachbeter julianiſcher Selbſtverherrlichung in ihrer Darſtellung wenig zur Geltung bringen. Der Angriff erfolgte nur zögernd; Severus mochte ſeine Linien auf dem ihm höchſt verdächtigen Gelände noch nicht zur Entwickelung bringen. Kaum wurde Julian dies gewahr, ſo jagte er mit einem Gefolge von 200 Reitern heran, redete auf die Leute ein und ſuchte bald hier, bald dort den geſunkenen Mut zu heben.

Unterdeſſen hatten auf der Gegenſeite die Gemeinen im Alamannenheere ihren berittenen Führern aus Königsgeſchlecht unzweideutig zu verſtehen gegeben, ſie hätten abzuſitzen und, wie ſie, zu Fuß zu fechten; denn „liefe die Schlacht unglücklich ab, ſo müſſe der arme gemeine Mann aushalten, die „Königlichen" hingegen könnten ſich leicht retten." („relictis equis secum oportere versari regales, ne, siquid contigisset adversum, deserta miserabili plebe facilem discedendi copiam reperirent". Am. 16, 12, 34.) Allen voran folgte der Oberfeldherr Chnodomar der Aufforderung, ſein Beiſpiel wirkte auf die anderen, die unverzüglich vom Pferde ſprangen. Jetzt war der Zeitpunkt da, wo die Heeresmaſſen aufeinander prallten. Dem römiſchen linken Flügel gelang es, das alamanniſche Fußvolk über die Gräben zurückzuwerfen, aber der Angriff der römiſchen ſchweren Reiterei auf dem rechten Flügel mißglückte; in wilder Flucht ging ſie zurück, um erſt unter Julians Augen wieder Stand zu halten. Von der moraliſchen Tüchtigkeit dieſer Truppe gewinnen wir nur einen höchſt ungünſtigen Eindruck.

Dieſer Erfolg im Reitertreffen ermutigte die Alamannen auch zum Angriffe auf das römiſche Fußvolk überzugehen. Aber hier fand ihr Heldenmut zäheſten Widerſtand. Auf beiden Seiten gab es anfangs in heißer Schlacht kein Wanken und Weichen. Beide Teile hielten einander das Gleichgewicht, der tollkühne, zur Rückſichtsloſigkeit gegen ſich ſelbſt erzogene, ob ſeines ſtämmigen Wuchſes

angestaunte Alamanne dem trotz kleinerer Statur nicht minder mutigen, gut exerzierten römischen Legionssoldaten.

Die Schlacht stand. Da gedachten die Alamannen, durch einen Vorstoß ins Herz der römischen Aufstellung den Dingen eine entscheidende Wendung zu geben. Ein ganzer Trupp ihrer Edelinge, darunter auch Könige, scharte sich zusammen, drang, gefolgt von todesmutigen Mannen, tief in die römischen Linien ein und bahnte sich eine Gasse bis zum Prätorium, dem Mittelpunkte der römischen Aufstellung, das die Gardelegion der „Primaner" zu decken hatte. Hier tobte ein grimmiger Verzweiflungskampf. Die Alamannen, „wahre Verschwender ihres Blutes", thaten Wunder der Tapferkeit, doch vergebens. Der furor Germanicus prallte ab an der unerschütterlichen Mauer der Legionare; über die Leiber ihrer Brüder flohen die Alamannen, verfolgt von den heftig nachdrängenden Siegern. Es begann eine wilde Jagd, eine grausige Schlächterei; im Rücken der alamannischen Stellung floß der Rhein; hier kam die Verfolgung zum Stehen. Aber vom Ufer aus konnten die Römer sehen, daß noch viele ihrer Feinde in den Wellen des Stromes ihr Ende fanden.

Das blutige Drama, das sich an einem Augustnachmittage des Jahres 357 abgespielt, war zu Ende; zu Ende war es auch mit der Helden- und Siegeslaufbahn König Chnodomars, jener unserem deutschen Gefühle gleich der Arioviſts, Marbods und Armins sympathischen Reckengestalt aus ferner alamannischer Vorzeit Begleitet von seinem Gefolge von etwa 200 Getreuen hatte er sich in der Richtung auf Tribunci und Concordia durchzuschlagen gewußt, war aber bei seinem Fluchtversuche erkannt und gezwungen worden, sich auf Gnade und Ungnade seinen Verfolgern zu ergeben. In stummer Resignation fügte sich, jäh vom Gipfel seiner Macht herabgestürzt, der oberste Feldherr der Alamannen in sein schweres Schicksal. „Das böse Gewissen hat ihn stumm gemacht" (claudente noxarum conscientia linguam), meint Ammian, der in dem Freiheitsdrange der Germanen nur Insurrektion und Treulosigkeit, in Chnodomar, dem Vorkämpfer gegen die den Germanen schmachvoll dünkende Fremdherrschaft, nur den Rebellen erblickt.

Als an dem heißen Auguſtnachmittage die Sonne ſank, als die Blutarbeit bis zum Abend gewährt hatte, lagerte der Sieger am Ufer des Stromes. Die Verluſtziffer beliebte die offizielle römiſche Geſchichtsſchreibung auf 4 Offiziere und 243 Gemeine anzugeben, während von den Alamannen 6000 auf dem blutgetränkten Schlachtfeld geblieben, ungezählte auf der Flucht um ihr Leben gekommen ſein ſollen. Die Begeiſterung der julianiſchen Armee ging ſo weit, daß ſie ſich zu einer Kaiſerproklamation verſtieg, aber Julian, dem die Sache damals ungelegen kam, wies die ihm angetragene Imperatorenwürde mit aller Entſchiedenheit zurück. Um ſeinen Leuten eine Freude zu machen, ließ er in voller Heeresverſammlung ſeinen königlichen Gefangenen, Chnodomar, vorführen. Er erſchien, machte eine tiefe Verbeugung (primo curvatus), warf ſich dann auf die Knie (deinde, humi suppliciter fusus), bat in alamanniſcher Sprache um ſein Leben (gentili prece) und ward mit der beſten Hoffnung entlaſſen. Einige Tage ſpäter wurde der hohe Kriegsgefangene an das kaiſerliche Hoflager, von da nach Rom gebracht. In einer der auf den öſtlichen Höhen Roms gelegenen Kaſernen, in dem „Ausländerlager“ (Castra peregrina) auf der Cäliushöhe (heute Lateran) in Gewahrſam gehalten vertrauerte der deutſche König den Reſt ſeines Lebens. Morbo veterni consumptus est: Er ſtarb im hohen Alter an der „Schlafſucht“. —

Julians Sieg bei Straßburg, der letzte größere Waffenerfolg der Römer gegen Germanen, hatte keine bleibende geſchichtliche Wirkung, hatte nur die Bedeutung einer kräftigen Demonſtration. Die Kraft der Alamannen war keineswegs gebrochen, wie Julian bald erfuhr. Noch wenige Jahrzehnte und die Niederlage war gerächt: die Nachkommen der Mitkämpfer von 357 bewirtſchafteten im Elſaß alamanniſchen Grund und Boden.

Dieſe wichtige Begebenheit aus der zukunftsfrohen Jugendzeit der zu großer, welthiſtoriſcher Aufgabe berufenen deutſchen Stämme iſt von alten Autoren am wortreichſten von Ammianus Marcellinus (330—400 n. Chr.) geſchildert worden. Ihm, einem lateiniſch ſchreibenden Hellenen aus Antiochia, der Hauptſtadt Syriens, verdanken wir eine Fortſetzung des Tacitus, in der der Zeitraum von 96—378 n. Chr. behandelt war. Erhalten iſt nur die Geſchichte

der eigenen Zeit des Verfaſſers, umfaſſend die Jahre 353—378[23]), in einem ſchnörkelhaften unerquicklichen Latein.

Außer der Darſtellung dieſes Hiſtorikers (Buch XVI) haben wir eine zweite zeitgenöſſiſche, in gutem Griechiſch geſchriebene Erzählung der Begebenheiten von einem anderen Antiochier, Libanius (lebte 314—393 n. Chr.), der bei Julian in beſonderem Anſehen ſtand. (Ἐπιτάφιος ἐπὶ Ἰουλιανῷ). Ferner iſt eine kürzere Angabe aus der Feder Julians ſelbſt in ſeinem in das Jahr 360 zu ſetzenden Briefe an die Athener erhalten (Julianus Ep. ad Athenienses S. 359). Dazu kommen Berichte von ſekundärem Quellenwert, wie z. B. der des Zoſimus u. a. Das geſamte Quellenmaterial wird demnächſt in überſichtlicher Zuſammenſtellung bequem zu benutzen ſein in A. Rieſes unter der Preſſe befindlichem Buche „Das rheiniſche Germanien", das für die frühgermaniſche Geſchichtsforſchung ein Haupthilfsmittel abgeben wird[24]).

Der unmittelbarſte Eindruck, den der Leſer der lebendigen, farbenſatten Schilderung Ammians empfängt, iſt der, Ammian ſei ſelbſt Augenzeuge dieſer kriegeriſchen Großthat Julians geweſen. Auch die weitere Empfindung, daß man es hier nur mit einem lediglich römiſch-julianiſchen Standpunkt zu thun hat, drängt ſich ſofort auf. Nun hat aber Ammian an der Alamannenſchlacht gar nicht teilgenommen. Von Nebenumſtänden ganz abgeſehen erhellt dieſe Thatſache aus der Stelle ſeiner Geſchichte, die für den in Rede ſtehenden Zeitpunkt, Hochſommer 357, ſeine Abweſenheit im Orient konſtatiert. Buch XVI, 10,21 iſt ausdrücklich geſagt, daß der zur Dispoſition geſtellte Urſicinus aufs neue für das Jahr 357 Verwendung im Oſten gefunden hat und ihm unter den jüngeren protectores domestici (Angehörige der Leibgarde) auch unſer Ammian beigegeben war (vgl. auch Ammian lib. XVIII, 4,7). Indes ſelbſt wenn uns nicht ſichere Nachrichten über ſein Alibi überliefert wären, ſo wäre die Annahme, daß uns dieſer Autor nichts Selbſterlebtes erzählt, gerechtfertigt. Ganz gewiß hätte ein Hiſtoriker

[23]) Buch XIV—XXXI.

[24]) Auch an dieſer Stelle ſei Herrn Prof. Dr. Rieſe für die mir und anderen Abteilungsmitgliedern freundlichſt gewährte Überlaſſung der Druckbogen gedankt.

wie Ammian, der sich so gerne auf seine Autopsie[25]) beruft, es nicht verabsäumt, seine Gegenwart bei diesem einzigartigen historischen Ereignisse, bei diesem Glanzpunkte im Leben seines Helden Julian gebührend hervorzuheben. Die Stelle 16, 12, 51 auf den Verfasser selbst statt auf jeden beliebigen anderen Anwesenden zu beziehen, liegt kein zwingender Grund vor. Wenn sich nun auch Ammian nicht in Person auf dem Schlachtfelde befunden hat, so hat es doch allen Anschein, als sei die mündliche oder schriftliche Quelle, die seiner Darstellung zu Grunde liegt, auf eine Persönlichkeit zurückzuführen, die in hervorragender Stellung bei dieser großen militärischen Aktion beteiligt war, womöglich zum Stabe Julians gehörte. Hierbei wäre an mündliche Schilderungen zu denken, die aus dem Kreise des an der Schlacht beteiligt gewesenen römischen Offizierkorps zu den Ohren ihres alten Kameraden, des gewesenen Militärs Ammian gekommen; auch der Gedanke an schriftliche Aufzeichnung der Kriegserlebnisse durch diese Offiziere, an offizielle Kriegsjournale u. s. f. liegt nahe. Wissen wir doch von einem leider verlorengegangenen Tagebuche eines römischen Sanitätsoffiziers, der die Schlacht mitgemacht, des Oreibasios, des Leibarztes Julians und nachmaligen Herausgebers einer großen medizinischen Enzyklopädie. Nichts aber liegt näher als sich zu erinnern, daß Kaiser Julian selbst, wie einst Arioviſts Gegner Julius Cäsar, Memoiren über seine Thaten geschrieben hat. Ja, wir erfahren sogar aus einem Fragmente bei Eunapius[26]), dem bekannten Verfasser der Sophistenbiographien und Fortsetzer der Chronik des Dexippos, daß gerade über die Schlacht bei Straßburg ein eingehender Schlachtbericht aus der Feder des Memoirenschreibers Julian existiert hat, der ein ganzes Buch umfaßte. Ammian konnte daher und mußte, als er etwa 30 Jahre nach dem Ereignisse seine Geschichte schrieb, Julians „Erinnerungen" zur Hand haben. Er war ferner in der Lage auf seinen Landsmann Libanius zurück-

[25]) Vgl. 14, 4, 6; 17, 4, 6; 18, 4, 7; 22, 8, 1; 22, 15, 1; 23, 6, 21; 23, 6, 30; 27, 4, 2 u. a. m.

[26]) Eunapius, Fragm. 9 (Hist. Gr. min. I. 217): ἱκανῶς ἅμα καὶ συνεν θουσιῶν τοῖς ἑαυτοῦ καλοῖς βιβλίδιον ὅλον τῇδε ἀναθεὶς τῇ μάχῃ διῆλθεν ὁ ... Ἰουλιανός.

zugreifen, deſſen Aufzeichnungen etwa 11 Jahre nach der Schlacht niedergeſchrieben ſind.

Obſchon nun Ammians und Libanius' Darſtellungen keine weſentlichen Abweichungen aufweiſen — Libanius bietet in ſeinem bei Rieſe abgedruckten Berichte an einigen Stellen ausſchmückende Zuthaten, entſtellt auch, wo Julians Ruhm dabei gewinnen konnte —, ſo haben wir doch keinen triftigen Grund zu der Annahme, Ammian habe ſich, während er aus einer Quelle erſten Ranges ſchöpfen konnte, blos mit der Benutzung der ſekundären Quelle des Libanius zufrieden gegeben. Vielmehr verdankt die auffallende Übereinſtimmung zwiſchen Ammian und Libanius ihre Entſtehung einer Quellengemeinſchaft, der gemeinſamen Ausbeutung der vorerwähnten, leider nicht auf uns gekommenen Kommentare Julians. Überdies bemerkt Ammian ſelbſt, 16, 1, 3, das Fundament ſeiner Darſtellung ſeien documenta evidentia. Eine der evidenteſten Urkunden waren doch wohl Julians „Denkwürdigkeiten" ſelbſt. Auch Zoſimus, der über 100 Jahre nach Julian lebte, ſcheint mit deſſen Kommentaren wohl vertraut geweſen zu ſein. Er entſtellt Julians Selbſtverherrlichung noch zu Gunſten Julians. Z. B. blieben nach Ammian in der Schlacht 6000 Germanen, Zoſimus multipliziert gleich mit 10. Julian hat indirekt durch den Mund Ammians zugegeben, daß der römiſche Reiterangriff im Anfange der Schlacht ein klägliches Ende nahm. Nach Zoſimus, dem übereifrigen Verehrer Julians, ergriffen nur 600 Reiter die Flucht.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß wir für die Erkenntnis der hiſtoriſchen Wirklichkeit in der letzten großen offenen Feldſchlacht zwiſchen Römern und Germanen lediglich auf römiſche Gewährsmänner und zwar geſinnungstüchtige Anhänger Julians angewieſen ſind, da deutſcherſeits naturgemäß jede ſchriftliche Aufzeichnung über die Kataſtrophe von Straßburg fehlt.

Die Frage nach der Glaubhaftigkeit der Schilderung Ammians beantwortet ſich nach den obigen Ausführungen von ſelbſt. Wir beſitzen in Ammians Schlachtberichte nur eine Bearbeitung Julians,[27])

[27]) Vgl. die gründliche Studie H. Heckers: „Zur Geſchichte des Kaiſers Julianus". Kreuznacher Programm 1886.

der Schriftsteller und Sieger Julian aber redet in eigener Sache. Daß Ammian daneben auch andere Gewährsmänner zu Rate gezogen hat, sich in der zweifellos entstandenen anderweitigen Litteratur über die Alamannen-Feldzüge umgesehen hat, ist wohl anzunehmen.

Einen militärisch, taktisch wie topographisch anschaulichen Schlachtbericht besitzen wir in Ammians Darstellung ebensowenig, wie in der des Libanius. Eine richtige Vorstellung von der Lage des Gefechtsfeldes ist aus ihren Zeugnissen nicht zu gewinnen[28]).

Eine eigentümliche Bewandtnis hat es mit der Art und Weise, wie Ammian seinen Stoff sprachlich und stilistisch verarbeitete. Grade die lebensvolle, hochdramatische, stellenweise einen poetischen Flug nehmende Ausdrucksweise Ammians fand man anziehend; in dieser oder jener Form umgearbeitet gehört Ammians Erzählung der Alamannenschlacht zu den Glanzpunkten der Darstellungen der Geschichte des 4. Jahrhunderts[29]). Nun ist aber merkwürdiger Weise das Prunkgewand, in das Ammian seine Gedanken kleidet, ein geliehenes. Die Annahme, daß wir nur ein Phrasenflickwerk vor uns haben, hat sehr viel für sich; genauer die Herkunft der einzelnen Lappen festzustellen, dürfte erst gelingen, wenn die unerläßliche Vorarbeit für derartige Untersuchungen, ein Index Ammianeus, geliefert ist. Es genügt hier anzudeuten, daß eine Reihe dieser Entlehnungen auf Ovid zurückgeht. Z. B. findet sich am Schlusse des 12. Kapitels des 16. Buches ein augenfälliges Anklammern an den phrasologisch auch sonst stark benutzten Dichter. Man vergleiche:

Ammian XVI, 12, 57: „et velut in quodam theatrali spectaculo aulaeis miranda monstrantibus . . .“ und Ovid, metam. III, 111 f.: „sic ubi tolluntur festis aulaea theatris“; in demselben Paragraphen Ammians heißt es vom Rhein: „spumans denique cruore barbarico decolor alveus;“ bei Ovid trist. IV, 2, 42: „decolor ipse suo sanguine Rhenus erat“. — Ammian ibid. § 59: „anhelo cursu“ und Ovid, met. XI, 347: „cursu

[28]) Vgl. Wiegandt a. a. O. Dahns Skizzen sind wertlos.

[29]) Vgl. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit I., 97 ff. u. a. m., vgl. auch Ibsen a. a. O.

festinat anhelo". — Ammian, § 62: „favore superni numinis", Ovid, met. XV, 128: „numenque supernum".

Wir sehen, Ovid hat mancherlei zu dem Schlußkapitel der Darstellung Ammians beigesteuert. Eine gründliche Spezialuntersuchung[30]) dieser Dinge dürfte sicherlich zu dem Ergebnis führen, daß der Historiker Ammian bei der Arbeit eine mit wohlklingenden Phrasen reich ausgestattete Rüstkammer und Werkstätte zur Verfügung hatte. Inwieweit unter dem künstlich erzeugten Schmuck der Rede auch die historische Wahrhaftigkeit Not gelitten, ist da nicht mehr festzustellen. Auf keinen Fall kann Ammians Darstellung der Straßburger Schlacht bei dem Historiker einen befriedigenden Eindruck hinterlassen. Auf der einen Seite stand er der offiziellen Geschichtsschreibung des Krieges zu nahe, auf der anderen war er in der Formgebung zu sehr Sklave seiner Exzerpte.

---

4. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1891 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen:

mit Wahlrecht:

Herr Dr. phil. H. Weizsäcker, Vorstand der Gemäldegallerie des Städelschen Instituts, hier,

„ M. Sondheim, Buchhändler,

ohne Wahlrecht:

Herr A. Sabor, Lehrer, hier,

„ Dr. phil. Gg. Knieß, Lehrer, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. V. Valentin, als zweiten Vorsitzenden Herrn O. Donner-von Richter und als Schriftführer Herrn Dr. Pallmann.

---

[30]) Vgl. M. Hertz, Aulus Gellius und Ammianus Marcellinus, Hermes VIII (1874) S. 257–302.

Es sprachen in dieser Abteilung am

18. November: Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. G. Schaefer aus Darmstadt über

„Die Denkmäler bildender Kunst in den östlichen Teilen des hessischen Odenwaldes, insbesondere im Gebiete des Kreises Erbach".

16. Dezember: Herr M. Sondheim über

„Jörg Glockendons Kunst Perspektiva".

Die eingesandten Berichte lauten:

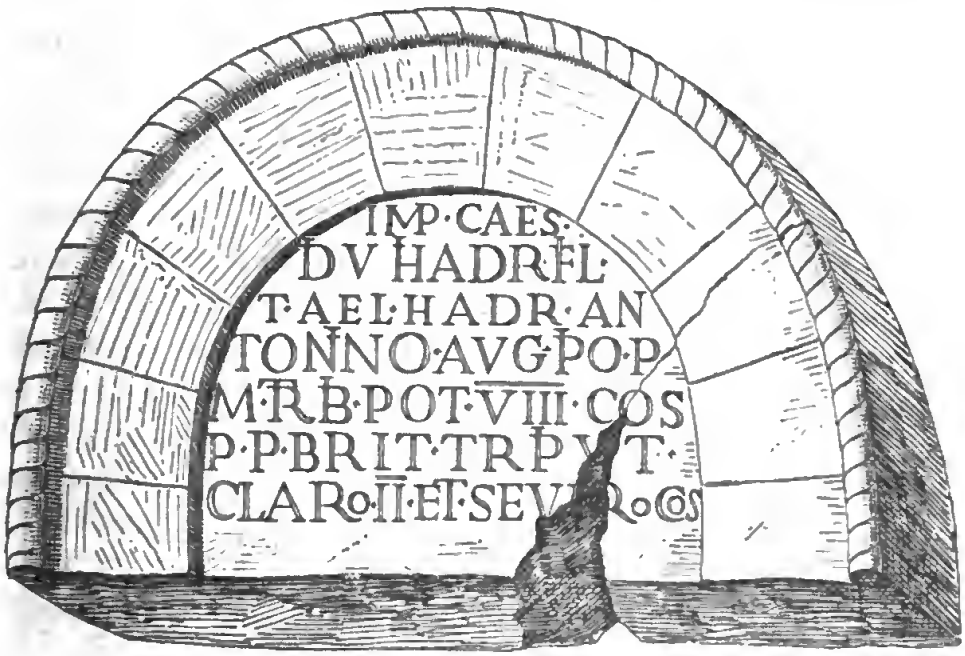
1. „Über die Denkmäler der bildenden Kunst im hessischen Odenwalde, insbesondere im Kreise Erbach" von Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. G. Schaefer.

Der Kreis Erbach[1]) umfaßt den östlichen Teil des hessischen Odenwaldes, ein Bergland, welches von dem Längenthale der Mümling und der diesem Flüßchen entlang ziehenden Eisenbahnlinie Frankfurt-Hanau-Erbach-Eberbach durchschnitten wird, und dessen Wechsel von waldigen Höhen und fruchtbaren Thälern schon in grauer Vorzeit zur Ansiedelung einlud. Grabstätten — der Mehrzahl nach aus Erde aufgeworfene Hügel, mitunter aber auch von kreisförmiger, mörtelloser Steinstruktur — enthalten Thongefäße von urtümlicher Gestalt und Technik als Merkmale des Daseins einer Urbevölkerung, die der Roheit wilder Stämme bereits entwachsen war.

Den Vorstufen einer werdenden Bildung der Eingeborenen folgte wie mit einem Schlage eine mit Lebensäußerungen bildender Kunst auftretende Kultur von der Zeit an, wo die Römer er-

[1]) Vgl. „Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen. Inventarisierung und beschreibende Darstellung der Werke der Architektur, Plastik, Malerei und des edlen Kunstgewerbes bis zum Schluß des XVIII. Jahrhunderts. Herausgegeben durch eine im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs zu diesem Zweck bestellte Kommission. Mit Abbildungen. Darmstadt, Verlag von Arnold Bergsträßer". — Erschienen sind bis jetzt folgende vier Bände: Kreis Offenbach von Dr. Georg Schaefer 1885 (vgl. Berichte 1885/86 S. 120 ff.); Kreis Worms von Ernst Wörner 1887; Kreis Büdingen von Prof. Heinrich Wagner 1890, und Kreis Erbach von Dr. Georg Schaefer 1891.

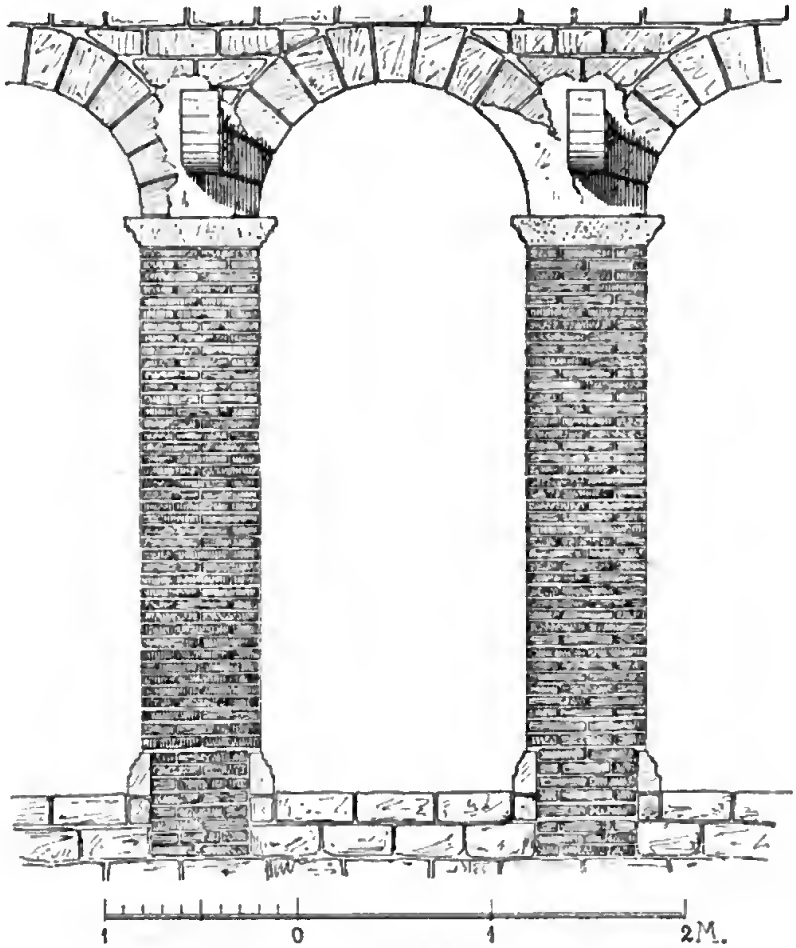
obernd in die Odenwaldzone einbrachen und die Mümlinggegend dem Dekumatenlande als Grenzgebiet gegen Germanien angliederten. Daß den römischen Gewalthabern der dauernde Besitz dieser Landschaft, welche sie bis gegen Ende des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zu behaupten wußten, von großem Werte war, bezeugt nicht nur die von ihnen angelegte langgestreckte Grenzwehr des Limes Romanus — im Volksmunde bekanntlich Teufelsmauer und Pfahlgraben genannt —, welche das nahe Mainthal durchzieht,



Hesselbach. Römischer Inschriftstein.

sondern auch die unter dem Namen Mümlinglinie bekannte minder ausgedehnte zweite Wehranlage, die als Abzweigung des Limes im östlichen Waldgebirge des Kreises Erbach gen Norden sich erstreckte, auf diesem Zuge noch heute durch zahlreiche Trümmerstätten von Kastellen, Wacht- und Signaltürmen nahe bei den hessischen Orten Hesselbach, Würzberg, Eulbach, Hainhaus und Lützelbach bezeichnet wird, und nach einer kurzen östlichen Wendung mit dem Hauptlimes in der Nähe von Wörth am Main wieder zusammentrifft. Über die Zeit der Erbauung der Mümlingwehr gingen die Meinungen lange auseinander, bis im Sommer 1889 an der Ruinenstelle einer Wachtstation unweit Hesselbach auf hessisch-

badiſchem Grenzgebiete von Arbeitern ein römiſcher Inſchriftſtein gefunden wurde, der jedes Schwanken über das Zeitverhältnis beſeitigt. Die Inſchrift — die Priorität ihrer Beſichtigung und Feſtſtellung gebührt dem rühmlich bekannten Limesforſcher Herrn Kreisrichter Conrady auf Schloß Miltenburg bei Miltenberg —



Steinbach. Einhard-Baſilika. Arkadenſtellung im Langhaus.

beſagt nämlich, daß eine Abteilung Triputienſiſcher Brittonen, alſo römiſcher Hilfstruppen, unter dem Konſulate des Sextus Erutius Clarus (zum zweiten Mal) und des Cnejus Claudius Severus, mithin i. J. 146 n. Chr., dem Kaiſer Antoninus Pius, Adoptivſohn des Kaiſers Hadrian, dieſen Denkſtein gewidmet hat. In den unmittelbar hinter der Mümlinglinie befindlichen Gebietsteilen waren damals militäriſche und bürgerliche Niederlaſſungen ent-

ſtanden, von denen ebenfalls — ich nenne beiſpielsweiſe die noch wenig oder gar nicht bekannten Ruinenfelder Haſelburg, Wambolter Schlößchen, Steinhaus, Eſchern, Feuchtmauer — Überreſte vorhanden ſind, die nach Ausweis baulicher, plaſtiſcher und kunſtgewerblicher Funde darthun, daß die nach Weltherrſchaft ſtrebenden italiſchen Eroberer auch ihre Kunſt in dieſes Gebirgsland verpflanzt hatten.

Es kann nicht befremden, daß die auf die Römerherrſchaft folgende Zeit der allgemeinen Völkerflut für die Bildkunſt, wie anderwärts ſo auch im Odenwalde, ungünſtig verlief. Aber auch die Epoche der Merowinger ſcheint in dieſem Betracht ſpurlos vorübergegangen zu ſein. Erſt in der Karolingerära tritt die chriſtliche Kunſt an den Ufern der Mümling mit einer hervorragenden Schöpfung auf den Plan. Die Einhard-Baſilika zu Steinbach unweit der Eiſenbahnſtation Michelſtadt iſt es, welche hier zukunftverheißend die Entwickelung der Sakralarchitektur für den ganzen Odenwald und weit darüber hinaus einleitet. Dieſes in ſeiner Hauptapſis, nördlichen Nebenapſis, Krypta und Mittelſchiff nebſt Arkaden überraſchend wohlerhaltene Bauwerk zeigt, daß die karolingiſche Architektur für ihre dem Langhausſyſtem folgenden Gotteshäuſer in gleich ſtrenger Weiſe dem frühchriſtlich-römiſchen Baſilikagrundgeſetz folgte, wie ſie in ihren Zentralbauten dem byzantiniſchen Vorbilde nachſtrebte.

Es iſt mir das kunſtarchäologiſch beneidenswerte Glück zu teil geworden, die zu Steinbach als geſchützte Ruine daſtehende Kirche nach Jahrhunderte langer Verdunkelung ihres Urſprunges i. J. 1873 in ihrer wahren Bedeutung als Einhard-Baſilika erkannt und in die Kunſtgeſchichte — vornehmlich durch meine in der „Zeitſchrift für bildende Kunſt“ Band IX, 1874, S. 129—145 veröffentlichte Abhandlung — eingeführt zu haben, ſo daß ſämtliche ſeitdem erſchienenen, die Steinbacher Kirchenruine in ihrer Bedeutung als Karolingerwerk und Einhard-Baſilika behandelnden Schriften das mir geglückte Forſchungsergebnis zur Vorausſetzung haben.

Zur Geſchichte der Gründung des altehrwürdigen Gotteshauſes ſei bemerkt, daß Einhard, der Hiſtoriograph und Intendant

der künſtleriſchen Unternehmungen Karls des Großen, und ſeine Gemahlin Imma, Schweſter des Biſchofs Bernhard von Worms, i. J. 815 von Ludwig dem Frommen mit Domanialgütern zu „Michlinſtadt im Odonawald“ beſchenkt wurden und daſelbſt ihren Wohnſitz nahmen, um in Weltflucht ihrem Seelenheil zu leben. Das fromme Ehepaar gab der Schenkung eine religiöſe Weihe durch Errichtung eines Kirchengebäudes — basilica non indecori operis nannte Einhard in ſeinen Schriften das Werk —, welches 821 vollendet und als ecclesia beatae Mariae virginis eingeweiht wurde. Zur größeren Verherrlichung des Gotteshauſes ſchickte Einhard ſeinen Notar Rathleich nach Rom, wo es letzterem gelang, aus den Katakomben die Gebeine der heiligen Martyrer Petrus und Marcellinus zu erhalten, die im Jahre 826 in feierlicher Prozeſſion am Beſtimmungsorte eintrafen. Nur kurz war die Ruhe am Ziel. Wie der Stifter ſelbſt in ſeiner Translatio erzählt, gab eine Viſion Veranlaſſung, die heiligen Gebeine ſchon 827 nach Seligenſtadt am Main zu bringen, wo Einhard eine zweite Baſilika erbaute (vergl. Berichte 1885/86 S. 121 f.). Von da an verſchwand die Odenwald-Gründung über dritthalb Jahrhunderte lang aus der Geſchichte. Auch mit ihrem Wiederaufleben als Kloſter Steinbach ſcheint kaum mehr eine Erinnerung an den karolingiſchen Urſprung der Baſilika an der Mümling fortbeſtanden zu haben, ſo daß bis zur Gegenwart die Meinung dahin ging, von Einhards Kirchenbau, den man irriger Weiſe an der Stelle der jetzigen Pfarrkirche in Michelſtadt vermutete, ſtehe kein Stein mehr auf dem anderen. Die Steinbacher Ruine aber wurde als eine Schöpfung romaniſchen Stiles angeſehen und ſteht als ſolche in neueren Fachſchriften (ſ. Lotz, Kunſttopographie) verzeichnet. Und doch iſt der Baukern karolingiſch, inſofern Plananlage wie Mauertechnik römiſcher d. h. altchriſtlicher Norm folgen und die kennzeichnenden Merkmale dafür zur Vollerſcheinung bringen. Schon die Krypta iſt dafür ein bedeutſames Zeugnis; ihre Korridore bilden gleich vom Boden an Tonnenwölbungen, die als Kreuzgewölbe primitivſter Art ſich durchſchneiden. Das Mauerwerk zeigt wechſelnde Lagen von Bruchſteinen und Ziegeln — Einhards Ziegelbrenner hieß Egmunel —, die durch breite Schichten fein-

körnigen Mörtels verbunden sind. Die gleiche technische Gediegenheit ist an der die Seitenschiffe vom Mittelschiff trennenden Arkadenstellung warzunehmen, wo mich zuerst untrügliche Merkmale des karolingischen Ursprungs überraschten. Dabei stellen sich sämtliche Arkaden so unversehrt dar, daß sie durch ihr vortreffliches Gefüge und die Farbenwirkung ihres Materiales eine wahre Augenweide für den Kunstfreund sind.

Von Hervorbringungen des romanischen Kunstkreises sind, abgesehen von Anbauten der Steinbacher Basilika, die Bergfriede zu Schloß Erbach und auf Burg Breuberg, sowie der innere Thorbau daselbst beachtenswerte Bauschöpfungen. Aus dem Frühstadium der Gotik ist Erhebliches nicht mehr vorhanden. Dagegen ist die Spätgotik in sakralbaulicher Hinsicht durch die Pfarrkirche zu Michelstadt ansehnlich vertreten, ferner durch den Chor der ehemaligen Wallfahrtskirche zu Schöllenbach und durch das Klosterportal zu Höchst, während im Bereiche des Profanbaues die Burgen Breuberg, Fürstenau, Freienstein und Reichenberg für die gotische Wehrarchitektur Bedeutendes aufzuweisen haben.

Unter den genannten gotischen Sakralbauten steht die dem Erzengel Michael und dem Frankenapostel St. Kilian geweihte Pfarrkirche zu Michelstadt in erster Linie. Sie ist das Ergebnis wiederholten Umbaues eines in den ältesten Zeiten der Christianisierung des Odenwaldes errichteten bescheidenen Gotteshauses, welches der Lorscher Kodex als eine Holzkirche, basilica lignea, bezeichnet. Schon Einhard hatte dieses primitive Bauwerk fertig vorgefunden. Ein in der späteren Karolingerära entstandener Umbau in Stein ist quellenmäßig nicht nachgewiesen; wohl aber ist allen Analogieen zufolge eine an Stelle der Holzbasilika während der romanischen Stilepoche in Stein errichtete Pfarrkirche unbedenklich anzunehmen, die dann im 15. Jahrhundert dem jetzigen gotischen Werke so gründlich weichen mußte, daß von älteren Stilstadien jede Spur weggetilgt ist. Die Planform der Kirche folgt dem Basilikalsystem mit hohem Mittelschiff und niedrigen Seitenschiffen, an welche zwei Sepulturen als Kapellen sich anlehnen; dann folgt der stattliche Chor mit daneben aufstrebendem Turme, so daß das Ganze einen gewissen Grad von monumentaler

Wirkung erreicht. Die Bauzeit wird durch verschiedene Minuskelinschriften aus den Jahren 1461—1507 beglaubigt. Die folgenden Jahrhunderte haben leider das Innere des Gotteshauses in bedauerlicher Schlimmbesserung um seine künstlerische Wirkung gebracht, teils durch ein mitten in die Lichtweite des Chorbogens (Triumphbogen) hineingezwängtes schwerfälliges Orgelwerk, teils durch brutale Emporen, welche die Arkadenstellungen umziehen und die Harmonie und Stimmung des Heiligtums in widerwärtiger Weise vernichten. Diesen Geschmacklosigkeiten gegenüber findet der Beschauer glücklicher Weise Ersatz in einer Reihe hochvortrefflicher Grabdenkmäler der Ahnen des gräflichen Hauses Erbach, von denen einige genannt sein mögen.

Das Kenotaph der beiden Schenken Philipp und Georg von Erbach aus dem Schluß des 15. Jahrhunderts ist die hervorragendste unter den plastischen Leistungen gotischen Stiles; es umschließt einen Arkadenpfeiler und zeigt auf Podien und von freischwebend gearbeiteten Baldachinen überragt, die lebensgroßen, ritterlichen Figuren der beiden Schenken in voller Rüstung. Dem meißelfertigen Denkmal ist die wohlverdiente Ehre widerfahren, im Gipsabguß die Sammlungen des Germanischen Museums in Nürnberg zu schmücken. Chronologisch wird eine Folge überaus stiltüchtiger Renaissance-Grabdenkmäler eingeleitet durch das aus dem Frühstadium der neueren Kunst stammende Monument des Grafen Eberhard I. und seiner Gemahlin Maria von Wertheim, welches, obgleich das Werk auf die figürliche Darstellung des zu verherrlichenden Ehepaares verzichtet und auf ornamentale Ausstattung sich einschränkt, durch edle, ächt renaissancemäßige Formensprache im Vegetativen beachtenswert ist. Der Zeitstellung nach folgt das urkundlich von Johann von Trarbach aus vulkanischem Tuffstein gefertigte Grabmal des Grafen Georg I. und seiner Gemahlin Elisabeth geb. Herzogin von der Pfalz, eine Tumba mit jonisierenden Säulen an den Ecken und lebhaft bewegten Linearornamenten auf den Sarkophagflächen.

Drei Grabdenkmäler der fortgeschritteneren Renaissance, gleich ausgezeichnet durch monumentalen Charakter wie durch künstlerische Durchführung, schmücken den Chor der Kirche und sind in hohem

Grade geeignet, dieſem Bauteil das Gepräge eines Mauſoleums des Grafenhauſes Erbach zu geben. Die Herkunft des Materiales, weißlich grauer Kalkalabaſter, wird auf die Brüche im Hohenlohiſchen zurückgeführt. Es ſind die Grabdenkmäler der Grafen Georg II., Friedrich Magnus und Johann Kaſimir, welche hier an den Chorſeiten ſtehen und zu großartigen architektoniſch-plaſtiſchen Hochwandgräbern mit Säulenſtellungen, Karyatiden, heraldiſchen Ahnenproben über den lebensgroßen Figuren der Verſtorbenen ſich aufbauen. Während aber die Figuren der Grafen Georg und Friedrich Magnus in voller Rüſtung und die Hände gefaltet auf Paradebetten über Sarkophagen ausgeſtreckt dargeſtellt ſind, erſcheint die Figur des Grafen Johann Kaſimir in ſitzender Haltung auf dem Sarkophage und erinnert in der Auffaſſung ſo ſehr an die Lorenzoſtatue in der mediceiſchen Kapelle zu Florenz, daß dem Beſchauer unwillkürlich der Gedanke ſich aufdrängt, der unbekannte Künſtler müſſe das unvergleichliche Werk Michelangelos gekannt haben und davon inſpiriert worden ſein. Sogar das charakteriſtiſche Motiv der überſchlagenen Beine des Mediceers fehlt nicht. Indes, bei aller Anerkennung der ſkulpturalen Leiſtung, bleibt manches Unfreie beſtehen, und es iſt noch ein gar weiter Abſtand bis zur hohen Vollendung des Penſiero des unſterblichen Florentiner Altmeiſters. Dieſes im architektoniſchen Aufbau rhythmiſch wohlabgewogene und in der Ornamentation maßvolle Hochwandgrab ſchließt die Reihe der im Chorhaupt vereinigten Sepulkralmonumente würdig ab. Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges, der franzöſiſchen Reunionkämpfe und des ſpaniſchen Erbfolgekrieges dehnten ſich auch auf die Grafſchaft Erbach aus und ließen für lange Zeit weder eine gleiche Pracht ſolcher Familiengrabmäler noch überhaupt eine großartige Kunſt in den Odenwaldgegenden aufkommen.

In der Reihe der Wehrbauwerke iſt der Breuberg eine Hochburg erſten Ranges, ebenſowohl durch Ausdehnung und Großartigkeit der Anlage, wie durch den Umſtand, daß an den einzelnen Architekturgruppen und fortifikatoriſchen Beſtandteilen die Entwickelung des deutſchen Burgenbaues vom Ende des 12. bis ins 17. Jahrhundert hinein klar und beſtimmt, wie nicht leicht an

einem anderen Beiſpiele des burgenreichen Großherzogtums Heſſen, ſich verfolgen läßt. Die Vermutung, der Breuberg ſei ſchon als germaniſche Wallburg angelegt und von den Römern in ihr Grenzwehrgebiet aufgenommen worden, iſt nicht unbegründet, ebenſowenig die Annahme, daß die Oberlehenshoheit der Abtei Fulda über den

Breuberg. Wappen am Burgthore.

Breuberg ſchon im 8. Jahrhundert beſtanden haben ſoll. In hellerem Lichte der Geſchichte erſcheint die Burg zu Anfang des 13. Jahrhunderts als Beſitz einer Dynaſtenfamilie, von welcher behauptet wird, ſie habe urſprünglich nach ihrem Stammſitze, der verſchwundenen Burg Lützelbach in der Nähe, den Namen getragen, an deſſen Stelle nach ihrer Überſiedelung auf den Breuberg der Name der

neuen Herrenburg getreten sei. Urkundlich wird als frühester Lützelbacher Conradus Reiz de Lützelenbach i. J. 1189 genannt, während der früheste Breuberger erst i. J. 1229 quellenmäßig auftritt unter dem Namen Conradus Reizo de Bruberc. In den folgenden Jahrhunderten kam die Burg durch Erbgang und wiederholte Teilung an andere Geschlechter und ist seit dem 17. Jahrhundert Gemeinbesitz der Grafen von Erbach-Schönberg und der später gefürsteten Grafen von Löwenstein.

Beim Eintritt in den großräumigen Schloßhof umgiebt den Beschauer eine Baugruppe von überraschender Mannigfaltigkeit des Grundrisses. Man unterscheidet sofort zwei Sondergruppen: den Kern einer älteren Burganlage, worin Romanik und Gotik vorherrschen, und einen Komplex von neueren Schloßgebäuden mit durchgängigem Stilgepräge der Renaissance. Gleich der Thorbau der älteren Burg, den wir mit dem romanischen Bergfried schon flüchtig nannten, ist ein vorzügliches Werk aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Gleichen Alters ist der trotzige Hauptturm selbst, der in gediegenen Sandstein-Bossenquadern mit Schlagrändern bis zu einer Höhe von 25 m emporstrebt und von dessen Zinnen eine herrliche Rundsicht in die Odenwaldlandschaft sich eröffnet. Gotische Bauteile der alten Burg sind: das jetzt verlassene Herrenhaus (der Palas), das Frauenhaus und die vom Gebäudekomplex umfangene Burgkapelle. Der sogenannte „Altbaw“ von 1556 enthält das Burgverließ und die Brunnenhalle, darin einen römischen Altar mit schwer beschädigten Reliefsiguren, die Prof. Zangenmeister als Juno, Minerva, Merkur und Herkules erklärt. In der Flucht des Palas liegen Münze und Burgküche, und neben dem Altbau steht der Strafturm, auch Hexenturm genannt.

Wenden wir uns der modernen Schloßbaugruppe zu, in welcher die Architektur der Renaissance als Alleinherrscherin auftritt, so stehen wir zunächst vor dem, von feinen Pilastern mit klassizierenden Antenkapitälen flankierten Fassadenthore der Zeughausruine, woran die Inschrift: HANNS·STAINMILLER·MACHT· MICH·ANNO·DOMINI·M·D·XXVIII· Über dem Fries des Portales erscheint in gegiebelter Nische die meißeltüchtige Hüftfigur eines mit Helm und Panzer bekleideten Armbrustschützen, der mit

gespannter Waffe den Nahenden aufs Korn nimmt. So sind an dieser Fassade Meistername, Jahreszahl und edle Reinheit des Stiles in seltener Weise vereinigt, um dem Werke in architektonischem wie plastischem Betracht eine für die Geschichte der früheſten Entwickelung der Renaissance in Deutschland bedeutsame Stellung zu sichern.

Das chronologisch folgende Gebäude, der Kasimirbau, ist nahezu einhundert Jahre jünger, nämlich von 1613. Wir werden diesen Bauteil ungeachtet seiner auf Säulen ruhenden Souterrainwölbungen in rein tektonischem Sinne nicht allzu hoch anschlagen. Eines aber ist, woran die stilistischen Merkmale der fortgeschrittenen Renaissance mit Befriedigung erkennbar sind, nämlich: die Stukkoverzierungen an der Decke des Rittersaales. Wer auch nur einen flüchtigen Blick auf die Lichtdrucke dieser Decke in meinem Buche wirft, wird ohne Bedenken zustimmen, wenn ich behaupte, daß diese Stukkoarbeiten an Reichtum und Mannigfaltigkeit des Figürlichen wie Ornamentalen ihres Gleichen suchen. Die Anordnung des Gegenständlichen ergab sich aus der durch die Pfeilerstellung des Saales gebotenen Dreiteilung. Die mittlere Abteilung ist der aus 32 Reliefwappen bestehenden Ahnenprobe des Grafen Kasimir gewidmet, während die beiden anderen Deckenstreifen und der darunter sich hinziehende Fries teils in fast frei schwebendem Hochrelief, teils in Flachrelief Vorgänge aus der klassischen Mythe, aus der Tierfabel, dann aber auch aus dem Kreise der christlichen Tugenden, gleich trefflich in Formen wie Bewegungen veranschaulicht. Schade, daß die allzu niedrige Lage der Decke die Vollerscheinung des Ganzen beeinträchtigt.

Im Zusammenhange mit den genannten Palatialbauten hatte an Stelle der alten Umwallung ein neuer Befestigungsring die Burg Breuberg in ein zitadellartiges Schloß verwandelt. Zwar verlor die Veste infolge der veränderten Kriegsführung auch diese Bedeutung, nicht aber um vom Schauplatze zu verschwinden, sondern um der Nachwelt ein großartiges und an stilistischer Mannigfaltigkeit seltenes Bild der Kunstherrlichkeit des Burgenbaues aus der Zeit des Mittelalters und der Renaissance vor Augen zu stellen.

Lassen wir als bedeutendes Werk der Burgenarchitektur Schloß Fürstenau nicht unerwähnt, welches aus einer Gruppe von Gebäuden

beſteht, die ebenfalls verſchiedenen Stilepochen ihr Daſein verdanken: Gotik, Renaiſſance, Barokko und Rokoko haben daran Anteil.

Erbach. Merkur als Kind.

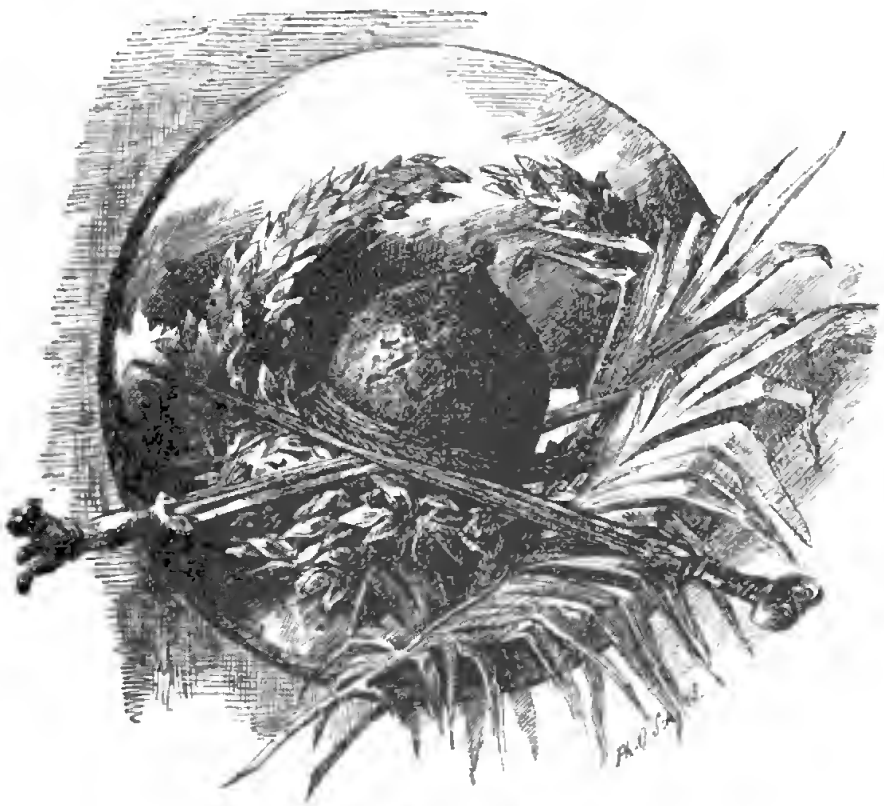
Als älteſter und monumentalſter Teil des Baukomplexes nimmt das alte gotiſche Schloß alles Intereſſe in Anſpruch. Vier Rundtürme flankieren die Ecken des Kernbaues, der von Erkern belebt iſt und deſſen Wirkung durch die umgebende Parkanlage und die

klaren Fluten der Mümling überall ins Maleriſche hineinſtrömt. Die romantiſche Wirkung ſteigert ſich durch die unmittelbare Nähe

Erbach. Amphora.

der Einhardbaſilika, ſowie durch den kühnen Renaiſſance-Prachtbogen, welcher die aus dem Kernbau vortretenden beiden Schloßflügel zu einem überraſchenden, ſchmuckvollen Ganzen verbindet.

Das Schloß Erbach endlich, dessen romanischen Bergfried mit gotischem Oberbau und Turmhelm wir schon nannten, folgt in seinem Kanzlei- und Archivbau den Stilgesetzen der Renaissance des 16. und 17. Jahrhunderts. Das eigentliche Schloßgebäude von 1736, ungegliedert im Grundriß und monoton im Hochbau, kann ungeachtet der langen Fronten mit zwanzig Fenstern in jeder



Erbach. Helm von Kannä.

der drei Geschoßreihen auf Monumentalität keinen Anspruch machen. Diese Mängel finden ausreichend Ersatz durch die in den Innenräumen befindlichen, mit Recht berühmten Sammlungen, deren Gründung dem letzten souveränen Grafen von Erbach-Erbach Franz I. (1754—1823) zu unvergänglichem Ruhme gereicht. Der gebotenen Kürze halber auf einige allgemeine Angaben mich beschränkend sei erwähnt, daß sämtliche Epochen der Bildkunst von der Römerzeit bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts in Plastik, Malerei und edlem Kunstgewerbe reich und in seltenen Objekten

vertreten ſind. Beſonders auf dem Gebiete antiker Marmorſkulptur und mittelalterlicher Waffenſchmiedekunſt hat kein Muſeum im Umkreis der Mittelrheinzone ähnliches aufzuweiſen, und ein Gleiches

Erbach. Grabſtein der Margarethe von Bickenbach.

gilt von der Keramik und der mittelalterlichen Holzplaſtik. Der Ritterſaal mit ſeinen koſtbaren Rüſtungen für Mann und Roß, die Schloßkapelle mit ihren frühgotiſchen Hochrelieffiguren auf Grabplatten, die ebenfalls im Schloſſe befindliche Hubertuskapelle mit dem großartigen Flügelaltar aus Schöllenbach, ſind wahre

Schatzkammern der Bildkunst, von den römischen Zimmern mit den lebensgroßen Statuen der Kaiser Trajan und Hadrian, dem berühmten Helm von Kannä, der Vasensammlung und den Prachtgefäßen in Edelmetall nicht weiter zu reden. Daraus erklärt sich denn auch die beträchtliche Anzahl der von den 140 Abbildungen meiner Publikation auf die Erbacher Sammlungen bezüglichen Lichtdrucke und Textillustrationen.

So bietet der Kreis Erbach dem forschenden Auge eine Kunstherrlichkeit doppelter Art, insofern seine Denkmäler teils im heimischen Boden wurzeln, teils von außen zu Musealzwecken dahin verpflanzt worden sind. Ohne Frage stehen uns die ersteren durch ihren vaterländischen Ursprung näher; alle zusammen aber sind wichtige Glieder in der Kette der allgemeinen Kultur- und Kunstbewegung der Jahrhunderte und eine Bestätigung des Satzes, daß die Kunst es ist, welche die Blüte des menschlichen Geisteslebens bezeichnet.

2. Jörg Glockendons Kunst Perspectiva. Von Herrn Moriz Sondheim.

Jörg Glockendons Perspectiva ist lange verschollen gewesen und noch heute fast unbekannt; Jörg Glockendon selbst, obgleich er oft erwähnt und viel über ihn geschrieben wurde, ist eine nebelhafte Persönlichkeit geblieben. Es dürfte deshalb nicht überflüssig sein, das, was über ihn und sein Werk bisher berichtet worden ist, kritisch zu sichten, und den Versuch zu wagen, aus den vielen Irrtümern, Mißverständnissen und Hypothesen ein Körnchen Wahrheit herauszuschälen.

Die erste gedruckte Erwähnung seines Buches geschah durch G. W. Panzer im Jahre 1788: „Von der Kunst Perspectiva. 1509. Jörg Glockendon. In kl. Folio. So ist mir diese Schrift von Herrn von Murr angezeigt worden. Sie hat 37 Holzschnitte," lautet eine kurze Notiz in dessen Annalen d. d. Litteratur (I 452, 1033). Vierzig Jahre später druckte Fr. Campe „nach einer alten Handschrift in der Campeschen Sammlung" Neudörfers Nachrichten von Nürnberger Künstlern aus dem Jahre 1546 ab, welche einiges über Glockendon und sein Geschlecht ent-

halten; da sie für alle späteren Ausführungen grundlegend geworden sind, sei hier der betreffende Abschnitt vollständig mitgeteilt:

„In der Zeit des Glockenthons anrichten und auffnehmen, illuminirte man auch die Gesang- und Meß-Bücher, des ward er mit floßirenden Buchstaben und dem Goldgrund wohl geübt, er illuminiret auch die Wappen-Brief und trieb einen großen Handel mit gemahlten Briefen. Er hat einen Sohn der ward Magister, der macht ein Buch so noch vorhanden ist, von der Perspectiv. Er braucht mit dem Patronieren einen großen Fleiß und Vortheil. Er hat Söhn und Töchter, die hielt er dazu, daß sie täglich den [so!] Illuminiren und Briefmahlen hart musten obsitzen, seine beede Söhn, Nicolaus [so!] und Albrecht, wurden auch berühmbte Illuministen.

Dieser Georg Glockenthon ward gebohren Ao. 1492. Starb Ao. 1553. den 1. Januari.

Sein Sohn Albrecht war ein guter Mahler und Illuminist. Nicolaus starb Ao. 1560."[1])

Für jeden, der diese Erzählung ohne Voreingenommenheit liest, besagt sie, daß Jörg Glockendon einen Sohn gehabt, der Magister ward und eine Perspective verfaßte, sowie andere Söhne und Töchter, welche in der Werkstatt ihres Vaters arbeiteten. Der Vorname des Magisters wird nicht genannt, von den andern Kindern werden nur Nikolaus und Albrecht erwähnt. Die am Schlusse angeführten Daten 1492—1553, welche, wie wir beweisen werden, nicht richtig sind, stehen nun, wie gleich ausgeführt werden soll, in Widerspruche mit dem Erscheinungsjahre der Perspective. Da man aber nicht gewagt oder nicht daran gedacht hat die Richtigkeit dieser Jahreszahlen anzuzweifeln, hat man, um den Widerspruch aufzulösen, zu einer gewaltsamen Auslegung des Textes seine Zuflucht genommen, welche die größte Verwirrung angerichtet hat. Börner, der erste der sich mit dieser Frage beschäftigt hat, erklärte in einer bibliographischen Notiz, die er auf dem Vorblatte seines Exemplares der Perspectiva eingeschrieben hatte:

[1]) Joh. Neudörffers Nachrichten von den vornehmsten Künstlern so innerhalb hundert Jahren in Nürnberg gelebt haben 1546 nebst der Fortsetzung von Andreas Gulden 1660. Nürnberg 1828, Seite 41 f.

„Es muß angenommen werden, daß alles durch Neudörffer'n von den Worten an: „Er hat einen Sohn, ward ein Magiſter" Mitgeteilte dieſen jüngern Georg Glockendon betreffe, von welchem das gegenwärtige Buch herrührt, da der ältere gleichnamige Künſtler, wäre 1492 ſein Geburtsjahr geweſen, im Jahr 1509, in welchem das Buch erſchien, noch keinen ſchriftſtellernden Sohn haben konnte. Genug, der Sohn, 1492 geboren, war, als gegenwärtiges Buch herauskam, 17 Jahre alt . . ."[2]) Börner nahm alſo an, daß der Magiſter ebenfalls Georg geheißen, daß er der Vater des Nikolaus und Albrecht geweſen und mit ſeinen Kindern ebenfalls die Illuminier- und Formſchneidekunſt betrieben habe.

Dieſe Materialien benutzte ſpäter Nagler zu ſeinem Artikel Georg Glockendon.[3]) „Wir finden jetzt drei Georg Glockendon heraus," erklärt er; „der alte ſoll 1432 in Nürnberg geboren worden ſeyn, gewiß iſt aber nur, daß ein Jörg Glockendon 1474 daſelbſt geſtorben iſt. . . . Der nach Doppelmayr 1514 verſtorbene Georg Glockendon muß der von Neudörffer erwähnte . . . ſeyn. . . . Der dritte Georg Glockendon, welchen Neudörffer Sohn des älteren Glockendon und Magiſter nennt, dürfte 1490 geboren worden ſeyn, und er iſt der Herausgeber eines ſehr ſeltenen perſpektiviſchen Werkes . . . [er] war zur Zeit, als er dieſes Werk herausgab, 17 Jahre alt.[4]) Er erwarb ſich wohl damit den Magiſtertitel, da die Bearbeitung die Kenntnis der lateiniſchen Sprache erforderte. . . ."

Dies ſind die Quellen, aus welchen alle ſpäteren Forſcher geſchöpft haben. Kurze Bemerkungen, die in anderen Werken zerſtreut ſind, werden im Laufe dieſer Arbeit zur Sprache kommen. Lochner hat in ſeiner Ausgabe Neudörfers[5]) die Frage nach dem

---

[2]) Börners Notiz iſt abgedruckt in R. Weigels Kunſtlager-Catalog, Leipzig 1853, XXV 19422.

[3]) Nagler, Die Monogrammiſten. München 1860. II 2992.

[4]) Nagler folgte hierbei Börner, der ſtatt 1492 das Jahr 1490 angiebt, überſah aber, daß der Magiſter alsdann im Jahre 1509 nicht 17 ſondern 19 Jahre alt geweſen wäre.

[5]) Des Joh. Neudörfer Nachrichten ꝛc. mit Anmerkungen herausgegeben von G. W. K. Lochner. (Quellenſchriften f. Kunſtgeſch. X). Wien 1875.

Digitized by Google

Verfaſſer der Perſpektive ſtillſchweigend übergangen. Ausführungen wie die Bergaus und Bradleys,[6]) welche das Vorhandene benutzt haben, ohne neue Geſichtspunkte anzuführen, ſind nicht zu berückſichtigen.

Verhängnisvoll für die Forſchungen über unſeren Jörg Glockendon iſt der unbedingte Glaube geweſen, den man dem Campeſchen Texte der Neudörferſchen Nachrichten geſchenkt hat, ſowie das blinde Nachbeten der Auslegung Börners. Da der Vater des Verfaſſers der Perſpectiva von 1509 nicht 1490 oder gar erſt 1492 geboren ſein konnte, bezog Börner dieſe Jahreszahl ſowie das Todesjahr 1553 auf den Verfaſſer ſelbſt, eine Auslegung, die nur möglich wurde, wenn der ganze zweite Teil der Neudörferſchen Notiz auf dieſen bezogen wurde. Einen Beleg für die Richtigkeit dieſer Auslegung glaubte er offenbar darin gefunden zu haben, daß in „einer älteren Abſchrift der Neudörffer Nachrichten“ hinter dem Worte Perſpectiv nicht wie bei Campe ein Punkt, ſondern ein Komma ſteht.[7]) Die willkürliche Interpunktion eines Schreibers kann aber hier nicht ins Gewicht fallen. Neudörfer hatte ſeine Notizen nicht für die Öffentlichkeit beſtimmt, ſondern auf Wunſch ſeines Freundes Römer flüchtig in der kurzen Zeit von acht Tagen hingeworfen, „nicht anders und keiner andern Meinung, dann daß es bei uns beeden bleiben ſoll“. Sein ganzes Buch läßt einen Mann erkennen, der ſeine Erinnerungen ſammelt und die Geſtalten auf dem Papier verzeichnet, wie ſie in ſeinem Geiſte aufſteigen. Wenn er dreimal anſetzt: „Er hat einen Sohn der ward Magiſter“ — „Er hat Söhn und Töchter“ — „Seine beede Söhn Nicolaus und Albrecht“, ſo hat ihm dabei immer der alte Glockendon vorgeſchwebt, um welchen er die Kinder gruppiert. Und wenn er erzählt, „er braucht mit dem Patroniren einen großen Fleiß und Vortheil,“

[6]) Bradley, Dictionary of miniaturists, London 1888. II S. 34 ff. — Bergau in der Allgem. Deutſchen Biographie IX 238.

[7]) Der von Börner angeführte Text lautet: Er hat einen Sohn, ward ein Magiſter, der macht ein Buch, ſo noch vorhanden iſt, von der perſpektiv, er braucht mit dem Patronieren einen großen Fleiß und Vortheil. Er hat Söhn ꝛc. (Cat. Weigel l. c. S. 26). — Der von Lochner hergeſtellte Text lautet: Er hatt einen Sohn, ward ein Magiſter, der macht ein Buch, ſo noch vorhanden iſt, von der Perſpektiv. Er brauchte mit den Patronen ꝛc. (l. c. S. 140).

Digitized by Google

ſo denkt er nicht an den Magiſter, ſondern wieder an den alten Glockendon. Nicht anders hat der Anonymus dieſe Stelle verſtanden, der Neudörfers Werk ſtiliſtiſch umgearbeitet und ergänzt hat. Die Sätze, auf die es hier ankommt, hat er ſo umgeſtellt, daß jeder Zweifel unmöglich iſt. „Georg Glockenthon der älter," heißt es bei ihm, „der trieb großen Handel mit mahlen der wappenbrieff, ſammt beeden ſeinen Söhnen Niclaus, und Albrecht, hielt auch ſeine Töchter zu ſeiner Handirung und braucht mit dem patronirn großen Fleiß und Vortel. . . . Seiner Söhne einer war Magiſter, hat ein Buch, ſo vorhanden, von der Perſpectiv gemacht."[8]) Und, was für die Unhaltbarkeit der Auslegung Börners ausſchlaggebend iſt, eine Urkunde, auf die wir gleich näher eingehen werden, lehrt uns, daß der Vater des Nicolaus und Albrecht 1515 geſtorben iſt, ſo daß ſie nicht die Söhne des angeblich 1553 geſtorbenen Magiſters ſein können.

So wäre denn die Jahreszahl 1492—1553 auf Glockendon den Vater zu beziehen. Aber wenn er ſchon 1509 einen ſchriftſtellernden Sohn gehabt haben ſoll, müßte ſie falſch ſein, und in der That erweiſt ſich auch hiervon abgeſehen ihre Unrichtigkeit. Nicolaus iſt nicht 1560 ſondern bereits 1534,[9]) Jörg Glockendon, ſein Vater, nicht 1553 ſondern 1515[10]) geſtorben. Schon Doppel-

[8]) Von kunſtlichen Handwerken, die in Nürmberg ſich enthalten haben. Mitgeteilt durch A. Andreſen. (Naumanns Archiv für zeichnende Künſte XII S. 54).

[9]) Eine Quittung vom 14. April 1534 im Namen Niclas Glockendons ſeligen gelaſſener Kinder und Anna deſſelben Glockendons Wittib, bei Lochner l. c. S. 142.

[10]) Lochner S. 141. Für dieſe Fehler iſt nicht Neudörfer verantwortlich zu machen. Jörg ſtarb 1553, Nicolaus 1560, ſo heißt es im Campeſchen Texte, Neudörfer aber hatte ſein Buch bereits 1547 geſchrieben. Daß dieſe Jahreszahlen, wie alle ähnlichen in dem Buche, von ſpäterer Hand in das Manuſkript eingeſchrieben worden, hätten Börner und alle, welche ihm nachgeſchrieben, hieran merken müſſen, ſelbſt wenn ſie nicht die Vorrede Campes geleſen, der ausdrücklich bemerkt, „die Sterbejahre ꝛc." ſeien von Gulden nachgetragen. Selbſt Andreſen, der in der Bearbeitung des Anonymus dieſe Jahreszahlen vermißte, kam nicht auf den Gedanken, daß ſie nicht von Neudörfer herrühren, ſondern fand es „befremdend," daß er (der Anonymus) die von Neudörfer hie und da angezeigten Todesjahre der Künſtler in ſeine Abſchrift nicht aufgenommen habe (a. O. S. 37). Lochner hat natürlich dieſe Zuſätze in ſeine Ausgabe nicht aufgenommen.

*

mayr hatte in sein Handexemplar seines Werkes „Nachrichten von Nürnbergischen Mathematicis“ eingezeichnet, der ältere Glockendon sei nach einem alten Leichenbuche im Jahr 1514 vor Pfingsten gestorben;[11]) eine Urkunde vom 8. August 1515 erwähnt ihn als gestorben.[12]) Und nach diesem Datum kommt in Nürnberg kein Jörg Glockendon mehr vor. Stellen wir alles urkundliche Material, das diesen Namen erwähnt, zusammen, so finden wir, daß Jörg Glockendon Illuminist 1490 und 1491 mit Hanns Rieger wegen dessen Sohnes der aus der Lehre ausgetreten war, vor Gericht kam.[13]) Am 9. Januar 1499 kaufen er und Kungund, seine ehliche Wirthin, ein Haus, worüber am 28. Januar der Kaufbrief ausgefertigt wird.[14]) 1501 erscheint mit seinem Namen eine Karte von Deutschland in Holzschnitt: Das sein dy lantstrassen durch das Romisch reych,[15]) 1509 kommt unsere Perspectiva heraus. 1510 verkauft er an Michel Kempf, Spitalmeister des St. Annaspitals zu Ofen um 58 fl. „reinisch hungerische Kalender“.[16]) 1515 stirbt er, und am 8. August 1515 finden wir seine Hinterbliebenen sämtlich in einer Urkunde erwähnt: „Kungund Glockendonin, Albrecht Glockendon, Ursula Jorg Harders ehliche Hausfrau, Veronica Glockendonin, auch Jorg Aichinger und Jorg Schwarz, als Vormünder Jorgen Glockendons verlassnen Geschäfts, auch Ottilia und Agnes, seine beiden unmündigen, mit gedachter Kungund erzeugten Töchter, an einem, und Niklas Glockendon am andern Teil, alle weiland Jorgen Glockendons seligen Wittib, Söhne und Töchter.“[17]) Nicolaus, sein Sohn, arbeitete selbständig, seine Wittwe Kungund setzte das Geschäft fort. 1518 klagt sie dem Rate, wegen Gesellen, die ohne Schulden zu bezahlen fortgezogen wären;[18]) am 23. September 1521 bekannte Anna, Jacob

[11]) R. Weigel. a. O. S. 27.

[12]) Lochner S. 141.

[13]) Ebenda.

[14]) Ebenda.

[15]) Naumanns Archiv IX S. 167.

[16]) Petz, Urkunden aus dem Kreisarchiv zu Nürnberg, im Jahrbuch der Kunsthistor. Sammlungen Bd. X. S. XXXVI, 5783 u. 84.

[17]) Lochner S. 141.

[18]) Baader, Beitr. z. Kunstg. Nürnb. 1862. II S. 51.

Mairs Ehewirthin, ihr 17 fl. weniger eines halben Orts schuldig zu sein für Kalender und gemalte Briefe;[19]) am 2. Oktober 1523 bezahlen ihr die Vormünder ihres Lehrlings Florian Storch 7 fl. Konventionalstrafe, weil dieser sie ohne Grund verlassen hatte.[20]) Nicht viel später scheint sie gestorben zu sein, und an ihrer statt finden wir ihren Sohn Albrecht, der offenbar bisher unter ihr gearbeitet hatte. 1526 illuminiert er einen Bilderkalender.[21]) Am 19. November 1530 erhält er ein Privilegium für seine geschnittene Hirschenjagd.[22]) 1531 veröffentlicht er einen schönen Holzschnitt, zwei Frauen vorstellend, mit gereimtem Texte,[23]) (er war schier ein halber Poet, rühmt Neudörfer von ihm). 1533 holt er den Holzstock der Landkarte hervor, welche sein Vater 1501 veröffentlicht hatte, schneidet Namen und Jahreszahl heraus und ersetzt sie durch die Inschrift Albrecht Glockhendon Illuminist 1533.[24]) 1534 verträgt er sich mit seiner Schwester Ursula und den Hinterbliebenen seines Bruders Nikolaus wegen ihres verlebten väterlichen und mütterlichen Erbteils.[25]) 1535 vollendet er ein Gebetbuch mit 42 schön gemalten Miniaturen.[26]) 1540 holt er die Holzstöcke unserer Perspectiva hervor und unterzieht sie derselben Behandlung wie die Karte Deutschlands. Die Wörter „Jörg Glockhendon 1509" werden getilgt und durch „Albrecht Glockendon 1540" ersetzt. 1542 wird er als Formschneider genannt.[27])

In dieser ganzen Periode kommt ein Jörg Glockendon nicht mehr vor. Baader berichtet zwar, 1530 habe Jörg Glockendon ein Privileg für die von ihm in Holz geschnittene Hirschjagd er-

[19]) Lochner S. 142.

[20]) Anzeiger für Kunde d. D. Vorzeit. N. F. XXI. S. 37.

[21]) Wilken, Gesch. d. k. Bibliothek in Berlin, S. 233. — Sighart, Gesch. d. bild. Künste in Bayern II 654—655.

[22]) Lochner S. 144.

[23]) Passavant, Peintre-graveur II S. 126, Anmerk.

[24]) Börner, Werke Nürnberger Briefmaler, in Naumanns Archiv IX S. 167.

[25]) Lochner S. 142.

[26]) Mosel, Gesch. d. Hofbibl. zu Wien, S. 320.

[27]) Baader in Zahns Jahrb. f. Kunstwiss. II S. 234.

**

halten;[28]) dieſes Privileg iſt aber für Albrecht ausgeſtellt.[29]) Ebenſo falſch iſt Rettbergs Behauptung, von Georg Glockendon ſei ein Holzſchnitt der Himmelfahrt Chriſti 1520, und Maria mit vier weiblichen Heiligen,[30]) zwei Blätter, die er vorher auf Seite 72 ins Jahr 1480 zurückverſetzt hatte. Dieſe Notiz hat Rettberg aus Nagler (Künſtlerlex. V 238) herübergenommen, der das Todesjahr 1514 angiebt, trotzdem aber Jörg Glockendon die Himmelfahrt von 1520 zuſchreibt, wobei er tiefſinnig bemerkt: „Wenn dieſes Blatt dieſem Meiſter angehört, ſo kann er nicht 1514 ſchon tot geweſen ſeyn.“ Maria mit vier weiblichen Heiligen trägt den Namen Jörg Glockendon, iſt aber undatiert und gehört in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts.[31]) Die Himmelfahrt von 1520 iſt dagegen vom unbekannten Meiſter G G (Nagler 2992), den man bisher der Tradition folgend Georg Glockendon genannt hat, obgleich die Richtigkeit dieſer Bezeichnung von Anfang an bezweifelt wurde, da ſich Glockendon nie Georg, ſtets Jörg genannt hat, und ſeine Blätter einen ganz anderen Charakter als die des Meiſters G G zeigen. So ſchwindet denn nach 1515 jede Spur eines Jörg Glockendon, der Illuminiſt und Formſchneider geweſen wäre, und auch vom Magiſter iſt nichts zu finden. Die Urkunde vom 8. Auguſt 1515 erwähnt nur Nikolaus und Albrecht als Söhne des Jörg; wenn es richtig iſt, daß Jörg einen dritten Sohn gehabt, der Magiſter geweſen, muß dieſer alſo vor 1515 ſchon geſtorben ſein.

Die Ungeniertheit, mit der Albrecht auf dem Titel der Perſpectiva ſeinen Namen an Stelle des Namens Jörg geſetzt hat, erweckte in Nagler einen Zweifel, den er aber leicht unterdrückte. „Dieſe zweite Ausgabe erregt Bedenken“, meinte er, „wenn Georg Glockendon der Magiſter noch 1540 gelebt hat. Warum ſollte er die Entfernung ſeines Namens geſtattet haben? Aus Liebe zu ſeinem Sohne Albrecht, welcher nach Neudörffer ein guter Maler

[28]) Baader, Beiträge II S. 50.

[29]) Lochner a. a. O. S. 144. Schreiber, Manuel de l'amateur, Berlin 1891 I S. 350.

[30]) R. v. Rettberg, Nürnbergs Kunſtleben. Stuttgart 1854, S. 136.

[31]) Man vergleiche den Abdruck dieſes Holzſchnittes in Derſchaus Sammlung I A. 8. — Siehe auch Schreiber a a. O. I 1162.

und Illuminiſt war? Es mag ſeyn . . ."[32]) Wir können zwar nach unſeren Ausführungen dieſe Thatſache nicht mehr als rührendes Zeichen väterlicher Liebe zu dem talentvollen Sohne bewundern, ſie iſt aber in anderer Hinſicht ſehr wertvoll für uns; ſie beweiſt, daß der Name Jörg Glockendon auf dem Titelblatte der Perſpectiva nicht den Verfaſſer, ſondern den Formſchneider oder vielmehr deſſen Firma bedeutet, eine Annahme, die um ſo gerechtfertigter erſcheint, wenn wir das Buch näher betrachten.

Jörg Glockendons Perſpectiva iſt nicht das Werk eines Gelehrten ſondern eines Formſchneiders. Sie beſteht aus einem Titelblatte, das ganz in Holz geſchnitten iſt, zwei Blättern Text in Typendruck und 37 Holztafeln: ſie muß daher, wie Weigel ſich ausdrückt, faſt zu den xylographiſchen Werken gerechnet werden. Dabei iſt ſie weit davon entfernt eine ſelbſtändige Schöpfung zu ſein. Der Text ſchließt zwar mit den ſtolzen Worten, die Abbildungen, (welche teilweiſe franzöſiſche Baudenkmäler darſtellen,) ſeien teils nach der Natur gezeichnet, teils frei erfunden, „ſindt etliche figuren geſatzt vnus zu einer gedechtnuß nach bilden gemacht, die etwan geſehen ſindt, etlich auß vnſern gedechtnuß vnd verſtentnuß erdacht", dieſe Worte hat aber nicht Jörg Glockendon ſondern Jehan Pèlerin, genannt Viator, erdacht, denn die Glockendonſche Perſpectiva iſt eine deutſche Ausgabe der Perspectiva artificialis, welche dieſer kunſtſinnige Mann 1505 in Toul auf Latein und Franzöſiſch herausgegeben hatte[33]). Die Tafeln ſind ſorgfältig durchgepauſt, auf Holz übertragen und neu geſchnitten worden. Die Frage der Eigenhändigkeit der Formſchnitte kommt hierbei nicht in Betracht. Wir haben ein Werk vor uns, das aus der Werkſtatt des Jörg Glockendon hervorgegangen iſt, das er und ſeine Geſellen, vielleicht ſeine Geſellen allein, in Holz geſchnitten haben.

---

[32]) Nagler, Monogrammiſten II S. 1046.

[33]) De artificiali perspectiva. Viator. Impressum Tulli anno quingentesimo quinto supra Milesimum. — Vgl. über Pelerin und ſein Werk: Montaiglon, Notice sur Jean Pèlerin dit le Viateur. Paris 1861. — Acht Jahre bevor Campe den Neudörfer herausgab, hatte ſchon Joh. Wolfg. Müller in ſeiner Auserleſenen mathematiſchen Bibliothek (Nürnberg 1820) Seite 112 mitgeteilt, daß Glockendon eine Überſetzung des Viator ſei.

Nun behauptet Neudörfer, der Verfaſſer ſei ein Sohn Glockendons geweſen, der Magiſter ward. Hat ein ſolcher überhaupt exiſtiert? Es iſt anzunehmen, daß die auf ihn bezügliche Bemerkung Neudörfers einer der vielen Irrtümer iſt, die ſeiner raſchen Feder entſchlüpft ſind: da wir ihm jedoch den Fehler nicht nachweiſen können, müſſen wir die Frage offen laſſen. Mit Beſtimmtheit aber können wir behaupten, daß der Name Jörg Glockendon auf dem Titelblatte der Perſpectiva ſich auf Glockendon den Vater bezieht, daß die Annahme daß ſein Sohn der Magiſter, — wenn ein ſolcher überhaupt exiſtiert hat, — ebenfalls Jörg geheißen habe, willkürlich iſt und auf einem Mißverſtändniſſe beruht, daß dieſer Sohn, wenn er mit der Perſpectiva zu thun gehabt hat, nicht ihr Verfaſſer ſondern nur der Überſetzer des Textes geweſen ſein könnte. Wer aber auch der Überſetzer des Textes geweſen ſein mag, ſicher iſt es, daß er weder von Latein noch von Perſpektive etwas verſtanden hat. Denn während die Tafeln mit bemerkenswerter Treue nachgeſchnitten ſind, iſt aus der Überſetzung oft nur ſchwer der Sinn des Originals zu erkennen. Sie iſt angefüllt mit den ergötzlichſten Mißverſtändniſſen einzelner Wörter und ganzer Satzkonſtruktionen. Stellen, die er bewußt nicht verſteht, ſind ausgelaſſen oder durch eigene Gedanken erſetzt, die man vergeblich mit dem Texte in Verbindung zu bringen ſucht. Und um die Komik zu erhöhen, ſind angebliche Citate aus Ariſtoteles eingeſtreut. Als Probe ſei hier der Anfang im Urtexte und in der Überſetzung angeführt:

De perspectiua positiua: Compendium.

A Fundamentis edificatum iri. Mox sensim extruendum corpus . et tectum imponendum. Etenim (quod philosophicis speculationibus perspectum est) omnes res videntur tanquam per lineas ab oculo egredientes: scilicet per triangulum. Cuius basis est res visa: eiusque diameter, super partes ipsius rei vise discurrit. Sed lux ab oculo non egreditur: verum ex Incis exterioris splendore in ocu-

Von der Kunſt die man nent Perſpectiuam poſitiuam.

Die Vorrede.

ARiſtoteles in ſeiner Metaphiſica der Beſchreibet vnns das der grundt eines yegklichen dings ſoll ſeyn ehe dann das man Bawet. Darnach wen der grundt oder das Fundament geſatzt iſt / So ſoll man vor fueren das iſt erkant durch die Philoſophos manigfalt. Alle dingk beduncken vnns geen von vnnſern Augen gleicher weyß durch ein Linien eines Inſtruments / das man nent ein briangell. Welches brianngels

lum cadente, fit reflexio, quasi a speculo ignito: per quam forme rerum concipiuntur.

erfindung iſt Baſis. Das iſt ein Inſtrument do mit man ſuecht dye Schwinpogen vnnd Sewle einnes gepewß. Etlich ſagen auch das Baſis ſey ein Rueten/ dye wirt gelenckt nach dem geſicht zu vinden die höch oder tyeff eines dings mit dem punct. Durch welche yetz geſatzte weyß wirdt dem menſchen erzaygt ein warer grunndt der höch oder dieſſe. Als das angeſicht wirdt geſehen in einem Feuerſpiegel gröſſer dann es iſt. Alſo auch wirdt dem menſchen angezaygt die größ etlicher ding durch die obgemelten Rütten.

Auf der zweiten Seite werden die Hilfsfiguren aufgezählt und auf der nächſten Seite in Holzſchnitt abgebildet:

Prima autem figura, trigonus, vel triangulus dicitur. Secunda, piramis recta. Tercia, euersa. Quarta, iacens. Quinta, duplex. Sexta, diffusa. Septima, bicornis vel cornuta. Octaua pendens vel inclinata. Nona (de qua premissum est) aerea. Decima, tetragonus vel tetrangulus. Per quem spacia depingenda disponenda sunt . . . .

Das erſte heyſt Triangel. Die annder form oder figur iſt ſam ein Kegel / vnd heyſt Pyramis. Die dritte iſt vmbkert / vnd iſt alſo. Die vierde ligende in der form. Die fünffte iſt zwifach / vnd iſt alſo. Die Sechſt iſt außgebrayt alſo. Die Sybent zwifpitzig / vnd iſt alſo. Die Achte iſt nydergeneygte Linien / vnd iſt alſo. Die Neundte iſt alſo geſchickt. Die zehnecketen oder Tetragoni / das ſein die zehenden / vnd dye iſt gemein / vnd diente nit vil hyeher. Aber die andern dienen wol zu gemelden . . . .

Die Überſetzung von Tetragon durch zehnecket iſt nicht etwa hier ein Druckfehler, ſondern wird mehrfach wiederholt. Da auf dem Holzſchnitte kein Zehneck abgebildet iſt, erklärt der Überſetzer, es diene nit viel hyeher; und was ſpeziell vom Viereck geſagt wird, per quem spacia depingenda sunt, bezieht er auf die andern Figuren und überſetzt es mit „die dienen wol zu gemelden“.

Dieſe Proben werden genügen. Gegen den Schluß iſt die Kraft des Überſetzers erlahmt, und er hat ſtark gekürzt, nicht zum Nachteile des Buches. Denn wenn Glockendons Perſpectiva heute von unſchätzbarem Werte für uns iſt, ſo verdankt ſie dies nicht den vier erbärmlichen Seiten Text, ſondern nur den ſchönen Tafeln, welche

die genialen Entwürfe Pelerins getreu wiedergeben. Die Originalausgabe gilt in Frankreich für eines der kostbarsten Denkmäler französischer Kunst, un livre aussi intéressant que rare, l'un des plus précieux monuments de l'art français qui existe, nennt sie Deschamps[34]); die deutsche Ausgabe ist noch seltner. Citirt finde ich nur Murrs Exemplar bei Panzer, Börners Exemplar, das in Weigels Besitz überging und über dessen Verbleib ich nichts erfahren habe, sowie ein anderes, welches der Pariser Antiquar Troß in der Bibliothek des Feldzeugmeisters Hauslab in Wien gesehen hatte. Wirklich nachweisen kann ich nur zwei Exemplare, das eine in der k. Hof- und Staatsbibliothek in München, das andere, welches bei dieser Arbeit vorliegt, im Besitze der Buchhändler Joseph Baer & Co. in Frankfurt. Montaiglon erklärt die Glockendonsche Perspectiva sei eine Nachahmung der zweiten Ausgabe des Viators, die zufällig auch 1509 erschien[35]); aus nachfolgender Kollation ergiebt sich aber, daß dies ein Irrtum ist und daß sie eine genaue Reproduktion der ersten Ausgabe ist. Diese Kollation wird auch deßwegen berechtigt sein, weil sie zugleich eine Beschreibung der ersten französischen Ausgabe von 1505 liefert; Montaiglon hat seiner Beschreibung die zweite Ausgabe von 1509 zu Grunde gelegt.

Glockendon.	Viator 1505.	Viator 1509.
Bl. 1. Titelblatt:		
Von der Kunnst Perspectiua 15 ○ 09 Jörg: Glogkendon [Sign.] Ai.	† DE · ARTIFICIALI · PSPECTIVA · ○ · VIATOR † Ai.	† DE · ARTIFICIALI · PSPECTIVA · ▭ † VIATOR : SECVNDO † ϵ Pinceaux / burins / acuilles / lices / ‖ Pierres / bois / metaulx / artifices : Ai.

[34]) Dictionnaire de géographie, Paris 1870, col. 1268.

[35]) Montaiglon l. c. p. 24. Ein Faksimile dieser zweiten Ausgabe hat Troß 1861 herausgegeben. Sie weist bedeutende Unterschiede gegenüber der ersten Ausgabe auf. Die Anordnung des Textes ist eine andere, manche Tafeln sind weggeblieben, andere neu hinzugekommen.

Digitized by Google

(Bei Glockendon und Viator 1505 ist auf dem Titelblatte die perspektivische Elementardarstellung von Cylindern, bei Viator 1509 die von vierseitigen Prismen abgebildet.)

Glockendon.	Viator 1505.	Viator 1509.
Bl 1'. Leer.	Bl. 1'. Leer.	Bl. 1'. Neue Vorrede.
Bl. 2, 2', 3 u. 3'. Text.	Bl. 2, 2', 3, 3', 4 u. 4'. Text.	
Bl. 4. Drei perspektivische Proportionsrisse.	Bl. 5. Desgleichen.	Im Texte auf Bl. 4 u. 5 eingefügt.
Bl. 5. Perspektivische Darstellung von 3 getäfelten Fußböden.	Bl. 6. Desgl.	6 ähnliche Darstellungen auf Bl. 11.
Bl. 6. Vier ähnliche Darstellungen, darunter eine hügelige Landschaft mit Bäumen.	Bl. 7. Desgl.	Dieselbe Landschaft, etwas veränderd auf Bl. 6.
Bl. 7. Zwei Darstellungen, oben wandelnde Nonnen, unten eine Säulenhalle mit wandelnden Personen.	Bl. 8. Desgl.	Ähnliche Darstellungen auf Bl. 6' u. 7.
Bl. 8 [Bi]. Darstellung von vier Gebäuden mit perspektivischen Grundrissen.	Bl. 9 [Bi]. Desgl.	Ähnliche Konstruktionen auf Bl. 8 u. 8'.
Bl. 9 [Bii]. Ein Kreuz in einer Landschaft.	Bl. 10 [Bii]. Desgl.	Bl. 11' [Bi']. Signe, reboutant lennemi, Garde du Corps, de laue ami.
Bl. 10 [Biii]. Ein auf Säulen ruhender Vorbau.	Bl. 11 [Biii]. Desgl.	Bl. 14 [Biiii]. Von der andern Seite und stark veränderd.
Bl. 11. Ein vierfenstriges leeres Zimmer mit Deckenbalken.	Bl. 12 [Biiii]. Desgl.	Bl. 13' [Biii']. Les sommiers, gouz, traueure, et tout. Se rapporte de bout en bout.

Glockendon.	Viator 1505.	Viator 1509.
Bl. 12. Ein reich ausgeſtattetes Schlafzimmer.	Bl. 13. Desgl.	Bl. 13 [Biii]. Ci voit on la propre figure Dune chambre et sa garniture.
Bl. 13. Wandelnde Perſonen in einem Portikus.	Bl. 14. Desgl.	Bl. 17'.
Bl. 14. Madonnenſtatue von Engeln umgeben.	Bl. 15. Desgl.	Fehlt.
Bl. 15. Portal mit dem Wappen Frankreichs.	Bl. 16. Desgl.	Bl. 18'.
Bl. 16. Ein befeſtigter Landſitz.	Bl. 17 [Ci]. Desgl.	Bl. 12 [Bii]. Cest aux champs vne maison plate, On [so!] il ne fault ne clou ne late.
Bl. 17. Schloßhof.	Bl. 18 [Cii]. Desgl.	Bl. 12'. Telle maison que la presente, Et quatre cents liures de rente.
Bl. 18. Schloßhof.	Bl. 19 [Ciii]. Desgl.	Fehlt.
Bl. 19. Einbogige Brücke.	Bl. 20 [Ciiii]. Desgl.	Bl. 16. Trente ans a, passay, en errant Dn puy, ce pont, a montferrant.
Bl. 20. Brücke mit vier Bogen.	Bl. 21. Desgl.	Bl. 16'. Telle forme ont (ainsi quon dit) Les arches du pont saint esprit.
Bl. 21. Brücke mit Häuſern.	Bl. 22. Desgl.	Bl. 17.

Digitized by Google

Glockendon.	Viator 1505.	Viator 1509.
Bl. 22. Saal mit Doppelgewölbe.	Bl. 23. Desgl.	Bl. 14'. Größer und verändert.
Bl. 23. Aufgang zu einem Säulenvorbau.	Bl. 24. Desgl.	Bl. 18.
Bl. 24. Triumphbogen.	Bl. 25 [Di]. Desgl.	Fehlt.
Bl. 25. Aufgang zu einer Thüre mit der Inſchrift IV · II P · M [IVLIVS II PONTIFEX MAXIMVS].	Bl. 26 [Dii]. Desgl.	Bl. 21 [Cii]. Ganz verändert.
Bl. 26. Teil eines Triumphbogens mit Relief.	Bl. 27 [Diii]. Desgl.	Fehlt.
Bl. 27. Tagender Gerichtshof.	Bl. 28 [Diiii]. Desgl.	Bl. 15 [Bv]. Faite fut, sur la souuenance Du souuerain siege de france.
Bl. 28. Saal des Juſtizpalaſtes in Paris.	Bl. 29. Desgl.	Bl. 15'. Größer und verändert. Penſant aux sales du palais, Ou sont les ymages des roys.
Bl. 29. Inneres einer Kirche mit drei Schiffen.	Bl. 30. Desgl.	Fehlt.
Bl. 30. Chor.	Bl. 31. Desgl.	Bl. 22'. In der Mitte ein Chorpult.
Bl. 31. Inneres von Notre Dame in Paris.	Bl. 32. Desgl.	Bl. 22 [Cii]. Recors des voltes et deuis De nostre dame de paris.

Glockendon.	Viator 1505.	Viator 1509.
Bl. 32. Kathedrale zu Angers.	Bl. 33 [Ei]. Desgl.	Bl. 24'. Sur la memoire de leglise Dangers, ceste forme fut prise.
Bl. 33. Kirche.	Bl. 34 [Eii]. Desgl.	Bl. 24. Von der andern Seite.
Bl. 34. Memoria montis balsami: rupis asperrime: loci penitencie beate marie magdalene.	Bl. 35 [Eiii]. Desgl.	Bl. 28'. Durch einen Bogen gesehen.
Bl. 35. Maulbeerbaum unter Glasdach in einem Hofe.	Bl. 36 [Eiiii]. Desgl.	Bl. 26'. En la courcelle de louurier De ce liure / a vng tel mourier.
Bl. 36. CARRETA · PELEGRINA.	Bl. 37 [Ev]. Desgl.	Bl. 27.
Bl. 37. Ein Weinkeller.	Bl. 38. Desgl.	Bl. 27'.
Bl. 38. Drei Pyramiden.	Bl. 39. Desgl.	Fehlt.
Bl. 39. Widerlager: Fortius impellit quis nixus calce remoto.	Bl. 40. Desgl.	Fehlt.
Bl. 40. Sakristei.	Bl. 41. Desgl. In der Nische außer den Büchern ein Pilgerstab mit Tasche und ein Rosenkranz, welche Glockendon weggelassen hat. Unter der Ansicht das Distichon: SV̄ME · FABER · RERVM · QVI · PERSPICIS · OĪA · SOLVS · AD · TE · DIRECTO · CALLE . VIATOR . EAT · † AM · Ganz unten: Malleacen̄.	Bl. 29. Größer und verändert. Mit dem Distichon, ohne das Wort Malleacensis.

Glockendon.	Viator 1505.	Viator 1509.
	Bl. 42. Schlußſchrift mit Kolophon und Signet. IMpressum Tulli‖Anno catholice ve-‖ritatis Quīgētesimo quīto supra ‖ Milesimū : Ad nonū Calendas ‖ Julias. Solerti opera petri iacobi‖pbrī, Incole pagi Sancti Nicolai.	
	Bl. 43—46. Der franzöſiſche Text.	

Die zweite Ausgabe der Glockendonſchen Perſpectiva von 1540 habe ich nicht geſehen und kann nur die Beſchreibung, welche Börner und nach ihm Nagler von ihr geben, wiederholen: „Das in Holz geſchnittene Titelblatt iſt mit demſelben Stocke gedruckt, welcher zur erſten Ausgabe gefertigt wurde; er hat aber folgende Abänderungen erlitten. Statt: 15 09 lieſt man 15 40. Die letzteren zwei Zahlen wurden aus dem Stocke entfernt, an ihrer Stelle wurden die Zahlen 40 eingeſetzt. Der Name des Jörg Glockendon wurde ebenfalls weggenommen, an ſeiner Stelle lieſt man, in kleineren und minder ſtarken Buchſtaben: albrecht Glockendon. Darunter iſt der auf Zeile 7 der dritten Seite des Textes gegenwärtiger Edition folgende Holzſtock abgedruckt. Signaturen, welche in gegenwärtigem Drucke nur in geringer Zahl vorkommen, fand ich im ſpäteren Drucke faſt gar nicht; Text war in letzterem nicht vorhanden, nur das Titelblatt und die 37 Figurentafeln."

---

5. Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Die im Oktober ſtattgehabte Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Dr. P. Neumann, als ſtellvertretenden Vorſitzenden Herrn Landrichter H. Dove und als Schriftführer Herrn Dr. Zirndorfer.

Es sprachen in dieser Sektion am

5. Oktober: Herr Dr. Zirndorfer über „Der Verkehr mit Lagerscheinen";
2. November: Herr Landrichter H. Dove über „Die Abzahlungsgeschäfte";
16. November: Herr Dr. Wurzmann über „Die Gewerbegerichte";
7. Dezember: Herr Dr. Neumann über „Die Abweisung nicht ordnungsgemäß erhobener Klagen".

Eingesandt wurde der Bericht:

Die Abzahlungsgeschäfte, von Herrn Landrichter H. Dove.

Die sogenannten „Abzahlungsgeschäfte" haben neuerdings die öffentliche Diskussion vielfach beschäftigt. Eine starke Agitation gegen diese Geschäftsform ist von seiten der Kreise, welche sich durch die Konkurrenz der in neuerer Zeit in lebhaftem Aufschwunge begriffenen, gegen Ratenzahlung verkaufenden Geschäftsbetriebe geschädigt glauben, namentlich aus zünftlerischen Kreisen ins Werk gesetzt. Eine sich täglich mehrende Litteratur erörtert das Für und Wider. Der deutsche Juristentag hat die Frage, wie den im Betriebe der Abzahlungsgeschäfte zu Tage getretenen Mißständen zu begegnen sei, auf die Tagesordnung seiner diesjährigen Verhandlungen gesetzt. Endlich sind die verbündeten Regierungen mit den vorbereitenden Stadien eines Gesetzesentwurfs zur Regelung des bezeichneten Geschäftsbetriebes beschäftigt.

Die Abzahlungsgeschäfte zeigen eine doppelte Seite, eine volkswirtschaftliche und eine juristische. Der wirtschaftliche Gedanke, welcher ihnen zu Grunde liegt, ist der der Ausdehnung des Kredits auf die vermögenslosen Kreise. Dieser Gedanke ist um so berechtigter, als gerade die Vermögenslosen des Kredits bedürfen, um sich mit den Mitteln zur Bestehung des wirtschaftlichen Konkurrenzkampfes auszustatten, da ihnen Barmittel nicht zur Verfügung stehen. Aber die Erhöhung des Risikos der Kreditgewährung, welche eben durch die Mittellosigkeit der Kreditempfänger bedingt wird,

erheischt als Korrelat eine starke Sicherung des Kreditgebers, des Veräußerers, sowohl dem Erwerber als auch Dritten, den Gläubigern des Kreditempfängers, gegenüber. Sache der juristischen Konstruktion ist es daher, diese Sicherung sowohl auf obligatorischem als auch auf dinglichem Gebiete zu suchen. Die Schwierigkeit, welche sich ihr dabei entgegenstellt, wird dadurch hervorgerufen, daß unsere herrschenden Rechtssysteme für dieses im wesentlichen moderne Wirtschaftsbedürfnis noch keine eigens darauf zugeschnittenen Rechtsinstitute besitzen, daß daher andere, zunächst nicht den gleichen ökonomischen Zwecken dienende Formen zu seiner Befriedigung herangezogen, mit einander kombiniert und modifiziert werden müssen. Denn schöpferisch ist unser Rechtsleben bekanntlich nicht. Das römische Recht aber bietet nur wenig Anhaltspunkte, weil das gesamte Wirtschaftsleben der Alten auf den Schultern der Sklavenarbeit ruhte, daher ein vermögensloser Stand freier Handarbeiter nicht existierte; da der Sklave rechtlos, mithin kreditlos war, so hatte die Gestaltung des Kreditrechts unter den im Geschäftsverkehr allein in Betracht kommenden Freien nur den Gesichtspunkt einer schnellen und sicheren Durchführung der Ansprüche ins Auge zu fassen. Der im Vergleich zur Neuzeit wenig entwickelte Verkehr ließ die Kenntnis der wirtschaftlichen Lage der Mitbürger weniger schwierig und daher den Gesichtspunkt des Schutzes von Treu und Glauben minder dringend erscheinen. Im deutschen Recht ist der letztere Gesichtspunkt von vornherein mehr betont worden und hat zur Anerkennung des Grundsatzes: „Hand wahre Hand“ geführt. Auf deutschem Boden trafen wie überall so auch auf diesem Gebiete die römischen und die deutschen Prinzipien zusammen, es gelang bald den einen bald den anderen zum Durchbruch zu gelangen, häufig schlossen sie auch Kompromisse mit einander, so daß keines rein in die Erscheinung tritt. Einem so zerstückelten Rechtszustande gegenüber kann der moderne Geschäftsverkehr, der keine Grenzen und Schlagbäume kennt, nur dadurch bestehen, daß er eine Proteusnatur annimmt und sich den Erfordernissen des jeweils herrschenden Rechtes anschmiegt. Um so schwieriger wird das für die Abzahlungsgeschäfte, weil bei ihnen verschiedene Rechtsmaterien, dingliche und obligatorische Momente in Betracht kommen.

Zwei Grundtypen ſind es, in denen wir das Abzahlungsgeſchäft auftreten ſehen: der Verkauf unter Eigentumsvorbehalt und der Mietvertrag verbunden mit ſuspenſiv bedingtem Kaufvertrag, im Verkehr fälſchlich Möbelleihvertrag genannt. Suchen wir die gemeinſamen Merkmale beider Typen zu erfaſſen, ſo werden wir die Abzahlungsgeſchäfte zu definieren haben als auf den Erwerb von Gegenſtänden gerichtete Verträge, inhalts derer die Vergütung für die dem Erwerber übergebenen Gegenſtände in beſtimmten Teilbeträgen und Friſten zu leiſten und der Eigentumserwerb von der völligen Erfüllung der bedungenen Leiſtungen abhängig gemacht iſt. Gegenſtand ſolcher Verträge können an ſich ſo gut bewegliche wie unbewegliche Sachen ſein; bezüglich der letzteren ſei daran erinnert, daß gemeinnützige Baugeſellſchaften bisweilen die Abzahlungsform wählen, um die Übereignung von Häuſern an Vermögensloſe herbeizuführen und ſich doch vor Verluſten zu ſchützen. Das Eigentum verbleibt hier der Geſellſchaft, bis ein beſtimmter Bruchteil des Kaufpreiſes durch die Raten gedeckt iſt (z. B. $^1/_3$); alsdann findet die Auflaſſung und Überſchreibung ſtatt, während der noch geſchuldete Kaufgeldreſt hypothekariſch geſichert und weiter in Raten abgetragen wird. Weit wichtiger aber iſt das Ratenzahlungsſyſtem im Mobiliarverkehr: hier findet es ſeine eigentliche Anwendung. Und wiederum bedingt die Verſchiedenheit der den Gegenſtand des Geſchäftes bildenden beweglichen Sachen eine mehr oder minder häufige Anwendung und vor allem eine mehr oder minder größere Berechtigung der Abzahlungsform. Denn es iſt klar, daß die letztere ihr eigentliches Anwendungsgebiet da zu finden hat, wo es ſich um den Erwerb von Sachen dauernden Wertes, namentlich von Produktionsmitteln, die ſich ſelbſt bezahlt machen, handelt, daß es dagegen ein Mißbrauch iſt, wenn Gegenſtände des Luxus und eines ſchnellen Verbrauchs durch die erleichterte Zahlungsform ihren Weg in Kreiſe finden, deren wirtſchaftliche Verhältniſſe den Erwerb ſolcher Gegenſtände als unökonomiſch erſcheinen laſſen. Dennoch hieße es dem wirtſchaftlichen Momente einen zu weitgehenden Einfluß auf die juriſtiſche Struktur einräumen, wollte man nun die letztere ſelbſt nach dem Gegenſtande des Geſchäfts beſtimmen, wie dies in der Praxis wohl verſucht worden iſt. Denn es iſt nicht richtig, daß

verbrauchbare Gegenstände wie Kleidungsstücke ihrer Natur nach dem Gedanken des Mietvertrages als eines nur auf Gewährung vorübergehenden Gebrauchs salva substantia gerichteten Vertrages widerstreiten. Man wird dies vielmehr nur annehmen können bei reinen Konsumptibilien, deren einzige Aufgabe im alsbaldigen Verbrauch besteht, wie etwa Lebensmittel im engeren Sinne.

Fragen wir nun, wie jene beiden oben bezeichneten Grundtypen sich räumlich und statistisch zu einander verhalten, so wird von vornherein klar sein, daß der Eigentumsvorbehalt nur da sein Gebiet finden kann, wo er von der Rechtsordnung als wirksam anerkannt wird. Im gemeinen Recht ist das bekanntlich der Fall; und wenn es auch streitig ist, ob dem Eigentumsvorbehalte die Bedeutung einer Suspensiv- oder einer Resolutivbedingung zukomme, so nehmen doch auch die Anhänger der letzteren Ansicht an, daß ihm jedenfalls durch den Willen der Kontrahenten auch suspensive Wirkung gegeben werden kann. Im preußischen Recht gelangt man, wenn man der herrschenden Rechtsprechung folgt, zu demselben Endresultat. Denn wenn auch nach T. I. Tit. 11 ALR. § 266 der unter Vereinbarung eines bestimmten Zahlungstages beim Kauf gemachte Eigentumsvorbehalt nur die Bedeutung einer auflösenden Bedingung hat, so ist doch auch diese Vorschrift nur dispositiv und die Ermittelung, was beabsichtigt ist, Sache der Interpretation, wie das vormalige preußische Obertribunal sowohl (Striethorst Archiv Bd. 73 S. 254 ff.) als auch das Reichsgericht (Entsch. in Straff. Bd. 2 S. 22 ff. Bd. 3 S. 114) angenommen haben. Partikularrechtlich findet sich mehrfach eine andere Regelung. So ist z. B. nach dem Nassauischen Pfandgesetze vom 15. Mai 1851 (§ 14) der Eigentumsvorbehalt bei Mobilien ungiltig, der Eigentumsübergang von der Zahlung des Kaufpreises nicht abhängig (§ 42). Im Gebiete des ehemaligen Justizsenats zu Ehrenbreitstein ist nach dem Gesetz vom 27. März 1865 (GS. S. 170) ebenfalls der Übergang des Eigentums an Mobilien von der Bezahlung oder Kreditierung des Kaufgeldes nicht abhängig, der vertragsmäßige Eigentumsvorbehalt aber nur dem dritten redlichen Erwerber gegenüber ohne Wirkung (§ 2). Der Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs

läßt ſtillſchweigend den Eigentumsvorbehalt mit ſuspenſiver Wirkung zu, folgt alſo hierin dem gemeinen Recht. (Vgl. wegen des letzteren Entſch. d. R.-G. in Civilſ. Bd. 9 S. 169 ff.)

Die Bedeutung des pactum reservati dominii iſt die eines Nebenvertrages, durch welchen die Wirkung der Tradition, der Übergang des Eigentums an der verkauften Sache auf den Käufer bedingt wird; der Kaufvertrag ſelbſt aber iſt unbedingt, daher die Erfüllung der gegenſeitigen Rechte und Verbindlichkeiten durch den Eintritt der Bedingung für die Geltendmachung des aus dem Nebenvertrage entſpringenden Rechts auf Rückgabe der Sache nicht berührt werden kann (Entſch. d. R.-G. in Civilſ. Bd. 7 S. 150). Daraus ergiebt ſich, daß die Verbindung des Eigentumsvorbehalts mit der ſogenannten Verfallklauſel, d. h. der Vereinbarung, daß die bereits gezahlten Raten dem Verkäufer verfallen ſein ſollen, wie ſie bei Abzahlungsverträgen vorkommt (vgl. z. B. Formular 10 u. 11 bei Dr. Arthur Cohen: „Die volkswirtſchaftliche Bedeutung der Abzahlungsgeſchäfte“ S. 165), durchaus de lege lata nicht zu beanſtanden iſt.

Die Mietsverträge kommen in verſchiedenen Formen vor. Insbeſondere wird der ſuspenſiv bedingte Kaufvertrag bisweilen direkt mit dem Mietvertrage verbunden, bisweilen wird auch nur ein pactum de vendendo neben dem letzteren geſchloſſen. (Vgl. Form. 2, 3, 4, 5, 6, 7 einerſeits, 10, 11, 12, 13 andrerſeits bei Cohen a. a. O. S. 172—185.) An dieſe ſogenannten „Möbelleihverträge“ hat ſich nun neuerdings eine nicht unbedeutende Litteratur angeknüpft. Während die älteren Schriftſteller des preußiſchen Rechts wie Bornemann („Syſtematiſche Darſtellung des preußiſchen Civilrechts“ 2. Aufl. Bd. 3 S. 49) und von Brünneck („Über den ſogenannten Möbelleihvertrag“ in Gouchots Beiträgen Bd. 10 S. 339 ff.), denen ſogenannte „ſozialpolitiſche“ Geſichtspunkte den juriſtiſchen Blick noch nicht getrübt hatten, unter Anerkennung, daß die bezeichnete Vertragsform einem Intereſſe des Wirtſchaftslebens gerecht werde, von der vollen Rechtsbeſtändigkeit der getroffenen Vereinbarungen ausgehen, haben die neueren, durch die ſtaatsabſolutiſtiſche Schule gegangenen Weltverbeſſerer das, was ſie für heilſam anſehen, in die Verträge der Kontrahenten hineinzuinter-

pretieren unternommen. Es ist schon oben darauf hingewiesen, daß man unter Einmischung rein wirtschaftlicher Gesichtspunkte dem mit klaren Worten ausgesprochenen Willen der Parteien, zu vermieten und zu mieten, zuwider ihnen einen Kaufvertrag hat aufoktroyieren wollen. Die völlig unlogische Deduktion: die Kontrahenten wollen in Zukunft einen Kaufvertrag, darum haben sie sofort einen solchen geschlossen, obwohl sie sagen, daß sie zunächst nur einen Mietvertrag schließen wollen, liegt bei Staub (Jurist. Wochenschrift 1888 S. 301), Wilke (Verh. des 21. deutschen Juristentages Bd. 2 S. 123), Höhne („Über die Theorie des sogenannten Möbelleihvertrages", Berlin 1886) und Marwitz („Über den Möbelleihvertrag" in Gouchots Beiträgen Jahrg. 35 S. 214 ff.) zu Grunde. Die beiden Letztgenannten suchen zu dem ihnen erwünscht scheinenden Resultate durch die Erwägung zu kommen, daß sich bei der Miete die Vergütung nach dem Gebrauchswert, beim Kaufe nach dem Substanzwert bemesse und daher (!) die Vergütung für beides nicht gleich sein könne. Demgegenüber haben Wilke (a. a. O.) und Hausmann („Das Abzahlungsgeschäft und die neuesten Vorschläge zu seiner Regelung" in „Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft 2c." Jahrg. 28 Bd. 4 S. 53) darauf hingewiesen, daß bei Mobiliarmiete sehr häufig die Mietbeträge den Substanzwert erreichen und übersteigen, so bei Kornsäcken, Maskenanzügen u. dergl. Marwitz (a. a. O. S. 229, 230) proklamiert übrigens ohne Scheu den Grundsatz der schrankenlosen Willkür, des „car tel est mon plaisir", indem er zwar anerkennt, daß der Käufer, wenn er sich auf die Nichtübereinstimmung der vorausgegangenen mündlichen Vereinbarungen und der von ihm unterschriebenen Urkunde zur Beseitigung des ihm unbequemen Inhalts derselben beruft, eigentlich die Beweislast hat, gleichzeitig aber eine „faktische Vermutung" für seine Behauptung aufstellen und ihm den Erfüllungseid auferlegen, überhaupt über Wahrheit und Unwahrheit von Behauptungen nach freiester, aus seiner Assessorenerfahrung geschöpfter Überzeugung urteilen und, wenn der Beklagte sich unterstehen sollte, die ihm günstigen Einwendungen nicht zu machen, sie ihm mit Hilfe des richterlichen Fragerechts entlocken will. Diese Grundsätze sollen aber nur den Abzahlungsverkäufern gegenüber angewendet werden.

**

Daß die Parteien etwas anderes gewollt hätten, als sie als gewollt angeben, ist aber eine ganz willkürliche Unterstellung. Die Parteinahme für die faulen Schuldner, welche den von ihnen übernommenen Verpflichtungen nicht nachkommen, ist bei den Anhängern dieser Theorie so groß, daß sie darüber völlig übersehen, daß die Form des Möbelleihvertrages nicht nur im Interesse des Veräußerers, sondern in weit höherem Maße noch in dem des Erwerbers gewählt wird. Dieser will durchaus nicht alsbald Eigentümer werden, da er weiß, daß seine anderen Gläubiger ihm sofort den gekauften Gegenstand wieder abpfänden würden. Er rechnet darauf, sich aus seiner Lage herausarbeiten zu können, und kann es in der That sehr häufig infolge der wohlthätigen Wirkungen des Abzahlungsgeschäftes, welches ihm den pfandfreien Besitz notwendiger Gegenstände gewährt; gelingt es ihm nicht, so will er wenigstens die ungestörte Nutzung haben, deshalb kauft er nicht, sondern er mietet.

In der Rechtsprechung haben denn auch jene „sozialpolitischen" Theorien zum Glück noch keinen Boden gewonnen. Höhne kämpft in der Praxis vergebens für die Anerkennung seiner Theorie, wie die von ihm veröffentlichten Urteile der höheren Instanz darthun. Das Obertribunal (Entsch. Bd. 83 S. 24) und das Reichsgericht (in den oben zitierten Entsch. in Strafs. Bd. 2 S. 22 ff.) interpretieren den Inhalt der in Rede stehenden Verträge so, wie es allein bei ehrlicher Anwendung der anerkannten Auslegungsregeln möglich ist, daß in der That in erster Linie nur ein Mietvertrag beabsichtigt ist, an dessen Stelle erst später bei Leistung der als Bedingung gesetzten Zahlung aller Raten ein Kaufvertrag treten soll. Sie zweifeln auch nicht an der Ernstlichkeit dieses Willens. In trefflicher Weise hat auch Hausmann (a. a. O. S. 48–63, „Die Veräußerung beweglicher Sachen gegen Ratenzahlung" S. 7 ff. 188) die Scheinargumente der Gegner widerlegt.

Da man mit der Simulation nicht durchkam, so nahm man seine Zuflucht zu anderen Auskunftsmitteln. Waren die Verträge nicht simuliert, so sollten sie wenigstens auf Umgehung des Gesetzes, nämlich des Verbots der Mobiliarhypothek abzielen. Aber auch dieser Einwand fällt zusammen, wenn wirklich Mietverträge vor-

liegen; er könnte höchstens dem Eigentumsvorbehalte gegenüber mit einem Schein von Recht vorgebracht werden. Aber auch das geht nicht nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts. Denn wenn, wie das Reichsgericht gegen Bähr (Urt. d. R.-G. S. 56 ff., vgl. auch Hellwig, Archiv f. civ. Praxis Bd. 64 S. 369 ff.) festgehalten hat, die Eigentumsübertragung mittelst constitutum possessorium zum Zwecke der Sicherstellung für eine Forderung eine Umgehung des Verbots der Mobiliarhypothek nicht enthält (Entsch. d. R.-G. Bd. 13 S. 203 ff.), so kann eine solche um so weniger gefunden werden in der Hingabe einer Sache auf Grund Kaufvertrages unter Vorbehalt des Eigentums, geschweige denn im Falle der Vermietung in Verbindung mit suspensiv bedingtem Kaufvertrage. Auch die Kategorie des Handelns in fraudem legis ist daher nicht zutreffend.

Die Konsequenzen vorstehender Ausführungen sind die folgenden. Beim Verkauf, mit Eigentumsvorbehalt sowohl wie beim Mietvertrage, trägt die Gefahr der Veräußerer. Bei der ersteren Form liegt in der sogenannten Verfallklausel, nach welcher die bereits gezahlten Raten dem Verkäufer verfallen sein sollen, die Vereinbarung einer Konventionalstrafe, welche, da regelmäßig die Geschäfte dieser Art Handelsgeschäfte sind, keiner Beschränkung in Ansehung des Betrages unterliegt (Art. 284 HGB.). Beim Mietvertrage stellen die Raten den Mietzins dar. Der mitunter vereinbarte Verfall einer etwa bestellten Kaution ist wiederum als Konventionalstrafe anzusehen.

Der Vortragende ging hierauf zur Erörterung der Vorschläge de lege ferenda über Regelung des Abzahlungsgeschäftsverkehrs über. Da er hierüber an andern Orten berichtet und Stellung genommen hat, so sei verwiesen auf die demnächst erscheinenden Verhandlungen des 21. deutschen Juristentages Bd. III. S. 1—17 (Referat), sowie auf den Artikel des Vortragenden in der „Nation" Jahrgang 9 Nr. 2 S. 20 ff.

An den Vortrag knüpfte sich eine Diskussion, an welcher sich die Herren Assessor Dr. Hanau, Assessor Dr. Hankel, Rechtsanwalt Dr. Zirndorfer, Rechtsanwalt Dr. Wurzmann und Rechtsanwalt Dr. Theod. Auerbach beteiligten.

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1891 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. med. W. Grandhomme, Kreisphysikus, Sanitätsrat, hier.
„ Dr. E. Rey, Chemiker, Mainkur.
„ S. W. Hanauer, Privatier, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Stadtrat Dr. K. Flesch, als zweiten Vorsitzenden und Schriftführer Herrn S. Spier.

Es sprachen in dieser Sektion am

12. Oktober: Herr S. Spier über
„Die gewerbliche Erziehung im Auslande", insbesondere in Frankreich;

26. Oktober: Herr Dr. Schramm über
„Ein Gesetz über unentgeltliche Beerdigung";

9. November: Herr Dr. Junghans über
„Der gegenwärtige Stand der Bodenreformbewegung";

14. Dezember in einer gemeinschaftlichen Sitzung der volkswirtschaftlichen und der juristischen Sektion: Herr Stadtrat Dr. Flesch über
„Das Gesetz über die Gewerbegerichte".

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Die gewerbliche Erziehung im Auslande, insbesondere in Frankreich, von Herrn S. Spier.

Der Vortragende hob im Eingange hervor, wie die Umgestaltung der Technik auf die Gesamtwirtschaft des Volkes hinsichtlich des Groß- und Kleinbetriebs in unserem ganzen Jahrhundert in allen Kulturländern, in dem einen mehr, in dem anderen weniger

eingewirkt habe. Vor allem habe in dieſer Beziehung der Dampf in ſeinem Einfluſſe auf die Produktion und auf den Verkehr zu Land und zu Waſſer als wahrer Revolutionär gewirkt. Die ſogenannte Manufakturperiode während des 17. und 18. Jahrhunderts habe allerdings auch ſchon aus dem mittelalterlichen einfachen Hausgewerbe eine Großinduſtrie mit einem meiſt ſtädtiſchen Großunternehmer an der Spitze und umherreiſenden oder ſtabilen Faktoren in den Dörfern und kleinen Städtchen geſchaffen. Die Faktoren dienten zur Überwachung der Hausinduſtrie und zur Abgabe des Rohſtoffes wie zur Rücknahme des Fabrikates, während der kapitaliſtiſche Unternehmer den nationalen, beziehungsweiſe Weltvertrieb übernahm. Der Erfindung der ſtehenden Dampfmaſchinen in England ſeien in demſelben Lande bald die Erfindung und praktiſche Verwertung der Spinn- und Webmaſchinen, ſpäter anderer Werkzeugmaſchinen gefolgt, und ſo ſei aus der Großinduſtrie mit Hilfe von Faktoren eine Großfabrikation mit geſchloſſenen Anlagen auf einunddemſelben Orte mit einer mehr oder minder feſt geworbenen Anzahl von Arbeitern beiderlei Geſchlechts entſtanden. Die Folge hiervon war eine feſt geregelte Arbeitszeit der Arbeiter, die nach begonnener Blüte dieſer Induſtrie raſch ausgedehnt wurde, um die verwendeten thätigen Motoren und Werkzeugmaſchinen möglichſt ausbeuten zu können, dann aber auch die immer weiter fortſchreitende Teilung der Arbeit. Es entſtand durch dieſe großinduſtrielle Bewegung eine Anzahl von neuen Fabrikationszweigen, wie Herſtellung von Dampf- und Werkzeugmaſchinen, Eiſenbahnſchienen, Eiſenbahnwagen, Lokomotiven, landwirtſchaftlichen Maſchinen und Dampfſchiffen, ebenſo entſtanden durch Fortſchritte der chemiſchen Wiſſenſchaft chemiſche Fabriken der verſchiedenartigſten Richtung. Aber es wurde durch die zweckentſprechendere und billigere Produktion im großen auch eine ganze Reihe von Werten, die bisher in jahrhundertelanger Gewohnheit von den Handwerkern produziert wurden, nach und nach dieſen entzogen und vorzugsweiſe großinduſtriell erzeugt. Zu dieſen Induſtrien gehören die Spinnerei und Weberei, die Bierbrauerei, einzelne Teile der chemiſchen Induſtrie, wie Seifen- und Lichterproduktion, endlich in neueſter Zeit die Kleider- und Schuhwarenfabrikation. Wenn letztere auch

vorzugsweise nur in größeren Zentren zu errichten möglich ist, so werden durch den billigen Eisenbahntransport ihre Produkte doch nach den entferntesten Kleinstädten und Dörfern versandt und unterbieten hier fast überall den Preis der Produkte der betreffenden dort lebenden Handwerker.

Diese Veränderung der wirtschaftlichen Produktion erzeugte immer intensiveres Wachsen des Großbetriebs einerseits, Rückgang des altherkömmlichen Kleingewerbes andererseits und hat mächtigen Einfluß auf die Umgestaltung des Lehrlingswesens in allen Kulturländern gehabt. Der Kleinhandwerker war sehr häufig gezwungen, die Lehrlinge nur für bestimmte Arbeiten abzurichten, ohne im stande zu sein, sie wie in früheren Zeiten stufenmäßig in alle Teile des betreffenden Handwerks praktisch einzuführen. Anderenteils war die Großindustrie recht oft in der Lage, Arbeiter ohne vorausgegangene längere technische Ausbildung sofort an irgend eine Werkzeugmaschine zu stellen und hier immer in derselben Weise Produkte einunddersel ben Art liefern zu lassen. Durch beiderlei Vorgehen ist die Gefahr der Vernachlässigung des Gewerbes und der Industrie gekennzeichnet.

Dieser Sachlage gegenüber war man in Deutschland bestrebt, durch Gewerbe- und technische Schulen im Anschluß an die Volksschulen und an erlangte technische Fertigkeit das vorhandene Fortbildungsbedürfnis zu befriedigen, und es sind einzelne recht wertvolle und leistungsfähige Anstalten in dieser Richtung ins Leben gerufen worden. Dahin gehören technische Mittelschulen für Bergbau und Hüttenkunde, für Textilindustrie und Maschinenfabrikation, insbesondere aber und mehr verbreitet solche Lehranstalten für das Baugewerbe. Nach einer anderen Richtung gehen technische Handwerkerfortbildungsschulen mit dem Streben, während der fortlaufenden praktischen Werkstättenthätigkeit von Lehrlingen und Gesellen allermeist in Abend- und Sonntagskursen Wiederholung und Spezialisierung des für die Praxis notwendigen theoretischen Wissens und praktische Einführung in das spezielle Zeichnen oder die Modellierfertigkeit je nach dem entsprechenden Gewerbe zu erreichen. Solche technische Fortbildungsschulen giebt es in großer Anzahl in Württemberg, Baden, Hessen, Bayern und Sachsen. Seit jüngerer

Zeit hat sich auch Preußen, das darin bisher am weitesten zurückstand, aufgerafft. Doch haben in Preußen gegenüber den süddeutschen Staaten und Sächsen, wo solche Schulen in Stadt und Land verbreitet sind, meist nur größere Städte, die allerdings von der Staatsregierung hierbei materiell unterstützt wurden, solche Schulen geschaffen. Zu den ausgezeichnetsten derartiger technischer Fortbildungsschulen zählen die entsprechenden Schulen in Berlin und Frankfurt a. M. Unterschiede hinsichtlich der Schulen sind vorhanden, je nachdem diese wie in Sachsen für alle Lehrlinge obligatorisch oder wie in fast allen süddeutschen Staaten und in Preußen nur fakultativ eingerichtet sind. Letztere ermöglichen bessere Leistungen. Da jedoch die Fortbildungsschule eigentlich nur ergänzt und wiederholt, was die Volksschule schon leisten sollte, so ist zweifelsohne für alle derartige Schulen der obligatorische Besuch mit der Zeit notwendig. Ob diese Reform bald statthaben wird, ist recht fraglich, da sie zur Ausführung sehr beträchtliche materielle Mittel erfordert und diese in Deutschland für derartige Kulturzwecke augenblicklich kaum zur Verfügung werden gestellt werden.

Wie sieht es nun mit der gewerblichen Erziehung im Auslande aus? An der Spitze aller europäischen Kulturländer in dieser Hinsicht steht augenblicklich Frankreich. Bereits aus der Zeit des kunstsinnigen Franz I. im Beginne des 16. Jahrhunderts stammen die Versuche, aus Italien Künstler nach Frankreich zu ziehen, um dadurch Einfluß auf die französische gewerbliche Bildung zu erzielen. Gewaltig gefördert ward dieses Streben durch Colberts genial schöpferisches Vorgehen unter Ludwig XIV. Colbert suchte sein Land von holländischem und englischem merkantilen und industriellen Übergewicht unabhängig zu machen und erweiterte durch geistige Bildung und materielle Unterstützung Industrie und Handel Frankreichs aufs entschiedenste. Colbert sind unter anderem die Gobelinmanufaktur und die Porzellanindustrie von Sevres zu verdanken. Das 18. Jahrhundert vor der Revolution war dieser Weiterentwickelung nicht besonders günstig. Um so größer waren die Fortschritte in dieser Richtung, als die französische Republik errichtet war. Die Konventsregierung hat große Verdienste um die Begründung von Bildungsstätten zur Pflege des gewerblichen Unterrichts für alle

ſeine Stufen. Für die Ingenieurwiſſenſchaften im allgemeinen wurde weit früher als in irgend einem anderen europäiſchen Lande die école polytechnique, für den Berg-, Straßen- und Brückenbau die école des mines und die école des ponts et des chaussées errichtet. Aber auch die Handwerker und Arbeiter fanden ſich durch große Sammlungen und durch Schulen gefördert. Das conservatoire des arts et métiers bildete ein Muſeum für techniſche Zwecke in einem ſo großartigen Maße, wie ſolches bisher noch von keinem anderen Staate erſtrebt worden war. Das 19. Jahrhundert hatte durch Napoleons ſtetige auswärtige Kriege, dann durch den Sturz Napoleons und den langſamen Wiederaufbau regelmäßiger politiſcher Verhältniſſe, ferner durch den Wechſel der bourboniſchen, orleaniſtiſchen, republikaniſchen und wieder napoleoniſchen Regierung nicht die Ruhe, für ſtetiges Fortſchreiten über die frühere Art gewerblicher Erziehung, gemäß der hiſtoriſchen Überlieferung, Sorge zu tragen. Erſt die furchtbare Niederlage in ſeinem gewaltigen Kampfe mit Deutſchland brachte es Frankreich in ähnlicher Weiſe, wie Preußen bei ſeiner Niederlage im Jahre 1806 und 1807, zum Bewußtſein, daß eine energiſche Schulreform im allgemeinen wie im beſonderen für die nachhaltige geiſtige und ſittliche Wiederaufrichtung des Volkes unbedingt notwendig ſei.

Das Ferryſche Schulgeſetz vom Jahre 1881 reorganiſierte das geſamte franzöſiſche Volksſchulweſen und ſtellte als ſeine drei Kernpunkte im katholiſchen Frankreich folgende Prinzipien feſt: 1) obligatoriſchen unentgeltlichen Unterricht für alle ſchulpflichtigen Kinder vom 6—13 Jahre, 2) der Unterricht darf nur von Laien, nicht mehr von Kloſter- oder Weltgeiſtlichen erteilt werden, 3) der konfeſſionelle Religionsunterricht wird außerhalb der Schule als Privataufgabe der Eltern an dem dafür in ganz Frankreich als Schultag freien Donnerſtage angeſehen. Innerhalb der Schule wird für alle Konfeſſionen gemeinſam dieſe Religionslehre durch einen pädagogiſch angemeſſenen Unterricht in der Moral, in der Kenntnis der Gemeinde- und Staatsverfaſſung und der Elementen des bürgerlichen Geſetzbuches erſetzt. Dem gegenüber vergleiche man unſeren deutſchen Schulſtreit wegen des Vorzugs der

Simultan- oder der konfessionellen Schule und vergesse dabei nicht, daß die 5/4 Millionen unserer mehr oder minder ungläubigen deutschen Sozialdemokraten der konfessionellen Mühler-Falk-Puttkamer-Goßler-Schule entstammen und daß andererseits der vorzugsweise auf unseren deutschen Universitäten unter den Studenten blühende Antisemitismus mit der Simultanerziehung unserer deutschen Gymnasien zusammenfällt. So sehr überschätzt man bei uns hinsichtlich der religiösen Erziehung den erziehlichen Wert der Schule und unterschätzt denjenigen des Lebens.

Mit der Umgestaltung der allgemeinen Volksschule war das Reformziel der französischen Staatsmänner hinsichtlich der gewerblichen Schulerziehung nicht abgethan. Volksfreundliche Ingenieure, die Mitglieder des französischen Senates waren, erkannten die Schattenseiten der heutigen Lehrlingserziehung im Handwerk und der Großindustrie. Hatten bereits eine Anzahl Industrie- und Handwerksstädte wie Lyon, Havre, Mülhausen, allen voran Paris reich ausgestattete technische Handwerkerfortbildungsschulen im Sinne unserer deutschen technischen Fortbildungsschulen seit einer Reihe von Jahrzehnten besessen, so erstrebte man jetzt tiefere Grundlagen technischer Schulung für das ganze französische Volk. Während wir Deutsche nach dem idealen Vorgang Fröbels schon seit den fünfziger Jahren den Handfertigkeitsunterricht, allerdings nur für die Vorschulzeit unserer Kindergartenerziehung, eingeführt, dagegen infolge der Unmöglichkeit, bei den häufig zerstreuten Wohnstätten der nordeuropäischen Länder Schweden, Dänemark und Finnland leicht Handwerker herbeizuziehen, in diesen Ländern der Handfertigkeitsunterricht auch für die erwachsene Schuljugend ins Leben gerufen war, beschloß das französische Volk die obligatorische Einführung des Handfertigkeitsunterrichtes für seine gesamten Volksschulen in Stadt und Land. Zu diesem Zwecke aber wurden vom Staate als Musteranstalt für die Nacheiferung der großen Städte in drei verschiedenen Teilen Frankreichs vollständige Volksschulen mit zugefügten Lehrwerkstätten eingerichtet, die auch als Vorbild für Deutschland etwas ausführlicher beschrieben zu werden verdienen. Wir benutzen dafür persönliche Beobachtung, sowie die Mitteilungen des Berliner Stadtrates Dr. Max Weigert in seiner 1891 in zweiter

Auflage erschienenen Broschüre: Das Volksschulwesen und der gewerbliche Unterricht in Frankreich.

Wie schon vorher teilweise erwähnt, bestanden für den höheren und mittleren technischen Unterricht in Frankreich bereits längere Zeit staatliche Anstalten. Für ersteren die école des mines, die école des ponts et chaussées, die école centrale des arts et métiers, das Institut Agronomique, für letzteren die écoles d'art et métiers in Angers, Aix und Chalons, die landwirtschaftlichen und Handelsschulen in verschiedenen Städten Frankreichs. Die ersteren Anstalten haben die Aufgabe, die Leiter der großen Unternehmungen in Industrie, Landwirtschaft und Handel heranzubilden, die anderen den Werkführerstamm zu rekrutieren. Die neue Kategorie von Schulen sollte die Ausbildung eines tüchtig vorgebildeten Arbeiterstammes erzielen und solcher Musterschulen wurden vom Staate drei eingerichtet: in Vierzon, Armentières und Voiron. Jede dieser Schulen enthält einen Kindergarten, eine Volkselementarschule und eine höhere Volksschule, in denen theoretischer und technischer Unterricht in aufsteigendem Grade erteilt wird. Seit Oktober 1889 funktioniert in allen drei Anstalten bereits der dritte oberste Lehrkursus der höheren Volksschule. Der Kindergarten umfaßt die Kinder von 4—7 Jahren, die Elementarschule von 7 –12, die höhere Volksschule von 12—15 Jahren. Die Schüler der beiden ersten Abteilungen wohnen bei ihren Angehörigen, für diejenigen der höheren Volksschule ist auch Wohnung und Unterhalt in der Anstalt vorgesehen. Die Externen haben in allen Abteilungen unentgeltlichen Unterricht, der Preis des Internats ist 500 Francs, jedoch bestehen zahlreiche Freistellen. Der theoretische Unterricht wird nach dem Lehrplan der Volksschule erteilt. Der praktische Unterricht umfaßt in der Elementarschule zunächst kleine Arbeiten, welche kaum physische Kraft beanspruchen: Zeichnen und Pappearbeiten mit Berücksichtigung von Farbenzusammenstellungen. Daran schließen sich Korbmacherarbeiten, die Herstellung von Drahtgeflechten und die Anfänge des Modellierens. Die Kinder von elf Jahren werden an die Handhabung der meisten Werkzeuge für die Holzbearbeitung gewöhnt, sie erlernen den Gebrauch der Feile und der Drehbank, und die Gewandtheit der Hand wird außerdem durch

Modellieren gebildet. In der höheren Volksschule ist die Grundlage für den praktischen Unterricht stets die Bearbeitung des Holzes und des Eisens, in welcher abwechselnd und stufenweise fortgeschritten wird. Das Zeichnen, welches in der Elementarschule bereits ausgiebig gelehrt worden ist, beginnt in der höheren Volksschule mit Übungen im Entwerfen, sowie im Gebrauch der Tusche. Im zweiten Jahre folgt Architektur- und Ornamentzeichnen, sowie Modellieren. Gleichzeitig wird dem Freihandzeichnen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Im dritten Jahre wird vornehmlich das Werkzeichnen geübt.

Unabhängig von diesem allgemeinen Lehrplane nimmt in diesen drei Schulen das Spezialprogramm für den technischen Unterricht, welches sich auf den lokalen Industriezweig bezieht, eine hervorragende Stelle ein. So wird in Armentières die Spinnerei und Weberei in besonderen Werkstätten gelehrt, in Vierzon die Fabrikation von Thonwaren und landwirtschaftlichen Geräten, in Voiron die Weberei, Zementfabrikation und chemische Industrie. Exkursionen in Werkstätten, Fabriken u. dgl. vervollständigen die Ausbildung der Zöglinge.

Die Zahl der Schüler, welche sich in den drei Staatsanstalten befanden, betrugen am 1. Mai 1889: 1418 und zwar verteilten sie sich auf die einzelnen Abteilungen folgendermaßen:

In den Kindergärten	445
„ „ Elementarschulen . . .	524
„ „ höheren Volksschulen . .	449
	1418

Die Kosten des französischen Volksschulunterrichts werden vom Staate, von den Departements und den Gemeinden getragen. Zu Lasten des Staates sind die Gehälter des Personals der Elementarschulen und der Kindergärten, der höheren Volks- und Lehrlingsschulen, sowie der Seminare, des Verwaltungs- und Inspektionspersonals und die Unterhaltungskosten der Zöglinge in den Seminaren. Die Departements tragen die Kosten für die Unterhaltung und eventuelle Miete der Lehrerseminargebäude, sowie für die Unterhaltung und Erneuerung des Mobiliars dieser Schulen und der Unterrichtsräume. Die Gemeinden endlich haben aufzukommen

für die Schullokale und für die Wohnungsgelder, welche Direktoren und Lehrern der Schulen gesetzlich zu zahlen sind, endlich für die Unterhaltung und eventuelle Miete der Elementarschulgebäude, sowie für die Kosten ihrer Heizung und Beleuchtung.

Es betrugen 1887 die Kosten des französischen Staates

Für die Schulaufsicht ca.	Mill. Frcs.	2,1
„ „ gewöhnlichen Ausgaben des öffentlichen Volksschulunterrichts . .	„ „	121,6
„ Kosten der Lehrerseminare . . .	„ „	9,4
„ Gehälter der Lehrer an den Abendkursen, für Zeichen- und Turnlehrer, für Schul- und Volksbibliotheken ꝛc.	„ „	39,8
zusammen	Mill. Frcs.	172,9

zu denen beitragen

die Gemeinden . .	Mill. Frcs.	70,6
die Departements .	„ „	17,6
der Staat . . .	„ „	84,7
zusammen	Mill. Frcs.	172,9.

Außerdem wurden für die Errichtung von Schulhäusern im letzten Jahrzehnte 528 Mill. Frcs. verausgabt.

Von 1875—1887 haben sich die Kosten für das französische Volksschulwesen von 79,6 auf 172,9 Mill Fcs. gehoben, also mehr als verdoppelt.

Nicht ohne Interesse ist gegenüber diesem französischen Schulbudget die Verteilung der Gesamtkosten für das preußische Volksschulwesen aus dem Jahre 1886 auf die entsprechenden Gruppen. Die Gesamtkosten betrugen in diesem Jahre ca. Mill. Mk. 116,6.

Davon brachten die Einkünfte

aus dem Schulvermögen ca. .	Mill Mk.	7,9
„ „ Gemeindevermögen ca.	„ „	82,7
„ den Staatsmitteln ca. .	„ „	14
„ dem Schulgelde ca. . .	„ „	11
„ den sonstigen Quellen .	„ „	1

Die französischen Städte leisten aus eigenen Mitteln bedeutendes über die allgemeinen gesetzlichen Anforderungen hinaus. Weitaus voran allen anderen Städten Frankreichs in der Pflege

des eigentlichen gewerblichen Unterrichtes steht Paris. Dem Zeichnen als Grundlage für alle gewerbliche Ausbildung hat die Stadtverwaltung seit lange einen hervorragenden Platz sowohl in der Elementarschule als in den sich an sie anschließenden Schuleinrichtungen eingeräumt. Die Ausgaben für den Zeichenunterricht in den Volksschulen und den Abendkursen haben für Paris im Jahre 1887 die stattliche Summe von 917000 Frcs. betragen, während 1875 dafür nur 289000 Frcs. verausgabt wurden. Der obligatorisch für alle französischen Volksschulen festgesetzte Handfertigkeitsunterricht hat wegen lokaler und finanzieller Schwierigkeiten, sowie auch aus Mangel an geeigneten Lehrkräften bis heute noch nicht im ganzen Lande eingeführt werden können. In Paris dagegen ist er im größten Teile der dortigen Schulen in Wirksamkeit getreten. Bereits 1873 wurde eine Schule in der Rue Tournefort gegründet, in welcher eine Verbindung des Elementarunterrichts mit dem Handfertigkeitsunterricht hergestellt wurde. 1879 beschloß die Pariser Gemeindeverwaltung infolge der günstigen Resultate der Tournefortschule die gleiche Einrichtung in einer Anzahl von Volksschulen ins Leben zu rufen. Nicht an gewerbliche Spezialitäten sollte sich der Handfertigkeitsunterricht anlehnen. Er sollte nur elementare Arbeiten lehren, zu denen jeder fähig ist, und welche die Grundlagen für alle Gewerbe bilden. Die Schüler beschäftigen sich in der Bearbeitung des Holzes an der Hobel- und Drehbank. Wo der Raum es gestattet, tritt auch die Bearbeitung des Eisens im Schmiedefeuer und im Schraubstock hinzu.

In der Regel nehmen nur die Schüler der Oberstufe der Elementarschule (von 10 Jahren ab) an diesem Unterricht teil. Er wird unter Aufsicht der Lehrer der Anstalt von Meistern gegeben, welche die nötige sittliche Gewähr bieten. Die Schüler werden in Gruppen geteilt, deren jede wenigstens alle zwei Tage $1^1/_2$ Stunden in der Werkstatt arbeitet.

Im Jahre 1888 waren 100 Pariser Elementarschulen mit solchen Werkstätten versehen, welche mit 1118 Hobelbänken, 373 Drehbänken und 89 Schraubstöcken ausgestattet waren. Inzwischen sind 13 weitere Schulen mit den entsprechenden Arbeitsgeräten hinzugekommen.

Ein weiterer Fortschritt von großer Bedeutung für die gewerbliche Bildung lag in dem Streben, durch Fach- und Lehrlingsschulen die Gediegenheit der technischen Bearbeitung des Materials zu heben. An den Beratungen für diese Neueinrichtung von Lehrwerkstätten beteiligten sich hervorragende Pariser Gewerbetreibende, Künstler, Gelehrte und Staatsmänner. Man erkannte in dem Berichte über die Beratungen, welche der Senator Tolain an den Seinepräfekten erstattete, an, daß die Teilung der Arbeit, die sich von Tag zu Tag mehr ausbildet, immer zahlreichere Spezialindustrien erzeuge, und daß die Handarbeit mehr und mehr durch Maschinenarbeit ersetzt werde. Infolgedessen werde der Handwerker Spezialist, der Arbeiter Handlanger, und in den Werkstätten der Privatindustrie fänden sich mit wenigen Ausnahmen nicht mehr die Bedingungen für eine wirkliche Lehrzeit. Die meisten Industrien bildeten keine Lehrlinge mehr aus. Die Kinder, welche sie beschäftigten, würden bald nach ihrem Eintritte in die Werkstätten gelohnt, und im Einverständnis zwischen Eltern und Lehrherrn werde der Lehrlingsvertrag zu einem Arbeitsvertrage. Die Kommission erachtete es darum für notwendig, das Fachwissen theoretisch und praktisch für den gesamten Arbeiterstand, nicht blos für einzelne Werkführer oder Fabrikleiter, zu heben.

Die Kommission teilte die Industriezweige in zwei Kategorien, in sogenannte Mutterindustrien und in Spezialindustrien. Unter ersteren versteht sie diejenigen Industrien, welche wie z. B. die Möbelindustrie mehrere ähnliche Gewerbe umfaßt, in denen das Arbeitsverfahren häufig dasselbe ist und die nämlichen Werkzeuge verwandt werden. Für diese Mutterindustrien soll die Lehrlingsschule eingeführt werden, um die Fachkenntnisse zu heben. Zur ersten Ausführung des Beschlusses sollte in Faubourg St. Antoine eine Lehrlingsschule für Möbelindustrie eingerichtet werden, welche für die Bearbeitung des Holzes tüchtige Arbeiter ausbilden sollte. Diese wären je nach ihrer Fähigkeit zu Bautischlern, Kunsttischlern, Holzbildhauern oder Arbeitern für eingelegte Arbeit heranzubilden. Außerdem sollte die Bau-, Möbel- und Kunstschlosserei gelehrt werden. Im ersten Jahre seien die Schüler zusammen zu unterrichten, erst vom zweiten Jahre an hätten sie sich einem

ſpeziellen Gewerbe mit Richtung auf die techniſche oder künſtleriſche Seite zu widmen. Der Beſuch der Lehrlingsſchulen ſollte vollſtändig unentgeltlich ſein. Für die Aufnahme der Schüler ſei als Vorbedingung das Zeugnis über erfolgreichen Beſuch der Elementarſchule zu erbringen.

Für die Spezialinduſtrien, ſo ſchlug die Kommiſſion vor, hätten die Kreiſe der Induſtrie ſelbſt mit Errichtung von Lehrlingsſchulen Sorge zu tragen.

Die älteſte ſtädtiſche Lehrlingsſchule dieſer Art iſt diejenige am Boulevard de la Villette 60. Sie ſoll Lehrlinge für die Bearbeitung des Eiſens und Holzes ausbilden, und in den Werkſtätten werden die verſchiedenſten hierher gehörigen Gewerbe geübt wie Schmieden, Montieren, Drechſeln, Holzdreherei, Tiſchlerei und Präziſionsmechanik. Die Zöglinge müſſen mindeſtens 13 Jahre und dürfen höchſtens 16 Jahre alt ſein. Die Dauer des Kurſes beträgt drei Jahre. Sämtliche Schüler arbeiten während des erſten Schuljahres gewiſſe Zeit wechſelnd in allen Werkſtätten für die Holz- und Eiſenbearbeitung. Die Wahl des ſpeziellen Berufs findet erſt nach Ablauf des erſten Lehrjahres ſtatt. Dann erſt beginnt die wirkliche Lehrlingszeit. Jedoch wird der theoretiſche Unterricht niemals gegen den praktiſchen vernachläſſigt. Kein Gegenſtand, keine Maſchine wird ausgeführt, ohne daß eine Skizze und Werkzeichnung vorher gefertigt worden. Neben den techniſchen Lehrfächern findet ein regelmäßiger wiſſenſchaftlicher Unterricht ſtatt im Franzöſiſchen und in fremden lebenden Sprachen (deutſch oder engliſch), in der Mathematik, den Naturwiſſenſchaften (Elemente der Chemie, Phyſik und Mechanik), der Technologie, Geſchichte (allgemeine und Geſchichte des Handels und der Gewerbe), Geographie (allgemeine und Handels- und Gewerbegeographie), im Zeichnen (freies Hand- und gewerbliches Zeichen), ſowie in der Rechtslehre. Der Lehrplan umfaßt in den erſten zwei Schuljahren täglich $5^1/_2$ Stunden, im dritten Schuljahre $7^1/_2$ Stunden Arbeiten in der Werkſtätte, in den erſten zwei Jahren 4 Stunden, im dritten 3 Stunden Klaſſenunterricht. Der Unterricht beginnt in den erſten beiden Schuljahren morgens um $7^1/_2$ Uhr, im letzten Schuljahr um $6^3/_4$ Uhr und ſchließt abends 7 Uhr für alle Zöglinge. Das Mittageſſen wird in der Anſtalt

genommen und es werden dafür 50 Centimes bezahlt. Zahlreichen fleißigen Schülern der letzten zwei Schuljahre wird jedoch diese Mahlzeit umsonst gegeben. Der Unterricht ist für die Kinder von Pariser Eltern unentgeltlich, auswärts geborene Schüler zahlen ein Schulgeld von jährlich 100 Francs. Die Zahl der Schüler beträgt ca. 300. Die Kosten, welche die Stadt für die Anstalt aufwendet, beliefen sich 1888 auf 147120 Frcs. und zwar 88000 Frcs. für Lehrergehälter, 59120 Fcs. für sachliche Ausgaben und Unterhalt der Schüler.

In ähnlicher Weise ist die städtische Lehrlingsschule für die Möbelindustrie Rue de Neuilly 25 eingerichtet. In Vorbereitung ist eine Lehrlingsschule für die Feinmechanik, in welcher die Herstellung optischer, chirurgischer und mathematischer Instrumente, sowie von Telegraphenapparaten, ferner die Kleinmechanik und Uhrmacherei gelehrt werden soll.

Ebenso gehört hierher die seit 1884 von der Stadt gegründete Schule für technische Chemie und Physik, die den jungen Leuten, welche die höhere Volksschule absolviert haben, die Spezialkenntnisse geben soll, welche für das physikalische und chemische Gewerbe erforderlich sind.

Ebenso zum Teil bereits ins Leben gerufen ist ferner eine vollständige Lehrlingsschule für die Herstellung des Buches (Ecole du livre), in welcher die Papierfabrikation, der Typenguß, das Setzen, Drucken, Stereotypieren und die Galvanoplastik, die Lithographie, der Holzschnitt, der Steindruck, das Binden der Bücher und ihre Vergoldung gelehrt werden soll.

Neben diesen vollständig von der Stadt unterhaltenen Lehrlingsschulen besitzt Paris eine große Zahl von Fachschulen, welche von den Gewerbekammern und gewerblichen Vereinigungen unterstützt werden. Die bedeutendsten sind: die Schule für Wagenbauer, für Juweliere, für Möbelindustrie, die Zeichenschule für Goldarbeiter, die Anstalten für Präzisionsmechanik, für Steinbearbeitung, für Bauschlosser, Schuhmacher, Lithographen und für die Bearbeitung edler Metalle.

Die Stadt Paris verwandte im Jahre 1888 für den Fortbildungs- und gewerblichen Unterricht Frcs. 1663175 und zwar

für Fortbildungskurse . . . . . Frcs. 370000
„ Zeichenunterricht in den Abendkursen „ 259600
„ höhere Zeichen- und Kunstschule . „ 97175
„ Fach- und Lehrlingsschulen . . „ 936400

Im Etat der Stadt Berlin dagegen sind für 1890/91 eingestellt für Fortbildungsschulen sowie für Volksbibliotheken Mk. 252836
„ Fachschulen: städtische Webschule, Handwerkerschule, Baugewerksschule . . . . . „ 140389
Mk. 393225

Der Vergleich dieser Zahlen für Paris und Berlin vermindert sehr unseren bisherigen Stolz auf das deutsche bezw. Berliner Schulwesen auf dem gewerblichen Gebiete.

Der Vortragende besprach im weiteren, aber nur andeutungsweise, die gewerbliche Erziehung in Österreich, England, Belgien, Rußland und den skandinavischen Staaten.

2. Ein Gesetz über unentgeltliche Beerdigung, von Herrn Dr. C. Schramm.

Mit Beginn des Jahres 1891 ist im Kanton Zürich ein Gesetz in Kraft getreten, welches die Leichenbestattung in allen wesentlichen Theilen und in allen Fällen zu einer Pflicht der politischen Gemeinde, bezw. des Staates macht. In jeder Gemeinde wird ein Beamter ernannt, der die Anordnung und Überwachung der Bestattungen und die Aufsicht über den Friedhof zu besorgen hat. Dieser muß bei jedem ihm zur Kenntnis gebrachten Todesfalle die Leichenschau durch einen Arzt veranlassen, die Anzeige an den Standesbeamten machen und im Einverständnisse mit den Hinterlassenen das zum Begräbnis weiter Nötige besorgen: alles auf Kosten der Gemeinde. Für die Leistungen der letzteren sollen in allen Fällen die gleichen Formen eingehalten werden. Die Leistungen bestehen in der schon erwähnten Leichenschau durch einen Arzt, der Bekanntmachung der Bestattung, der Lieferung des Sarges und der Einsargung der Leiche, der Überführung auf den Friedhof und dem Öffnen, Zudecken und Bezeichnen des Grabes. Auch müssen die Gräber auf Kosten der Gemeinde in einfacher Weise bepflanzt und in Stand gehalten werden. Den Angehörigen

ist es innerhalb gewisser Grenzen gestattet, besonderen Schmuck anzubringen oder ein Denkmal aufzustellen: es dürfen aber dafür keine Gebühren erhoben werden. Die Annahme von Geschenken ist den mit der Bestattung betrauten Beamten und Bediensteten untersagt. Der Staat giebt den Gemeinden für jede Beerdigung einen Beitrag von 10 Franken, auch wenn infolge von Feuerbestattung oder aus anderen Gründen die Leistungen der Gemeinde ganz oder teilweise wegfallen.

Das hier im Auszuge wiedergegebene Gesetz wurde der Volksabstimmung unterbreitet und mit bedeutender Mehrheit angenommen. Der „Beleuchtende Bericht", in dem der Regierungsrat es zur Annahme empfahl, enthält eine eingehende Besprechung aller für das Gesetz anzuführenden Gründe, deren wesentlichste ich nachfolgend in gekürzter Form wiedergebe. Zunächst wird darauf hingewiesen, daß die staatliche Einmischung in das Begräbniswesen nichts Neues sei: schon lange beständen Vorschriften über den Ort und die Form der Leichenbestattung. Die Gemeinden müßten schon jetzt für passende Begräbnisplätze sorgen und die Kosten für die Bestattung der Mittellosen tragen. Die Vorlage erkläre also nicht eine bisher unbeachtet gebliebene Materie als Staatssache, sondern bringe nur die allmählich zu Tage getretenen Bestrebungen in die Form eines für alle verbindlichen Gesetzes. Ein Teil der Zürcher Gemeinden hätte bereits die vom Gesetze geforderten Leistungen ganz oder teilweise eingeführt.

Die schweizerische Bundesverfassung enthält in § 53 folgende Bestimmungen: „Die Feststellung und Beurkundung des Zivilstandes ist Sache der bürgerlichen Behörden", und: „Die Verfügung über die Begräbnisplätze steht den bürgerlichen Behörden zu. Sie haben dafür zu sorgen, daß jeder Verstorbene schicklich beerdigt werden kann." Daran knüpft der Bericht folgende Ausführungen: „An Stelle des früheren kirchlichen Regimes ist das der staatlichen Behörden getreten. Auch das Bestattungswesen ist gegen früher ein ausgesprochen ziviler Akt geworden. Die heutige staatliche Gesellschaftsordnung will demselben mehr noch als bisher den staatsbürgerlichen Charakter wahren und die Solidarität, welche alle Glieder des Staats miteinander verbindet, dadurch zum Ausdruck

bringen, daß sie jedermann, ob arm oder reich, der Sorge für eine gesicherte pietätvolle Bestattung enthebt, indem sie diese selbst ausführt."

Eine große Erleichterung schaffe die Gesetzvorlage für die ärmeren Kreise. Leider sei es nicht selten, daß bei einem Todesfalle die Mittel durch vorausgegangene Krankheit aufgezehrt seien, die Familie mit bangem Kummer in die Zukunft schaue und nun doch als Erstes und Unerläßliches vor der Welt und dem eigenen Herzen eine würdige Bestattung des Entschlafenen sich darstelle. Manche Sorge werde durch das Gesetz, welches die Bestattungskosten den stärkeren Schultern von Staat und Gemeinde auferlege, gemindert werden. Unerschwingliches werde von diesen nicht damit verlangt, denn in der Gemeinde Neumünster bei Zürich, welche die unentgeltliche Bestattung schon seit Jahren habe, koste eine Beerdigung nur 26½ Franken, und dies sei keine eigentliche Mehrausgabe: die Kosten für den einzelnen seien jetzt höher, es handele sich nur darum, diese auf die Gesamtheit zu verteilen.

Aus den zu dem Gesetze erlassenen Verordnungen sind noch folgende Bestimmungen erwähnenswert. Wenn die Hinterbliebenen ein „stilles Begräbnis" (ohne öffentliches Leichengeleite) wünschen, muß dies in der Bekanntmachung der Gemeinde erwähnt werden. Die Anordnung einer kirchlichen Feier ist ausschließlich Sache der Angehörigen, der Friedhofvorsteher hat sich nicht damit zu befassen. Die Särge sind in Rücksicht auf möglichst schnelle Verwesung aus Tannenholz herzustellen. Mit der Bestimmung, bei allen Bestattungen dieselben Formen einzuhalten, soll keine Schablone aufgestellt werden, es können z. B. Kinderleichen einfacher als die von Erwachsenen behandelt werden, wenn nur alle Kinder unter sich und alle Erwachsenen unter sich gleich gehalten werden.

Zum Schlusse möchte ich noch einer Arbeit gedenken, die, wie mir scheint, die Grundlage für die Ausarbeitung dieses Gesetzes gebildet hat. In dem „Zürcher Jahrbuch für Gemeinnützigkeit" von 1886 findet sich ein Bericht über „Unentgeltliche Beerdigung" von J. R. Egg, Pfarrer in Knonau. Dieser befürwortet die Einführung auf Grund einer eingehenden Enquete über die bestehenden Verhältnisse und schließt mit den Worten: „Die

unentgeltliche Beerdigung ist eine Forderung der Pietät, die dem Armen zur Wohlthat wird und den Reichen nur unerheblich belastet".

3. Das Reichsgesetz über die Gewerbegerichte, vom sozialpolitischen Standpunkte, von Herrn Stadtrat Dr. K. Flesch.

Das Gesetz über die Gewerbegerichte beweist, daß ein Gesetz auf einem wichtigen Gebiete einen wirklichen Fortschritt bezeichnen kann, auch wenn es vom rein juristisch-technischen Standpunkte oder vom Standpunkte der systematischen Betrachtung aus zu Bedenken Anlaß gibt.

Das Gesetz schafft eine Behörde, das Gewerbegericht, deren Vorsitzender von einer Behörde, nämlich dem Gemeindevorstande, zu ernennen und von der Regierung zu bestätigen ist, während die Mitglieder durch freie geheime Wahlen bestimmt werden und zwar derart, daß zu der Hälfte der Mitglieder nur Arbeitgeber wählen und nur Arbeitgeber wählbar sind, ebenso wie die andere Hälfte lediglich aus Arbeitnehmern zusammengesetzt und durch Arbeitnehmer gewählt wird. Wenn die Teilnahme von Laien bei der Rechtssprechung, und zwar in den verschiedensten Formen, dem Schöffengericht, Schwurgericht, Kammer für Handelssachen, uns längst bekannt ist, so ist diese Art der Zusammensetzung des Gerichtes, welches die volkswirtschaftlichen Klassen der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber, die beiden Parteien in den sozialen Kämpfen der Gegenwart, als solche zur Teilnahme an der Rechtssprechung beruft, etwas vollständig Neues. Noch mehr gegen das System verstößt aber, daß hier derselben Behörde einerseits richterliche Funktionen und zwar, da für die meisten Rechtsstreitigkeiten jedes Rechtsmittel ausgeschlossen ist, mit sehr weittragenden Befugnissen zugewiesen sind, während ihr andererseits die Aufgaben einer reinen Interessenvertretung, die Verpflichtung Gutachten zu erteilen, das Recht Anträge in gewerblichen Dingen zu stellen, obliegen. Zu dem allen hat aber die neue Behörde noch ein drittes Feld der Thätigkeit, das an sich weder mit der Entscheidung privatrechtlicher Streitigkeiten noch mit der

Begutachtung gewerblicher Fragen etwas gemein hat. Sie kann nämlich als Einigungsamt berufen werden, wenn Arbeitnehmer und Arbeitgeber über die Ordnung ihrer künftigen Arbeitsbeziehungen in Streit geraten sind und hierbei einen anderen Weg der Erledigung als den des gegenseitigen Aushungerns durch Arbeitsaussperrung oder durch Arbeitseinstellung suchen.

Andererseits ist hier in Frankfurt die Einrichtung auch in dieser Gestalt nichts Neues. Das bereits seit 1885 hier bestehende gewerbliche Schiedsgericht, dessen Statuten bei der Beratung des Reichsgesetzes wiederholt angezogen wurden, hatte vollständig die nämliche Aufgabe, so daß gerade hier auch wohl ein unbefangeneres Urteil über das Gericht gefällt werden kann, als da, wo es etwas vollständig Neues einführt.

Betrachten wir nun die einzelnen Funktionen des Gewerbegerichts, und zwar zunächst seine Funktionen als eigentliche Gerichtsbehörde.

Hier sind besonders hervorzuheben die besonderen Bestimmungen über das Verfahren vor dem Gericht und über die Zusammensetzung des Gerichtes. Das gerichtliche Verfahren ist ein ganz ausgezeichnetes, im Verhältnisse zur Zivilprozeßordnung geradezu mustergiltiges. Es wäre sehr zu wünschen und ist wohl auch mit Sicherheit zu erwarten, daß dieser Teil der Bestimmungen des Gesetzes nach und nach auch für das Verfahren in kleineren Zivilsachen überhaupt angewandt werden wird. Das Gesetz enthält gewissermaßen den summarischen Prozeß im Gegensatze zu dem regulären der jetzigen Zivilprozeßordnung; und der summarische Prozeß von heute war stets durch die ganze Geschichte des Zivilprozesses hindurch der ordentliche Prozeß von morgen.

Die Teilnahme der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber verbürgt dem Gerichte nicht etwa das stete Vorhandensein von Sachverständigen, denn es kommen an jedem Gerichtstage Dutzende von Prozessen aus den verschiedensten Gewerben vor, für die dieselben Beisitzer unmöglich gleichzeitig Sachverständige sein können. Wohl aber ist die Teilnahme der Arbeitnehmer, denen selbstverständlich dann auch Arbeitgeber zugesellt werden mußten, geeignet, das Mißtrauen der Arbeiter zu beseitigen, die derzeit fürchten, daß

die Richter ihren persönlichen Beziehungen wie ihrer Vorbildung nach leicht geneigt seien die Partei der Arbeitgeber gegen die Arbeitnehmer zu ergreifen. Insbesondere giebt die Art der Wahl der Beisitzer den Arbeitern die Möglichkeit, Leute ihres Vertrauens in das Gericht zu entsenden, welche von dem Verdachte, nur gewissermaßen als Dekoration zugezogen zu sein, von vornherein frei sind.

Die zweite Funktion des Gerichtes, die Erteilung von Gutachten und die Wahrnehmung der gewerblichen Interessen durch Stellung von Anträgen anlangend, ist vor allem eine deshalb wichtige, weil hier zuerst bei Organisation einer Behörde, welche bestimmte wirtschaftliche Interessen wahrzunehmen hat die Möglichkeit eines Auseinandergehens der Interessen der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber ausdrücklich anerkannt wird. Der Gegensatz z. B. zu den Handelskammern, die auf Grund des Gesetzes vom 24. Februar 1870 eigentlich keine andersartigen und weitergehenden Funktionen haben, die sich aber lediglich aus Inhabern von Firmen, also aus Arbeitgebern zusammensetzen, ist ganz schlagend,[1]) und die große Bedeutung und der große Einfluß, welchen die Handelskammern durch Geltendmachung dieses an sich beschränkten Aufgabenkreises erlangen, zeigt ziemlich deutlich, daß auch das Gewerbegericht, wenn es seine Aufgaben in dieser Beziehung richtig erfaßt, eine weitragende Bedeutung erlangen kann. Wenn es systematisch unrichtig ist, einem Gerichte zugleich die Funktionen einer Interessenvertretung zu übertragen, ein Gewerbegericht zugleich zur Arbeiterkammer zu machen, so ist doch die Thatsache, daß hier gewissermaßen nebenbei und indirekt eine Behörde geschaffen ward, welche sehr wohl zur Arbeiterkammer sich entwickeln kann, von der größten Bedeutung. Zu bedauern ist, daß das Gesetz für die Art der Thätigkeit des Gerichtes in diesen Dingen gar keine Direktiven enthält. Das hiesige Statut hat sich bemüht, auf

[1]) § 1 des Ges. v. 24. Febr. 1870: Die Handelskammern haben die Bestimmung, die Gesamtinteressen der Handel- und Gewerbetreibenden ihres Bezirks wahrzunehmen, insbesondere die Behörden in der Förderung des Handels und der Gewerbe durch thatsächliche Mitteilungen, Anträge und Erstattung von Gutachten zu unterstützen.

Grund der hier in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen Abhilfe zu schaffen.

Gegenüber der großen Wichtigkeit speziell der beiden bisher besprochenen Aufgaben des Gewerbegerichtes kommt die dritte, die Möglichkeit des Eintretens als Einigungsamt, kaum in betracht; um so weniger als das streng auf seinen Bezirk beschränkte Gericht an sich wenig geeignet ist auf die Erledigung von Arbeitsstreitigkeiten hinzuwirken, die sich nicht auf die Arbeitnehmer und Arbeitgeber des Gerichtssprengels beschränken, und bei denen alles darauf ankommt, ob die streitenden Parteien sich über Schiedsrichter einigen können, zu deren Sachkenntnis und gutem Willen sie Zutrauen haben.

Die zukünftige Entwickelung wird vermutlich dahin führen, daß der Prozeß, den das Schiedsgericht für Arbeiterstreitigkeiten einführt, auf alle ihrer Natur nach eilfertigen Streitigkeiten ausgedehnt wird, zugleich aber wohl auch dazu, daß die beiden verschiedenartigen Funktionen, die jetzt dem Gewerbegerichte übertragen sind, getrennt werden. Es würden alsdann neben dem mit gewerblichen Beisitzern versehenen Zivilgerichte unterster Instanz besondere Arbeiterkammern zur Geltendmachung der besonderen Interessen der Arbeiter neben den Handelskammern, Gewerbekammern u. s. w. errichtet werden.

III. Litterarische Mitteilungen.

1.

Erklärung einer Goethischen Erzählung nach den Akten.

Von Professor Dr. A. Riese.

In den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ läßt Goethe diese erzählen, wie sie einst mit ihren Schwestern zu einer Gesellschaft geladen war, bei der sich auch „Narciß“, ihr späterer Verlobter, einfand; wie dort beim Pfänderspiel Narciß die Aufgabe erhielt, jedermann etwas Angenehmes ins Ohr zu sagen und bei der „Frau eines Hauptmanns“ zu lange in der Erfüllung dieser Aufgabe verweilte; wie er darüber von dem Hauptmanne eine Ohrfeige erhielt, beide Männer die Degen zogen, Narciß verwundet wurde, der andere sich wie rasend geberdete, und sie, die schöne Seele, nun ihren Narciß beim Arme nahm, ihn in ein anderes Zimmer führte, dann durch eine Tochter des Hauses einen Wundarzt herbeiholen ließ und, als dieser ihn verband, ihn pflegte, bis der Verwundete nach Hause getragen werden konnte. In der Familie sei dann die Rede davon gewesen, „ob man sich mit einer Abbitte (des Hauptmanns) begnügen könne, ob die Sache gerichtlich werden müsse, und was dergleichen mehr war“. Ob sie „gerichtlich wurde“ erzählt Goethe nicht, wohl aber daß, wie die Erzählerin sagt, „die öffentliche Meinung in jedem Sinne auf der Seite meines Geliebten war“. Dies sind die Hauptzüge der Goethischen Erzählung, deren Einzelheiten man im sechsten Buche von Wilhelm Meisters Lehrjahren sich vergegenwärtigen wolle, ehe man das Folgende liest.

Ist nun über die von Goethe absichtlich im Dunkel gelassenen Persönlichkeiten dieser Erzählung etwas bekannt, über Narciß, den Hauptmann, die anderen? Denn daß die „schöne Seele" selbst Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg ist, wissen wir schon aus dem achten Buche von Dichtung und Wahrheit. Aber die übrigen? Lappenberg berichtet 1849 in den „Reliquien der Frl. v. Klettenberg" S. 180 Anm. eine Mitteilung, die ihm von Rat Schlosser gemacht wurde: die Gesellschaft sei in dem Hause des Schultheißen Textor, des Großvaters Goethes gewesen, und die muntere Tochter, die den Wundarzt holte, sei die spätere Frau Melber, geborene Textor, Goethes Tante. Doch habe Schlosser ausdrücklich seinen Zweifel an der Richtigkeit dieser Angaben, die er aus einer uns unbekannten Quelle geschöpft hatte, ausgesprochen. „Über alles Übrige", habe Schlosser gesagt, „kam mir keine Notiz, ja keine Vermutung zu." Lappenberg selbst neigt sich dazu, in dem auffahrenden Hauptmanne den Anton Wilhelm Ulrich von Klettenberg (1708—62), einen Verwandten der „schönen Seele", zu sehen; in der Beurteilung des Narciß aber schließt er sich einer von Varnhagen von Ense (Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, sechster Band) „mitgeteilten Sage" an, wonach dies der berühmte juristische Publizist Dr. Johann Daniel von Olenschlager[1]) gewesen sei, dessen biographische Daten Lappenberg S. 184 ff. zusammenstellt. Varnhagens Erzählung über Fräulein von Klettenbergs und Herrn von Olenschlagers Verlobung, welche er hierbei mitteilt, trägt entschieden alle echten Zeichen einer mündlichen Tradition an sich. Auch Kriegk, welcher in seinem trefflichen Werke über „die Brüder Senckenberg", einer wahren Fundgrube für die vaterstädtische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, S. 364 f. eine kurze Biographie Olenschlagers giebt, die sich nur in wenigen Punkten von der Lappenbergischen unterscheidet, bezw. sie ergänzt, weiß nichts Bestimmteres zu sagen als dies: „Man hält ihn bekanntlich für das Urbild des Narciß". Interessant ist aber, daß,

[1]) Geboren zu Frankfurt a. M. 1711, Senator 1748, Schöff 1761, 1778 gestorben. Um 1745 geadelt, gehörte er seit 1771 dem Hause Frauenstein an. Goethe erwähnt ihn einigemale im 3. und 4. Buche von Dichtung und Wahrheit.

wie Kriegk daſelbſt anführt, Senckenberg ſchon 1763 in ſeinem Tagebuche ihn benennt „Schöff v. Olenſchlager, ventosus Narcissus“! Wir werden bald ſehen, daß er recht hat, und daß Olenſchlager dieſen Namen mehrfach, nicht zuerſt von Goethe, erhielt.

Denn was bisher als bloße Vermutung und unſichere Tradition erſchien, läßt ſich teilweiſe beſtätigen, teilweiſe auch berichtigen, namentlich aber noch ſehr bedeutend ergänzen durch eine Anzahl Schriftſtücke, die das hieſige Stadtarchiv aufbewahrt und die ich durch einen erfreulichen Zufall kennen lernen ſollte. In den Akten des Archivs befindet ſich nämlich (unter den Criminalia des Jahres 1742 nr. 34) ein Konvolut von Schriften, die eben den aus jenem Streite hervorgegangenen Prozeß betreffen, welchen Goethe in der Familie als möglich beſprechen läßt, der aber, wie ſich nun ergiebt, thatſächlich ſtattgefunden hat.

Das erſte Stück dieſer Akten iſt betitelt: „Eilfertige Anzeig und gehorſamſtes Bitten Mein Johann Daniel Ohlenſchlager, Königl. Polniſch- und Chur Sächſiſchen Hof-Raths.“ Es lautet:

„Hochedelgebohrne . . . Herren Schultheiß und Schöffen!

Nachdem ich mich geſtern Nachmittag in S. T. Herrn Schöff Textors Behaußung in Compagnie befunden, und unter andern auch der Hochfürſtl. Heßen-Darmſtättiſche Lieutenant Lindheimer mit ſeiner Frauen daſelbſt geweſen, ſo hätte ſichs gefüget, daß die anweſende Geſellſchaft, weilen ſolche aus vielem Frauenzimmer beſtanden, ſich mit Pfänderlöſen divertiret, und aufgegeben worden das ſämbtl. Frauen Zimmer zu küßen, da dann die Reyhe auch die Frau Lieutenant Lindheimerin und mich betroffen, welches aber Er, Lieutenant Lindheimer, ohne alle raison ſo übel empfunden, daß Er mich mit höchſt ehrenrührigen Worten überfallen, hinterwerts die Perucke vom Kopf geriſſen, den Degen gezogen, und mir über den Kopf und Hand gehauen, dergeſtallt, daß er mir zwey ſchmertzhafte wo nicht gefährliche blessures zugefüget; Gleichwie ich nun dieſe real Injurie nicht ſo ſchlechterdings auff mir erſitzen laſſen kan; Alſo gelanget an Ew. . . . meine gehorſamſte Bitte, Ihne Lieutenant Lindheimer, weilen Er ſich zweiffels ohne

bald hinweg machen wird, in arrest nehmen und die Sache bey Löbl. officio examinatorio ordentlich unterſuchen zu laßen, ich verſehe mich hierunter grg. und hochgeneigter Willfahrung verharrend

Ew. Hochadelgeſtr.
und Herrl.
[m. p.] gehorſamſter Dr.
Joh. Daniel Ohlenſchlager."

Dieſes Schreiben lief beim Rat am 24. September 1742 ein; noch am ſelben Tage wurde es verleſen und wurde „officio examinatorio committiret," den Beklagten protokollariſch zu vernehmen. Sofort begab ſich (zweites Aktenſtück) im Auftrage dieſes Amtes J. G. Glöckler „zu dem Herrn Lieutenant Lindheimer benebſt einem ſchönen Gruß [!] zu vermelten, Er mögte ſich gefallen laßen, Morgen Geliebts Gott! umb 9 Uhr . . zu erſcheinen. Gabe Er mir, nachdem Er mich zu Ihm vor das Bett kommen ließ, vorgebend, daß Er wegen einer kleinen alteration nicht wohl ſeye, könte alſo nicht erſcheinen, und wann er auch wieder geſund würde, ſo dörffe Er ſich doch nicht wegen Sr. gnädigen Herrſchaft hier einlaßen, wann Sie ihm aber ſolches ſchriftlich wolten zu ſchücken, es beantworten würde, benebſt einem gehorſamſten Empfehl zu überbringen hätte. So geſchehen d. 24. Septbr. 1742. J. G. Glöckler E. Bott mpp." Auf dieſe Weigerung Lindheimers hin, ſich vor dem Frankfurter Gerichte zu verantworten, beſchloß der Rat am 26. September „den Lieutenant Lindheimer nunmehro auf die Hauptwacht in die officiers ſtube in arrest bringen laßen, und die Vollſtreckung dem Adjoutanten committiren".

Über einen Monat lang erfahren wir dann nichts von der Sache. Da gelangte am 29. Oktober ein zweites, ſehr ausführliches und in erregtem Tone gehaltenes Schreiben Olenſchlagers (drittes Aktenſtück) an den Rat, worin er wegen des von Lindheimer „attentirten homicidii dolosi" „satisfaction" fordert. Er erzählt darin, wie er von dem „bey dem ſogenannten weißen Regiement als Lieutenant in Dienſten und dermalen zu Diezenbach auf Commando ſtehenden Lindheimer, von Wezlar gebürtig, hinterrücks

überfallen, und ſowohl in das Haupt als an der rechten Hand, ohne mir zu meiner Gegenwehr die geringſte Zeit zu laßen, ſchmerzlich verwundet worden". Da er von der Krankheit jetzt geneſen ſei, wolle er „über das attentirte assassinat" genauer berichten. „Es war in lezt verwichener Herbſt-Meße Sonntags Abends am 23. Septbr., alß ich mich in S. Tit. Hrn. Schöff Textors Behaußung in einer großen Geſellſchaft befande, worinnen außer wohlgedachtem Herrn Schöffen und deſſen Frauen Ehe-Gemahlin, der in Hoch-Fürſtlich Heſſen-Darmſtättiſchen Dienſten als Dragonerhauptmann ſtehende, und gegenwärtig zu Großen-Gerau in Quartier liegende Herr Hofmann mit ſeiner Frauen Ehe-Liebſte; Hr. Langsdorf, Ambtmann zu Lichtenberg, mit ſeiner Frauen Ehe-Liebſte; Hr. Jubilier Rieſe, von hier,[2]) mit ſeiner Frauen Ehe-Liebſte; die vier Fräulein von Klettenberg, des Hrn. Ex-Consulis von Klettenberg respective Töchter und Baaſe; zwey Jungfer Münchinnen, des Hrn. Registratoris Münch Jungfern Töchter; die Jungfer Schleifferin, und der Thäter, obgedachter Lieutenant Lindheimer mit ſeiner Frauen ſich befanden." Man habe die Zeit ruhig mit Scherz-Spielen hingebracht „Biß, als der gantzen Geſellſchaft das Frauenzimmer nach der Reyhe herum zu küßen aufgegeben worden, und ich mich, wie andere Herren in der Geſellſchaft, dieſem gleichfalls conformiret, auch bereits faſt alles Frauenzimmer geküſſet hatte, endlich aber in der Reyhe an die Frau Lieutenant Lindheimerin gekommen war, ihr Ehemann Lieutenant Lindheimer gantz urplözlich ohne eine vorher ihm weder durch Mienen noch Worte gegebene Urſache, mich hinterrücks über-

[2]) Dieſer, mein Urgroßvater, war der Vater von Goethes Jugendfreunde Johann Jacob Rieſe (1746—1827), dem ſpäteren „Kaſtenſchreiber". Fünf an dieſen gerichtete, ſchon längſt veröffentlichte Briefe Goethes ſind noch in meinem Beſitz; ein Brief Rieſes an Goethe d. d. 2. Februar 1814 befindet ſich im Goethehauſe in Weimar. Obige Akten ergeben nun, daß die Familienbekanntſchaft ſchon in frühere Zeiten der Goethiſchen bezw. Textorſchen Familie zurückgeht. — Jene Briefe ſind übrigens nicht ganz genau veröffentlicht. Eine Kollation derſelben, die ich während des Druckes des Bandes der Weimarer Goethe-Ausgabe, der die drei Briefe aus der Leipziger Zeit enthält, einſandte, kam leider zu ſpät um für den Text noch benutzt zu werden; ich gedenke die Varianten demnächſt mitzuteilen.

fallen“ u. ſ. w. (wie oben), „daß das Blut ſogleich ſtromweiſe vom Haupt und über das Geſicht gelaufen“. Dabei habe Lindheimer in „unmenſchlicher Wuth“ die Worte ausgeſtoßen, „wie er mir dieſen Streich ſchon längſtens zugedacht, und wolle er eher nicht ruhen, bis er es Zweyen oder Dreyen anderen ebenſo gemacht habe.“ Deshalb, und weil Lindheimer gegen Hauptmann Hofmann und andere geäußert habe, „daß, wo ich gegen ihn meine Satisfaction auf dieſe Weiſe ſuchen würde, er mich, wo er mich finden würde, auf der Stelle ertödten wolte,“ wird der Rat von Olenſchlager gebeten, ihn (Lindheimer) „wo er ſich in dieſer Statt oder deren Gebieth betreten laſſen ſolte, ſogleich mit personal Arreſt zu belegen“ (Lindheimer hatte ſich alſo der früher verfügten Verhaftung durch Flucht entzogen), widrigenfalls Olenſchlager mit Nothwehr droht. Auf dieſes Drängen hin holte der Rat nun das Gutachten der Syndici ein; dieſe aber meinen (viertes Aktenſtück), daß Lindheimer „allhier um des willen nicht zu Verhör gezogen werden kann, weil man ihn hier nicht hat, er auch unter hieſiger Jurisdiction nicht ſtehe“; man ſolle Olenſchlager, wenn er Genugthuung wolle, an Lindheimers Landesherrn verweiſen. Der Rat beſchloß demgemäß und erklärte ſich bereit, mit ſeiner Fürſprache für ihn einzutreten. Daraufhin bittet Olenſchlager den Rat, lieber bei dem Landgrafen von Heſſen ſelbſt ſeine Sache zu führen, zugleich aber geeigneten Falls den Perſonalarreſt über Lindheimer zu verhängen (fünftes Aktenſtück): letzteres wird denn am 4. Dezember auch wirklich zum zweiten Male verfügt. Ein anſchließendes Syndikatsgutachten (ſechſtes Aktenſtück) iſt mit dieſem Beſchluſſe einverſtanden; Syndikus Burgk aber ſchlägt außerdem vor „alle bei der passirten unglücklichen affaire zugegen geweſenen Perſonen vorhero noch darüber umſtändlich ad protocollum conſtituiren“, um ganz Sicheres nach Darmſtadt berichten zu können. Der Rat beſchließt demgemäß. Dieſer hatte aber inzwiſchen von der fürſtlichen Regierung zu Darmſtadt ein Schreiben d. d. 13. Dezember 1742 erhalten, worin (ſiebentes Aktenſtück) gegen den über Lindheimer verhängten Perſonalarreſt proteſtiert wird; Olenſchlager, ſo heißt es hier, habe ſich zu Lindheimers Frau „mit unzüchtigen Reden genöthiget“, auch ſei ſeine Verwundung ſo gering geweſen, daß er ſchon am zweiten Tag wieder habe

ausgehen können; er möge ſich, wenn er denn etwas wolle, an die richtige Behörde nach Darmſtadt wenden! Deshalb fügte der Rat ſeinem obigem Beſchluſſe die Erklärung zu, daß der Arreſt wegen der von Lindheimer gegen Olenſchlager ausgeſtoßenen Drohungen Sicherheits halber verfügt ſei, weiſt auch in ſeiner am 26. Januar 1743 nach Darmſtadt gerichteten, ſachlich ganz entſchieden gehaltenen Antwort (achtes Aktenſtück) auf die Unrichtigkeit der Darmſtädter Verſion des Thatbeſtandes und auf das demnächſt anzuſtellende Zeugenverhör hin. Unter anderem erklärte er es für unwahr, daß Olenſchlager nur ſo kurze Zeit leidend war, es habe vielmehr ſeine „Unpäßlichkeit mehrere Wochen mit nicht geringer Gefahr — durch Wundfieber — continuiret".

Endlich begann erſt am 25. Februar 1743 das Zeugenverhör (zehntes bis dreizehntes Aktenſtück), nachdem noch zuvor mehrere Zeugen ſich geweigert vor Gericht zu erſcheinen und verlangt hatten gleich den Fräulein von Klettenberg zu Hauſe vernommen zu werden, dieſe Forderung auch (neuntes Aktenſtück) genehmigt worden war. Die Fräulein von Klettenberg wurden zuerſt in ihrem Hauſe vernommen. Zuerſt Suſanna Katharina v. Klettenberg, damals „19 Jahre alt". Sie erzählt, in der Geſellſchaft (bei der auch die älteſte Tochter des Syndikus Lucius zugegen geweſen ſei, wie ſie und alle anderen in ihren Verhören hinzufügen) ſei ſie mit Frau Amtmann Langsdorf in ein Geſpräch vertieft geweſen, als ihr „ohnvermuthet eine Perruque an den Kopf geflogen, wobey ſie ſogleich heftiges Reden gehöret, aber nichts verſtanden, darauf ſeye ſie aufgeſprungen und habe den Herrn Hofrath Ohlenſchlager in bloſem Kopf, Lieuten. Lindheimer aber mit bloſem Degen ſtehen ſehn, welchem letztern Herr Hauptmann Hofmann hinterrücks die Arme gehalten; deſſen ohngeachtet aber habe gedachter Herr Lieutenant Lindheimer immer nach ihm zugeſtoßen, weilen ſich aber die gantze Compagnie darzwiſchen legte, konte Er ihn nicht weiter treffen. Nachgehends ſeye ſie mit dem in Kopf und Hand blessirten H. Hofrath Ohlenſchläger [ſo] der Stube hinaußgegangen, ſo daß ſie von demjenigen was weiter passirt, nichts ſagen könne". Ähnlich ſagte die zweite Schweſter Mariana Franciska, „18 Jahre alt", aus: „ſie habe geſehen, wie Lindheimer

dem Olenſchlager die Perruque vom Kopf gerißen, worauf derſelbe ihn mit der linken Hand von ſich geſtoßen, Herr Lieutenant Lindheimer aber habe ſofort den Degen gezogen; geſehen aber habe ſie nicht, wie er zugehauen. Von den ehrenrührigen Scheltwortten hätten ſie wegen des groſen Lermens nichts verſtehen können". Dasſelbe bezeugt die ſechszehnjährige Schweſter Maria Magdalena, ſowie ferner, daß Lindheimer geſagt, er hätte Olenſchlager ſein Lebtag nicht leiden können. Die Baſe, Louyſa [ſo] Eleonora Seiffart von Klettenberg, „23 Jahre alt",[3]) bezeugt wie die zweite Schweſter, doch ſah ſie auch, daß Lindheimer mit dem Degen gegen Olenſchlager „zugehauen", ſowie daß Hauptmann Hofmann dem Lindheimer hinterrücks die Arme hielt, „worzu noch mehrere zugekommen" und ihm gewehrt hätten.

Die Fortſetzung des Verhörs am 5. März ergab nichts weſentlich Neues. Die beiden Fräulein Chriſtina Magdalena und Anna Maria Münch, 27 und 25 Jahre alt, hatten geſehen wie Lindheimer dem Olenſchlager „eine Ohrfeige gezogen, daß ihme die Perruque vom Kopfe geflogen", waren aber ſchon, als Lindheimer den Degen zog, „vor Schrecken der Thüre hinausgegangen". Am 21. März wurden Herr und Frau „Rieß" (oben: Rieſe) in ihrer Wohnung verhört. Frau Anna Maria Rieſin, 21 Jahre alt, hat nur bemerkt, daß „Lermen entſtanden" und Lindheimer „den Degen auß der Scheide gehabt", ſonſt nichts, auch nicht, daß er den Degen gegen jemanden gebraucht. Herr Joh. Chriſtian Rieß, 41 Jahr alt, konnte „von allem nichts ſagen, indeme Er ſein Geſicht nach dem Ofen zu gewendet, und eben mit der Frau Burgermeiſter Textorin geredet hätte; von Scheltwortten hingegen hätte er ebenfalls nichts wahrgenommen". Auch von Drohungen nicht. — 3. April. Wilhelmina Maria Schleifferin, 17 Jahre alt, hat geſehen, daß Olenſchlager „einiges Frauenzimmer", aber nicht, daß er Frau Lindheimer geküßt, und iſt als Lärm entſtand gleich „der Thüre hinausgegangen".

Soweit reichen die Protokolle; das letzte Heft davon endigt mit einer Anzahl unbeſchriebener Blätter, welcher Umſtand be-

[3]) Dieſe iſt auf der von Lappenberg ſeiner Schrift beigegebenen Stammtafel der Familie von Klettenberg nicht angegeben.

weiſt, daß man die auf die Dauer unfruchtbare Arbeit vor ihrem Ende abbrach. Jedenfalls war genug erwieſen, um die Unrichtigkeit der Lindheimerſchen Verſion der heſſiſchen Regierung gegenüber behaupten zu dürfen. Am 27. April bittet Herr Olenſchlager (fünfzehntes Aktenſtück) um Mitteilung der Protokolle, an demſelben Tage ſpricht ein Syndikatsgutachten ſich dahin aus, man ſolle ihm eine Kopie der Protokolle gegen die Gebühren ausfertigen, gleichzeitig aber auch ihn auf das Landgräfliche Darmſtättiſche Schreiben vom 9. April (No. 14; es liegt aber jetzt nicht bei den Akten) aufmerkſam machen, welches für den Fall der „Niederwerfung“ des Lieutenants Lindheimer mit Repreſſalien drohte: Herr Olenſchlager möge ſich dies wohl überlegen; je nach ſeiner Antwort werde die Beantwortung des Darmſtättiſchen Schreibens einzurichten ſein.

Hiermit ſchließen die Akten. Was weiter erfolgte, wiſſen wir nicht. Wer vermuten will, daß ſich die Sache nach den erſten energiſchen Anläufen ſchließlich im Sande verlaufen hat, mag wohl nicht allzuweit von dem richtigen Thatbeſtand abirren. Denn auf einen ernſtlichen Streit mit dem Darmſtädter Landgrafen mochte es der Rat wohl nicht ankommen laſſen, und deshalb wird er das Seinige gethan haben, den Prozeß zu unterdrücken. Der Verlauf des hier ausführlich erzählten Prozeſſes, welcher kein Ruhmestitel für die ſchleppende, ſo häufig gehinderte oder ſich ſelbſt aufhaltende Rechtspflege jener Zeit und für den Einfluß der Kleinſtaaterei iſt, iſt aber nicht nur darum von Intereſſe, weil er eine Goethiſche Erzählung, über die es bisher nur eine Vermutung und unſichere Tradition gegeben hat, endgiltig und ſicher aufklärt, ſondern auch weil er einen neuen Anhaltspunkt für die Beurteilung der Richtigkeit ſolcher Erzählungen aus ſeiner Jugend bildet, welche der Dichter erſt in ſpäteren Jahren niederſchrieb. Wir ſehen zunächſt, daß ſich einige unbedeutende Irrtümer in ſeine Erzählung eingeſchlichen haben. Nicht ſollte Narciß, wie es bei Goethe heißt, jedermann etwas Angenehmes ins Ohr ſagen, ſondern die Herren ſollten alle Damen küſſen. Die betreffende Dame war nicht (wie bei Goethe) die Frau eines Hauptmanns, ſondern eines Lieutenants. Nicht beide Herren zogen ihre Degen, ſondern nur der

Lieutenant. Endlich blieb „Narciß“ nicht zwei Monate, ſondern nach den Akten nur einen krank, und den Zweikampf, worin der „Hauptmann“ ſtark verwundet wurde, erwähnen die Akten wenigſtens nicht. Dieſen wenigen Gedächtnisfehlern ſteht aber nicht nur, wie ſelbſtverſtändlich, die Richtigkeit der Geſamterzählung, ſondern auch die genaue Wiedergabe vieler Einzelzüge entgegen. Die Geſellſchaft war wirklich „gemiſcht“, es wurden Pfänderſpiele gemacht; der Streit begann in der That mit Lindheimers Ohrfeige, „daß mir (wie Fräulein v. Klettenberg in den Bekenntniſſen erzählt) der Puder ins Auge flog“, oder nach den Akten: die Perücke an den Kopf (was dasſelbe beſagt). „Narciß blutete, und der andere, außer ſich vor Wein, Zorn und Eiferſucht, konnte kaum von der ganzen übrigen Geſellſchaft zurückgehalten werden“: dieſe Worte Goethes ſind geradezu eine ſchönere Umſchreibung der von den Akten vermeldeten Thatſache und machen auch glaublich, daß Lindheimer die Drohungen ausſtieß, die auf Olenſchlager ſo ſtarken Eindruck machten. Ebenſo ſtimmen die Worte: „Ich nahm Narciſſen beim Arm und führte ihn zur Thüre hinaus“, ferner: „es zeigte ſich eine große Wunde auf dem Kopfe“. Auch die zunächſt wenig glaublich erſcheinenden Protokollangaben derer, die gar nichts Rechtes von dem Vorgang bemerkt haben wollten, ſtimmen beſtens mit Goethes Worten: „Niemand hatte ſich vorgeſtellt, daß Narciß verwundet ſey; alle meinten, ich hätte ihn glücklich hinausgebracht.“

So bewährt ſich in den großen und in bezeichnenden kleinen Zügen die Zuverläſſigkeit der Erzählung Goethes. Durch unſere Mitteilungen aber erweiſt ſich die Richtigkeit der von Varnhagen veröffentlichten alten Frankfurter Tradition inbetreff des „Narciß“, und die über den Gaſtgeber, welche doch Rat Schloſſer ſelbſt in Zweifel zog; als verfehlt aber ergiebt ſich Lappenbergs Vermutung wegen des Hauptmanns. Alle übrigen Beſtandteile dieſer in litterariſcher und kulturhiſtoriſcher Beziehung wohl nicht ganz unintereſſanten Begebenheit dagegen werden jetzt überhaupt zum erſten Male bekannt.

2.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur IV.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Die von Goethe selbst in einem Aufsatze des Morgenblattes 1815 gebrauchte Überschrift „Shakespeare und kein Ende" hat zuerst Reimer 1864 in den „Briefen von und an Goethe" auf ihn selbst angewendet: im letzten Jahrzehnt sind drei Schriften unter der Bezeichnung „Goethe und kein Ende" erschienen. du Bois-Reymond (1883) und Karl Fr. Jordan (1888) haben unter diesem Titel Goethes Ansprüche auf naturwissenschaftliche Leistungen zurückgewiesen; im fünften der Neuen litterarischen Volkshefte[1]) ist dagegen Goethes Bedeutung für die Gegenwart, „Goethe und noch immer kein Ende!" mit Frische und Nachdruck verfochten worden. Da wird Goethe gepriesen als „ein durchaus moderner Geist, prophetischer Verkünder des national-politischen Zeitalters, Vorkämpfer der Volksfreiheit auf politischem und sozialem Gebiete, sowie ein großer Charakter von vorbildlicher Bedeutung." In dem Lobe des Verkünders und Vorkämpfers scheint mir etwas Übertreibung zu liegen; Goethes Verständnis und Teilnahme für soziale Fragen war aber, wie die „Wanderjahre" bewiesen, in der That weit seiner Zeit voraus: aus ihnen könnten auch Gegenwart und Zukunft noch manches lernen. Und den vielen unvernünftigen Vorwürfen über Goethes politische Stellung entgegen freut man sich der nicht eben tiefen wirksamen Schilderung. Es ist auch gar nicht so überflüssig als man wohl meinen könnte, wenn der ungenannte Verfasser betont, daß die Zeit der Wirkungsfähigkeit von Goethes Werken nicht abgeschlossen, sondern die Nation erst allmählich für ihr Verständnis reif geworden sei. Ein Berliner hat soeben dem Verfasser des „Rembrandt als Erzieher" eine Flugschrift gewidmet „Goethe als Hemmschuh".[2]) Das Schriftchen ist von manchen als Parodie auf „Rembrandt als Erzieher" aufgefaßt worden: aus dem witzlosen Machwerke selbst läßt sich aber solche witzige Absicht nicht

[1]) Berlin 1889 (Richard Eckstein Nachfolger).

[2]) Berlin 1892 (Verlag von Paul Schellers Buchhandlung).

erkennen. Der mit wenig Witz und viel Behagen sich tummelnde Berliner meint, die ungeteilte und sofortige Anerkennung des Goethischen Universalgenies würde dem schöpferischen Geiste der kommenden Geschlechter zum Unheil. Allein diese Anerkennung war vom Erscheinen des Werther bis zum zweiten Teile des Faust niemals eine ungeteilte, und von einer sofortigen Anerkennung des Universalgenies weiß die Geschichte erst recht nichts zu melden. Die Goethe-Fetischismus treibenden Professoren aber stellt der Berliner viel zu hoch: solchen traue ich gar nicht so viel Einfluß zu, daß sie die schaffenden Kräfte, wenn nur welche vorhanden sind, zu hemmen vermöchten, und noch weniger kann durch die dem Götzendienst fröhnende Gemeinde eine Summe geistiger Kraft verbraucht werden, denn die, welche „aus zerlumpten Brieffetzen, Küchen- und Waschzetteln eines Lessing oder Goethe ihre Nahrung suchen", können doch ganz unmöglich das, was sie selbst nicht haben, geistige Kräfte, einer anderen besseren Beschäftigung entziehen.

Daß der Strom der Goethe-Schillerlitteratur entsetzlich viel wertloses Zeug mit sich führt, ist freilich leider wahr. Als ich in meiner Neubearbeitung der Goethe gewidmeten Abschnitte in Goedekes Grundriß (zuerst 1859 erschienen) etwa fünfzig Abhandlungen über die Iphigenie anführen mußte, hoffte ich durch solche unerquickliche Kärrnerarbeit wenigstens das eine zu erreichen: durch diese Aufzählung von jedem weiteren Programm über Goethes und Euripides' Heldin abzuschrecken. Ich darf wohl ohne die Gefahr einer Mißdeutung unter anderer Goethelitteratur auch der neuen Auflage der §§ 233 bis 246 in Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung"[3]) gedenken, bei deren Ausarbeitung der Herausgeber Eduard Goetze wie W. Freiherr von Biedermann, O. Heuer und V. Valentin mich in so liebenswürdig selbstloser Weise unterstützt haben. In der Biographie suchte ich, soweit es anging, Goedekes Fassung beizubehalten: ich möchte keineswegs allen dort ausgesprochenen Urteilen beipflichten, ich suchte aber nur neben Goedekes oft so schroffen Ansichten auch auf die Berechtigung einer anderen

[3]) Aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage fortgeführt von Eduard Goetze. 4. Band. I. Abteilung. S. 419—756 und 766. Dresden 1891 (Verlag von L. Ehlermann).

Auffassung hinzuweisen. Der durch Weglassung der überreichen Anführung von Briefstellen gewonnene Raum wurde für Erweiterung des thatsächlichen Inhaltes ausgenützt. Während so in der Biographie trotz sehr zahlreicher Änderungen und Erweiterungen im einzelnen Goedekes Arbeit bestehen blieb, darf ich den bibliographischen Teil als so gut wie völlig neu bezeichnen. Goedeke stellte in dem den einzelnen Werken vorausgehenden Paragraphe: Briefe, Gespräche, Biographisches 182 Nummern zusammen: ebensoviel verzeichnet jetzt die Abteilung Gespräche, Briefe und persönliche Beziehungen mit Verschiedenen. Goethes Familie, Frau v. Stein, das Weimarische Fürstenhaus, Goethe und Schiller, das Weimarische Theater bilden eigene Gruppen. Den folgenden Abschnitt füllt das Verzeichnis der Lebensbeschreibungen, biographischen Einzelheiten, Jubel- und Todtenfeiern, Denkmäler. Die Litteratur über Goethe zerfällt in Allgemeines (78 Nummern), nationale Stellung, Goethe und die Weltlitteratur, Naturwissenschaften, Philosophie und Religion, Metrik, Sprachen und Musik. War bei der ungeheuren Ausdehnung der Goethelitteratur eine Vollständigkeit von vornherein ausgeschlossen, so sollte doch wenigstens eine übersichtliche Gliederung dem Suchenden möglichst zu Hilfe kommen und ihm den Weg zu weiterer Belehrung rasch weisen. Wie große Mängel diesem Goethegrundrisse, dessen Ausführung auch so, wie er ist, nur durch ausgiebige Benutzung der Arbeiten von Hirzel, Strehlke, v. Biedermann, Engel u. a. m. möglich war, anhaften, fühlt niemand besser als ich selber. Wenn man aber nicht nach einzelnen Lücken späht, sondern die Durchführung im ganzen berücksichtigt, wird sich der Grundriß hoffentlich auch in der neuen erweiterten Gestalt, in der aus 42 Seiten 288 geworden sind, als brauchbares Hilfsmittel erweisen.

Ich bin übrigens weit entfernt ein solches Anschwellen der Goethelitteratur erfreulich zu finden, und ein Verzeichnis wie der Grundriß es nun bietet, in dem die Sonne gleichmäßig über Gerechte und Ungerechte leuchtet, hat recht entschiedene Nachteile. Wer in dieser Litteratur unbewandert sich hier Rats erholen will, weiß nicht, was er wählen soll. Eine Andeutung über gute und wertlose Bestandteile in dem, wie mein hochverehrter Lehrer W. v. Christ meint, um den Autor selbst sich ansammelnden und ihn mit

Erſtickung bedrohenden Felde wäre in der That notwendig. Andererſeits iſt ein derartiges Hineintragen der Kritik in einen Grundriß nicht ganz unbedenklich, zumal ſo lange über manche Goetheforſcher und viele Schriften der Parteien Meinung gar verſchieden lautet und auch das ſtrengſt ſachliche Urteil nicht ungeſcholten bleiben möchte.

So habe ich z. B. in dieſen Berichten (Jahrgang 1890 S. 572) Kuno Fiſchers Buch über Goethes Taſſo gerühmt; Franz Kern ſucht, durch Meyer-Waldecks überſchwänglichen Panegyrikus herausgefordert, nun in einer eigenen Schrift „Goethes Taſſo und Kuno Fiſcher nebſt einem Anhange Goethes Taſſo und Goldonis Taſſo“ [4]) nachzuweiſen, daß Fiſcher ſich im Charakter der beiden Leonoren und Antonios geirrt, die Kompoſition des Dramas falſch beurteilt habe. Dankenswert iſt jedenfalls der Hinweis auf das weder von Fiſcher, noch ſelbſt von Köſter in ſeiner Studie über „Gozzis Einfluß auf die deutſche Litteratur“ (vgl. VII, 174) erwähnte Taſſodrama Goldonis. Das Verdienſt zuerſt auf dieſen dramatiſchen Vorgänger und Goethes wahrſcheinliche Kenntnisnahme von ihm hingewieſen zu haben, hat ſich Hans Dütſchke in der Einleitung ſeiner Überſetzung von „Goldonis Taſſo“ [5]) erworben. Zwar läßt ſich ein Nachweis, daß Goethe das Stück gekannt habe, nicht erbringen, obwohl Goethe ſchon vor der italieniſchen Reiſe den von Leſſing ſo hoch geſchätzten und in Deutſchland viel geſpielten italieniſchen Dramatiker öfters erwähnt: daß ihm in Italien das beliebte Stück unbekannt geblieben ſein ſollte, iſt ſchwer zu glauben. Kern giebt eine Inhaltsangabe von Goldonis Taſſo und kommt zu dem Ergebniſſe, daß nur unbedeutende Einzelheiten in der Geſprächsführung, nichts in den Charakteren und der Anlage aus dem italieniſchen in das deutſche Drama übergegangen ſein können. Die Berechtigung der Auffaſſung Fiſchers und Kerns im einzelnen zu erörtern, würde eine eigene umfangreiche Abhandlung erfordern; daß Fiſcher bei Anführung einiger beweiſender Stellen ſich nur auf ſein Gedächtnis verlaſſen und dieſes ihn irregeführt habe, iſt von Kern,

[4]) Berlin 1892 (Nikolaiſche Verlagsbuchhandlung).
[5]) Burg 1891. Programm des Viktoria-Gymnaſiums.

dem wir ſchon eine Reihe gründlicher Unterſuchungen über den Taſſo verdanken, thatſächlich nachgewieſen. Auch für die Charakterſchilderung der beiden Leonoren hat Kern unwiderlegbare Beweiſe gegen Fiſcher erbracht, dagegen iſt das Verhältnis zwiſchen Taſſo und der Prinzeſſin von dem Philoſophen durch Heranziehung des Platonismus nicht nur tiefer, ſondern auch richtiger gefaßt. Daß Fiſcher ſo ſcharf die verſchiedenen Stufen in der Entſtehungsgeſchichte des Dramas betont hat, erſcheint mir verdienſtlich, mag er auch in der Beſtimmung des Einzelnen ſich zu weit vorgewagt haben. Man könnte überhaupt Kern im meiſten recht geben und Fiſchers Buch trotz aller anfechtbaren Stellen deshalb nicht minder ſchätzen. Entſchieden für Fiſcher und gegen Kern muß ich mich bei der Auslegung der Verſe V, 5, 87 erklären.

Verzweiflung faßt mit aller Wut mich an,
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Läſtrung nur ein leiſer Schmerzenshauch.

Kern erklärt: in meinem Munde und bei meiner Verzweiflung wird ſelbſt ein leiſer Schmerzenslaut nichts als Läſterung. Das wäre dann von Goethe ſo undeutlich und undeutſch wie möglich ausgedrückt. Taſſo klagt aber ſich nicht an, ſondern entſchuldigt ſeine Heftigkeit: gegenüber den wütenden Qualen ſeines Inneren wird auch die heftigſte laut hervorgeſtoßene Läſterung doch nur ein leiſer Hauch von ſeinen Seelenſchmerzen ſein, ſeine Schuld ſei alſo gering im Verhältnis zu ſeinem Leiden. Kern hat ſeiner polemiſchen Taſſoſtudie bereits einige ſelbſtändige Arbeiten über das gleiche Thema vorausgeſandt. W. Buchner hat als Lehrer an einer höheren Mädchenſchule das Leſen der Goethiſchen Dichtung mit Erfolg betrieben und giebt im Anſchluß daran, gleichſam für die Eltern ſeiner Schülerinnen „Beiträge zur Erläuterung von Goethes Taſſo.“ [6]) Die anſpruchsloſe, aber von klarem Verſtändniſſe des Dichters und Kenntnis der einſchlägigen Litteratur zeugende Schrift ſucht die Vorbilder der einzelnen Geſtalten am Weimariſchen Hofe, den Konflikt zwiſchen Dichter und Weltmann in Goethes Leben nachzuweiſen, warnt aber zugleich vor dem Irrtum, photo-

[6]) Crefeld 1891. Jahresbericht der ſtädtiſchen höheren Mädchenſchule.

graphiſche Abbildungen einer einzelnen Perſon in den künſtleriſch aus den verſchiedenſten Beobachtungen und inneren Erlebniſſen ausgebildeten Trägern der dichteriſchen Handlung finden zu wollen. Zwei andere Arbeiten über das Drama, die Critical examination of Goethe's Tasso von Tomlinſon in den Schriften der engliſchen Goethegeſellſchaft (VI, 68—93) und der Neudruck von Ernſt Gnads Eſſay „Über Goethes Taſſo“ (zuerſt 1886) ſind für die Forſchung ohne jede Bedeutung.

Dagegen ſind von Gnads übrigen in den „Litterariſchen Eſſays“ [7]) geſammelten Goethevorträgen: Über Goethes Lyrik (1868); Goethes Briefe an Lotte und Werthers Leiden (1887); Über Goethes Egmont (1888), die drei erſteren durchaus zu loben, ja der über die Lyrik iſt ſogar ganz ausgezeichnet. Die für weite Kreiſe beſtimmten Vorträge enthalten nicht eben Neues, aber ſelbſtändige Auffaſſung, Beherrſchung des Gegenſtandes und geſchickte anziehende Formgebung macht dieſe Aufſätze zu einer wirklich erfreulichen Lektüre. Einen unerfreulichen Mißgriff muß ich aber doch herausheben. Goethe hat bekanntlich nach Leſung der am 20. September 1788 in der Jenaiſchen Litteraturzeitung namenlos erſchienenen Beſprechung ſeines Egmont den Herzog auf die Rezenſion, welche den ſittlichen Teil des Stückes gar gut zergliedere, aufmerkſam gemacht (1. Oktober). „Was den poetiſchen Teil betrifft, ſo möchte Rezenſent anderen noch etwas zurückgelaſſen haben.“ Hermann Grimm hat nun erklärt, wie dieſe Briefſtelle zu verſtehen ſei, und Gnad hat mit einer nur ſchwachen Verwahrung dieſe Erklärung in ſeinen Vortrag aufgenommen. „Der von Euer Durchlaucht zum Weimariſchen Rate ernannte und nur drei Häuſer von mir wohnende politiſche Schriftſteller, deſſen Name ich weiter nicht zu nennen brauche, hat ſeine Dankbarkeit gegen Euer Durchlaucht und mich dadurch bewieſen, daß er über meinen Egmont abgeurteilt hat. Was die in Deutſchland jetzt waltende politiſche Weisheit anlangt, ſo mag er recht haben. Was die Poeſie anlangt, ſo verſteht er überhaupt nichts davon“. Zur ſachlichen Richtigſtellung

[7]) Wien 1891. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage der „Populären Vorträge über Dichter und Dichtkunſt“ (Verlag von Karl Konegen).

iſt zu bemerken, daß Schiller zu jener Zeit nicht drei Häuſer von Goethe, ſondern in Rudolſtadt wohnte und wir gar keinen Anhaltspunkt dafür haben, daß Goethe um Schillers Autorſchaft wußte; doch das nur nebenbei. Aber ein Buch, das ſeinem Helden ſolche Kammerdienergeſinnung zuſchreibt, gegen den Geiſt und den Buchſtaben verſtößt, gilt ſeit Jahren als die beſte deutſche Goethebiographie!

Gnad folgert aus Schillers Schweigen über Klärchens Lieder, daß ein ſolch unmittelbarer Ausdruck der Empfindung auf den Gedankenlyriker Schiller keinerlei Wirkung ausgeübt habe. Allein gerade dieſe ihm verſagten Naturlaute der Goethiſchen Lyrik erregten Schillers ſchrankenloſe Bewunderung. Die Mignonlieder entpreßten ihm (27. Juni 1796 an Körner) den Ausruf: „Daß Euch mein Gedicht Freude machte, war mir ſehr angenehm zu hören. Aber gegen Goethen bin ich und bleib ich eben ein poetiſcher Lump“. In ſeiner Charakteriſierung der Goethiſchen Lyrik, der blaſierten Leipziger Anakreontik wie der im Elſaß beginnenden volksmäßigen Liederdichtung ſucht Gnad aufzudecken, worin ihr eigentümlicher Vorzug liege. Unruhe und Leidenſchaft geben ihm den Anſtoß zu ſeinem Gedichte, „aber ſie greifen mit ihren ſchreienden Lauten nicht ein in die melodiſchen Klänge“. Er ſpreche ſeine Empfindungen ſo aus, daß ſeine Perſönlichkeit und der beſtimmte Anlaß in den Hintergrund treten, ſeine Empfindungen aus individuellen gleichſam zu allgemein menſchlichen werden. „Wärme und Wahrheit des Gefühls von klarem, tiefem Seelenfrieden umſchloſſen, freie und raſche Bewegung von der großartigſten inneren Ruhe beherrſcht: in der getreuen, ſchmuckloſen Wiedergabe der rührendſten Naturlaute des Herzens“ liege ſeine unberechenbare lyriſche Größe. „Es fällt ihm nie wie anderen Lyrikern ein mit ſeinen Empfindungen zu kokettieren.“ Das Geſunde ſeiner Natur verleugnet ſich nirgends und, wenn der Dichter von Werther und Fauſt „in ſeiner Rieſenſeele, welche alle Erſcheinungen des Lebens in Ruhe und Sturm wiederſpiegelte“, den Weltſchmerz — ich führe dies an aus dem ſiebenten der Gnad'ſchen Eſſays „der Weltſchmerz in der Poeſie“ — auch durchempfunden hat, er überwindet ihn. Auf die Frage des peſſimiſtiſchen Epimetheus, wie vieles denn ſein

gehöre, entgegnet Prometheus, der schaffensfreudige: „der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt“. In der Thätigkeit für das Gemeinwohl findet Faust Frieden und Erlösung.

Im zweiten Teile des Faust sieht Gnad lauter für sich bestehende kleine Weltkreise ohne Zusammenhang: ich brauche diesem Mißverständnis gegenüber nur von neuem auf die im letzten Berichte (VII, 441) gerühmte treffliche Studie Veit Valentins „Die Einheit der Goetheschen Faustdichtung“ zu verweisen. Dagegen muß ich mich aufs allerentschiedenste gegen zwei neue Erklärungsversuche aussprechen, Wilhelm Kühn „Goethes Leben und sein Faust“[8]) und Humanus „Die naturgemäße Entwicklung des Menschen und Goethes Faust“.[9]) Louviers berüchtigte rationelle Sphinx hat durch Humanus' philosophischen und Kühns biographischen Konstruktionsversuch gleich schlimme Genossen erhalten. Daß eigene Lebenserfahrungen des Dichters im Faust verwertet sind, ist wohl nie von einem Erklärer geleugnet worden. Kühn aber glaubt eine ganz neue, vierte Erklärungsart zu bringen durch den Nachweis, „daß im Faust nichts weiter verborgen liegt als das Leben des Dichters selbst“. Dies Leben in den einzelnen Szenen versteckt nachzuweisen und damit den bisher ungelösten Knoten der Faustdichtung auf überraschende Weise zu lösen ist Zweck seiner Arbeit. An Überraschendem ist nun freilich kein Mangel. Der Erdgeist soll uns die Zeit der sich im Knaben entwickelnden Pubertät anzeigen; Fausts Worte über seinen Vater, V. 1034, geben Goethes Unmut Ausdruck, daß sein Vater ihn zum Rechtsstudium nach Leipzig gesandt habe; Fausts Zorn über Mephistos Verlangen nach Schriftlichem enthält Goethes Tadel über Gellerts Verlangen nach Kirchenbesuch, Fräulein v. Klettenberg ist die Hexe: da aber Goethe zu hohe Achtung vor ihr hatte, überging er sie und sein Krankenstübchen (= Hexenküche) und setzte im „Urfaust“ an Stelle dieser Szene die Verse: Was giebt's, Mephisto, hast du Eil? Die junge Hexe, aus deren Munde ein rotes Mänschen springt, ist Maximiliane Laroche, die Meduſa die

---

[8]) Eine Untersuchung. Berlin 1891 (Mayer & Müller).

[9]) Leipzig 1891 (Verlag von J. G. Findel).

Tochter Zimmermanns, die Stimme von unten, V. 3996, der Proteſtantismus. Dagegen iſt Fauſts Wiſſensdrang nur ein Motiv der Sage: aus Goethes Leben läßt ſich der nicht erklären. Seine naturwiſſenſchaftlichen Studien hat Goethe im Wagner des II. Teils geſchildert, Homunkulus iſt das Symbol von Goethes naturwiſſenſchaftlichen Hypotheſen. Kühn hat vom II. Teile eine ſehr ſchlechte Meinung, wie er auch von der Entſtehungszeit ſeiner einzelnen Teile ganz eigenartige Vorſtellungen hat (S. 28). Trotzdem erläutert er auch dieſe meiſt recht ſchalen, eigentlich die Auflöſung gar nicht lohnenden Allegorien. Der Kaiſer iſt Karl Auguſt, aber auch der Baccalaureus deutet auf deſſen jugendliche Selbſtluſt, während der Krieg im vierten Akte die Befreiungskriege verſpottet. Das Reich der Mütter ſind Goethes leere Amtsgeſchäfte in Weimar, die klaſſiſche Walpurgisnacht ſtellt die italieniſche Reiſe dar. Die Sphinx z. B. iſt Palladio, Manto Angelika Kauffmann, Chiron Tiſchbein, wozu Goethes Urteil über das „wunderliche Tier“ (2. März 1789) ſchlecht ſtimmen möchte. Fauſts Verbindung mit Helena deutet auf Goethes Verhältnis zu Schiller: ihm, nicht Byron, war urſprünglich die Todtenfeier Euphorions beſtimmt. Aber genug und übergenug des Unſinns dieſer neuen vierten Erklärungsart. Freilich bietet die neueſte Anwendung der alten philoſophiſchen durch Humanus keine brauchbareren Aufſchlüſſe. Den drei Phaſen in der Entwickelung der Menſchheit Natur, Abfall von und Rückkehr zu der Natur entſprechen: die griechiſchen Tragödien, Shakſpeares Dichtungen, Goethes Fauſt. Welchen Sinn man nun auch mit Abfall von der Natur verbindet, ſo läßt ſich doch Shakſpeares Drama meiner Anſicht damit nicht in Zuſammenhang bringen. Nach Humanus liegen in „Hamlet“ und im „Sturm“ die Wurzeln des Goethiſchen Fauſt, ja Fauſt ſei nur eine Fortſetzung des Hamlet, im Sturm ſei die Notwendigkeit der Bewältigung der menſchlichen Natur durch den Geiſt, im Fauſt der Weg zu dieſem Ziele dargeſtellt. Goethes Dichtung iſt „die Darlegung des naturgemäßen Werdens des Menſchen durch die bewußte Selbſtthat, die bewußte Ausgeſtaltung des Natürlichen, Individuellen durch den im Lebensprozeß ſich mehr und mehr vertiefenden Geiſt. Hingabe an das Leben und Verinnerung des Erlebten (deren enthält die

Dichtung sechs) bedingen die Form der Faustdichtung. Die Hexenküche z. B. ist „das geheimnisreiche Innere, das Geistige des Menschen" und der Hexentrank die naive Poesie, der Pudel „ein Bild des Empirischen, aus dem der Mensch das Begriffliche gewinnt, indem er die Grenze der Betrachtung enger und enger um die Erscheinung zieht". Ist dies gleich Unsinn, hat es doch Methode, und zwar diejenige von A. Spir, dem „einzigen wahren Philosophen der Neuzeit". In den Erklärungen des zweiten Teils ist manches annehmbare, obwohl die Behauptung, Mephisto zeige hier überhaupt nichts Teuflisches, ein deutliches Beispiel giebt, wie der philosophischen Beweisführung zu Liebe den Thatsachen Gewalt angethan wird. Old Iniquity ist in den alten englischen Bühnenspielen nicht die erste Sünde (S. 103), sondern der spaßhafte Begleiter des Teufels, Vice, vgl. Goethejahrbuch V, 321. Der Verfasser meint im Vorwort, eine Dichtung verstehen heiße die Idee des Ganzen erfassen und den Weg des Dichters um seine Idee zu formen, zu erkennen. Das hat nun Goethe ausdrücklich im Hinblick auf seine Faustdichtung als verkehrt bezeichnet (6. Mai 1827 zu Eckermann): es gebe keine Idee „die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene zu Grunde liege. Es hätte auch in der That ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!" Die Bemerkungen über Faust in Eckermanns Gesprächen hat auch H. Schütz-Wilson benutzt für die geschickte Inhaltsangabe „The second part of Faust" im 6. Bande der Publications der englischen Goethegesellschaft, deren 4. Band Carlyles, in der Sammlung seiner Essays fehlenden Aufsatz On Faust aus der New Edinburgh Review von 1822 durch einen höchst willkommenen Neudruck wieder in Erinnerung bringt. Die aus Anlaß der englischen Ausgabe von Retzschs Faustbildern niedergeschriebene charakterisierende Inhaltsangabe mit den Parallelen aus Marlowes Faust ist Carlyles früheste Äußerung über deutsche Litteratur und damit ein wichtiges geschichtliches Zeugnis aus dem Leben des Vorkämpfers deutscher Geistesart in England. Mit Recht hatte die English Goethe-

Society Max Müllers Rede „Goethe and Carlyle“ (vgl. Berichte V, 248) an die Spitze ihrer Mitteilungen gestellt und erinnert in der Fortführung ihrer Publications stets wieder an den, nach Treitschkes Urteil einzigen Engländer, der ein volles Verständnis für deutsches Geistesleben besessen hat. Für die liebenswürdige Zuwendung der nicht in den Handel kommenden Publications of the English Goethe-Society,[10]) die mir die Besprechung an dieser Stelle ermöglicht, habe ich dem Vorstande besten Dank zu sagen.

Die in den einzelnen Ortsgruppen der Goethe-Society gehaltenen und in den Publications mitgeteilten Vorträge und Übersetzungsversuche (New Paris; the Trilogy of Passion; Maxims and Reflections) sind natürlich von sehr verschiedenem Werte: die Thatsache, daß das englische Publikum immer wieder und von mehreren Seiten auf Goethe hingewiesen wird, ist das Entscheidende und Erfreuliche. Es muß doch wohl ein Mißverständnis vorliegen, wenn die Leiter der Goethe-Society in einem Rundschreiben klagen, daß man von Weimar aus an einer Sprengung der englischen Gesellschaft arbeite. Eine selbständige Vereinigung englischer Goethefreunde ist ja neben der Weimarischen Goethegesellschaft durchaus berechtigt und wünschenswert, noch vielmehr als eine deutsche Shakspearegesellschaft neben der old and new Shakespeare-Society. Für englische Leser ist eine ganz andere Einführung in Goethes Werke geboten als die Untersuchungen des Jahrbuchs den Goethekennern bieten. Wenn ich vom Standpunkte der deutschen Forschung aus nicht allem in den Publications Aufgenommenen Wert zusprechen kann, so will ich damit das Verdienst dieser Mitteilungen für die Kreise, auf die sie berechnet sind, keineswegs in Zweifel ziehen. F. F. Cornishs Untersuchung The Erdgeist in the Faust Fragment werden freilich englische Leser ebenso unklar und verworren finden wie deutsche. Die Parallele zwischen dem Erdgeist und dem Ghost im Hamlet hat nicht die geringste Berechtigung. Über den Erdgeist hat vor kurzem Graffunder in

[10]) Nr. IV, 1888. Nr. V, 1890. Nr. VI, 1891. London: published for the society (by David Nutt).

den preußiſchen Jahrbüchern (68,700) gehandelt, nachdem v. Biedermann mit Heftigkeit ſich dagegen ausgeſprochen hat, daß man unter dem erhabenen Geiſt der Szenen: Wald, Höhle noch länger den Erdgeiſt verſtehe[11]; der würdige Goetheforſcher hat ſich darüber nicht geäußert, aber ſelbſtverſtändlich dürfte dann ebenſowenig der große herrliche Geiſt der Proſaſzenen auf den Erdgeiſt bezogen werden. Ich halte mit Strehlke in ſeinem „Wörterbuch zu Goethes Fauſt“[12] daran feſt, daß hier überall der Erdgeiſt gemeint ſei: an den Herrn des Prologs iſt ja vor 1797 nicht zu denken. Wie Strehlke aber trotz der neuen Widerlegung durch die Göchhauſenſche Abſchrift noch Scherers Einfall wiederholen kann, die Szene: Wald, Höhle ſei nur ein Erſatz der ſpäter doch aufgenommenen Proſaſzenen, iſt unbegreiflich: Goethes Brief an Schiller vom 5. Mai 1798 mußte die völlige Haltloſigkeit jener Phantaſie ja von allem Anfang an jedem nach Wahrheit, nicht blos nach Neuheit ſtrebendem Beobachter außer allen Zweifel ſtellen. Wie ſehr es Strehlke ſonſt um parteiloſe Förderung des Verſtändniſſes der Dichtung zu thun iſt, hat er in einer Reihe von Artikeln ſeines Wörterbuchs durch höchſt willkommene Zuſammenſtellung der verſchiedenen, einander widerſprechenden Erklärungsverſuche bewieſen. Daß er ſeine ſchwierige Aufgabe trefflich gelöſt hat, wird einem recht deutlich, wenn man ſein Fauſtwörterbuch mit Goldbeck-Rudolphs Schillerlexikon (1869)[13] vergleicht. Das Wörterbuch ſollte Sachliches und Sprachliches erklären ohne zum Kommentar zu werden; die Worterklärung iſt nicht ganz gleichmäßig durchgeführt, z. B. bei den Worten Baccalaureus, Blutbann, cidevant, Duenna, Exuvien, Famulus, Gallert, Proktophantasmiſt ſollte die urſprüngliche Bedeutung angegeben ſein, ebenſo bei Brevier, dem den Geiſtlichen vorgeſchriebenen täglichen Gebetbuche. Unter Chor wäre mit Bezug auf die Helena der Chor der antiken Tragödie zu erläutern geweſen, bei Hund (Pudel) auf den Zauberhund, den ſchon Sage und Volksbuch Fauſt und anderen Zauberern

[11] Wiſſenſchaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1891 Nr. 135.

[12] Stuttgart 1891 (Deutſche Verlags-Anſtalt).

[13] Zweite Ausgabe der zuerſt 1869 erſchienenen zwei Bände, Berlin 1890 (Nicolaiſche Verlagsbuchhandlung).

zugeſellt, hinzuweiſen. Die heilige Lohe kann nicht das bloße Zeichen der Dreifaltigkeit ſein: ich meine, damit iſt das den Teufel wie Feuer verſengende Weihwaſſer gemeint. Dann wäre freilich die heilige Lohe und das dreimal glühende Licht etwas Verſchiedenes: das letztere weiß ich nicht zu deuten. Tituskopf iſt nicht das gleiche wie Schwedenkopf: der erſtere bezeichnet einen Lockenkopf (Krauskopf). Iſt die „luſtige Perſon“ des Vorſpiels nicht mit der ſtehenden komiſchen Figur des älteren Theaters in Zuſammenhang zu bringen und durch dieſe zu erläutern? Von den Stockwerken der mittelalterlichen Bühne, ein anderes iſt die Devrientſche Myſterienbühne, kann man nach den Unterſuchungen von Lepſius-Traube, Petit de Juleville, Paris, doch nicht mehr ſprechen wie Strehlke unter „Himmel“ thut. Minors Vermutung, Fauſt habe ſeinen Vornamen von Fritz Heinrich Jacobi erhalten, kam mir nicht wahrſcheinlich vor: allein Strehlkes Annahme, das Nebeneinanderſtehen von Heinrich und Margarete im Kalender habe Goethe zur Namengebung beſtimmt, erſcheint mir faſt wie ein ſchlechter Witz. Nicht Manto (S. 90), ſondern Fauſt ſollte nach Eckermanns Mitteilung, 15. Januar 1827, die wirkſame Rede an Proſerpina halten. „Rauhe Latſchen“ (S. 85) erklärt Strehlke mit „plumpe Füße“; vielleicht iſt aber doch die in beſtimmter Höhe auf Bergen wachſende Legföhre (Krummholzkiefer), vgl. Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch I², 1543, darunter verſtanden. Auf dem Brocken kommen, wie der Direktor des Breslauer botaniſchen Gartens K. Prantl mir freundlichſt mitteilte, freilich nur verkümmerte Fichten, die man mit der Pinus montana verwechſeln kann, vor; das in Bayern und Tirol übliche Wort fand zuerſt 1789 durch Schroecks „Bayeriſche Flora“ Eingang in die botaniſche Fachlitteratur, konnte Goethe alſo ſowohl auf ſeiner Fahrt durch die bayeriſchen und Tiroler Berge[14]) als aus Büchern bekannt geworden ſein.

[14]) Im Tagebuch der italieniſchen Reiſe bemerkt Goethe: „Überhaupt über den Einfluß der barometriſchen Höhe auf die Pflanzen will ich eine Meinung herſetzen“: er hat demnach der Höhenwirkung auf die Entwickelung eigene Aufmerkſamkeit zugewendet, und da mußte ihm am Walchenſee und Brenner die Latſche (in Tirol Lätſche) beſonders ins Auge fallen.

*

Längere Artikel hat Strehlke unter den Stichwörtern Erdgeiſt, Homunkulus, Mephiſtopheles, Mütter, Bild in der Hexenküche gegeben. Fauſts Worte V. 6495 laſſen ſich für die Annahme, daß die Erſcheinung im Zauberſpiegel Helena ſei, verwerten, entſcheiden aber nichts; alles erwogen glaube ich nicht, daß in der Hexenküche Helena oder gar Gretchen erſcheine: der Anblick einer beliebigen üppigen Frauengeſtalt ſoll die Sinnlichkeit anregen. Strehlkes Bedenken, daß der dem klaſſiſchen Altertum fremde Mephiſto Helena nicht als Gattungsname brauchen könnte, überträgt eine erſt viel ſpäter von Goethe durchgeführte Auffaſſung auf einen früheren Entwickelungsabſchnitt der Dichtung, für den ſie noch nicht wirkſam war. Die drei Stufen der Arbeit am Gedichte, den ſogenannten Urfauſt, das Fragment von 1790, die vollendete Dichtung hat Otto Stiller in einem Gymnaſialprogramm unter dem irreführenden Titel „Goethes Entwürfe zum Fauſt“ [15]) auf ihre Verſchiedenheit hin geprüft, während Strehlke durch eine Ausgabe der „Paralipomena zu Goethes Fauſt“ [16]) wirklich in Goethes Werkſtätte Einblick verſchafft. Indem er die in den Lesarten der Weimariſchen Ausgabe verſteckten „Entwürfe, Skizzen, Vorarbeiten und Fragmente geordnet und erläutert“ lesbar zuſammenſtellt, hat er dieſe zum Teil ſehr wertvollen Trümmer der Rieſenſtatue erſt nichtphilologiſchen Kreiſen zugänglich gemacht. Die Erläuterungen ſelbſt ſind knapp gehalten, die Einrichtung zeigt Erich Schmidts Ausgabe gegenüber entſchiedene Fortſchritte, wenn auch noch manches fraglich bleibt. Gegen die Zuteilung der Satans koloſſalen hinteren Mund preiſenden Schmeichelverſe an Fauſt möchte ich Verwahrung einlegen. Daß in Mephiſtos Erwähnung des Doktorſchmauſes, V. 1712, ein Überbleibſel der geplanten großen Disputationsſzene in der Dichtung erhalten iſt, hat Stiller bemerkt, Strehlke nicht erwähnt, die S. 87 angeführten Verſe von old Iniquity wären als bloße Lesart nicht mehr aufzunehmen geweſen, dagegen wird man die ausgeſchloſſene ältere Helenatragödie ungerne in der hübſchen Sammlung Strehlkes vermiſſen. Den in der Weimarer Ausgabe 15 II., 223, begangenen Fehler die Verſe

[15]) Berlin 1891 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung).

[16]) Stuttgart 1891 (Deutſche Verlagsanſtalt).

7210—7214 mit noch dazu falscher Lesung für ein ungedrucktes Paralipomenon zum Verse 8122 auszugeben, hat Strehlke nicht wiederholt. Zu V. 4902 bemerken die Weimarischen Lesarten: „mißgestaltet Zwitterkind über allerliebstes Hurenkind"; in der, soviel ich sehen kann, überhaupt nicht erwähnten, im Cotta'schen Besitze befindlichen Handschrift, deren Durchsicht W. Vollmer mir einstens gestattete, ist das „Hurenkind" sorgfältig überklebt. Eine ganze Reihe von zum Teil sehr überzeugenden Verbesserungsvorschlägen zu den zuerst von Erich Schmidt entzifferten Niederschriften hat Düntzer in den beiden umfangreichen Aufsätzen über die Entstehung der beiden ersten und der beiden letzten Akte des zweiten Teils des Faust gemacht. Neben einer gegen Kögel und Pniower polemisierenden Studie über „die Göchhausensche Abschrift von Goethes Faust" ist diese ins einzelnste und kleinste gehende Feststellung von Goethes Schaffen am Faust in den nur Ungedrucktes enthaltenden „neuen Beiträgen zur Goetheforschung"[17]) veröffentlicht. Als notwendige Ergänzung gehört dazu Düntzers Studie über die klassische Walpurgisnacht im 23. Bande der Zeitschrift für deutsche Philologie. Wenn Düntzer seiner Freude über die aus dem Goethearchive bekannt gewordenen Lesarten und Bruchstücke zum zweiten Teile des Faust Ausdruck gibt, so erinnert der Neudruck des „höchst merkwürdigen Fundes[18]) aus Goethes Nachlaß: Einfacherer Schluß der Tragödie Faust mitgeteilt vom redlichen Finder" nicht nur an den alten Streit über die Wertschätzung der Goetheschen Altersdichtung, der aristophanische Dichter des dritten Teiles der Tragödie (4. Aufl. Tübingen 1889) hat auch allen Goethephilologen und Goetheerklärern, den Stoffhubern wie den Sinnhubern, eine Mahnung zugerufen, die uns bei der Kärrnerarbeit der bibliographischkritischen Übersichten nicht aus dem Sinn kommen sollte.

Die Faustlitteratur im allgemeinen[19]) gehört nur soweit hierher als sie unmittelbar auch die stoffliche Grundlage der Goethischen

[17]) Stuttgart 1891 (Deutsche Verlagsanstalt).

[18]) Allotria von Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart 1892 (Verlag von Adolf Bonz & Comp.).

[19]) Alexander Tille, die deutschen Volkslieder vom Doktor Faust. Halle a. S. 1890 (Max Niemeyer). — Ernst Kraus, das böhmische Puppen-

Dichtung klarlegt. Um seinem, an sich höchst erwünschten Neudruck vom Faustbuch des Christlich Maynenden (Frankfurt und Leipzig 1725) erhöhte Wichtigkeit beizulegen, hat der Herausgeber gerade aus dieser Fassung Goethe erste Anregung schöpfen lassen und zitiert für diese Behauptung von Loeper, K. Fischer, Düntzer, Meyer-Waldeck: in Wirklichkeit nennen diese sämtlich nicht den Christlich Maynenden, sondern das Pfitzersche Faustbuch. Die czechischen Übersetzungen sowohl des Goethischen Faust wie der Volksbücher und Puppenspiele hat in trefflicher Weise Ernst Kraus in seiner Einleitung zu zwei verdeutschten czechischen Puppenspielen besprochen.

Seit der Erschließung des Weimarischen Archivs ist das Interesse für die so reich vermehrten Paralipomena natürlich reger geworden. Neben Erich Schmidts Faustausgabe muß nun Düntzers zergliedernde Untersuchung, die so vieles berichtigt und klarstellt, im Zusammenhange mit Strehlkes Ausgabe der Paralipomena zu Rate gezogen werden. Die Entstehung des gewaltigen Monologs Fausts in Terzinen möchte ich nicht mit Düntzer erst nach 1826 ansetzen: nicht erst durch Streckfuß', schon durch A. W. Schlegels Danteübersetzung in den Horen war Goethe diese Form nahe gebracht, und wie früher die unreine deutsche Form der Stanze hat er auch die von Schlegel nur verkümmert wiedergegebene Terzine vervollkommnet: vgl. Herm. Henkel in Schnorrs Archiv VIII, 16 4. Nach Düntzer hätte Faust im letzten Akte keine Ahnung, daß Mephisto der Anführer der Handelsflotte und Aufseher der Arbeiter sei: wenigstens im ersteren irrt sich Düntzer. Die alte spöttische Redeweise des Anführers der drei Gewaltigen kann Faust nicht verkennen; er selbst spricht den „Vielgewandten" genau so an wie sonst Mephisto, und nirgends ist auf dessen Vermummung wie bei der Phorkyade in der Helenadichtung hingewiesen. Strehlke hat das Wort „Vielgewandt" weder einzeln noch unter den Zusammensetzungen, mit denen er einen Beitrag zur Festsetzung von Goethes

spiel vom Doktor Faust. Abhandlung und Übersetzung. Breslau 1891 (Verlag von W. Köbner). — Das Faustbuch des Christlich Maynenden, als Neudruck hgb. von S. Szamatólski. Stuttgart 1891 (G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung).

Sprachgebrauch liefert, angeführt. Er unterscheidet zusammengesetzte Substantiva, zwei-, drei- und mehrteilige Adjektiva und Verba, während Karl Olbrich bei den zusammengesetzten Epitheta unterscheidet: Adverbium mit Adjektivum, Substantivum mit Partizipium. Strehlke hat, soweit es in seinem Faustwörterbuch möglich war, dem Grammatikalischen besondere Beachtung geschenkt; ich verweise auf die Artikel Adverbium, Akkusativ, Superlativ, Genitiv: Olbrich und Raimund Halatschka haben sich ausschließlich mit Goethes Sprachgebrauch beschäftigt.

Bei einer Durcharbeitung der Goethelitteratur gewahrt man mit Erstaunen wie wichtigste Fragen beiseite gelassen sind, während längst erschöpfte Themata immer von neuem abgehandelt werden, wie z. B. W. Heinzelmann in einem auf dem deutschen evangelischen Schulkongreß gehaltenen Vortrage[20]) Goethes Iphigenie als „eine Verherrlichung der wahren religiösen und sittlichen Welt- und Lebensanschauung im Gegensatz zur falschen", als „protestantisch-christlich bis auf die Knochen" feierte, und E. Schmuck die vielen Parallelen „Goethes Iphigenie auf Tauris und das gleichnamige Euripideische Stück" durch ein neues Programm[21]) vermehrte. Dagegen ist die Nachahmung der klassischen Sprachen in Goethes Wortstellung und Wortgebrauch nach Morsch Anregung zum erstenmale in Olbrichs Buch „Goethes Sprache und die Antike"[22]) systematisch untersucht worden und hat, ebenfalls zum erstenmale, Halatschka den „Versuch eines sprachlichen Kommentars zu Goethes Iphigenie auf historischer Grundlage"[23]) an Stelle der ästhetischen Vergleichungen der vier Bearbeitungen unternommen. Beide gründliche Arbeiten verdienen volles Lob. Halatschka hatte die undankbarere Aufgabe an einer einzigen Goethischen Dichtung alle grammatischen Fälle durchgehen zu müssen, während Olbrich nur die von der Antike bestimmten Stellungen von Adjektiv, Partizipium, Genitiv, Apposition, Prolepsis, Inversion, Attraktion der

[20]) Erfurt 1891 (Kommissions-Verlag von Hugo Neumann).

[21]) Paderborn 1891.

[22]) Studien zum Einfluß der klassischen Sprachen auf Goethes poetischen Stil. Leipzig 1891 (F. W. v. Biedermann).

[23]) Halle a. S. 1890 (Verlag von Max Niemeyer).

Adjektive im Relativsatze, und im zweiten Teile den Wortgebrauch (Kürze des Ausdrucks und Steigerung der Adjektiva, Gebrauch des Kasus, der Partizipia und zusammengesetzten Epitheta, des substantivierten Neutrums der Adjektiva, der Adjektiva und Adverbia für andere Bestimmungen) festzustellen hatte. Sein Untersuchungsgebiet erstreckte sich über Goethes ganze Dichtung, obwohl Iphigenie, Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis, Pandora, Helena die reichste Ausbeute lieferten. Statt oft gegebener allgemeiner ästhetischer Auseinandersetzungen sind die Thatsachen des sprachlichen Einflusses der Antike, besonders der griechischen Dichtersprache auf Goethes Sprache und damit auf die neuere deutsche Sprache überhaupt klar und bündig vor Augen geführt; es ist ein durchaus sachlicher entscheidender Beweis erbracht und damit wirklich eine wesentliche Förderung der zuerst von Lehmann angebahnten Einsicht in Goethes Sprachmittel und Wirkung gewonnen. Wie Olbrich in der geschickt zusammendrängenden Einleitung die Geschichte der theoretischen und der praktischen Versuche der Schweizer, Klopstocks, Ramlers, Voß' die deutsche Dichtersprache durch Anschluß an die antike zu heben im Zusammenhange dargestellt hat, so zieht er auch bei den einzelnen Beispielen diese Vorgänger Goethes und neben ihnen Schiller, Hölderlin, Kleist (Penthesilea) erläuternd und vergleichend heran. Überall geht er dabei sorgfältig auf die ersten Drucke zurück, während Halatschka von Voß' Odyssee z. B. nur die spätere, für die Iphigenie belanglose Umarbeitung anführt. Seine Bemerkung, die älteste Fassung der Iphigenie zeige, daß Goethe 1779 in sprachlicher Beziehung Gottsched noch nahe gestanden, ist so grundfalsch, daß sie nur aus der weitverbreiteten Unsitte in der Einleitung allgemeine Urteile kühn und sorglos hinzuschreiben erklärlich wird. Das ärgste nach dieser Richtung hat Karl Bruno Wagener in der Einleitung seiner Dissertation „Shakespeares Einfluß auf Goethe in Leben und Dichtung“ [24]) geleistet, auf deren drei ersten Seiten ebenso viele Irrtümer als Behauptungen prangen. Gerade das von Wagener behandelte Jahrzehnt 1765 bis 1775 hat auch Düntzer in seinen „Neuen Beiträgen“ in den beiden

[24]) Halle a. S. 1890 (Buchdruckerei von M. Kandler).

Aufſätzen: „Shakeſpeare und der junge Goethe“ — „Herder und der junge Goethe in Straßburg“ durchgegangen. Nur in Hinſicht auf die von Düntzer auffällig zur Seite gedrängte Cäſardichtung bietet Wageners Arbeit zur Erwähnung Anlaß. Aber ſeiner Behauptung von zwei Teilen eines Goethiſchen Julius Cäſar, die, eine Seite ſpäter, ſogar zur Trilogie angewachſen ſind, entbehrt jeder Grundlage; die ganze Darlegung, daß Goethe erſt nach dem Götz das richtige Verſtändnis Shakeſpeares gewonnen habe und nun den Cäſar ſo ſchreiben wollte, daß er Merck und Schönborn bei ihrem mangelnden Verſtändnis nicht freuen würde, iſt verfehlt. Wageners Verſuch, die ſchon früher und neuerdings von der Weimarer Ausgabe (Brief Nr. 231) verworfene Lesart „nicht freuen“ in dem großen Briefe an Schönborn durch ein ſolches künſtliches Gebäude zu ſtützen, mußte mißlingen. In der Vergleichung des Gottfried und Götz, die im fünften Bande der Publications R. G. Alford „Shakespeare in two Versions of Götz von Berlichingen“ im engſten Anſchluß an Minor-Sauers „Studien zur Goethephilologie“ behandelt hat, lehnt Wagener mit Recht Kleopatra als Vorbild Adelheids ab, im übrigen folgt auch er Minor und Sauer, gegen die ſich Düntzers beide Aufſätze richten.

Wenn Wagener das in „Dichtung und Wahrheit“ ausgeſprochene Lob über Wielands Shakeſpeareüberſetzung als das Urteil des jungen Goethe anführt, ſo iſt das entſchieden unzuläſſig; im Umgange mit Herder und dem an Quibbles ſich erfreuenden Überſetzer von Amor vincit omnia (Lenz) hat der über Wielands Noten zum Shakeſpeare zürnende Goethe gewiß auch die Überſetzung ſelbſt ſo ungerecht beurteilt wie es Herder und in den Schleswigiſchen Litteraturbriefen Gerſtenberg that; in ſeiner Shakeſpearerede meinte er, Wieland habe ſich Shakeſpeare gegenüber wenig Ehre gemacht. Den Nachweis aber, daß eben durch Wielands Überſetzung Goethe ſchon vor dem Zuſammentreffen mit Herder von Shakeſpeare ſtärkeren Eindruck empfangen hatte als man bisher annahm, haben Düntzer und Wagener erbracht. Unſinn iſt es, wenn Wagener die, ihm zudem unbekannte, älteſte Faſſung der „Mitſchuldigen“ unter Shakeſpeares Einwirkung entſtehen läßt. Düntzer polemiſiert heftig gegen Minor, Scherer, Suphan, die in

Überschätzung von Herders Anregung die Selbständigkeit des jungen Goethe allzusehr einschränkten, und gewiß hat Düntzer dabei in vielem, besonders in der Zurückweisung von „Herder im Faust“ Recht. In „Shakespeare und der junge Goethe“ gesteht indessen Düntzer selbst Herders Anregungen entscheidenderen Einfluß zu als er in dem anderen Aufsatze seinen Gegnern einräumen will. Die von Goethe angedeuteten abstoßenden Züge Herders dürfen nicht, wie Düntzer thut, der Art ausgeführt werden, daß sie das ganze Bild bestimmen. Goethe selbst hat Herders Urteil über Gottfried günstiger als seine eigene Schätzung gefunden: wie können wir, die diesen Brief gar nicht besitzen, Herder deshalb des neidischen Tadels beschuldigen? Die schönen Worte, die Herder in seinem Shakespeareaufsatz in „Deutscher Art und Kunst“ dem jungen Freunde und seiner Ritterdichtung widmete, zeigen mir das wahre Wesen des Verhältnisses von Herder und Goethe besser als die an Briefen geübte Auslegungskunst, die augenblicklicher Verstimmung zu viel Gewicht beilegt.

Außer den bereits erwähnten fünf Aufsätzen bietet Düntzer in den neuen Beiträgen noch sechs weitere, meist Veröffentlichungen aus dem Goethearchive erläuternde und die ersten Herausgeber berichtigende Untersuchungen. So wird Burdachs maßlose Überschätzung der älteren Fassung des Divan-Ghasels auf den Eifer, vgl. III, 169, mit vollem Rechte zurückgewiesen und das Einzelne besser, als es bisher glücken wollte, erklärt. Auch v. Loeper gegenüber behält Düntzer entschieden Recht, wenn er die Epistel an Merck „Schicke dir hier in altem Kleid“ auf die Sendung der Lenzischen „Lustspiele nach Plautus“ bezieht; der Beweis hierfür erscheint mir unwiderleglich erbracht. Mit Lenz beschäftigt sich auch der Aufsatz „Goethes Unterstützung des jungen Klinger“: der von ihr berichtende Auszug aus einem Klingerischen Briefe von Lenzens Hand (Jahrbuch IX, 10) wird als eine freie Komposition der Lenzischen Willkür nachgewiesen. Nicht gleich sicher erscheinen mir Düntzers Bemerkungen zu dem in der Weimarischen Ausgabe neu gedruckten Schema der natürlichen Tochter. Die beiden Aufsätze über Goethes Absicht einen befreiten Prometheus zu dichten und Wielands Verse „Goethe und die jüngste Niobe-

tochter“ (Jahrbuch IX, 7) geben eine gedrängte Übersicht von dem Verhältnis des jungen Goethe zur griechischen Poesie und Plastik.

„Eine möglichst vollständige Zusammenstellung alles dessen, was Goethes Verhältnis zu den griechischen Bühnendichtern erläutert: Stellen aus seinen Werken, Briefen, Unterredungen, welche seine eigenen Studien, Urteile, wie mitunter die seiner nächsten, auf ihn einwirkenden Umgebung enthalten, Verse, Szenen aus seinen antikisierenden Dramen, verglichen mit solchen der alten Dichter“ hat Hans Morsch in der ganz vorzüglichen Programmarbeit[25]) „Goethe und die griechischen Bühnendichter“ gegeben. Die ältere Fassung der Helenatragödie ist erst nach Abschluß seiner Arbeit bekannt geworden, und dadurch wäre allerdings jetzt ein Nachtrag notwendig. Den Einfluß der am Hofe der Herzogin Amalia eine Zeitlang beliebten Klassikerlesung auf Goethes Dichtung halte ich nicht für so wichtig wie Morsch ihn anschlägt.

Wie Morsch und Düntzer Goethes Verhältnis zur griechischen Dichtung und Kunst behandelt haben, so finden wir in den Publications of the English Goethe-Society über Goethes Verhältnis zur englischen Litteratur und einzelnen Dichtern mehrere Aufsätze, die freilich mehr die Notwendigkeit einer gründlichen zusammenfassenden Bearbeitung dieses Themas beweisen als diese Aufgabe erfüllen. Wenigstens Fräulein Mary Carrs Vortrag „Goethe in his connection with English litterature“ kann wenig befriedigen. Ich brauche nur z. B. auf S. Levys Untersuchung „Goethe und Oliver Goldsmith“ im sechsten Bande des Jahrbuchs zu verweisen, um den Widerspruch zwischen der Größe der Aufgabe und dem Carrischen Versuche sie zu bewältigen erkennbar zu machen. Auffallend ist, daß Goethe trotz seiner lebenslänglichen eindringenden Beschäftigung mit englischer Litteratur nur 27 englische schönwissenschaftliche Bücher besessen hat, wie Rulands Mitteilung für die englische Goethegesellschaft ausweist. Von Shakespeare besaß er keine englische Ausgabe, auch Marlowes Faust nur in Wilhelm Müllers Übersetzung: dagegen ist Lord Byron mit 11 Büchern vertreten. Das im zweiten Bande

[25]) Berlin 1888 (Druck von A. W. Hayns Erben).

der Hochstiftsberichte von Josef Werner behandelte Thema „on the personal relations between Goethe and Byron“ hat Friedrich Althaus in einem Vortrage für das University College zu London sehr hübsch dargestellt. Der von ihm angeführte Essay von Giuseppe Mazzini über Goethe und Byron war mir und ist wohl überhaupt ziemlich unbekannt. Goethe selbst hat sein „Lebensverhältnis zu Byron“ in einem eigenen Aufsatze dargestellt und Byrons Briefe als einen Schatz gehütet. Seine Bewunderung Byrons wurde von seiner Familie geteilt, und Ottilie ließ jedem englischen Besucher ihren Enthusiasmus für die englische Dichtung zu Gute kommen. Über „Englishmen at Weimar“ hat R. G. Alford zweimal in den Publications Mitteilungen gemacht. Den Bericht Thackerays über seine Unterredung mit Goethe hat W. v. Biedermann noch im letzten Nachtrag zu „Goethes Gesprächen“, in denen so viele Ausländer als Besucher in Weimar auftreten, bringen können. Zu der Vollendung des ebenso verdienstlichen wie mühevollen Werkes darf man dem umsichtigen Sammler der 1569 Gespräche Dank und Glückwunsch aussprechen. Ich habe in diesen Berichten zu wiederholten Malen auf diese unmittelbare, so reichlich wie klar sprudelnde Quelle hingewiesen und möchte dem abschließenden neunten Bande[26]) gegenüber noch einmal gesteigertes Lob wiederholen. Die erste Hälfte des neunten Bandes enthält neben Nachträgen, darunter die höchst interessanten Aufzeichnungen in Talleyrands Memoiren über die Unterredungen Goethes mit Napoleon, ein sehr sorgfältig gearbeitetes Register, die zweite Hälfte bringt „Erläuterungen zu Goethes Gesprächen“ von Otto Lyon. Innerhalb einer bestimmten Raumgrenze das Notwendigste aus der ungeheuren Stoffmenge zur Erklärung herauszugreifen, war äußerst schwierig; mir will es scheinen, als ob Lyon trotz seiner gründlichen Kenntnisse seine Aufgabe nicht ganz glücklich gelöst hätte. Vor allem vermisse ich durchgehends den bibliographischen Hinweis auf die sonstigen, brieflichen Beziehungen Goethes mit seinem Unterredner. Die Anführung des Geburts- und Sterbejahres der einzelnen ist ja

[26]) Leipzig 1891 (F. W. v. Biedermann).

ganz gut, eine Charakteriſtik in kurzen Worten wäre aber in vielen Fällen wünſchenswerter. Allgemeine Bemerkungen wie: Shelley, ein großer engliſcher Dichter, waren kaum am Platze. Gegen die Bezeichnung von Kleiſts Amphitryon als leichtfertiger Poſſe (S. 140) lege ich Verwahrung ein; unter Mickiewicz' Werken iſt eben jenes nicht genannt, das mit „Hermann und Dorothea" in Parallele geſetzt wurde „Pan Thaddäus"; die Prüderie, von Goethes Feindin Karoline Jagemann nur ihre Ehe (S. 81), nicht aber ihre Goethe aus dem Theater vertreibende Stellung als Karl Auguſts Mätreſſe zu erwähnen, entſpricht mehr den Forderungen höfiſcher Rückſichtnahme als der Erklärung. Doch iſt es ſelbſtverſtändlich, daß ein ſolcher Kommentar dem Beurteiler das Tadeln leicht macht, ſo ſchwer das Beſſermachen auch jedem geworden wäre.

Die Geſpräche bilden die nächſte Ergänzung der Briefe und der Tagebücher. Von letzteren haben Wahle und Burkhardt den vierten, die Jahre 1809 bis 1812 umfaſſenden, von den Briefen hat von der Hellen den ſiebenten, 1785 bis 24. Juli 1786, und neunten Band, 18. Juni 1788 bis 8. Auguſt 1792, in der Weimariſchen Ausgabe[27]) veröffentlicht. Dem Abſchnitte, den die italieniſche Reiſe in Goethes Leben bildet, trägt auch die Briefſammlung Rechnung, denn der ſiebente Band bringt die zeitlich nicht genau feſtzuſtellenden Briefchen aus der voritalieniſchen Zeit, Nachträge und Regiſter zu den ſieben Bänden. Im ganzen zählt die Briefabteilung jetzt 2928 Nummern. An Ungedrucktem hat der ſiebente Band 22, der neunte 18 Stücke gebracht. Wie wenig aber damit die Hoffnungen auf eine Bereicherung erfüllt ſind, läßt ſich gerade beim neunten Bande nachweiſen. Zarncke hat in ſeiner Ausgabe des Tagebuchs der ſchleſiſchen Reiſe für die Monate Auguſt und September 20 von Strehlke nicht verzeichnete Briefe nachgewieſen. Von dieſen Briefen hat die Weimariſche Ausgabe nicht einen einzigen gebracht, obwohl Erich Schmidt einmal erklärt

[27]) Goethes Werke: Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachſen. Weimar 1891 (Hermann Böhlau). Erſte Abteilung: Bd. 4, 9, 26, 46. Zweite Abteilung: Bd. 6. Dritte Abteilung: Bd. 4. Vierte Abteilung: Bd. 7 und 9. Der kritiſche Apparat zu Bd. 4, Gedichte IV, wird erſt in einem beſonderen Bande nachfolgen.

hat, Goethes Briefe an Chriſtiane ſeien im Beſitze des Archivs. Und Zarncke hat für dieſe Zeit die Abſendung von 10 Briefen an Chriſtiane nachgewieſen. Bei der die Weimariſche Ausgabe nicht im guten Sinne auszeichnenden Engherzigkeit liegt die Vermutung, daß dieſe Briefe abſichtlich zurückgehalten ſeien, ſehr nahe. Daß auch in den Briefabteilungen wie in den Werken ſelbſt die Unterdrückung einzelner Stellen, ja ſogar ganzer Briefe ſtattfindet, iſt VII, 301, und IX, 374, zugeſtanden. Die Mehrzahl der in dieſem Bande neu hinzugekommenen Briefe ſind in franzöſiſcher Sprache an Gräfin Brühl gerichtet; erwähnenswert iſt dabei nur Goethes öftere Anſpielung auf Mephiſtopheles. Eine ſchöne, in Kanzler Müllers Papieren entdeckte Briefſtelle (an Knebel 1784) lautet: „Du biſt mir wie der Morgenſtern des Tages den ich hier verlebt habe! Wir rufen keine Stunde davon zurück; laß uns zuſammen nehmen was geblieben, was geworden iſt und es nutzen und genießen eh der Abend kommt." Sehr intereſſant iſt es, daß nun auch v. d. Hellen VII, 307, von einer Trübung des Verhältniſſes zu Frau v. Stein vor der italieniſchen Reiſe ſpricht, alſo der von Keil vertretenen, von Erich Schmidt ſo entſchieden abgewieſenen Anſicht (vgl. Berichte VII, 191) beipflichtet. Neu iſt Goethes in großer Aufregung geſchriebener Bericht über die Jenaer Studentenunruhen im März 1790 und das von ihm ſelbſt angelegte Briefverzeichnis 1790/91. Bei Nr. 2670, und ich glaube auch ſonſt einigemal, iſt wohl die Handſchrift, aber nicht ihr erſter Druck angegeben. S. 381 Z. 18 iſt irrtümlich Jena ſtatt Dresden genannt. Der großen Förderung, welche die Weimariſche Briefſammlung für die Kenntnis Goethes gewährt, wird man ſich erſt bei dieſem neueſten Bande voll bewußt. Für die vorweimariſche Zeit lagen die Briefe ſchon im „jungen Goethe" in wünſchenswerter Sammlung vor, in den folgenden Jahrzehnten kommen höchſtens noch die wenigen Briefe an Lavater neben der an Inhalt und Umfang alles andere überdeckenden Maſſe der Schreiben an Frau v. Stein, die bereits in drei Ausgaben vorlagen, in Betracht. Dagegen iſt uns der Zeitabſchnitt von der Rückkehr aus Italien bis zur Abreiſe in den Champagnefeldzug ziemlich verſchleiert. Die chronologiſche Zuſammenſtellung des nach vielen Seiten ſich

wendenden Briefwechſels jener vier Jahre giebt ein viel deutlicheres Bild von Goethes Lage und Treiben als bisher erkennbar war. Weniger Nutzen als dieſer Briefband gewährt die Fortſetzung der Tagebücher. Für die Arbeit an der Farbenlehre und die Entſtehungsgeſchichte der Wahlverwandtſchaften bieten ſie wichtige Anhaltspunkte. Wir können nun zwei Faſſungen des Romans beſtimmt unterſcheiden, denn erſt nachdem ihn Goethe bereits vorgeleſen hatte, notiert er: „Spatzieren in Überlegung des Schemas zur Ausfüllung und Ausführung“, und wieder ein Monat ſpäter: „den Roman durchgedacht“. Am 30. Mai 1809 begann dann die teilweiſe Neuſchrift; die Reviſion dauerte noch während des am 28. Juli beginnenden Druckes fort. Am 21. Juli 1812 verzeichnet das Tagebuch: „Abends bei Beethoven. Er ſpielte köſtlich.“ Zu den in Hermann Großes Diſſertation „Goethe und das deutſche Altertum“ (Dramburg 1875) geſammelten Zeugniſſen für Goethes Intereſſe an der älteren Dichtung und Sage bringen die Tagebücher neue Belege, ſo erwähnen ſie am 14. April 1809: „Geſpräch über die deutſchen Sprachaltertümer des Ulfilas und Otfried“. Aber auch Klagen „über die Unart der Deutſchen, durch übertriebene Forderungen das Geleiſtete zu vernichten, da ſie doch immerfort vom Mittelmäßigen leben und ſich nähren“ (13. April 1810), die Pedanterie und „Unempfänglichkeit der Deutſchen, Produktive Anmaßung eines jeden faſt bis zum Wahnſinn gehend“ (29. November 1812) enthalten die Tagebücher gleich den Briefen (15. Juni 1789 an Reichardt).

Im Mai 1810 leſen wir in den Tagebüchern aus einer Unterhaltung über Biographika: „Ironiſche Anſicht des Lebens im höhern Sinne, wodurch die Biographie ſich erſt über das Leben erhebt. Superſtitioſe Anſicht; wodurch ſie ſich wieder gegen das Leben zurückzieht. Auf jene Weiſe wird dem Verſtand und der Vernunft, auf dieſe der Sinnlichkeit und der Phantaſie geſchmeichelt; und es muß zuletzt, wohl behandelt, eine befriedigende Totalität hervortreten.“ Mit welcher Sorgfalt Goethe bei ſeinen biographiſchen Arbeiten, ſowohl bei „Dichtung und Wahrheit“ als bei anderen verfahren iſt, zeigen der 46. und der 29. Band der Weimariſchen Ausgabe. In erſterem hat Adolf Michaelis Goethes Anteil

an „Winckelmann und sein Jahrhundert", O. Harnack die biographische Skizze Philipp Hackerts bearbeitet; im letzteren hat Jak. Bächtold seine treffliche Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit" zum Abschlusse gebracht. Gerade für diesen vierten, erst 1833 im 48. Bande der Ausgabe letzter Hand veröffentlichten Teil lagen mannigfache Schemata vor. Nach ihnen sollte das Verhältnis zu Lili ausführlicher und im Zusammenhange vorgeführt werden; aber auch für die Fortführung des Werkes bis 1803 konnte der Herausgeber Pläne mitteilen. Karl Augusts Äußerung (Goethe und Gräfin O'Donell, S. 57) über Goethes Darstellung späterer Lebensepochen ist vielleicht doch mehr als ein Scherz des den ersten Teil gänzlich verwerfenden fürstlichen Kritikers. Wie „die sogenannten Bekenntnisse einer schönen Seele den Hergang der Abentener Wilhelm Meisters unterbrechen, sollten Bettinas an Goethe übersandte Aufzeichnungen über Frau Aja als „Aristeia der Mutter" in das 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit" eingeschaltet werden. Eckermann ließ sie aber, da Frau v. Arnim inzwischen ihre Mitteilungen in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" aufgenommen hatte, weg; Bächtold teilt sie mit Goethes kurzer Einleitung in den Lesarten mit. Einen Ersatz für das von Goethe der Mutter zugedachte Denkmal hat nun Karl Heinemann in dem mit reichem Bilderschmuck — vor allem anziehend ist das nun zum erstenmale veröffentlichte Goethische Familienbild von Seekatz (1761) — ausgestatteten Werke „Goethes Mutter"[28]) zu liefern gesucht. Ich fürchte, Heinemann hat sich eine ganz unlösbare Aufgabe gestellt als er sein Werk von 368 Seiten zu einem allgemein gelesenen Hausbuche machen wollte. Das Leben der Frau Rat Goethe, die fast niemals ihr Frankfurt auch nur auf einen Tag verlassen hat, bietet dem Biographen nichts, was nicht in allen Lebensbeschreibungen ihres Sohnes aufgenommen ist. Ihr lebensvolles Bild ist in ihren Briefen enthalten: nur aus diesen und Bettinas Schilderung kennen wir sie, und deshalb wäre, was R. Keil schon 1871 mit unzureichenden Mitteln unternommen

[28]) Ein Lebensbild nach den Quellen. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und zwei Heliogravüren. Leipzig 1891 (Verlag von Artur Seemann).

hatte, eine möglichst vollständige Sammlung ihrer Briefe — ein bisher ungedrucktes Bruchstück steht in der Weimarischen Briefausgabe VII, 184 — allein geeignet, einen weiten Leserkreis zu fesseln. Heinemann giebt, wie er nicht anders konnte, massenhafte Zitate aus den Briefen mit allgemeinen Schilderungen Frankfurts und Bruchstücken aus Goethes Leben versetzt; so entstand ein unkünstlerisches Mittelding zwischen kommentierten Brieffragmenten und selbständigem, aber allzu allgemeinem Texte. Die ersten Seiten in Bettinas „Dies Buch gehört dem König“ [29]) geben uns ein lebendiges Vollbild von Frau Rat, vor dem das ganze wohlgemeinte aber schwerfällige und formlose Buch Heinemanns verfehlt erscheint. Und verfehlt war es eben von vorneherein über die dem Schreiben abgeneigte Frau Aja ein so dickes Buch zu schreiben. Besser als der Kritik scheint indessen das Buch der Lesewelt zu gefallen: anfangs April kommt es, durch neuen Bildschmuck bereichert, bereits in dritter Auflage heraus. Dagegen stimme ich Heinemann bei, wenn er in der „Geschichte des deutschen Briefes“ [30]), die Georg Steinhausen in so trefflicher Weise geliefert hat, Frau Rat als Briefschreiberin (II, 299) nicht genügend gewürdigt findet. Goethe selbst, Schiller und seine Gattin sind im vierten Buche Steinhausens: „Das 18. Jahrhundert, das Jahrhundert des Briefes“ sowohl wegen ihrer Briefwechsel wie Goethe auch als Vertreter des Romans in Briefen — Werthers Leiden — fortwährend angeführt. Goethes Beschreibung seiner zweiten Schweizerreise besteht ganz aus unveränderten Briefen; dem ersten Teile der italienischen Reise liegen Briefe zu Grunde, während im zweiten Teile diese Grundlage offen zu Tage tritt.

Auch Schiller hat seinen Roman „Der Geisterseher“ in Briefen fortgesetzt und schon in der Anthologie auf einen noch ungedruckten Roman in Briefen hingewiesen, der in der Folge als ein wirklicher Briefwechsel zwischen Körner und Schiller in der Thalia als „Philosophische Briefe“ erschienen ist. Die Zeit von

[29]) Josef Kürschners deutsche Nationallitteratur Bd. 146, zweiter Teil. Stuttgart 1891 (Union Deutsche Verlagsgesellschaft).

[30]) Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Zweiter Teil. Berlin 1891 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung).

Schillers und Körners Zusammenleben in Dresden, Schillers Eintritt in die Weimarischen Kreise und sein Schaffen bis zum Bunde mit Goethe behandelt Otto Brahm in der Fortsetzung seines „Schiller".[31]) Die feuilletonistische Behandlung ist in diesem zweiten Bande noch mehr als im ersten (vgl. Berichte VI, 123) zugespitzt; die persönlichen Verhältnisse sind entschieden besser als die litterarischen geschildert. Der vollständige Mangel des Verfassers an philosophischem Sinne und philosophischer Bildung läßt seine Eignung zum Biographen Schillers recht fragwürdig erscheinen. Die Abschnitte über Schillers philosophische Arbeiten sind kläglich ausgefallen, während im allgemeinen das vierte Buch „Lehrjahre" gegenüber dem dritten „Körners Freund" dadurch gewinnt, daß hierfür noch kein Vergleich mit Minor möglich ist. Übrigens hebt Brahm hervor, daß zwei Dritteile des Bandes bereits 1889 gedruckt wurden. Besonders unbefriedigt läßt die Entstehung des Don Karlos; der einfache Abdruck des ersten Planes gehört nicht in die Biographie, dagegen wäre es wichtig zu erfahren, daß Schiller nicht von selber, sondern durch Dalbergs Anregung auf den Stoff gekommen ist. Der Satz „die französischen Quellen korrigierten sich durch die spanischen" muß eine ganz falsche Vorstellung von Schillers Quellenstudium geben; vgl. Ernst Elster, Zur Entstehungsgeschichte des Don Karlos, Halle 1889. Dagegen ist das von Brahm über das fertige Werk Gesagte recht hübsch zu lesen. Statt Scharffenstein wäre S. 4 besser Abel als der einflußreichste der schwäbischen Jugendfreunde zu nennen gewesen. Daß nicht Charlotte v. Kalb die von Schröder gewünschte Reise Schillers nach Hamburg verhindert habe (S. 40), hat Minor erörtert; vom Dresdener Hofleben hat Schiller während seines dortigen Aufenthalts nichts gesehen und gewiß sehr wenig gehört: diese angebliche Einwirkung auf den Hof Philipps II. ist auszuscheiden. Dagegen ist bei den Briefen über ästhetische Erziehung gerade das bedeutendste und höchst einflußreiche Vorbild übersehen worden: Reinholds Briefe über die Kantische Philosophie (Leipzig 1790); ich halte auch die Ergebnisse von Daniel Jacobys Untersuchung

[31]) Zweiter Band, erste Hälfte. Berlin 1892 (Verlag von W. Hertz).

„Schiller und Garve“ (Schnorrs Archiv VII, 95) für gesichert. Nach Brahms Worten (S. 207) muß jeder Leser annehmen, Schiller sei unbestritten der Verfasser der „Verschwörung des Marquis von Bodemar gegen die Republik Venedig“. Boxberger hat diese Übersetzung als nicht von Schiller herrührend von seiner Ausgabe in Kürschners Nationallitteratur, X, 1 S. II, ausgeschlossen, wie schon vor ihm W. Vollmer in der Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur that. Bei Herausgabe der kritischhistorischen Ausgabe hatte Goedeke freilich die Arbeit Hubers noch für Schillers Eigentum gehalten, aber Brahm sollte diesen Irrtum nicht in seine Biographie aufnehmen. Daß Karl Eugen 1793 die Gesuche des Sohnes wie des Vaters Schiller durch verbissenes Schweigen bestraft habe, ist nicht richtig. Schillers Brief an den Herzog aus Heilbronn blieb allerdings unbeantwortet, aber der Hauptmann Schiller erhielt zu wiederholtenmalen den geforderten Urlaub. Die Epistel „die berühmte Frau“ als eine verblümte Warnung vor coquetterie d'esprit an die Schwestern Lengefeld anzusehen (S. 148), erscheint mir ein geradezu ungeheuerlicher Einfall. Der Mißdeutung wenigstens ausgesetzt ist die Behauptung, die Antike sei um die Zeit von Goethes Rückkehr aus Italien als absolutes Muster empfunden worden. Seit Lessing Shakespeare neben Sophokles genannt, Herder die verschiedenen Vorbedingungen der griechischen und der deutschen Poesie klar gelegt hatte, war ein absolutes Muster, wie die französische Tragödie für die Gottschedische Zeit es gebildet hatte, ausgeschlossen. „Ich teile“, schrieb Schiller nach Vollendung des Wallenstein an Süvern, „mit Ihnen die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tragödie, aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann, und das lebendige Produkt einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher töten als beleben.“ Wie unsere Klassiker eine deutsch-hellenische Dichtungssprache zu schaffen bestrebt waren, hat Karl Olbrichs Untersuchung gezeigt, aber von der Antike als absolutem Muster für das eigene Schaffen kann der Iphigenie und dem Wallenstein gegenüber doch nicht ernstlich die Rede sein.

*

Das innere Zusammentreffen Schillers mit den Griechen hat sehr einsichtsvoll und gründlich Deike in dem Programm: „Schillers Ansichten über die tragische Kunst verglichen mit denen des Aristoteles“ [32]) behandelt. Er hat wohl Recht zu behaupten, Schiller habe das Muster einer tragischen Handlung immer mehr in der strengen griechischen Form erkannt: er müßte nur hinzusetzen, theoretisch. Denn daß diese Form für die Produktion des 19. Jahrhundert nicht mehr unmittelbar anwendbar sei, hat er nicht nur im Briefe an Süvern ausgesprochen, sondern durch die That bewiesen, indem er der Braut von Messina den Tell und Demetrius folgen ließ. Deike stellt übrigens gegenüber der vielfachen Übereinstimmung auch den großen Unterschied fest, daß Aristoteles die tragischen Empfindungen als natürliche behandle, während sie nach Schiller „ihrer sinnlichen Natur entkleidet ein freies Vergnügen, d. i. ein solches gewähren sollen, bei welchem die geistigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft, thätig sind“. Schiller hat sich im Briefe an Goethe vom 5. Mai 1797, den Deike gar nicht herangezogen hat, aufs eingehendste über den wahren Höllenrichter Aristoteles ausgesprochen. Er war mit ihm sehr zufrieden, fand ihn aber für uns, die wir die Masse vorgestellter Tragödien nicht mehr vor Augen haben, zu empirisch, die Philosophie der Dichtkunst suche man bei ihm vergeblich. Deikes Arbeit ragt weit über die gewöhnlichen Programmarbeiten hervor und fördert wirklich die Einsicht in Schillers dramatische Theorien. Vielleicht anfechtbar, aber jedenfalls höchst interessant ist sein Nachweis, daß die Schillersche Tragödie nicht die Darstellung des inneren Zusammenhanges zwischen Schuld und Leiden sei. Das den Helden beugende Schicksal ist ihm „der Zwang der Umstände“. Wenn die Neuesten das Wesen des Dramas in der konzentrierten Darstellung der Wirklichkeit zu finden meinen, so hält Schiller für die Aufgabe des dramatischen Dichters den dramatischen Stoff der gemeinen Wirklichkeit zu entreißen (S. 17). Vor allem beim Wallenstein klagte Schiller über die Mühe, welche ihm die Idealisierung des Helden bereite, die schließlich nur durch Einführung

[32]) Helmstedt 1891 (Druck von J. C. Schmidt).

des ihn bewundernden jugendlichen Freundes ermöglicht wurde. Auf den Wallenstein bezieht sich Deike mit Recht am meisten neben den theoretischen Schriften. Unergiebig ist der Neudruck von Wilhelm Henkes Vortrag „Anatomie der Tragödie mit Anwendung auf Schillers Wallenstein“;[33]) nur die treffende Bemerkung über das Zurücktreten des historisch-politischen Interesses gegenüber dem rein persönlichen an dem Helden möchte ich hervorheben. Bei einem Vergleiche des Wallenstein mit Shakespeares Königsdrama wird man sich dieses Unterschiedes zwischen dem eigentlichen Geschichtsdrama und Wallenstein erst völlig bewußt. Für die eben erwähnte Idealisierungsarbeit Schillers liefern ein bezeichnendes Beispiel die Bemerkungen in den „Ideen zu einem Trauerspiel die Herzogin von Zelle“: „Aus diesem Stoff kann eine Tragödie werden, wenn der Charakter der Prinzessin vollkommen rein erhalten wird und kein Liebesverständnis zwischen ihr und Königsmark stattfindet“. In seiner Vergleichung der Schillerischen „Prinzessin von Zelle“ mit Paul Heyses „Graf Königsmark“ fügt Karl Frank[34]) diesen Worten mit Recht bei: „Auf diesem Liebesverständnis beruht die Fabel bei Heyse. Dadurch ist die ganze Fabel verunglückt.“ Und von diesem richtigen Standpunkte aus stellt Frank Schillers Plan und Heyses Machwerk einander gegenüber. Eine neue Dramatisierung des Stoffes, „Sophie Dorothea“ von Fr. Schütz, ist im Dezember 1891 auf der Münchener Hofbühne gespielt worden. Ob Sophie Mereaus Roman „Die Prinzessin von Cleves, frei nach dem Französischen bearbeitet“ (1799) die Schicksale Sophie Dorotheas behandelt, weiß ich nicht. Zu A. Steins Anführung der Demetriusdramen vor und nach Schiller, die er seiner hübschen Besprechung der Schillerischen Fragmente beigiebt[35]), ist nicht nur H. Zimmermanns fünfaktiges Trauerspiel (Prag 1885), sondern auch ein 1748 in Wien ge-

[33]) Vorträge über Plastik, Mimik und Drama. Rostock 1892 (W. Werthers Verlag).

[34]) M. Schönberg 1891 (Jahresbericht des Landes-Realgymnasiums).

[35]) Schillers Demetriusfragmente und seine Fortsetzungen. I. Teil: Das Fragment. Mülhausen i. E. (Wissenschaftliche Beilage zum Programm der Gewerbeschule).

ſpieltes Trauerſpiel Demetrius, mir allerdings nur aus der Beſprechung in Gottſcheds neuem Bücherſaal bekannt, hinzuzufügen. Grillparzer tadelte, daß Schiller gleich anfangs merken laſſe, das Mädchen liebe den Helden nicht. „Er erſcheint ſomit als lächerlich, während man zu Anfang den Helden verklären muß. Später kann ein ſolches Motiv die Situation verſtärken.“ Der Tadel der Lächerlichkeit trifft aber für die Fragmente gewiß nicht zu. Daß überhaupt erſt ſeit den Veröffentlichungen der kritiſch-hiſtoriſchen Ausgabe wir Schillers Plan überſehen können, hebt Stein mit Recht hervor; ſein Wunſch nach einer dichteriſchen Ausführung des von Schiller Gewollten bleibt aber jetzt nicht minder als früher unmöglich. Für die Erläuterung der Fragmente haben in letzter Zeit Bächtold und Düntzer ſich bemüht. Dem Wallenſtein und den nach ihm noch vollendeten vier großen Dramen hat Ludwig Bellermann im zweiten Teile ſeines Werkes[36]) (vgl. Berichte VI, 81) die eingehendſte kritiſch-äſthetiſche Unterſuchung gewidmet. Es iſt ein Buch, an dem man ſeine Freude haben kann, wie jeder reiche Belehrung aus ihm ſchöpfen wird. Aus voller Sachkenntnis heraus prüft und urteilt der Verfaſſer bedächtig und vorurteilsfrei. Er glaubt, und das gerade berührt bei ſeiner ernſten gründlichen Arbeit ſo angenehm, nicht wie Minor und Brahm in kritiſcher Weisheit über dem Dichter zu ſtehen, den er beurteilt, ſondern ſucht überall des kunſtverſtändigen Dichters auch verborgenere Abſicht zu erkennen. Von einem ausnahmsloſen Bewundern hält er ſich deshalb nicht minder ferne. Die Kompoſition des Tell unterzieht er ſcharfer Kritik: das völlige Verſchwinden Tells im zweiten Akt mit ſeinem allzuepiſchen Verklingen, die Unſchlüſſigkeit der Verſchwornen nach Tells Wegführung, die erſt durch Rudenz' Klage um die Brunneckerin, ein nebenſächliches Motiv, zum Handeln beſtimmt werden. Die Einführung Parricidas erklärt Bellermann ſchlechterdings für einen Mißgriff des Dichters. Auch für die Braut von Meſſina muß er „zugeſtehen, daß die Schickſalsidee, welche in der Sophokleiſchen Tragödie von ſelbſt und ohne weiteres

[36]) Schillers Dramen, Beiträge zu ihrem Verſtändnis. Berlin 1891 (Weidmannſche Buchhandlung).

Zuthun der unzweideutige Ausdruck für den Grundgedanken des Stückes ist, in dem Schillerschen Drama ohne Zusammenhang mit dem wichtigsten Gedankengehalt des Werkes dasteht".

Die Litteratur gerade über diese Frage ist eine überreiche; so weit ich sie kenne, muß ich Bellermanns Untersuchung weitaus als das beste rühmen. Seine Zurückweisung derjenigen, welche den Wallenstein als Schicksalstragödie tadeln wollen, und seine Erörterung der Schicksalsidee in der Braut mit Vergleichung des auch im antiken Drama ganz vereinzelt stehenden König Ödipus — eine gewöhnlich übersehene Thatsache — sind geradezu als Musterleistungen ästhetisch-dramaturgischer Kritik zu rühmen. Ausgezeichnet weiß er stets den Gang und die Einheit der Handlung in anschaulicher Kürze darzulegen. Daran reihen sich im Wallenstein die Untersuchungen über das Schicksal und Wallensteins Charakter, für die Jungfrau die Untersuchung über die dramatische Bedeutung und Zulassung des Wunders. Die Darlegung über die Notwendigkeit von Johannas Schwäche gegenüber Lionel könnte selbst die Gegner überzeugen; Bellermann erwähnt die gegenteiligen Ansichten und widerlegt sie ohne sich in eine störende Polemik einzulassen. Es ist ein wirklich vornehmes gediegenes Buch, das man in der Hand eines jeden wünscht, der aus Neigung oder Lehrberuf sich mit Schillers Dramen beschäftigt. Möchte Bellermann doch in einem dritten Teile in Studien über Dramenpläne und Fragmente sein feinsinniges Eindringen in Schillers Eigenart aufs neue bewähren.

Eine mit zwei Landkarten, Auszügen aus Tschudi, englischer Einleitung (71 S.) und Noten (124 S.) ausgestattete Tellausgabe hat Karl Breul besorgt.[37]) Eine Anleitung zur Würdigung der poetischen Schönheiten des Dramas wäre für die englischen Leser gewiß nicht überflüssig gewesen, im übrigen ist die Ausgabe, deren Litteraturangaben zum Teil auch in Deutschland recht willkommen sind, durchaus zu loben. Ebenso ist die mit Introduction and Notes (50 u. 140 S.) sorgsam versehene Textausgabe von Hermann und Dorothea,[38]) die Watermann T. Howett, Professor

[37]) Cambridge 1890 (At the University Press).

[38]) Boston 1891 (C. D. Heath and Co., Publishers).

der deutſchen Litteratur an der Cornell University bearbeitet hat, eine erfreuliche Beſtätigung für das Anſehen und das ernſte Studium der deutſchen Dichtung im Auslande. Der amerikaniſche Herausgeber ſelbſt muß dabei wieder A. Chuquets admirable French edition (Paris 1886) von Hermann und Dorothea als die beſte rühmen. In ſeiner Einleitung wollte Howett zugleich Anregung zu einem kritiſchen Studium von Goethes Leben und Schriften geben. Das Perſönliche in der epiſchen Idylle ſuchte Theodor Werther feſtzuſtellen,[39]) indem er in Hermanns Eltern die Züge von Goethes eigenen Eltern nachwies. Auch zwiſchen dem alten Herrn Rat und dem Apotheker glaubt er Ähnlichkeiten zu finden. Für Dorothea, die nur in einzelnen Zügen eine Erinnerung an Friederike wachrufen könnte, weiß er kein Urbild zu nennen. Die Parallele zwiſchen dem Kaufmannshaus im Gedichte und Lilli Schönemanns Elternhaus halte ich nicht für zutreffend. Wie im Epos mag Goethe auch im Roman bei dem Verhältnis Wilhelms zum alten Meiſter an den eigenen Gegenſatz zu ſeinem Vater gedacht haben. R. Meuſchs Aufſatz „the ethical development of Wilhelm Meister“ im fünften Bande der Publications wird dem mit Schillers, Körners und Schlegels Kritik vertrauten Kenner des Romans wenig bieten, während C. H. Herfords Darſtellung von Goethe's epic poetry im ſechſten Bande zwar den ewigen Juden und die Geheimniſſe ausſcheidet, im übrigen aber das noch kaum im Zuſammenhange behandelte Thema ſehr anſprechend erörtert. Der erſte Abſchnitt iſt der Vergleichung von Reineke Fuchs mit ſeinen Vorlagen, der dritte den epiſchen Plänen Achilleis, Tell, die Jagd gewidmet, während der mittlere Hermann und Dorothea eingehend erörtert. Das dabei eigens hervorgehobene Thema „Goethe and the French Revolution hat der Präſident der English Goethe-Society Edward Dawden in einem ſelbſtändigen Vortrage ganz vortrefflich behandelt. Schöll hat den gleichen Gegenſtand in dem aus einem größeren Vortrage herausgeriſſenen und in ſeine Goethe-Abhandlungen

[39]) Zur Entſtehung von Goethes Hermann und Dorothea, Eutin 1890 (Beil. z. Programm des großherzogl. Gymnaſiums).

(Berlin 1882) eingefügten Bruchstücke „Goethe und die französische Revolution“ nur gestreift, und ich selbst habe Goethes und Schillers Verhalten wenn auch ausführlicher so doch ebenfalls nur als Teil des Gesamtbildes „die deutsche Litteratur und die französische Revolution“ [40]) dargestellt. Dagegen hat Karl Rieger schon früher (Wien 1885) einen eigenen Vortrag über „Schillers Verhältnis zur französischen Revolution“ veröffentlicht. Davden hat den Großkophta, die Aufgeregten, den Bürgergeneral, die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Reineke Fuchs, Pandora herangezogen, Hermann und Dorothea und die natürliche Tochter kaum erwähnt. Für den Freiheitsdrang des „jungen Goethe“, dem F. F. Cornisch im sechsten Bande der Publications eine zitatenreiche und inhaltsarme Betrachtung gewidmet hat, führt Davden den Götz und Prometheus als Beispiele an. Ich möchte hinzufügen wie gerade der stürmische Götz, besonders bei einer Zusammenstellung mit den Räubern, neben den revolutionären Elementen auch andere, konservative könnte man fast sagen, zeigt. Die Hinwendung und Liebe zu der deutschen Vergangenheit steht unter dem Einflusse von Justus Möser. Und die gleiche tiefe Neigung zum eigenen Volkstum macht sich wieder geltend, wenn die Schwäche der deutschen gegenüber der französischen Freiheitslehre Goethe den Spott gegen die Großen entpreßt, sie hätten ja stets nur den Mann geschätzt, der der Franzen Sprache gesprochen habe, und sollten sich freuen, daß nun alles Volk entzückt die Sprache der Franzen nachahme. Es ist doch merkwürdig, daß man aus den die französische Bewegung vielfach erwähnenden venetianischen Epigrammen immer des Dichters Klage über die Härte der deutschen im Vergleich zur italienischen Sprache als Beweis für mangelndes Vaterlandsgefühl hervorhebt, das andere, die sprachliche Fremdländerei patriotisch geißelnde Epigramm aber gar nicht zu kennen scheint. Über „Goethes deutsche Gesinnung“ ließe sich mehr und Bedeutenderes sagen als Fr. Gotthard Winter in seiner Dissertation (Leipzig 1880) zusammengestellt hat. Ein letzter Nachtrag in v. Biedermanns Sammlung der Goethischen Gespräche erzählt wie Goethe

[40]) Beiblatt zu den Mitteilungen des Allgemeinen deutschen Verbandes Nr. 3.

zum Erstaunen seiner schwäbischen Besucher die Aussicht auf den zollpolitischen Anschluß Süddeutschlands an Preußen mit dem freudigen Ausruf begrüßte: „Also doch ein Band mehr zur Einigung Deutschlands". Der von F. W. Behrens erhobene Vorwurf, daß Goethe in politischen und nationalen Dingen mehrfach Schwankungen unterworfen gewesen sei, ist so nichtssagend wie die ganze dilettantische Schönrednerei von Behrens Dissertation.[41]) Daß Goethe gleich Klopstock die französische Revolution lebhaft begrüßt habe ist ganz und gar unwahr. Das Xenion „Epimenides' Erwachen" (v. Loeper Nr. 512), gegen die preußische Forderung der Einverleibung Sachsens gerichtet, scheint Behrens für einen Teil des gleichnamigen Festspiels zu halten: jedenfalls wäre Passenderes anzuführen gewesen. Für Schillers Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Ehr- und Nationalgefühls weiß Behrens nur ein Zitat aus Menzel anzuführen. Seine und Wageners oben besprochene Dissertation legen für die Behandlung der deutschen Litteraturgeschichte an unseren Universitäten nicht eben ein günstiges Zeugnis ab: wie ist es möglich, auf solche lächerlich ungenügende Versuche hin promoviren zu lassen? „Schillers Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Nationalgefühls"[42]) darzustellen hat A. Ruhe in einer sehr gründlichen, im zweiten Teile vielleicht etwas zu weit ausgreifenden Arbeit begonnen, während Reinhard Jurisch ohne genügende Auswahl Äußerungen Schillers zusammenstellte, die den Gegensatz zwischen der kosmopolitischen und der patriotischen Richtung und das schließliche Vorherrschen der letzteren anschaulich machen sollten.[43]) Man wird dabei mehr noch als die Bruchstücke des Gedichtes zum Antritt des neuen Jahrhunderts einen Hinweis auf die Briefe über ästhetische Erziehung vermissen. Wilhelm Jordans schöne Verse über Schillers Einfluß auf die Entwickelung des nationalen Gedankens habe ich selbst in der in-

[41]) Deutsches Ehr- und Nationalgefühl in seiner Entwickelung durch Philosophen und Dichter. Leipzig 1891 (Gustav Fock).

[42]) Meppen 1887 und 1889 (Programm des kgl. Gymnasiums).

[43]) Schiller als Weltbürger und Freund seines Vaterlandes. Breslau 1889 (Wissenschaftliche Abhandlung zum Programm des Realgymnasiums am Zwinger)

haltlich mit den eben angeführten Arbeiten sich berührenden Flugschrift „Nationalität und Nationallitteratur[44]) angeführt.

Aus Ruhes Schilderung der dramatischen Dichtung und der Theaterverhältnisse, wie der Dichter der Räuber sie vorfand, möchte ich noch besonders sein ruhig abwägendes Urteil über Shakespeares Einfluß hervorheben. Er betont dem gewöhnlichen einseitigen Anpreisen der befreienden Einwirkung gegenüber auch die schädlichen Folgen der an keine Bühnenregeln mehr sich bindenden Shakespearenachahmung. Goethe und Herder stimmten bei Beurteilung des „Gottfried von Berlichingen" überein, daß Shakespeare den jungen deutschen Dramatiker verdorben habe. Allein auch noch der Götz überschritt, wie Ruhe treffend sagt „in der Behandlung alle Theatergrenzen". In den so mühseligen und doch so wenig erfolgreichen Bemühungen, den Götz für die Bühne einzurichten, hat der Dichter in der Folgezeit als Leiter des Weimarischen Theaters die jugendliche Geringschätzung der dramaturgischen Gesetze gebüßt. Neue Mitteilungen „zur Bühnengeschichte des Götz von Berlichingen"[45]) haben Fritz Winter und Eugen Kilian veröffentlicht. Winter hat einige bei Braun fehlende Besprechungen der Dichtung und der ersten Hamburgischen Aufführung, 24. Oktober 1774, sowie den von Schröder herausgegebenen „Auszug und Inhalt" seiner Bühnenbearbeitung des Götz neu abdrucken lassen; Kilian, dem wir bereits die Veröffentlichung der Mannheimer Bühnenbearbeitung verdanken, hat die von 1830 bis 1833 auf dem Wiener Burgtheater gespielte Bearbeitung Schreyvogels zum erstenmale bekannt gemacht und mit Goethes eigener Inszenierung geschickt verglichen. Zwischen den Versuchen das dahinstürmende eigene Jugendwerk für des Theaters Enge zu zügeln und der Dichtung selbst fällt Wilhelm Meisters Plan zu einer Bühnenbearbeitung des Hamlet. In den Publications hat Charles Tomlinson „On Goethe's proposed alterations in Shakespeares Hamlet" gehandelt, in seiner hübschen Darlegung jedoch übersehen, daß Goethe keineswegs an Shakespeares Werk an sich und als englischer Bühnendichtung

[44]) Berlin 1892 (Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung).

[45]) Theatergeschichtliche Forschungen herausgegeben von Berthold Litzmann II. Hamburg und Leipzig 1891 (Verlag von Leopold Voß).

Ausſetzungen machte, ſondern von der praktiſchen Frage ausging, wie für ein deutſches Theaterpublikum das Verſtändnis des fremdartigen Werkes zu erleichtern ſei. Daß Auguſt Klingemann die Bearbeitung nach Goethes Andeutungen 1815 auf Grundlage der Schlegeliſchen Überſetzung ausführte, wäre ebenſo wie Goethes Äußerungen gelegentlich der Auffindung der erſten Folio — „Kunſt und Altertum 1827". VI, 1, 124 — zu erwähnen geweſen. Im 9. Bande der Weimariſchen Ausgabe iſt zum erſtenmale die von Goethe und Riemer ausgeführte Theaterbearbeitung von „Romeo und Julia", wegen deren Goethe ſo viel angegriffen wurde, in Goethes Werke aufgenommen worden. Goethe ſelbſt hatte in einem Briefe an Cotta die Bearbeitung als für den Druck nicht geeignet bezeichnet, doch iſt dieſer ſchon 1841 in Boas' Nachträgen erfolgt. Die Aufnahme in die Werke war um ſo mehr geboten, als Riemers Mitarbeit viel geringer iſt als man bisher annahm. Der neueſte Herausgeber, Wahle, konnte das Weimarer Theatermanuſkript von 1812 zu Grunde legen.

Die Sorgfalt, welche Goethe engliſchen Stücken widmete, iſt ihm vom engliſchen Theater nicht vergolten worden. Nur der Fauſt iſt, wie W. Heinemann „Goethe on the English Stage", nachgewieſen hat, bis jetzt in England von Goethes Dramen geſpielt worden, und auch dieſer in welcher Entſtellung! Dem gegenüber ſollten die Mißgriffe, die in Goethes Inſzenierung von „Romeo und Julia" allerdings vorliegen, nicht in ſo einſeitiger Weiſe betont, das Lobenswerte, das ein ſo berufener Beurteiler wie Pius Alexander Wolff in der Bearbeitung fand, nicht ſo völlig überſehen werden. Bei den übrigen im gleichen Bande enthaltenen Dramen: „Die Laune des Verliebten", „Die Mitſchuldigen" und „Die Geſchwiſter", „Mahomet" und „Tankred" kam für das Schäferſpiel eine Theaterhandſchrift von 1805 in Betracht, die älter als der erſte Druck (1806) einige abweichende Lesarten und im vorletzten Auftritt nach V. 425 zwei bisher unbekannte Verspaare enthält:

Wenn eines Mädchens Bruſt von ganzem Herzen lodert,
Ach, da ergiebt es ſich, wenn man es halbweg fodert,
O Männer wüßtet ihr's, ihr könntet wartend ruhn.
Uns iſt's ſo viel um euch, als euch um uns zu thun.

Mit Spannung sah man seit langem der Veröffentlichung der in Dresden ängstlich geheim gehaltenen, ältesten, einaktigen Fassung der „Mitschuldigen“ entgegen. Allein abgesehen von dem vollständigen Fehlen des ersten Aufzugs ist zwischen der von Hirzel veröffentlichten zweiten Bearbeitung (1769?) und der dritten, 1787 gedruckten, ein größerer Unterschied als zwischen den fünfzehn Auftritten der Dresdner und dem zweiten und dritten Aufzuge (je zehn und fünf Auftritte) der Hirzelischen Handschrift. Die einaktige Fassung trägt die Jahreszahl 1769; die Hirzelische ist vielleicht bisher zu früh angesetzt: wenigstens halte ich die Anspielung auf den 1769 sichtbaren Kometen nicht für die Abfassung im gleichen Jahre beweisend.

Eine ganze Fülle neuer Mitteilungen bietet der von Rudolf Steiner herausgegebene erste Band „Zur Morphologie“, der sechste der II., Goethes naturwissenschaftliche Schriften umfassenden Abteilung der Weimarer Ausgabe. In höchst erfreulicher Weise wurde hier von den allzu schroff philologischen Grundsätzen abgegangen und der Buchstabenkultus einmal der Forderung nach geistigem Verständnis nachgestellt. Ein Drittel des Textes (S. 279 bis 363) selbst bringt Ungedrucktes, das durch die übersichtlicher als in anderen Bänden geordneten Lesarten und Paralipomena reich vermehrt wird. Die letzteren (S. 401—453) bieten nur Proben aus der Fülle der handschriftlichen Entwürfe, sie veranschaulichen aber zur Genüge die echt empirische Art, in der Goethe seine wissenschaftlichen Ergebnisse errang. Was von Goethes wissenschaftlichen Ideen vorlag, ist vollständig aufgenommen, so daß ohne Rücksicht auf die formale Ausbildung „ein Ganzes der Ideen“ wie sie Goethe von 1790—1831 auf morphologischem Gebiete entwickelte, nun geboten ist. Goethes morphologische Ansichten sind hier erst in ihrem vollen Umfange übersichtlich geworden, und es ist freudig zu begrüßen, daß gerade Steiner, der sich in einer Reihe trefflicher Arbeiten als der genialste Erklärer von Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten bewährt hat, dazu berufen ward, aus Goethes eignen Studienblättern des Dichters Forschung ergänzen zu dürfen. In den Briefen unmittelbar vor und nach der Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen kündigt Goethe den Freunden zu wiederholtenmalen weitere Arbeiten auf diesem Gebiete an. Erst in

Steiners Ausgabe treten dieſe und ſpätere Entwürfe ans Licht: erweiternde Umarbeitung einzelner Paragraphen der Metamorphoſenlehre. Die Einleitung zu einem zweiten Teile der Metamorphoſe der Pflanzen und die Vorarbeiten der „Metamorphoſe der Inſekten“ (1796), Vorarbeiten zu einer Phyſiologie der Pflanzen. Die Würdigung des neuen Materials muß, nachdem Steiner ſelbſt bereits im letzten Bande des Goethejahrbuchs darüber gehandelt hat, den Naturforſchern überlaſſen bleiben. Ein Fortſchritt in der Erkenntnis von Goethes ganzem Weſen iſt es jedenfalls, daß das früher beliebte Beiſeitelaſſen ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten nicht mehr möglich iſt. Im fünften Bande der Publications handeln drei Aufſätze über Goethes Naturſtudien: Erneſt Weiß „Goethe as Naturalist“; W. C. Williamſon „On Goethe as Botanist and Osteologist“; A. Schuſter „Goethe's Farbenlehre“. Im zweiten Verſuch der Metamorphoſenlehre erläutert Goethe den Hauptbegriff, der unabweichbar jeder Betrachtung eines lebendigen Weſens zu Grunde liegen müſſe: „daß es mit ſich ſelbſt beſtändig, daß ſeine Teile in einem notwendigen Verhältnis gegen ſich ſelbſt ſtehn, daß nichts Mechaniſches gleichſam von außen gebauet und hervorgebracht werde, obgleich Teile nach außen zu wirken und von außen Beſtimmung annehmen“. In der „Betrachtung über und Entwurf einer Morphologie“ erhalten wir auch eine Begriffsbeſtimmung des von Goethe mit Vorliebe gebrauchten Wortes: „die Morphologie ſoll die Lehre von der Geſtalt der Bildung und Umbildung der organiſchen Körper enthalten“ . . . „Morphologie ruht auf der Überzeugung, daß alles, was ſei, ſich auch andeuten und zeigen müſſe. Von den erſten phyſiſchen und chemiſchen Elementen an bis zur geiſtigſten Äußerung des Menſchen laſſen wir dieſen Grundſatz gelten.“ Als eine beſondere Wiſſenſchaft müſſe ſich die Morphologie legitimieren, „indem ſie das, was bei andern gelegentlich und zufällig abgehandelt iſt, zu ihrem Hauptgegenſtande macht, indem ſie das, was dort zerſtreut iſt, ſammelt und einen neuen Standort feſtſtellt, woraus die natürlichen Dinge ſich mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit betrachten laſſen.“

Beſonders anziehend iſt es aus den verſchiedenen Entwürfen und Schemas zu erſehen, wie die empiriſchen Naturſtudien wieder

zur dichteriſchen Naturbetrachtung und zur eigentlichen Philoſophie hinüberleiten. So findet ſich ein Abſchnitt „äſthetiſche Pflanzenanſicht“; in den „poetiſchen Metamorphoſen“ werden Ovid und Dante angeführt. „In ihrem eigentlichen Sinne durchgeführt“ würden unſchätzbare Konzeptionen wie Daphne, Myrrha, Hyacinth, Narziß, Clytia „auch dem Denker Erſtaunen erregen. . . . Phantaſie iſt der Natur viel näher als die Sinnlichkeit, dieſe iſt in der Natur, jene ſchwebt über ihr. Phantaſie iſt der Natur gewachſen, Sinnlichkeit wird von ihr beherrſcht.“ So hat der Dichter Jovis ewig bewegliches Schoßkind in dem Hymnus „Meine Göttin“ im Herbſte 1780 geprieſen. Die tiefverborgenen Quellen der Phantaſie des Dichters nachzuweiſen, hat Hermann Brunnhofer in der Schrift „Goethes Bildkraft im Lichte der ethnologiſchen Sprach- und Mythenvergleichung“[46]) verſucht. In einer Reihe von Fällen glaubt er das Goethe ſelbſt natürlich unbewußte Zuſammentreffen mit altgermaniſchen und gemeinariſchen Bildern und Vorſtellungen feſtſtellen zu können: der Zuſammenhang des Dichters mit ſeinem Volksſtamme trete gerade darin hervor. Ariels onomatopoetiſche Schilderung des neuen Tages im Fauſt iſt jedenfalls kein „wiedererwachter Nachklang indogermaniſcher Naturempfindung“ ſondern litterarhiſtoriſch auf Ilias V, 749 zurückzuführen wie ſchon die Nachahmung in V. 61 der Achilleis beweiſt. Ob dem fränkiſchen Stamme im allgemeinen eine höhere Gabe des Geſtaltens verliehen ſei als dem alemanniſch-ſchwäbiſchen, ſcheint mir doch nicht ſo ausgemacht; zum mindeſtens beweiſt das von Brunnhofer angezogene Beiſpiel Gottfried und Wolfram, der ſich übrigens ſelber nicht als Franken ſondern als Bayern ausgiebt, eher gegen als für ſeine Behauptung. Über die Stammesart von Franken und Schwaben hat Weltrich in der grundlegenden Einleitung ſeiner leider noch immer nicht fortgeführten Schillerbiographie eingehend gehandelt. Die Anregung zu den berühmten Verſen in dem nach K. Fiſcher „tiefſinnigſten Gedicht der Anthologie“:

Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit

[46]) Neue Goetheſchriften I. Leipzig 1890 (Rauert & Rocco).

findet Brunnhofer wohl mit Recht in Werthers Worten „aus dem schäumenden Becher der Unendlichkeit jene schwellende Lebenswonne zu trinken."

Die Strophen aus der „Freundschaft" hat Schiller dann in seine philosophischen Briefe aufgenommen, und Hegel hat in ihnen seine Phänomenologie ausklingen lassen. Brunnhofer beklagt es, daß Schiller „die von der Freude an der Welt durchwehte Philosophie von Leibniz", zu der diese Verse stimmten, verlassen und sich der gänzlich unpoetischen, ja welt- und poesiefeindlichen Lehre Kants ergeben habe. Den ganzen Gang von Schillers philosophischer Entwickelung hat Kuno Fischer in der zu zwei Bänden erweiterten Umarbeitung seines Jenenser Vortrags (1858) „Schiller als Philosoph" [47]) dargestellt. Das erste Buch, die vorkantische Jugendzeit 1779 bis 1789" ist ganz neu geschrieben, für das zweite „die akademische Zeit 1789 bis 1796" sind durch die inzwischen in Goedekes kritisch historischer Ausgabe und Michelsens Veröffentlichung des Urtextes der Briefe über ästhetische Erziehung neu erschlossenen Quellen Nachbesserungen und bedeutende Erweiterungen nötig geworden. Die glänzenden Vorzüge von Kuno Fischers Beiträgen zur Litteraturgeschichte sind bekannt genug. Kaum ein anderer weiß so wie er philosophische Probleme klar verständlich darzulegen, orientierende Schlagwörter herauszugreifen, durch elegante Darstellung zu fesseln und den Leser mit dem angenehmen Gefühle zu entlassen, daß der Gegenstand nun aufs gründlichste erschöpft sei. Natürlich weiß Fischer selbst am besten, daß nicht alle Fragen betreffs Schillers Verhältnis zur Philosophie, mit deren eingehender Untersuchung Tomaschek, Überweg, Twesten, Drobisch, Meurer, Geil und noch manch andere sich abmühten, in solch gedrängter Übersicht erörtert werden konnten. Man braucht z. B. nur Weltrichs Zergliederung der medizinisch-philosophischen Jugendschriften, Geils und E. Kühnemanns entgegengesetzte Auffassung über Schillers Verhältnis zu Kant ins Auge zu fassen, um die von Fischer seiner Arbeit gesteckten Grenzen zu erkennen. Gerade Weltrich gegenüber

---

[47]) Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. Schiller-Schriften III und IV. Heidelberg 1891 (Karl Winters Universitätsbuchhandlung).

hat aber Fiſcher den höchſt intereſſanten Nachweis geliefert, daß Schiller am Schluſſe ſeiner zweiten Diſſertation eine Idee aus Leſſings „Erziehung des Menſchengeſchlechtes“ aufgegriffen hat. Dagegen iſt mit der Erwähnung einer Leſſingiſchen Abhandlung über das bürgerliche Trauerſpiel (S. 16) dem Verfaſſer von „Leſſing als Reformator der deutſchen Litteratur“ ein kleiner Irrtum mit unterlaufen. Eine ſolche Leſſingiſche Abhandlung giebt es nicht, ſondern nur Leſſings Überſetzung von Chaffirons „Betrachtung über das weinerlich Komiſche“ und von Gellerts „Abhandlung für das rührende Luſtſpiel“.[48]) Ebenſo iſt die Bezeichnung des Don Karlos als Schillers erſte hiſtoriſche Tragödie (S. 25) eine Verletzung des dem Fiesko gebührenden Erſtgeburtsrechtes. Die Entſtehung der Theoſophie ſetzt Fiſcher im Gegenſatze zu Minor erſt für die Dresdener Zeit an. Die Frage nach Schillers Verhältnis zur Religion ſtreift Fiſcher gelegentlich der wechſelnden Anſicht des Dichters und Philoſophen gegenüber dem Unſterblichkeitsglauben. Die bereits ziemlich große Anzahl der unerquicklichen Abhandlungen über Goethes und Schillers Verhalten zur Religion — auch im letzten Bande der Goethe-Society hat L. Simmons einen Vortrag „Goethe and Religion“ mitgeteilt, während der vorangehende Band einen anregenden Dialog W. D. Sculls „Goethe and Socialism“ brachte — iſt durch J. Friedrich (Mähliß) wertloſe Zitatenzuſammenſtellung[49]) vermehrt, nicht bereichert worden. Wie wenig eine Anführung einzelner Stellen beweiſen kann oder wie man auch das Widerſprechendſte auf ſolche Art beweiſen kann, ſollte doch allgemein eingeſehen werden. Wollen wir das Verhältnis Goethes und Schillers zu irgend einer Frage wirklich kennen lernen, ſo müſſen wir nach dem die einzelnen

[48]) Gerne ergreife ich die Gelegenheit um auch an dieſer Stelle auf F. Muncker s vorzügliche Neubearbeitung der Lachmanniſchen Leſſingausgabe, von der nun ſieben Bände vorliegen, hinzuweiſen. Es iſt unſere beſte Leſſingausgabe und für jedes Studium Leſſings ganz unentbehrlich. Dritte, aufs neue durchgeſehene und vermehrte Auflage. Stuttgart 1886—1891 (G. J. Göſchenſche Verlagshandlung).

[49]) Der glaube Schillers. Zweiter Teil zu: der glaube Goethes und Schillers. Halle a. d. S. 1892 (Ferlag fon C. A. Kämmerer & Ko.).

Äußerungen verbindenden geistigen Bande suchen, wie dies Otto Harnack in „Goethe in der Epoche seiner Vollendung“ so meisterlich gethan hat. Gerade in diesem Nachweise des trotz scheinbarer Widersprüche ununterbrochenen geistigen Zusammenhanges, der folgerichtigen Entwickelung, liegt ein Hauptvorzug von Kuno Fischers fesselnden und fördernden Schiller- und Goetheschriften.

3.

Barbara Schultheß und Ph. Chr. Kayser.[1])

Von Dr. O. Heuer.

Unter den Frauen, die zu Goethe in näheren Beziehungen standen, nimmt Barbara Schultheß eine eigenartige Stellung ein. Sie war weder schön, noch empfindsam, noch geistreich. Nicht Liebe war es, was den Frauenliebling an sie fesselte, auch nicht ein schöngeistiges Verhältnis nach der Mode der Zeit. Trotzdem finden wir in dem brieflichen Verkehre des gefeierten Dichters mit der Züricher Fabrikantenfrau das trauliche Du, trotzdem sandte er ihr seine Iphigenie, seinen Tasso im Manuskript, sie so vor seinen litterarischen Freunden in die Geheimnisse seines Schaffens einweihend. Was zog ihn zu ihr hin?

Lavater schildert sie „Frau Schultheß ist kurz und gut — eine Männin. Sie spricht fast nichts und führt aus ohne Wortgepränge. Sie ist nicht schön und nicht feingebildet. Nur stark und fest, ohne Grobheit. Sie ist streng und stolz, unausgebreitet, eine treffliche Frau, eine herrliche Mutter. Ihr Schweigen ist belehrende Kritik, sie ist mir Warnerin und Stab.“[2]) L. Hirzel führt noch ein Urteil, ihres Schwiegersohnes G. Geßner, an:[3]) „Viel

---

[1]) Vgl. Berichte N. F. Jg. 7 1891 S. 443 ff. Ph. Chr. Kaiser, Goethe und Klinger.

[2]) Lavater, Physiognomik, 2. Versuch, S. 141.

[3]) Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich. Neujahrsblatt hrsg. v. d. Stadtbibliothek zu Zürich auf das Jahr 1888. S. Hirzel.

reden war nie ihre Sache, oft that es ihr ſelbſt wehe, daß ſie nicht mehr Mitteilſamkeit, beſonders religiöſer Empfindungen, hatte. Ein Zug ihres Weſens, der ſie mancher Mißdeutung ausſetzte. Wer ſie aber näher kannte und das Lakoniſche ihrer Äußerungen verſtand, dem gab ſie mit einem Worte mehr, als hundert andere mit einer weitläufigen Unterhaltung, mit einem Händedruck mehr, als viele mit den zärtlichſten Ergießungen. In der Freundſchaft hatte ſie eine Treue und Feſtigkeit, die durch nichts, was auch je Mißſtimmendes dazwiſchen kommen mochte, erſchüttert ward."

Dieſe beiden Zeugniſſe ſind die hauptſächlichſten Anhaltspunkte, die man bisher zur Beurteilung des Weſens dieſer eigenartigen Frau hatte. Briefe von ihr ſind nicht bekannt geworden. Auf ihre Korreſpondenz mit Goethe ließen nur die Erwähnungen in deſſen Briefen an Lavater, Tagebuchnotizen ꝛc. ſchließen, da ſie die empfangenen Schreiben vor ihrem Tode verbrannt hatte, und die von ihr an den Dichter gerichteten im Goethearchiv ruhten. Binnen kurzem werden wir die letzteren, die B. Suphan in dem diesjährigen Goethejahrbuche veröffentlicht, kennen lernen, und damit vollen Einblick in das Weſen der Freundin Goethes gewinnen. Nicht ganz ohne Bedeutung iſt daneben aber auch ein Briefwechſel, der ſich aus ihren freundſchaftlichen Beziehungen zu Ph. Chr. Kayſer entwickelte. Die Briefe ſind freilich nicht an eine hervorragende Perſönlichkeit, ſondern an ein einfaches Frankfurter Bürgermädchen, Kayſers Schweſter Dorothea gerichtet. Demgemäß würde man vergebens bedeutende Ausſprüche, intereſſante Mitteilungen darin ſuchen. Goethes Name wird nicht einmal genannt. Die Schreiberin ſpricht ausſchließlich von den alltäglichſten Dingen der Welt, vom Haushalt und ſeinen Mühen und Freuden, vom Familienglück und -leid, von Hochzeit, Geburt und Tod, von lauter Dingen, die die Teilnahme auch des einfachſten Frauengemütes erwecken. Gerade hierdurch lernen wir Goethes „Bäbe" aber in einem andern Lichte kennen, als Lavater und Geßner ſie uns darſtellen. Wohl erſcheint ſie auch in dieſen ungekünſtelten Briefen ſtark und feſt, unerſchütterlich treu in der Freundſchaft, aber nicht ſtreng und ſtolz als die lakoniſche „Männin". Von herber Kälte iſt in ihren Worten nichts zu ſpüren, freundlich und liebenswürdig ja heiter klingen

ſie. Man kann ſich kaum vorſtellen, daß die Frau, die in ihren Briefen ſo herzgewinnend zu plaudern weiß, faſt nichts geſprochen haben ſoll. Wir dürfen zur Würdigung von Lavaters und Geßners Urteil die Perſönlichkeit der Urteilenden nicht außer Acht laſſen. Daß dem Lavaterſchen Kreiſe, den überſchwänglichen, redeſeligen, mit ihren Gefühlen prunkenden, in Freuden- und Wehmutsthränen zerfließenden Genoſſen der Genieperiode, vor allem der Ernſt und die Schweigſamkeit Frau Bäbes bemerkenswert erſchienen, die mit ihrem eigenen lauten, bald himmelhoch jauchzenden, bald zum Tode betrübten Weſen in ſo auffallendem Gegenſatze ſtanden, iſt erklärlich. Verſtändlich iſt es daher auch, daß ſie den eigentlichen Kern ihres Charakters nicht völlig zu erfaſſen und zu würdigen im Stande waren. Dieſer Grundzug ihres Weſens war eine innere Freudigkeit, eine ruhige Heiterkeit des Gemütes, die keine Widerwärtigkeit, kein Mißgeſchick zu trüben vermochte.

Darin war ſie Goethes Mutter ähnlich.[4]) Auch ſie beſaß die Frohnatur der Frau Rat, wenn ſie auch bei ihr nicht ſo geräuſchvoll zu Tage trat. Auch von ihr ging niemand ungetröſtet hinweg. In ſich gefeſtet, freudig, unverbildet und tüchtig waren dieſe beiden Frauen, die dem Dichter ſo nahe ſtanden.

Die „Immergleiche“ nennt Lavater Bäbe. Sie war das, was Goethe eine „ſtille Seele“ nennt, und beſaß, was er als das höchſte preiſt, „der Ruhe heilges, unerſchöpftes Gut“, bei regſter freudiger Thätigkeit für das Wohl ihrer Familie und ihrer Freunde.

Eine ſolche Frau war wie dazu geſchaffen dem verbitterten mit ſich und der Welt zerfallenen Kayſer Stütze und Troſt zu ſein. War ihm ſchon in den erſten Jahren ſeines Züricher Aufenthalts, als er noch jugendfroh von einer großen Zukunft träumte, ihr Haus ein lieber Aufenthalt geweſen, ſo wurde es ihm ſpäter, als eine ſeiner Hoffnungen nach der anderen ſcheiterte, ein Zufluchtsort, wo ſein vereinſamtes Gemüt immer von neuem Erquickung ſuchte

[4]) Dieſer Vergleich mit Frau Aja, der ſich hier aus den Briefen Bäbes an Dorothea Kayſer ergiebt, hat ſich auch Herrn Profeſſor Suphan, wie er mir mitzuteilen die Güte hatte, bei dem Studium ihrer an Goethe gerichteten Briefe, unwillkürlich aufgedrängt.

und fand. Auch seine treue Schwester Dorothea trat durch ihn mit Frau Schultheß in briefliche Verbindung.

Aus ihrem Nachlasse sind 32 Briefe erhalten, die sie von Bäbe in den Jahren 1788 bis 1814 empfing.[5])

Den ersten Anlaß zum Verkehr beider gaben kleine Einkäufe und Besorgungen, welche Dorothea Kayser für das Schultheßsche Haus auf der Frankfurter Messe, damals dem Stapelplatz für alle feineren Waren und Luxusgegenstände, vermittelte.

Lernen wir Frau Bäbe daher zuerst als sorgsame Hausmutter, eifrig für die Aussteuer ihrer ältesten Tochter bemüht, kennen, so bietet sich doch auch bald Gelegenheit, sie als aufrichtige, trostbereite Freundin zu würdigen. Dorotheas Leben, die, schwärmerisch und empfänglich angelegt, in ihrer ersten Jugend zu den Frankfurter Genies und ihrem frohen Treiben, gleich Klingers Schwester Agnes, begeistert und entzückt emporgeblickt hatte, war ein ernstes und opfervolles. Sie war unvermählt geblieben, als Pflegerin der Eltern und Stütze der Geschwister. Auch sie hatte, ihrem Bruder darin ähnlich, trübe Stunden, in denen sie die Enge des freudlosen Daseins schmerzlich empfand, umsomehr, da ihr harte Schicksalsschläge nicht erspart blieben. Da waren ihr die teilnehmenden Worte der Freundin Erhebung und Trost. Bei dem plötzlichen Verluste einer blühenden Schwester Dorotheens im Jahre 1789 schreibt Bäbe: „Meine liebe Freundin . . . Wie erschreckend ein so schneller Fahl ist kann ich mir ach sehr wohl vorstellen! Des schnelle dahin welken sehen einer solchen blühenden Natur, wem greift es nicht ins innerste. — Und Sie, meine liebe, litten dabey nicht nur vor sich — wohl eben soviel vor Ihre Eltern — mit ihrer Mutter! Doch auch eben diese gefühle sind es, die uns kraft geben, uns erheben — wenn wir für uns weniger trost suchen würden, so suchen wir ihn desto eher vor unsere Geliebten mitleidenden — suchen sie aufzurichten, und thun auch uns wohl damit.

Es ist auch eine wohlthätige Erinnerung, das andenken an ein Wesen dem nur frohe muntere Tage zu leben beschieden waren —

[5]) Im Besitz des Herrn Benjamin Reges zu Frankfurt a. M. Vgl. Berichte 7, S. 443.

**

wie gern gönnten wir ſolche allen unſeren geliebten — und wie wenig vermögen wir oft die ſchweren Tage ihnen zu leichtern; es iſt auch oft ein drückendes gefühl, das gefühl dieſes unvermögens — und ich weiß ihm nichts entgegenzuſetzen als das Vertrauen zu einer alles leitenden Vorſehung, ein Vertrauen, daß ſie es gut mache, auch wo wir nicht ſehen.“ Dann giebt ſie der Hoffnung Ausdruck, Dorothea bald bei ſich zu ſehen, herzliche Einladungen zu einem Beſuche finden ſich faſt in jedem Briefe: „Mir iſt doch oft, es könnte geſchehen — und ich bin hierüber gern wie ein Kind, das ferne Hoffnung nicht aufgiebt.“

Im nächſten Briefe heißt es: „Wann mein letzter Brief manchen Balſam auf Ihre wunde gegoſſen, ſo hat er gethan, was ich zu thun wünſchte — die innige Theilnahme haben Sie darinn gefühlt — ich hoffte es, und es konnte wohl nicht anders ſeyn, dann dieſe kam von Herzen, die ſich einander gerne näher tretten, ſich lieben, nicht verkannt werden — oder vielmehr nicht unerkannt bleiben.

Freuen Sie ſich nun der Stelle, zu der Sie die Vorſehung wählte — eine ſolche giebt ſie nur ihren Lieblingen! Tröſterin, unterſtützerin, zärtliche wärterinn und geſellſchafterin einer verdienſtvollen geliebten und liebenden Mutter zu ſeyn — wie wohl muß Ihnen das all machen — wie wohl vor die Gegenwart, wie wohl einſt im Rückblick auf dieſe Tage, die Ihnen gewiß Seegen bringen werden. Und trüben Sie ſich Ihre Tage nicht, meine Liebe, mit Vergegenwärtigung der überſtandenen, laßen Sie was dahinten iſt. Ich bin eben nicht leichtſinnig, aber doch kann ich oft nicht anders als Hoffnungen, die ich gern erfüllt ſehe, nur auch bey entfernt ſcheynender Möglichkeit nachhängen, mir ſie erfüllt darſtellen, und mich ihrer zum Voraus, mit beſcheidner ergebenheit in den willen der Vorſehung freuen. So hoffe ich nun vor Sie auch noch Tage des genießens und der Ruhe, die ich Ihnen beſonders an der Seite Ihres Bruders gönnen möchte.“

Bald ſollte Bäbe des Troſtes, den ſie andern ſo teilnehmend zu ſpenden wußte, ſelbſt bedürfen. Ihre älteſte Tochter wurde ihr, kaum ein Jahr glücklich verheiratet, jäh entriſſen. Schmerzlich beklagt Kayſer, der ſeit 1776 den Töchtern des Schultheßſchen Hauſes Muſikunterricht gab, den Verluſt ſeiner begabteſten Schülerin, deren Ausbildung dem Künſtler hohen Genuß und Befriedigung geboten hatte.

„Wiederum ein harter Schlag in zu und auf alle die Schläge meines Schickſals, ein Schlag, der mich ſeit der Zeit ſtarr macht, eine unheilbare Wunde ins Herz jener Familie. Sie waren ſo zärtlich untereinander verbunden, einander ſo notwendig, die vier Schweſtern in und durcheinander ſo in ihrem natürlichen Gleichgewichte, lebten ſo eine in der andern und die Mutter in allen, waren ſonſt ſo glücklichen ruhigen Sinnes . . . Was ich verliehre, iſt unausſprechlich. Mich trifft der Schlag doppelt, in ihrem Verluſte an ſich ſelbſt, und in dem, was ich durch das geſtörte Glück in und an der hinterlaßenen Familie, die ich nicht zu tröſten weiß, verliehre. Was ſie mir als treue Freundinn ſeit ſo lange war, kann ich nicht ſagen, was als Schülerinn, das läßt ſich nicht faßen, denn ſie war einzig. Wie konnte ich mich in ein ſo glückliches Bewußtſeyn zurücke ziehen, wenn ich die Laffen und Läffinnen, bey meinem letzten Aufenthalte in Frankfurt ſagen hörte, der, jener Meiſter, dieſe, jene Stücke ſind ſchwer, keinen Sinn ſie haben fühlte für alle die höhern Beſchäftigungen mit der Muſik. — Doch ich ſchweige, und meine Thränen fließen. Mein bißchen Kunſt iſt kinderloß, ſechzehnjährige Arbeit und Mühe liegt im Grabe, der Troſt meiner ältern, ſchweren, gedrückten, kranken Tage iſt verſchwunden.“

Auch die trauernde Mutter ſelbſt giebt der Freundin in Frankfurt Kunde von dem ſchweren Verluſte, der ſie noch wenige Tage vorher die glückliche Niederkunft der Tochter freudig gemeldet hatte, voll hellen Jubels über den kleinen Engel, den dieſe ihr geſchenkt.

„Ach! wie unausſprechlich tief verwundet iſt mein Herz unſre Herzen! wie mitten aus dem vollſten froheſten Genuß in die tiefſte Dunkelheit verſenkt worden. Sie wiſſen wie glücklich meine Tochter niedergekommen, ſo wohl blieb die 3 Wochen, unendlich geſund, froh, munter im Genuß der Mutterfreuden — und ſiehe ein Fieber kommt und raubt ſie uns weg, da wir, da ſie ſich kaum krank glaubte, wir konnten nur ſagen, iſts möglich daß es nicht Traum ſei.“ Nun folgt eine wehmütige Schilderung der Verſtorbenen. Aber mitten in ihrer Trauer denkt Bäbe wieder an anderer Wohl. Wie ſie Kayſers Gemütsart kennt, ſchließt ſie richtig, daß er ſeine Schweſter durch verzweifelte Schmerzausbrüche in Sorge verſetzt, daher fügt ſie hinzu: „Ihr Bruder leidet ſehr mit uns, er verlohr

mit uns. Eins müſſen Sie bey ſeinen Briefen dennoch nicht vergeßen — daß der Hypochondriſt doch alles mit den dunkelſten Farben ſchildert, und ſo immer etwas abrechnen, immer denken, wann ich ihn ſähe, ſo würde ich ihn doch etwas beßer finden als er ſich ſelbſt anzuſehn vermag."

Die liebevolle Fürſorge für den Freund läßt ſich faſt aus jedem Briefe erkennen.

Alle die kleinen Nadelſtiche des Lebens, die Frau Bäbes heitern Gleichmut nicht beeinträchtigen, empfand der Hypochonder als Ungerechtigkeiten des Schickſals, das verſpätete Eintreffen eines Briefes z. B. macht ihn untröſtlich, da muß ihm die Freundin die Grillen ausreden: „Geb es indeßen keine größere unfähle, ſage ich mit lachendem Mund ihrem Bruder, der par tout einen großen aus dieſem machen wollte, daß wir aber gar nicht zugeben."

Durch die Klagen über ſeinen Geſundheitszuſtand ängſtigte er die ferne Schweſter oft, da flößt denn Bäbe der Verzagenden neue Hoffnung ein, berichtet fröhlich wenn es ihm wohlgeht, über die Ausſichten ſeiner Kuren, über die günſtigen Ausſprüche des Arztes, über die Beſſerung die ſie für ihn vom Frühling erhofft. „Er bedarf nur immer Ermunterung."

Nicht immer war ihr Freundesamt leicht: „Es macht mir die Zeit über oft mühe zu ſehen, daß Ihr Bruder kränkelt. Der Hang zur Hypochondrie in ſeiner Natur ſetzt dann immer noch zu und es gelingt der freundſchaftlichen Sorge ſelten, wie ſie wünſchte, zu ermuntern oder wenigſtens nur die Pyſiſchen Übel in wahrem Lichte darzuſtellen — ohne das Vergrößerungsglas, daß der Hypochondriſt ſich immer vorhält, ohne daß ers weiß. Seine Briefe an Sie meine Liebe werden wohl auch dieſe Tinctur haben. Hoffen Sie aber mit mir und mit ſeinem arzt, daß die medicamente zu denen er ſich nun entſchloſſen und der kommende Frühling guten Einfluß haben werden. Ermuntern Sie ihn auch von Ihrer Seite ſo gut Sie können, meine Liebe, und ſenden Sie ihm immer gute Nachrichten von Seiner geliebten Schweſter, daß wird Ihm recht wohl thun".

Am beſten gelang es noch den Enkelchen Bäbes den einſamen Mann mit dem trotz aller Verbitterung liebevollen und liebebedürftigen Herzen zu erheitern. So ſchildert denn die Großmutter

immer von neuem, wie die Kinder an ihm hängen, er ihr „favorit“ ist, mit ihnen spielt, sie Häuser bauen läßt, „sowie er in die Stube tritt, werden alle Anwesenden verlassen und er muß den ganzen bey sich tragenden Hausrath von uhr und Perspektif und Bleystift auspaken — und wenn noch gar ein Zöpfli (eine art butterwekli) zum Vorschein kommt, so ist die herrlichkeit und glückseeligkeit auf ihrem höchsten Punkt“. Ein andermal heißt es: „Ihr Bruder hat große Freude mit dem eltern Knaben meiner Tochter und wann die 15jährige Tochter unser Verstorbenen Bäben eine Lection versäumt, so wird sie dem 2jährigen David gegeben — wann nicht bei dem Clavier — doch bey dem Spielzeug, der Trommel, den Pferden u. s. w.“

Von besonderem Werte war Kayser das gastliche Haus der Freundin während der Kriegswirren. Er hing, ein echter deutscher Patriot, treu am Vaterlande, ohne dessen Schwächen zu verkennen, mit tiefem Schmerz erfüllten ihn daher die französischen Siege. Hat er doch den zweiten Band von Kirchners Geschichte seiner Vaterstadt jahrelang ungelesen liegen lassen, weil er auf dem Titelblatte die Widmung an den Fürstprimas trug.

Mit freudiger Begeisterung begrüßte er aus den Fenstern des dem Kampfplatze nahen Schultheß'schen Hauses am 9. Juni 1799 die heranrückenden Österreicher, die die „weiße Farbe der Befreiung“ trugen. Mehrere gutgemeinte Gedichte verdanken dieser Zeit ihre Entstehung, eines darunter Goethes Haidenröslein nachgebildet, „Das Alpröslein im Sunde“, dessen erster Vers lautet:

Sag, wo kommst, o Röslein, her
Die auf Felsen glühest?
Sag, wie kommst ans wilde Meer
Hast du keine Heimath mehr,
Wo mit Freuden blühest?
Röf'lein, süßes Röf'lein roth
Röf'lein von den Bergen!

Das Röslein erzählt dann klagend von den blutigen Kämpfen in den stillen Alpenthälern.

Auch in diesen Verhältnissen war die „Immergleiche“ überall die Trösterin, die den gesunkenen Mut aufzurichten wußte.

Gleich Goethes Mutter verstand sie es auch der schlimmsten Sache in frommem Gottvertrauen noch eine gute Seite abzuge-

winnen. Statt über das was ihr das Schickſal geraubt zu klagen, richtet ſie ſich an der Freude über das ihr Gebliebene, an den Pflichten, die ſie zu erfüllen hat, mutig wieder auf, ſtets nur für anderer Wohl bedacht. Und wie zartſinnig weiß ſie andere zu erfreuen. Die kleinen Handarbeiten, mit denen Dorothea Kayſer bisweilen die Wohlthäterin ihres Bruders bedachte, werden nicht nur gebührend gelobt, ſondern es wird der Geberin durch die ausführlichen Schilderungen der Art, wie ſie verwendet werden, wie ſie ſich ausnehmen, der Wert, den die Empfängerin ihnen beimißt, deutlich gemacht. Die Gegengeſchenke werden mit kurzen herzlichen Worten begleitet. „Und nun komme ich in vollem Zutrauen mit einer bitte an Sie — ſo recht wie man einer Schweſter vertraut — ich möchte gern mit einem kleinen andenken Ihrer lieben würdigen Mutter ein freudchen machen — und weiß nicht ob ich ſicher wählen würde, wann ich wählte. Zum beyſpiel wann ich gewußt hätte, daß Sie den Caffe liebt, hätt ich Ihr ſolchen geſandt, oder etwas anders in der art. Nun nehmen Sie den Auftrag von mir an — und wählen Sie was ſie wollen — ordnen es hübſch, daß das äußere dem Innern werth ſo recht aufhilft und bringen es Ihr mit achtungsvollen grüßen, als käm es grad ſo aus meiner Hand Ihr dar".

Als Dorothea im Jahre 1796 die Mutter verlor, da ruft ſie ihr herzerhebende Worte des Troſtes zu „Ach, ich weiß was es iſt eine Mutter verlieren — daß heißt, nicht mehr ſichtbar um und bey ſich haben, o ich weiß, wie man ſich gleichſam allein fühlt in der weiten welt, und ich mag Ihnen kein wort gegen dieſe Empfindung ſagen. Aber Sie verſchließen Ihr Herz doch auch nicht den beruhigenden tröſtenden gedanken, Sie gönnen Ihrer geliebten Seeligen das überſtanden haben, Sie freuen ſich wohl bald im andenken an ihre Ruhe, ihre Seeligkeit! und, o meine liebe — möchte Ihnen auch das tröſtende gefühl recht klar werden — daß Sie nicht ſo von Ihrer geliebten Mutter getrennt ſind — wie man es gewöhnlich nimmt. Ich glaube feſt, daß gegenſeitige wirkung bey und mit unſern verſtorbenen ſtatt hat, glaube, daß ſie oft wohlthätig auf uns wirken und dieß nicht einen geringen Theil ihrer Seeligkeit ausmacht."

Über Mangel an Mitteilungsfähigkeit religiöser Empfindungen kann man, wenigstens unserem Gefühle nach, bei Bäbe nicht klagen wie Geßner dies thut. Freilich blieben ihre religiösen Empfindungen frei von den abenteuerlichen Schwärmereien und der eitlen Selbstbespiegelung Lavaters. Ihre Religion war selbstlose, aufopfernde Liebe. So ladet sie die Verwaiste noch dringender als früher ein nach Zürich zu kommen „kommen Sie ohn alles bedenken zu mir — ein friedliches Dach und ein frugaler Tisch und freundschaftliche arme stehen Ihnen offen".

Doch Dorothea blieb durch ihre Pflichten in Frankfurt gefesselt, die Freundinnen lernten sich nie persönlich kennen. Wenn der Briefwechsel auch in späteren Jahren ein weniger reger war, so blieb doch „bey langem Schweigen die gleiche Gesinnung der Liebe und freundschaft".

Das beweist noch der letzte vorliegende Brief der fast 70jährigen Bäbe aus dem Jahre 1814: „Laßen Sie mich liebe Freundin! ein Wort zu Ihnen sprechen, in der Überzeugung, daß kein Schweigen uns je einander in Vergeßenheit bringen könne, in der überzeugung, daß in der langen, oft so bangen Zeit manches andenken lebhaft gewesen — und manche theilnehmende Empfindung sich bey uns gegenseitig gefühlt habe. Sie haben auch schwere Zeiten durchgelebt, viel trübere und schwerere als wir — aber dabey gewiß manche Erfahrung gemacht, die Ihnen auch wieder wohlthuend war. Wann Sie einmahl kommen könnten und wir Sie in unsrer Mitte sehen, wie würd uns dieß erfreuen. Ich kann die Hoffnung nicht aufgeben. Man sollte sich aller vergeblichen Wünsche enthalten, sagen die Philosophen — ich begreiffe wie sie recht haben — aber Sie begreiffen, daß es doch auch solche giebt, die einer schreiberin und der Leserinn wohl machen können."

Am 12. April 1818 schied Frau Bäbe aus dem Leben und Kayser fühlte sich jetzt völlig vereinsamt. Sein sehnlicher Wunsch, im Vaterlande zu sterben und sein Grab zu finden, erfüllte sich nicht, er folgte 1823 der Freundin und der 1822 vorangegangenen Schwester zu Zürich im Tode nach.

IV. Mitteilungen.

Unsere Mitglieder werden besonders auf die soeben erschienene Radierung von B. Mannfeld: „Goethes Gartenhaus in Weimar“ aufmerksam gemacht. Der Künstler hat in musterhafter Weise die Stimmung eines Spätherbstabends festgehalten, in welcher ihn der Anblick dieser für jeden Deutschen hochbedeutungsvollen Stätte am tiefsten ergriffen hat.

Das aus Vorträgen, die im Hochstift gehalten worden sind, hervorgegangene Buch von Professor Th. Ziegler in Straßburg: „Sittliches Sein und sittliches Werden“, das bereits in mehreren Auflagen erschienen ist, liegt jetzt in englischer Übersetzung vor: Social Ethics. Outlines of a doctrine of morals (Williams and Norgate, London and Edinburgh 1892).

Gleichfalls aus Vorträgen im Hochstift entstanden ist das Buch von K. Rehorn: „Der deutsche Roman“ Köln, Ahn 1892. Im Anschluß an die vom Hochstifte veranstaltete Rethelausstellung ist „Alfred Rethel. Eine Charakteristik von Veit Valentin“ erschienen.

Das diesem Hefte beigegebene

Goethebild

ist die Nachbildung eines Ölgemäldes, das wir der Güte des Herrn Albert Holz in Breslau verdanken. Das Original, nach einem Rückenvermerk von einem Mitgliede der englischen Künstlerfamilie Collins gemalt, wird hier zum erstenmale wiedergegeben. Es stellt den Dichter ungefähr im 68. Lebensjahr dar. Vgl. Berichte 1892 Heft 1 S. 80 f.

V. Einsendungen.

Vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1891 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Universität u. s. w.

Philosophie.

†Christinnecke, J. Causalität und Entwicklung in der Metaphysik Augustins. 1. Theil. Jenenser Dissertation 1891.

†Erhardt, Fr. Der Satz vom Grunde als Prinzip des Schließens. Jenenser Dissertation. Halle. 1891.

†Molsdorf, H. Die Idee des Schönen in der Weltgestaltung bei Thomas von Aquino. Jenenser Dissertation 1891.

†Wahlow, F. Luthers Stellung zur Philosophie. Jenenser Dissertation. Berlin 1891.

†Strasowsky, H. Jakob Friedrich Fries. Ein Kritiker der Kantischen Erkenntnißtheorie. Eine Antikritik. Jenenser Dissertation. Hamburg und Leipzig 1891.

Pädagogik.

*Biedermann, K. Die Erziehung zur Arbeit eine Forderung des Lebens an die Schule. 2. Auflage. Leipzig 1883.

*Die Internationale Erziehungsarbeit. Jahresbericht 1891.

*Seidel, Fr. Beschäftigungsmagazin für Kindergärten ꝛc. Wien und Leipzig.

* — Gedichte für Kindergarten und Elternhaus. Gesammelt und herausgegeben. Wien 1892.

Geſchichte und Biographie.

*Biedermann, K. Deutſche Volks- und Kulturgeſchichte für Schule und Haus. 21. Auflage. Wiesbaden 1891.

* — Deutſchland im 18. Jahrhundert. Band II. Deutſchlands geiſtige, ſittliche und geſellige Zuſtände. Theil 2. Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts. 3. Abtheilung. Leipzig 1890.

* — Die Bauernartikel von 1525 im Lichte ihrer und unſerer Zeit. Zeitſchrift für deutſche Kulturgeſchichte. N. F. Band 1. Heft 3. Berlin 1891.

* — Geſchichte der Leipziger Krämer-Innung 1477—1880. Ein urkundlicher Beitrag zur Handelsgeſchichte Leipzigs und Sachſens. Als Manuſcript gedruckt (1881).

* — Der Geſchichtsunterricht auf Schulen nach kulturgeſchichtlicher Methode. Wiesbaden.

*Holz, A. Die commerciellen Verhältniſſe Breslaus, Vortrag i. d. Schleſ. Geſ. f. vaterl. Kultur. Breslau 1892.

†Stoy, St. Erſte Bündnißbeſtrebungen evangeliſcher Stände. Jenenſer Habilitationsſchrift 1888.

†Schröder, R. Die deutſche Kaiſerſage. Akademiſche Rede zum Geburtsfeſt des Großherzogs Karl Friedrich. Heidelberg. 1891.

*Attems, Graf Heinrich, Die Pfahlbaufunde aus dem Laibacher Moor im Landesmuſeum „Joanneum".

†Lorenz, E. Die Thüringiſche Kataſtrophe vom Jahre 531. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Hinz, C. H. Zur Beurteilung Appians und Plutarchs in der Darſtellung der Ereigniſſe von der Ermordung Cäſars bis zum Tode des M. Brutus. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Wirtz, L. Die Politik der Katharina v. Medici. 1563—1565. Jenenſer Diſſertation. Fulda 1891.

*Schneider, J. Überſicht der Lokalforſchungen in Weſtdeutſchland bis zur Elbe. 1841—1891. Düſſeldorf 1891.

†Zeitſchrift des Vereins für Hennebergiſche Geſchichte und Landeskunde zu Schmalkalden. Heft X.

†Zeitſchrift des Aachener Geſchichtsvereins. Im Auftrage der Wiſſenſchaftlichen Kommiſſion herausgegeben von Dr. E. Fromm. Band 13. Aachen 1891.

†Mittheilungen des Nordböhmiſchen Exkurſionsklubs. Vierzehnter Jahrgang. Heft 4. Leipa 1891.

†Jahrbuch des Siebenbürgiſchen Karpathenvereins. Jahrgang 16, 1891. Mit mehreren Abbildungen und 4 Heliogravuren als Beilage. Hermannſtadt.

*Jahrbuch für Geſchichte, Sprache und Litteratur Elſaß-Lothringens. Herausgegeben vom hiſtoriſch-litterariſchen Zweigverein des Vogeſen-Clubs. VI. Jahrgang. Straßburg 1890. Geſchenk des Herrn Dr. K. Hirſch, Zabern.

*Thomae, F. Auguſt Steitz. Sonder-Abdruck aus J. v. Müllers „Biographiſchem Jahrbuch für Alterthumskunde". Jahrgang 14. 1891.

Litteratur.

†Winter, Goethes Anteil am Wandsbecker Boten. Sonderabdruck aus Vierteljahrſchrift für Litteraturgeſchichte herausgegeben von B. Seuffert. 1891.

†Schröder, E. Goethes Fauſt und Frau Jutta. Ebenſo.

†Seuffert, B. Die älteſte Scene im Fauſt. Ebenſo.

†Goetze, E. Zu Goethes Briefen. Ebenſo.

†Pniower, die Schülerſcene im Urfauſt. Ebenſo.

†Harnack, O. Beiträge zur Chronologie der Fauſtparalipomena. Ebenſo.

†Seuffert, B. Merope und Elpenor. Ebenſo.

†Hoffmann, P. Unterſuchungen über Goethes Ewigen Juden. Ebenſo.

†Morſch, H. Aus der Vorgeſchichte von Goethes Iphigenie. Ebenſo.

†Heitmüller, F. Hamburgiſche Dramatiker zur Zeit Gottſcheds und ihre Beziehungen zu ihm. Ein Beitrag zur Geſchichte des Theaters und Dramas im 18. Jahrhundert. Jenenſer Diſſertation. Wandsbeck 1890.

†Deike, W. Schillers Anſichten über die tragiſche Kunſt verglichen mit denen des Ariſtoteles. Jenenſer Diſſertation. Helmſtedt 1891.

†Sokolowsky, R. Das Aufleben des altdeutſchen Minneſangs in der neueren deutſchen Litteratur. Kapitel 1. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Hodermann, R. Univerſitätsvorleſungen in deutſcher Sprache um die Wende des 17. Jahrhunderts. Jenenſer Diſſertation. Friedrichsroda 1891.

*Biedermann, K. Berlins Einfluß auf die deutſche Literatur unter Friedrich dem Großen. Deutſche Kulturgeſchichte. Neue Folge. 1872.

* — Die Natur als Gegenſtand poetiſcher Empfindung und Vorſtellung. Separatabdruck aus „Nord und Süd". Breslau.

*Der älteſte Fauſtzettel (von 1688). Neudruck. Geſchenk des Herrn Th. Mehring zu Hamburg.

*Pomey, Fr. Pantheum Mythicum, seur fabulosa deorum historia. Francofurti 1701. Geſchenk des Herrn Profeſſor Dr. B. Litzmann zu Jena.

*Oesterlein, N. Beschreibendes Verzeichniß des Richard Wagner-Museums in Wien. Ein bibliographisches Gesammtbild der kulturgeschichtlichen Erscheinung Richard Wagners. 3 Bde. Leipzig 1882 bis 1891.

*Mirus, Ad. Das Liszt-Museum zu Weimar und seine Erinnerungen. Zweite Auflage. Mit 4 Abbildungen. Weimar 1892.

Rechtswissenschaft.

†Rümelin, G. Methodisches über juristische Personen. Programm der Universität Freiburg zur Geburtsfeier des Großherzogs Friedrich. Freiburg 1891.

*Schimmelbusch, W. Der „Fall von Hutten". Würzburg 1892.

†Helmbold, H. Aristophanis pax superstes utrum prior sit an retractata. Jenenser Dissertation. 1890.

†Wolterstorff, Ric. Sophoclis et Euripidis Electrae quo ordine sint compositae. Jenenser Dissertation. 1891.

Sprachwissenschaft.

†Leitzmann, A. Untersuchungen über Berthold von Holle. Jenenser Habilitationsschrift. Halle 1891.

†Heibey, H. Die Laute der Mundart von Börssum. Jenenser Dissertation. Halle 1891.

†Schultz, E. Die Sprache des „English Gilds" aus dem Jahre 1389. Ein Beitrag zur Dialectkunde von Norfolk. Jenenser Dissertation 1890.

†Leidolf, J. Die Naunheimer Mundart. Eine lautliche Untersuchung. Jenenser Dissertation. Darmstadt 1891.

Volkswirtschaft.

†Kussáka, Joh. Siôsiro. Das japanische Geldwesen. Jenenser Dissertation. 1890.

*Müller, M., sen. Ueber den Atheismus unter den Sozialdemokraten. Eine Mahnung an die Arbeiterwelt. Leipzig 1892.

*Verein für das Großherzogthum Hessen und Hessen-Nassau zur Beschäftigung Arbeitsloser. Bericht für 1890/91. Darmstadt 1891.

Mathematik.

†Sack, P. Ueber Kreisbündel II. Ordnung. Jenenser Dissertation. 1890.

†Tuch, Th. Eine Cremonasche Punkt-Gerade-Verwandtschaft zweiter Ordnung. Jenenser Dissertation. 1890.

Naturwiſſenſchaft und Chemie.

†Clauſen, H. Beiträge zur Kenntniß der Athmung der Gewächſe und des pflanzlichen Stoffwechſels. Mit 2 Tafeln. Berlin 1890.

†Semon, R. Beiträge zur Naturgeſchichte der Synaptiden des Mittelmeeres. Jenenſer Diſſertation. Leipzig 1887.

†Paſſarge, S. Das Röth im öſtlichen Thüringen. Jenenſer Diſſertation. 1891.

*Fauna, Verein Luxemburger Naturfreunde. Mittheilungen aus den Vereinsſitzungen. Luxemburg 1891. Nr. 3.

†Antipa, Gr. Die Lucernariden der Bremer Expedition nach Oſtſpitzbergen im Jahre 1889. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†König, K. Ueber die Einwirkung von Schwefelſäure auf α-Oxynaphtoëſäure und über die α-Oxynaphtoëſulfoſäuren. Jenenſer Diſſertation. 1890.

†Paſſow, H. Ueber die Einwirkung von Paratoluidin auf Aceteſſigeſter. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Böttiger, E. Ueber die Einwirkung von Chlorkalk auf Benzidin und Homologe. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Franke, Fr., Ueber die Condenſation von Aceteſſigeſter nnd β-Naphtylamin. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Kranz, L. Ueber die Einwirkung von Chlorkohlenoxyd und Kohlenſäure auf einige Oxybenzole. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Lindeman, Thorvald. Ueber einige neue Salze des Antipyrins und über die Einwirkung von Epichlorhydrin auf Phenole. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Möllenhoff, C. Ueber Sulfoſäuren des Phenylmethylpyrazolons und ſeiner Derivate. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Herbig, W. Beiträge zur Glycerinbeſtimmung. Jenenſer Diſſertation. Leipzig 1890.

Heilkunde.

†Elſtner, E. Ueber die Entſtehung der Ozaena simplex. Jenenſer Diſſertation. Löbau 1891.

†Teuſcher, P. Ueber Degeneration am normalen peripheren Nerven. Jenenſer Diſſertation. Bonn 1890.

†Flothmann, B. Die Operationen der Cephalocelen. Jenenſer Diſſertation. 1886.

†Conſtein, W. Die Localiſation von Geſchwulſtmetaſtaſen an prädisponirten Stellen des Körpers. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Bucholdt, C. Das Ectropium des Muttermundes. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Behnke, H. Zur Radicaloperation des Sarcoma uteri. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Büchner, A. Zur Behandlung des Aneurysma der Arteria femoralis. Jenenſer Diſſertation. Weimar 1891.

†Groſch, P. Eine Herderkrankung des Gehirns mit Ophthalmoplegie und Optikus-Atrophie. Jenenſer Diſſertation. Weimar 1891.

†Müller, Fr. W. Bakteriologiſche und kliniſche Beiträge zu den Mittelohreiterungen. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Schillbach, E. Zwei Fälle von Durchlöcherung der Tricuspidalklappe mit Cyanoſe. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Bickenbach, P. Ueber die entzündlichen Krankheiten der Placenta. Jenenſer Diſſertation. 1887.

†Apetz, K. Ueber die pathologiſche Bedeutung des Nonnengeräuſches für anämiſche Zuſtände. Jenenſer Diſſertation. Berlin 1887.

†Hartwich, H. Kehlkopf-Innervation, Stimmband-Lähmung und -Contractur. Jenenſer Diſſertation. 1887.

†Becker, E. Ueber Dexiocardie. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Kohn, M. Die weſentlichſten therapeutiſchen Indicationen der Uterus-Myome. Jenenſer Diſſertation. 1887.

†Skutſch, R. Ueber Vulvoganitis gonorrhoiça bei kleinen Mädchen. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Büttner, B. Zur Totalexſtirpatidn des carcinomatöſen Uterus. Jenenſer Diſſertation. 1887.

†Wagner, K. Ueber ein muſikaliſches Geräuſch an der Spitze des Thorax. Jenenſer Diſſertation. Salzungen 1891.

†Kunze, M. Ueber das Vorkommen und die Aetiologie der Nabelſchnurumſchlingungen und deren Einfluß auf das Kind. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Collatz, O. Zur Würdigung des Gabritſchewskyſchen Pneumatoſkops. Jenenſer Diſſertation. Berlin 1891.

†Reimers, J. Ueber den Gehalt des Bodens an Bakterien. Jenenſer Diſſertation. Leipzig 1889.

†Wieſel, R. Die extrauterine Schwangerſchaft und ihre operative Behandlung. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Burkhardt, A. Sectio caesarea. Ein Fall aus der Privatpraxis. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Bartels, Fr. Ueber Kiemengangcyſten und Kiemengangfiſteln. Jenenſer Diſſertation. 1890.

†Wunderlich, W. Urſachen des erblich-degenerativen Irreſeins in der Schwarzburg-Sondershäuſer Unterherrſchaft. Jenenſer Diſſertation. 1890.

†Voigt, W. Beiträge zur Geſchichte der Lehre von der Tuberkuloſe. Jenenſer Diſſertation. 1890.

†Teuſcher, H. Beiträge zur Desinfektion der Waſſerdämpfe. Jenenſer Diſſertation. Leipzig 1890.

†Carl, O. Beitrag zur Lehre von der gynäkologiſchen Unterſuchung. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Sehrwald, E. Ueber die Bedeutung des Nervenſyſtems für die Niere. Jenenſer Habilitationsſchrift. 1887.

†Salomon, F. Zwei Fälle von tabetiſchen Gelenk- und Knochen-Affektionen. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Küſtner, W. Ueber Bauchdeckenfibrane. Jenenſer Diſſertation. Halle 1891.

†Kirſch, G. Ueber den Bakteriengehalt und die Desinfection der gebrauchten Watte. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Hannß, Br. Ein Fall von Bronchialdrüſendurchbruch in den Oeſophagus. Jenenſer Diſſertation. Zwickau 1890.

†Friedrich, Fr. Ueber das Verhalten der idiomuskulären Erregbarkeit bei Geiſteskranken. Jenenſer Diſſertation. 1891.

†Hänel, P. Ueber eine Form von noch nicht beſchriebener hereditärer neurotiſcher Muskelatrophie. Jenenſer Diſſertation. 1890.

Programme von Akademien, Schulen etc.

†Perſonal-Verzeichniß der Univerſität Leipzig. Winter-Semeſter 1891/92. Nr. 120. Leipzig.

†Index scholarum aestivarum 1891 in Universitate Jenensi habendarum.

†Index scholarum hibernarum in Universidate Jenensi 1891/92 habendarum. Insunt Analecta Byzantina Henrici Gelzer. Jenae.

†Verzeichniß der Lehrer, Behörden, Beamten und Studirenden der Univerſität Jena. Winter-Semeſter 1891/92. Jena 1891.

†Verzeichniß der Behörden ꝛc. der Univerſität Freiburg. Winter-Semeſter 1891/92.

†Bekanntmachung der Ergebniſſe der akademiſchen Preisbewerbung von 1890/91 und der für 1891/92 beſtimmten Preisaufgaben. Tübingen 1891.

†Verein für Volkserziehung zu Augsburg. 131. Jahresbericht des Vorſtandes. 1890/91. Augsburg 1891.

†Die Gehe-Stiftung zu Dresden. 1890/91. Programm der Vorleſungen im Winter-Semeſter 1891/92. Dresden 1891.

*

VI. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1891.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Jul. Albrecht, Dr., Zahnarzt, hier.
2. Adolf Ankele, Kaufmann, hier.
3. Otto Baer, Wechselsensal, hier.
4. Frau Wilhelmine von Bentinck, Reichsgräfin, hier.
5. Frau Bergmann-Schuster, Wwe., Privatiere, hier.
6. Herm. Bermann, Kaufmann, hier.
7. August Bertuch, Schriftsteller, hier. (Mk. 12.)
8. Carl Friedrich Best, Schneidermeister, hier. (Mk. 9.)
9. Albert Bernhard Bing, Kaufmann, hier.
10. Johannes Brunner, Schulverwalter, Offenbach a. M.
11. Theodor Buchheim, Architekt, hier. (Mk. 10.)
12. Frl. Luise Davidsohn, Lehrerin, Hanau.
13. Eugen Dennig, Beamter der Handelskammer, hier.
14. Isaac Dreyfus, Bankier, hier.
15. Bernhard Elkan, Kaufmann, hier.
16. Wilhelm Bernhard Engel, Kgl. Eisenbahn-Betriebssekretär, hier. (Mk. 10.)
17. Philipp Erlanger, Kunstschüler, hier.
18 Albert Faber, Reg.- u. Consist.-Präsid. a. D., Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, hier. (Mk. 12.)
19. Emil Fickel, Generalagent, hier.
20. Wilhelm Fieker, Telegraphen-Direktor, hier.
21. Ernst Flersheim, Kaufmann, hier.

22. Martin Flersheim, Kaufmann, hier. (Mk. 12.)
23. Frau Marg. Förſter, Wwe., Privatiere, hier.
24. Alfred Fürth, Dr. jur., Referendar, hier.
25. Heinr. Gelhaar-Spangenberg, Muſiklehrer und Organiſt, hier.
26. Paul M. Goldſchmidt, Kaufmann, hier.
27. Wilhelm Grandhomme, Sanitätsrat Dr. med., Kreis-Phyſikus, hier.
28. Frau Dr. Roſa Gunz, Privatiere, hier. (Mk. 10.)
29. Adolf Hamburger, Privatier, hier.
30. S. W. Hanauer, Privatmann, hier.
31. Chr. L. Heiſter, Architekt, hier. (Mk. 10.)
32. Karl Herzheimer, jun., Dr. med., hier.
33. Adolph Heß, Münzenhändler, hier.
34. Georg von Heyder, Rentner, hier.
35. Mendel Hirſch, Dr., Realſchuldirektor, hier.
36. Emil S. Hirſchhorn, Kaufmann, hier.
37. Julius Hülſen, Kunſtſchüler, hier.
38. Theophil Jaffé, Dr. med., Arzt, hier. (Mk. 10.)
39. Eduard Kayſer, Kaufmann, hier. (Mk. 10.)
40. Otto Kegel, Dr. phil., Chemiker, Höchſt a. M.
41. Georg Knieß, Dr. phil. cand. prob., hier.
42. Otto Kornemann, Rentier, hier.
43. Hans Kuzel, Dr. phil., Chemiker, Höchſt a. M. (Mk. 12.)
44. Laubenheimer, Dr. phil., Chemiker, Höchſt a. M. (Mk. 20.)
45. Gilbert Leiſewitz, Kaufmann, Bockenheim.
46. Philipp Lemaire, Kaufmann, hier.
47. Frau Fanny Leſſing, Privatiere, hier.
48. Frau Mathilde Leſſing, Privatiere, hier.
49. Fritz Lubrich, Kantor und Muſikredakteur, Peilau, Reg.-Bez. Breslau. (Mk. 7.)
50. Herm. Merzbach, Bankier, Offenbach a. M.
51. Anton Meyer, Rentner, hier. (Mk. 20.)
52. Ferdinand Müller, Dr. phil., Chemiker, Mainkur.
53. Frau Thekla Nachmann, Wwe., Privatiere, hier.
54. Carl Neuße, Kaufmann, hier.

55. Wilhelm Nolte, Lehrer a. D., hier.
56. Heinrich Nürmberger, Kaufmann, hier.
57. Adolf von Oechelhäuſer, Dr. phil., Profeſſor, Heidelberg.
58. Henry Oswald, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
59. Ph. Pauli, Dr. phil., Fabrikdirektor, hier.
60. Albert Peiſer, Kaufmann, hier.
61. Siegfried Philippſohn, Kaufmann, hier.
62. Frl. Frieda Pitthom, Privatiere, Wöllſtein, Rheinheſſen.
63. Wilhelm Pohlmann, Kaufmann, hier.
64. Georg Popp, Dr. phil., vereid. Handels-Chemiker, hier.
65. Arthur Regensburger, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
66. Ernſt Richter, Reichsbank-Kaſſirer, hier.
67. Jacob Roſenheim, Kaufmann, hier.
68. Sigmund Rubinſtein, Kaufmann, Höchſt a. M. (Mk. 7.)
69. Adolph Schleſinger, Kaufmann, München.
70. Julius Schleſinger, Kaufmann, hier.
71. Siegm. Schmoele, Privatier, hier.
72. Frl. Bertha Schreyer, Lehrerin, hier.
73. Frau Amelie Schuſter, Wwe., Privatiere, hier.
74. Otto Schwarz, Kaufmann, hier.
75. Anton Seckbach, Kaufmann, hier.
76. Hermann Siebeck, Dr. phil., Profeſſor, Gießen.
77. Louis Sommerhoff, Privatier, hier. (Mk. 20.)
78. Wilhelm Spieß, Dr. jur., Referendar, hier.
79. Wilhelm Stauffer, Kaufmann, Höchſt a. M.
80. Nikolaus Steffens, Architekt, hier.
81. Frl. Lina Stoekicht, Privatiere, hier.
82. Cäſar Strauß, Bankier, hier. (Mk. 10.)
83. Carl Strebel, Rentier, hier. (Mk. 12.)
84. Otto de Terra, Kgl. Eiſenbahndirektor, hier.
85. Eduard Ullrich, Dr. phil., Chemiker, Höchſt a. M.
86. Karl Vaupel, Kaufmann, hier.
87. Heinrich Voltz, Kaufmann, hier.
88. Philipp Wallach, cand. phil., hier.
89. Heinr. Weizſäcker, Dr. phil., Vorſtand der Gemäldegallerie des Städel'ſchen Kunſtinſtitutes, hier.

90. Carl Weſſel, Secretär im Frankfurter Hof, hier.
91. Frl. Eliſabeth H. Winterhalter, Dr. med., appr. Aerztin, hier.
92. Ludwig Wolff, Dr. med., Arzt, hier.

B. Geſtorben:

1. Ludwig Adler, Fabrikant, hier.
2. Ludwig Chronegk, Geh. Int. Rat, Meiningen.
3. Theodor Demmer, Dr. jur., hier.
4. Auguſt Ehinger, Kaufmann, hier.
5. Karl Gräff, Fabrikant, Bingen a. Rh.
6. Louis Guberan, Kaufmann, hier.
7. Wilhelm Hetzer, Kunſtmaler, hier.
8. Frau Jeanette Hirſchvogel, Privatiere, Eberſtadt.
9. Eduard Hörmann, Nürnberg.
10. Edmund Jüßen, General-Conſul, hier.
11. Berthold Klopfer, Kaufmann, hier.
12. Wilhelm Manskopf, Geh. Kommerzienrat, hier.
13. Aloys Martin, Profeſſor, München.
14. Heinrich Oswald, Buchhändler, hier.
15. Heinrich Schuppert, Privatier, hier.
16. Karl Wedel, Profeſſor, Wien.

52 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Geschichte (G).

In dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1892 wurde an drei Leseabenden die gemeinsame Beschäftigung mit Ammianus Marcellinus fortgesetzt. Es wurde gelesen am 13. Januar Buch 17, c. 1 und 2, 8—10 (Referent: Herr Oberlehrer Dr. Cuers), am 3. Februar Buch 20, c. 1, 4, 5 und am 2. März Buch 20, c. 8, 9, 10; Buch 21 c. 3, 4 (beide Male Referent Herr Dr. Orth).

Am 16. März sprach Herr Dr. Schwemer über:

„Ein neues Memoirenwerk zur Geschichte Napoleons I."

Die Litteratur über Napoleon I. hat eine Vermehrung durch die soeben erschienenen Memoiren des Generals Marbot erfahren. Man kann nicht sagen, daß diese Vermehrung auch eine Bereicherung ist. Die drei ziemlich starken Bände gewähren nur geringe Ausbeute. Das Werk ist erst spät nach den Ereignissen geschrieben worden und will viel zu sehr auch Geschichtsdarstellung sein. Marbot war nacheinander Adjutant bei Augereau, Lannes und Massena, seit 1812 Oberst eines Reiterregimentes und hatte in diesen Stellungen wohl Gelegenheit genug zu beobachten, aber in die Werkstätte der großen Entschlüsse konnte er naturgemäß nur selten einen Blick werfen. Immerhin wäre es sehr wertvoll gewesen, wenn uns seine Eindrücke in der ursprünglichen Form gegeben worden wären, wenn wir erfahren hätten, wie sich die Dinge in der Seele eines einfachen Reiteroffiziers spiegelten: statt solcher Tagebuchnotizen aber haben wir ein anspruchsvoll auftretendes, dickleibiges Werk vor uns, das lange nach den Ereignissen, 1844,

als Marbot bereits eine alte Excellenz war, mit Zuhilfenahme der gangbaren Litteratur zusammengestellt wurde.[1])

Welch ein Unterschied zwischen dem unmittelbaren Erguß und dem auf Grund mühsamer Rückerinnerung nachträglich Zurechtgemachten ist, zeigt so recht deutlich einer der Briefe, die dem Werke angefügt sind. Er ist datiert Laon, 26. Juli 1815, also geschrieben unter dem Eindrucke der Schlacht von Waterloo und der darauf folgenden Flucht und ist für die Lage recht bezeichnend: „Ich kann mich immer noch nicht über unsere Niederlage beruhigen! Man hat uns übel mitgespielt (on nous a fait manœuvrer comme des citrouilles). Ich bin während der ganzen Schlacht mit meinem Regiment rechte Seitendeckung der Armee gewesen. Man versicherte mir, daß der Marschall Grouchy hier eintreffen sollte, wo wir nur durch mein Regiment gedeckt waren, drei Kanonen und ein Bataillon leichter Infanterie, was entschieden zu wenig war. Statt des Marschalls Grouchy ist aber das Korps von Blücher gekommen! Sie können denken, wie es da mit uns stand! Wir waren umzingelt und der Feind im Augenblick in unserm Rücken! Man hätte noch helfen können, aber niemand hat Befehle gegeben. Die großen Herren Generäle haben in Paris gesessen und räsonniert, die kleinen verlieren den Kopf. Die Sache geht schlecht . . .“ Er klagt dann noch über die reißende Fahnenflucht von Offizieren und Mannschaften und über den Mangel an jeglicher Verpflegung: „die Soldaten plündern das arme Frankreich, als ob sie in Rußland wären“. — Im Werke selber herrscht ein anderer Ton als in diesem Briefe; da ist alles höchst korrekt, nicht selten auf Pathos gestimmt. Das Ärgste in rhetorischer Ausschmückung, bei der die historische Wahrheit natürlich Not leidet, leistet er bei der Erzählung eines Zwistes, den er mit dem General Massena hatte, dessen Stabe er angehörte. In einem der kritischsten Momente der Schlacht von Wagram — Massenas Armeekorps ist geschlagen und muß der Donau entlang zurück, die österreichische Reiterei drängt nach und beginnt die Division Boudet

[1]) An einigen Stellen folgt er beinahe wörtlich Thiers, Histoire de l'Empire.

niederzusäbeln — läßt er sich und den General und dessen Sohn zierliche und wohlgesetzte Reden halten, nach der Art etwa, wie wir sie im Livius zu lesen gewohnt sind.

Es muß anerkannt werden, daß Marbot sehr gut zu erzählen weiß, daß er auch gelegentlich sehr zu spannen vermag, allein darauf kommt es dem Historiker, der Belehrung sucht, weniger an. Im Gegenteil, die unverkennbare Neigung, novellistisch abgerundete Situationsbilder zu geben, stimmt von vornherein mißtrauisch gegen die Wahrheitsliebe des Berichterstatters, und bei genauerem Zusehen zeigt sich auch leider, daß das Mißtrauen gerechtfertigt ist, daß man diesen Memoiren gegenüber sehr vorsichtig sein muß.

Dies ergiebt sich z. B. aus einer Geschichte, von der er sagt, daß die Erinnerung an die Rolle, die er hierbei spielte, ihm die meiste Freude bereite, von der man also annehmen kann, daß er sich ihrer ganz besonders bestimmt entsinnen werde. Diese Geschichte spielt im Jahre 1809. Napoleon hat bei Regensburg gesiegt, die österreichische Armee ist im Rückzug durch Böhmen, nur ein Korps des Generals Hiller noch am rechten Ufer, nur dies noch zwischen dem Sieger und der feindlichen Hauptstadt. Hiller ist so schnell gewichen, daß die Fühlung verloren gegangen ist. Napoleon weiß nicht, ob er nicht auch schon über die Donau ist. Da erblickt er von Mölk aus, wo er am 7. Mai abends ankommt, am linken Ufer zahlreiche Lagerfeuer. Er will wissen, was das für Truppen sind: wie das erreichen? Die Donau ist hochgeschwollen, zahlreiche Baumstämme treiben auf ihr herunter, die Nacht ist undurchdringlich finster; im Boot sich hinauswagen auf den reißenden Strom, heißt sich dem sicheren Untergange weihen. Napoleon *will* aber, daß der Versuch gemacht werde; Marbot wird ihm genannt als einer, der zu dem Wagestück wohl geeignet ist. Er wird geholt, und der Kaiser selber teilt ihm mit, um was es sich handelt. Marbot ist sofort bereit. Die Schiffer von Mölk weigern sich aber ihn zu fahren, sie haben Familie, sie erklären, sie gingen in den sichern Tod, wenn sie sich hinauswagten. Marbot läßt ein paar von ihnen mit Gewalt in das Boot schaffen, und nun beginnt die Fahrt. Die treibenden Baumstämme sausen mehrfach mit solcher Gewalt an das Schiffchen, daß es in allen Fugen kracht,

aber es hält Stand und ſie kommen glücklich ans andere Ufer. Sie verbergen ſich im Weidengeſtrüpp, denn eben kommen zwei Soldaten mit Eimern herunter, um Waſſer zu holen. Wie ſie ſich gerade bücken, ſpringen die Franzoſen hervor, knebeln ſie im Nu, werfen ſie in das Boot, kappen die Taue und ſind im nächſten Augenblicke vom Ufer wieder entfernt; das verurſachte Geräuſch hat aber doch die Schildwache aufmerkſam gemacht, das Lager iſt allarmiert wurden, Kugeln ſauſen über das Waſſer, aber keine trifft. Nach neuen Fährlichkeiten kommen die Abenteurer glücklich nach Mölk zurück, die beiden Gefangenen werden dem Kaiſer gebracht; es ſind Leute vom Korps des Generals Hiller, ſie geben die Auskunft, die nötig iſt und die der Kaiſer wünſcht: die Aufgabe iſt glänzend gelöſt. Was ſoll man nun aber dazu ſagen, wenn man erfährt, daß General Hiller am 7. abends thatſächlich nicht gegenüber von Mölk gelagert habe, daß er überhaupt während dieſes Feldzuges dort nicht gelagert habe? Am 9. Mai morgens 4 Uhr ſchreibt Napoleon: (correspond. de Nap. I. 18, 544) „Prinz Ludwig und General Hiller haben S. Pölten geräumt und ſind bei Krems über die Donau gegangen.“ Wenn wir nicht die ganze Geſchichte verwerfen wollen, ſo bleibt nur die Annahme übrig, daß die beiden Gefangenen gelogen haben; wir müſſen das annehmen, wenn wir auch keinen Grund entdecken können, warum ſie gelogen haben ſollen. Marbot mußte doch aber darüber ſchon am 9. Mai klar ſein, daß ſie gelogen hatten, warum teilt er uns das nicht mit? Wollte er die Wirkung der Geſchichte durch dieſes abſchwächende Geſtändnis nicht zerſtören?

Bedenklicher ſind die Ungenauigkeiten, die ſich in ſeinem Berichte über den Konflikt finden, der im Anſchluß an die Schlacht bei Wagram zwiſchen Napoleon und Bernadotte ausbrach.

Bernadotte kommandierte das zum größten Teil aus den ſächſiſchen Truppen beſtehende 9. Korps und ſtand im Zentrum der franzöſiſchen Schlachtordnung. Er wirkte mit bei dem Angriffe, den Napoleon noch am Abend des 5. Juli auf die hinter dem Rußbach in vortrefflicher Stellung poſtierte öſterreichiſche Armee unternahm und der an allen Punkten ſcheiterte. Marbot ſchreibt darüber: „Die leichte Gardeartillerie zertrümmerte durch ihr Feuer

die österreichischen Massen, aber der General Bernadotte machte an der Spitze der Sachsen einen so zaghaften Angriff (une attaque si molle) auf Wagram, daß er keinen Erfolg hatte". Etwas später (II, 272) sagt er: „Es scheint, daß nach diesem Unfall Bernadotte zu einer Gruppe von Offizieren sagte, der Übergang über die Donau und die darauffolgende Unternehmung seien schlecht geleitet gewesen, und wenn er kommandiert hätte, so würde er durch ein kluges Manöver den Prinzen Karl gezwungen haben, die Waffen niederzulegen." Diese Äußerung soll Napoleon hinterbracht worden sein. Am andern Tage seien nun bei dem zum zweiten Male mißglückten Sturm auf das Zentrum des Feindes die Sachsen in großer Verwirrung zurückgeworfen, sodaß sie beinahe das Armeekorps von Massena in Verwirrung gebracht hätten. Als Bernadotte die Sachsen fliehen gesehen habe, habe er den Versuch machen wollen durch persönliches Eingreifen ihre Bewegung aufzuhalten, er sei zurückgaloppiert, um sich ihnen entgegenzustellen. In diesem Augenblicke, als er also gerade in der dem Feinde entgegengesetzten Richtung davon jagte, sei er auf den Kaiser gestoßen. Dieser hätte in ironischem Tone gefragt, ob das das kluge Manöver sei, durch welches er den Prinzen Karl zwingen wollte, die Waffen niederzulegen, und daran scharf und streng hinzugefügt: „Ich entziehe Ihnen das Kommando über das Armeekorps, das Sie so schlecht führen. Gehen Sie mir aus den Augen und verlassen Sie die große Armee in 24 Stunden. Ich will mit einem Unruhestifter wie Sie sind, nichts zu thun haben." Bernadotte, erzählt Marbot weiter, sei durch diese Äußerung des Kaisers und auch durch die für ihn scheinbar so beschämenden Umstände, unter denen sie erfolgten, so außer sich geraten, daß er sich in die feindlichen Bajonette habe stürzen wollen. An der Ausführung dieser Absicht durch die Seinigen verhindert, sei er bis zum Abend auf dem Schlachtfelde umhergeirrt. Abends im Quartier habe er aber eine neue Unbesonnenheit zu seinen bisherigen Fehlern hinzugefügt: er hätte einen Befehl an seine Sachsen erlassen, — über die ihm das Kommando gar nicht mehr zustand —, indem er ihre Thaten aufs höchste belobte. Diese Eigenmächtigkeit hätte den Kaiser noch mehr erzürnt, und Bernadotte sei gezwungen worden, die Armee zu verlassen.

Dieſes letztere Faktum iſt richtig. Bernadotte begab ſich thatſächlich bald nach der Schlacht nach Frankreich zurück. Alles übrige von Marbot Erzählte weckt aber ſtarke Zweifel, iſt teilweiſe geradezu unrichtig. Inwieweit es wahr iſt, daß die Attacke Bernadottes auf Wagram „une molle attaque“ geweſen ſei, wird ſich ſchwer ſagen laſſen. Gewiß iſt, daß *er allein* an dem Mißlingen nicht ſchuld war, denn die übrigen Generäle wurden auch zurückgeworfen, und zwar war Bernadottes Angriff nicht der erſte, der ſcheiterte, wie das ein Augenzeuge, Varnhagen von Enſe, ausdrücklich hervorhebt. (Raumers hiſt. Taſchenb. 7. Jahrg., S. 45). Derſelbe Gewährsmann urteilt über den Verlauf des 5. Juli: „Wirklich war das höchſt gewagte, aber großartige Unterfangen Napoleons, das noch unerſchütterte Heer im erſten Anlaufe zu ſprengen, gänzlich fehlgeſchlagen und in eine teilweiſe Niederlage ausgegangen. Er konnte ſeinen Verdruß darüber nicht verhehlen, und beſchuldigte teils den üblen Zufall, daß Franzoſen und Sachſen aus Irrtum auf einander geſchoſſen haben ſollten, teils die Läſſigkeit des Marſchalls Bernadotte, dem er ohnehin ſchon grollte und den er in der Meinung herabzuſetzen trachtete.“ Ob nun Napoleon ſeine Vorwürfe in der von Marbot mitgeteilten Form erhoben hat, iſt aus inneren Gründen zweifelhaft: ſicher hat er ihm das Kommando über ſein Korps auf dem Schlachtfelde *nicht* genommen. Am 7. Juli ſchreibt er noch an Berthier (Correſp. 19, 218) „Schreiben Sie dem Fürſten von Ponte-Corvo (Bernadotte), daß er morgen früh ſein Korps Revue paſſieren laſſen und Ihnen durch einen Adjutanten mitteilen ſoll, wieviel Verluſte er erlitten hat.“ Erſt am 8. *Juli* trat eine Änderung ein, indem zugleich ſein Korps aufgelöſt wurde (9. Juli Ordre: le 9e corps de l'armée d'Allemagne est dissous, Correſp. 19, 234). Dies allein ſchon iſt entſcheidend für die Beurteilung der Erzählung Marbots: wenn Bernadotte den Oberbefehl am 8. Juli noch führte, ſo iſt es nicht möglich, daß ihn Napoleon ſchon am 6. Juli vom Schlachtfelde nach Hauſe geſchickt hat. Das was Marbot am Schluſſe ſeiner Erzählung anfügt, der Erlaß des Tagesbefehls von Leopoldsau, war thatſächlich das entſcheidende Moment. Der Tagesbefehl lautete:

„Sachsen! Am 5. Juli sind 7—8000 von Euch in das Zentrum der feindlichen Armee eingedrungen und haben sich in Deutsch-Wagram festgesetzt, trotz der Anstrengung von 40 000 Mann, die unterstützt wurden von 50 Feuerschlünden. Ihr habt bis Mitternacht gekämpft und mitten unter den österreichischen Linien bivouakiert. Am 6. Juli habt Ihr den Kampf mit derselben Hartnäckigkeit wieder aufgenommen und mitten unter den Verwüstungen der feindlichen Artillerie sind Eure Kolonnen unbeweglich wie Erz geblieben. Der große Napoleon hat Eure Hingabe gesehen; er zählt Euch unter seine Tapferen. — Soldaten! Das Glück eines Soldaten besteht darin, daß er seine Schuldigkeit thut; Ihr habt in würdiger Weise die enrige gethan. — Im Bivouak Leopoldsau. Der Kommandant des 9. Korps. Bernadotte".

Napoleon war über diesen Schritt Bernadottes höchst aufgebracht. Er widersprach seiner Darstellung im 30. Bulletin (30. Juli, Corresp. 19, 292) auf das bestimmteste, ohne indes den Tagesbefehl selber zu erwähnen. In einem nur für die Marschälle bestimmten Schreiben drückte er sich dagegen deutlicher aus. Er erklärte in aller Schärfe, daß es ausschließlich seine Sache sei den Grad von Ruhm festzustellen, der einem Jeden gebührt . . . . . „Das Korps des Fürsten von Ponte-Corvo ist nicht unbeweglich wie Erz geblieben: er hat vielmehr zuerst das Zeichen zum Rückzuge gegeben." „Se. Maj. ist genötigt gewesen, ihn durch das Korps des Vizekönigs und durch die vom Marschall Macdonald kommandierten Divisionen decken zu lassen, und diesem Marschall und diesen Truppen gebührt das Lob, welches der Fürst von Ponte-Corvo sich selber zuschreibt."

Besonders interessant für das Verhältnis Napoleons zu Bernadotte ist dann noch sein Schreiben an den Kriegsminister Clarke vom 29. Juli (Corresp. 19, 288):

„Wenn Sie Gelegenheit haben den Fürsten von Ponte-Corvo zu sehen, so benachrichtigen Sie ihn von meiner Unzufriedenheit über den lächerlichen Tagesbefehl, den er in allen Zeitungen hat drucken lassen und der um so weniger am Platze war, als er mir den ganzen Tag über Klage über die Sachsen geführt hat. Der Tagesbefehl enthält übrigens Unrichtigkeiten . . . . . En général

je suis bien aise que vous sachiez que le prince de Ponte-Corvo n'a pas toujours bien fait dans cette campagne. C'est un homme usé, qui veut de l'argent, des plaisirs, des grandeurs, mais ne veut pas les acheter par les dangers et les fatigues de la guerre. La vérité est, que cette „colonne de granit" a constamment été en déroute.

In allen diesen Äußerungen ist von jener schimpflichen Absetzung Bernadottes mit keinem Worte die Rede. Napoleon erwähnt aber auch nicht, daß Bernadotte zum Erlaß des Tagesbefehles gar nicht mehr berechtigt war, und dies hätte er sicher gethan, wenn sich der Marschall wirklich eines solchen Vergehens gegen die Disziplin schuldig gemacht hätte.

Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises mehr, daß die Darstellung Marbots keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben kann und einen durchaus anekdotenhaften Charakter trägt.[2])

Es mögen nur in aller Kürze noch einige andere Ungenauigkeiten angeführt werden, die dort hervortreten, wo nachgeprüft werden konnte. I, 237 bespricht er den unglücklichen Kampf Mortiers bei Dürrenstein und erwähnt, daß Napoleon in seinen Bulletins dieses blutigen Kampfes kaum Erwähnung thue: das ist ein Irrtum; Napoleon spricht sogar zweimal, im 22. und im 23. Bulletin und zwar ganz ausführlich davon. I, 276 erzählt er, in Frankfurt a. M. sei nach der Schlacht bei Austerlitz das Gerücht gewesen,

---

[2]) Nach Touchard-Lafosse, Histoire de Charles XIV. (Jean Bernadotte) Paris 1838, II. 59 ff. ist der wahre Sachverhalt folgender: Bernadotte hatte im Jahre 1809 schon mehrfach seine Entlassung verlangt, sie war ihm aber nicht gewährt worden. Er hatte das Kommando des 9. Korps übernehmen und sich an dem Feldzuge an der Donau beteiligen müssen. In der Schlacht am 5. war er in schweren Nachteil geraten, weil der Kaiser ihn ohne Unterstützung gelassen und über seine Reserve willkürlich verfügt hatte. Darüber kam es am Morgen des 6. zwischen Beiden zu heftigen Auseinandersetzungen. Nach der Schlacht wiederholte dann Bernadotte sein Gesuch um Enthebung vom Kommando und diesmal wurde es bewilligt. Daß aber kein völliger Bruch erfolgte, ergiebt sich daraus, daß bald nachher der Kaiser es gut hieß, als Fouché in der Verwirrung, die der Einfall der Engländer in Holland hervorrief, den Oberbefehl über die im Norden Frankreichs stehenden Truppen an Bernadotte übertrug.

die Ruſſen hätten geſiegt, nicht ein einziger Franzoſe ſei entkommen. Als nun Augereau anfangs 1806 mit ſeinem Korps nach Frankfurt verlegt wurde, habe der Marſchall Befehl gehabt, für jeden Soldaten 1 Louisd'or zum Willkomm zu fordern, für jeden Korporal 2, jeden Sergeanten 3, jeden Lieutenant 10 u. ſ. f. Außerdem ſollte die Stadt die Truppen verpflegen, dem Marſchall täglich 600 frs., den höheren Offizieren entſprechend weniger und monatlich nach Paris 1 Million zahlen. Auf die Gegenvorſtellungen der geängſteten Stadt habe ihr Napoleon eröffnen laſſen, es ſei in Frankfurt behauptet worden, kein einziger Franzoſe ſei den Ruſſen entronnen, er wollte der Stadt jetzt einmal zeigen, wie groß auch nur ein Korps ſei. Schließlich ſetzte es Augereau aber doch durch, daß der harte Spruch gemildert wurde: er erreichte nämlich, daß in die Stadt ſelbſt nur ein Bataillon gelegt wurde. Dieſe Geſchichte muß auf Irrtum beruhen; es iſt der Befehl Napoleons vom 24. Januar an Augereau nicht mit ihr zu vereinbaren, indem es einfach heißt, der Marſchall ſolle am 28. Januar Frankfurt mit 1 Diviſion beſetzen. Am 2. Februar ſolle er ſein ganzes Armeekorps hier verſammeln und ſolle dann eine Kontribution von 4 Millionen Franken auferlegen.

Bei Gelegenheit der ſpaniſchen Kämpfe ſpricht er auch von Palafox und erklärt, dieſer gelte mit Unrecht für den Verteidiger von Saragoſſa. Er ſei während der ganzen Zeit krank geweſen, und das Kommando habe ein Belgier, Saint-Marc, geführt.

Das von Marbot behauptete Faktum ſtimmt jedoch nicht mit der Darſtellung, die Baumgarten in ſeiner ſpaniſchen Geſchichte I, 355 giebt. Er ſagt da: „Zuletzt wurde Palafox, nachdem die meiſten der unteren Befehlshaber den Kugeln erlegen waren, von der Krankheit ſo heftig angegriffen, daß in der Nacht vom 18. auf den 19. Februar eine Junta das Kommando übernehmen mußte. Am 20. Februar wurde die Kapitulation unterzeichnet." Er hat alſo gerade nur einen Tag vor der Kapitulation das Kommando nicht geführt.

Das bisher Angeführte wird genügen, um den Beweis für unſer Urteil, daß die Memoiren nur mit Vorſicht zu verwenden ſind, zu erbringen. Bei Anwendung dieſer Vorſicht können ſie aber ganz gute Dienſte leiſten.

Die Aufzeichnungen Marbots über die spanischen Feldzüge sind nicht uninteressant. Es werden recht anschaulich die Gefahren geschildert, denen die Adjutanten und Depeschenträger in dem unheimlich gährenden Lande ausgesetzt waren, die vielen Widerwärtigkeiten und Schreckniſſe, die gerade dieſer Krieg mit ſich brachte, die tödliche Unluſt, die allmählich Offiziere und Mannſchaften ergriff. Auch im übrigen findet ſich mancherlei Anziehendes. Es werden gelegentlich hübſche Anekdoten erzählt, allerlei Züge aus dem perſönlichen Leben der großen Männer mitgeteilt, mit denen der Autor in Berührung kam, intereſſante Beobachtungen gemacht. Wer daher die Spreu von dem Weizen zu ſondern weiß, wird das Buch nicht ohne alle Ausbeute aus der Hand legen.

2. Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft (K).

In dieſer Abteilung ſprach am 26. Januar 1892 Herr O. Donner-von Richter über:

„Künſtleriſches aus den erſten drei Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung.“ [1])

Es iſt nicht die Abſicht der folgenden Betrachtung ein vollſtändiges Bild der Kunſt oder des Kunſtvermögens in den erſten drei Jahrhunderten unſrer Zeitrechnung zu geben; das würde zu weit führen. Nur auf einzelne charakteriſtiſche Kunſtäußerungen aus jedem dieſer Jahrhunderte, zwiſchen welchen je der Zeitraum von ca. 100 Jahren liegt, ſoll die Aufmerkſamkeit gelenkt werden.

Die uns erhaltenen Kunſtwerke, an welche hier angeknüpft wird, ſind:

1) die Wandmalereien aus Pompeji und Herkulaneum,
2) die zwei ſchönen Grabkammern oder Grabgebäude an der via latina bei Rom, und

[1]) Die Beſprechung wurde durch Vorlage mehrerer, von dem Vortragenden genau nach den Originalen angefertigter, Fakſimilezeichnungen erläutert.

3) die Malereien einer Grabkammer in den Katakomben der Heiligen Petrus und Marcellinus an der via labicana vor porta maggiore bei Rom.

Genau bestimmt ist für uns die Zeit, in welcher die Malereien Pompejis entstanden sind. Die Stadt wurde bekanntlich durch das Erdbeben vom Jahre 63 n. Chr. in einen Schutthaufen verwandelt, und nach der Katastrophe wurde die Frage: ob man die Stadt an derselben Stelle wieder aufbauen oder eine minder bedrohte Stelle dazu aufsuchen solle, ernstlich erwogen. Man entschied sich für das Erstere. Aber noch war die neue Stadt nicht in ihren Hauptbauten ganz vollendet, als im Jahre 79 n. Chr. ihre erneute Zerstörung und gänzliche Verschüttung stattfand, und zugleich jene von Herkulanenm und Stabiae. Aus dem Zeitraum zwischen 63 und 79 nach Christi Geburt müssen also ihrer Mehrzahl nach jene Malereien herrühren, die uns erhalten sind; sie geben uns somit ein getreues Bild der Kunstanschauung jener Zeit und der Kunstfertigkeit der Meister und Gehilfen, welche sie ausführten.

Mit dem Untergang der Städte, welchen wir die Anschauung jener unendlichen Fülle der herrlichsten und liebenswürdigsten Kunstschöpfungen des Altertums verdanken, war aber auch in wahrhaft tragischer Weise das Ende des Mannes verknüpft, welchem wir die besten und ausführlichsten Nachrichten über die alte Kunst von ihren Anfängen an verdanken, und dessen Schilderung von Künstlern und Kunstwerken für uns der Leitfaden für die alte Kunstgeschichte geworden ist, nämlich Plinius des Älteren. Er wurde das Opfer seines hochherzigen Triebes, Freunden Hilfe zu bringen. Das Boot, in welchem er diese von dem Meer aus zu retten hoffte, wurde derartig mit Asche und glühenden Steinen überschüttet, daß er in ihm erstickte.

Er nun ist es gerade, welcher die Kunst seiner Zeit „eine absterbende" nennt,[2]) und nicht minder hart ist das Urteil, welches sein Zeitgenosse Petronius über sie fällt. Gleichwie er

[2]) Plin. XXXV. 29: hactenus dictum sit de dignitate artis morientis.

die Rhetorik und die Geschichtsschreibung seiner Zeit im Niedergang begriffen erachtet, ebenso sagt er von der Bildkunst: „auch die Malerei nahm kein anderes Ende, nachdem die Kühnheit der Ägypter an die Stelle einer so großen Kunst nur eine Art flüchtigen, flotten Notbehelfes gesetzt hatte.[3])

Wie aber können wir diese geringschätzigen Urteile in Einklang bringen mit dem, was uns in den Wandmalereien Campaniens und Roms erhalten ist, mit jenen Schöpfungen, welche auf unser überraschtes und entzücktes Auge doch sicherlich nicht den Eindruck einer absterbenden Kunst machen?

Die Worte des Petronius richtig verstanden, geben uns jedoch die durchaus genügende Aufklärung. Unter dem Ausdruck „Ägypter" versteht Petronius die Alexandriner, d. h. die hellenischen Künstler in Alexandria, welche Stadt durch den Reichtum ihrer Bewohner, durch die Mittel, welche aus ihm den ausübenden Künstlern zuflossen, die leitende Stätte für die Kunst in dem römischen Reiche geworden war. Die Pracht- und Kunstliebe der Alexandriner war es auch, welche zu der stets zunehmenden und allgemeiner werdenden Sitte führte, daß die Wohnungen nicht nur der Reichsten, sondern auch der minder Begüterten sich immer mehr und mehr mit Bildern und Kunstwerken anfüllten, und daß sich hieraus schließlich jene reiche Wandmalerei entwickelte, welche wir aus Pompeji, Herkulaneum und Rom kennen. Denn es ist begreiflich, daß diejenigen, welche einzelne kostbare Gemälde großer Meister nicht zu erwerben im Stande waren, doch Wiederholungen von ihnen oder ähnliche Anordnungen in ihren Räumen zu sehen wünschten, und hierzu bot die virtuos gehandhabte Freskotechnik ein durchaus geeignetes Verfahren. Das in dem älteren griechischen Hause in Mitte einer Wandfläche auf einfachem oder farbigem Stuck innerhalb streng architektonischer Ornamente aufgehängte Gemälde in Tempera oder Enkaustik wurde in dieser

[3]) Cap. II: pictura quoque non alium exitum fecit, postquam Aegyptiorum audacia tam magnae artis compendiariam invenit.

neueren Dekorationsweise zu einem auf den Stuck selbst gemalten Bilde, um welches herum sich in immer üppigerer Weise das Ornament entwickelte, aber aus geschmack- und stilvollen Anfängen sehr bald in das Phantastischste und Unorganischste, trotzdem aber stets noch Fesselnde und Anziehende hinüberwucherte.

Es kann nicht erstaunen, daß bei dem Einfluß, welchen sich der Hellenismus im ganzen römischen Reiche erworben hatte, auch diese seine Äußerung in der künstlerischen Ausschmückung der Wohnräume allerorts lebhaften Beifall fand und allgemein nachgeahmt, ja maßgebend wurde. Wo immer wir Reste römischer Bauwerke finden, begegnen wir den Spuren jener Ausschmückungsweise, den vollendetsten Beispielen von ihr aber, wie schon erwähnt, in den ausgegrabenen Bauten Roms und der kampanischen Städte.

Betrachten wir diese aufmerksam, so erkennen wir aber auch alsbald, daß in ihnen der Grad der Geschicklichkeit in der Ausführung *sehr oft* nicht gleichen Schritt hält mit dem künstlerischen Wert und Inhalt der Darstellungen, seien es in sich abgeschlossene Bilder, seien es Einzelfiguren. Dies führt zu dem unzweifelhaft richtigen Schluß, *daß Werke vorzüglicher Meister als Vorbilder gedient hatten*, und daß wir meist keine Originalwerke sondern nur Reproduktionen solcher vor uns haben. Die Richtigkeit dieses Schlusses wird auch durch die Thatsache erwiesen, daß wir häufig ein und dasselbe Originalgemälde in verschiedenen Häusern Pompejis kopiert finden und zwar in den verschiedensten Graden des künstlerischen Könnens ausgeführt. Eine weitere Bestätigung aber ergiebt sich aus dem Umstande, daß wir aus Nachrichten alter Schriftsteller eine Anzahl jener Wandbilder auf Originale berühmter Künstler zurückführen können, welche sich die allgemeine Bewunderung erworben hatten, und von denen man daher Wiederholungen in den eignen Räumen zu sehen wünschte.

Aus den angeführten Thatsachen wird sich uns nunmehr das Verständnis der geringschätzigen Äußerungen des Plinius und des Petronius über die Kunstleistungen ihrer Zeit leicht erschließen: Plinius will mit dem Ausdrucke: *daß die Kunst im Absterben begriffen sei*, sagen, daß es zu seiner Zeit keine großen, selbst-

ſchaffenden Künſtler mehr gab, welche durch eigne Erfindungen die Zeitgenoſſen zur Bewunderung hinzureißen und den Vergleich mit ihren großen Vorgängern auszuhalten vermochten. Petronius ſeinerſeits bedauert, daß durch die Richtung der alexandriniſchen Künſtler die ſorgfältige, ſtreng gewiſſenhafte Ausführung in der Malerei Not gelitten habe, und daß man ſich mit virtuoſer, flüchtigerer Arbeit begnüge. Das Urteil beider iſt von ihrem Standpunkte aus durchaus berechtigt, ſo wenig uns dies, wie ſchon bemerkt, auch auf den erſten Blick hin ſo erſcheinen will, denn einzelne der uns erhaltenen Wandmalereien zeigen die bewundernswerteſte Meiſterſchaft in der Ausführung.

Vor allem Andern überraſcht uns die abſolut ideale Anſchauung, welche der Grundzug faſt aller jener Kunſtgebilde iſt, mit verſchwindend wenig Ausnahmen, auf welche ich noch beſonders zurückkommen werde. Dieſe Idealität war ſelbſtverſtändlich für alle jene Stoffe gegeben, welche der Mythologie oder der ihr nahe ſtehenden Allegorie, oder dem Heroenmythus entnommen wurden. Das Suchen nach der edelſten, vollkommenſten Körperform, kleidſamſter idealer Gewandung war hier durch die Würde des Gegenſtandes geboten; und da ſolche Gegenſtände weitaus in größter Anzahl gewünſcht und ausgeführt wurden, ſo mußten die Künſtler ſich ſelbſt aufs ſtrengſte hierzu erziehen. Dies hatte die Folge, daß ſie das Suchen nach edlen Formen und geſchmackvollen Motiven in der Behandlung der Gewandungen auch auf Stoffe übertrugen, welche dem wirklichen Leben entnommen waren, und ſo finden wir die gleiche ideale Behandlung auch bei Gelagen, bei Toiletten- und Schauſpielerſzenen, Tanz- und Muſikaufführungen wieder, wie denn gerade auch die Figuren von Tänzerinnen, von Satyrn und Bacchantinnen im Tanz eine Fülle von Schönheit in der Form und Anmut der Bewegung und des Ausdruckes aufweiſen, welche wahrhaft entzückend iſt. Dahin gehören auch jene Darſtellungen von Eroten, die alle Arten von Beſchäftigungen des wirklichen Lebens treiben, z. B. Weinkeltern, Schuhmacherei und Schreinerei ꝛc. Auch hier liebten es die Künſtler mehr, die ideale Seite darzuſtellen als die direkte alltägliche Realität.

Aber es fehlen auch diese letzteren Darstellungen durchaus nicht absolut, die, wenn sie gleich nur in wenigen, vereinzelten Beispielen vorkommen, dafür aber auch ein um so größeres Interesse für uns besitzen. Denn wenn wir jene bereits angeführten Stoffe idealen Charakters, zu welchen ich auch noch die großartig gedachten Landschaften mit mythologischen Staffagen und jene idyllischer Gattung rechne, entweder als direkte Wiederholungen hellenistischer Vorbilder betrachten müssen, oder doch als in gleicher Sinnesweise selbständig erfundene Arbeiten damals lebender griechischer oder griechisch-römischer Künstler, so müssen wir gerade in jenen realistischen Darstellungen die Äußerungen kampanischer Maler der geringsten Gattung erkennen, welche kampanisches Alltagsleben in seiner realistischsten Erscheinung darstellten. Wir finden sie meist nur in den gewöhnlichsten Kneipen und verrufenen Lokalitäten. Die Darstellenden waren von der höheren Kultur in keiner Weise beleckt und folgten nur ihrem eigenen Behagen und den Wünschen ihrer Auftraggeber.

Als Beispiele dieser letzten Gattung sind vier Abbildungen aus dem kleinen Kneipzimmer hervorzuheben, welches sich neben dem Ladenraume in dem Hause befindet, das die Ecke der via di Mercurio und des vicolo di Mercurio bildet. So roh und ungeschickt diese Darstellungen sind, so haben sie doch für uns das ganz hervorragende Interesse, daß sie uns die Erscheinung des Volkes, welches solche Kneipen besuchte, ganz unverfälscht und absolut frei von jedem Anhauche von Idealität vor Augen stellen. Sie gehörten daher für mich zu den interessantesten Malereien Pompejis, und ich habe sie mit allen ihren Mängeln aufs genaueste in gleicher Größe kopiert, ja sogar auf der Wand selbst durchgezeichnet.

Man wird nicht in Abrede stellen können, daß trotz der mangelhaften Ausführung in den beiden figurenreicheren Gemälden ein gewisses inneres Leben zu erkennen ist, d. h. in den würfelspielenden Männern, und jenem, in welchem zwei in Kapuzen gehüllte Reisende, denn der Kapuzenmantel, der Cucullus, war ganz besonders Reisekleidungsstück, am Tisch sitzen und von zwei anderen, vielleicht Stammgästen, aufmerksam beobachtet werden.[4])

[4]) Helbig, Wandgemälde ꝛc. No. 1504.

Von den beiden zweifigurigen Malereien zeigt uns die eine einen durſtigen jugendlichen Gaſt in tiefgegürteter Tunika, die andere einen Stadtſoldaten in dem Soldatenmantel, der Paenula, welchen beiden von Kellnern Wein eingegoſſen wird.

Als ein Beiſpiel weit größerer Geſchicklichkeit in der Formengebung, aber dabei doch größter Flüchtigkeit und nachläſſiger Behandlung erſcheint die muſikaliſche Aufführung, in welcher eine Frau, nach ihrer leichten durchſichtigen Bekleidung mutmaßlich eine Hetäre, zugleich auf zwei Saiteninſtrumenten, der großen Kithara und der kleinen ägyptiſchen, harfenartigen Zither ſpielt, und damit die geſpannte Aufmerkſamkeit der Zuhörenden, vielleicht auch die Eiferſucht eines von ihnen links erregt, welcher ein Plektrum in der Hand hält und ſich dadurch als muſikaliſche Perſönlichkeit zu erkennen giebt.

Als dritte Stufe in künſtleriſchem Wollen und Vollbringen, als ein Beiſpiel feiner, liebenswürdiger Empfindungsweiſe, welche unter der Virtuoſität der Ausführung keineswegs gelitten hat, dürfen wir das Bild einer ſinnend daſitzenden jungen Frau oder eines Mädchens betrachten, eine Darſtellung, in welcher wir deutlich empfinden, daß ſie zwar von einem ſehr geſchickten Künſtler ausgeführt, doch aber in ihrer erſten Erfindung wohl einer größeren Kraft ihren Urſprung verdankt. Dieſes Bild, wie die muſikaliſche Szene, können wir der Gattung zurechnen, welche wir am beſten mit dem Namen des helleniſtiſchen Genres bezeichnen.[5])

In die Reihe der großartigſten Schöpfungen der alten Kunſt, in das Gebiet, welches wir heute Hiſtorienmalerei nennen und welches die Alten mit dem Ausdruck „Megalographie“ bezeichneten, treten wir aber ein, wenn wir die Opferung der Iphigenie betrachten. Der ſein Haupt vor Schmerz verhüllende Agamemnon, der mit ernſtem Blick gen Himmel ſchauende Kalchas, die das unglückliche, jammernde Opfer tragenden, gleichfalls tief ergriffenen Helden Odyſſeus und Diomedes ſind künſtleriſche Erfindungen von überwältigendem Eindruck und laſſen auf eine Kraft erſten Ranges ſchließen.

[5]) So benennt ſie zutreffend Helbig: Wandgemälde ꝛc.

Hier zeigt uns schon die reliefartige Anordnung des Ganzen, dabei die teilweise noch archaische Art der Faltenbehandlung am Mantel des Diomedes, die nach archaischer Art größer gestalteten Hauptfiguren, daß wir nach dem Originale dieses Werkes in einer noch über die helleniſtiſche Zeit, d. h. über Alexander den Großen, hinaus liegenden Zeit zu suchen haben. Die Ausführung des vorliegenden Freskos aber zeigt einen ungemein geschickten und tüchtigen Künstler, der zwar auch unter dem Einfluß der durch die Freskotechnik veranlaßten, etwas eiligen Ausführungsweise stand, aber dabei die menschlichen Körperformen und die Gewänderbehandlung durchaus kannte und wiederzugeben verstand. Doch ist es ihm offenbar in der Eile geschehen, daß er ein Stück des gelben Gewandes der Iphigenie vergessen hat, hinter welchem ihre Füße zu suchen sein müßten. Wäre die Stadt nicht vielleicht sehr bald nach Vollendung des Bildes verschüttet worden, so hätte der Künstler dies ohne Zweifel noch mit Temperafarbe nachgeholt.

Zu dem Vorzüglichsten aber, was uns in campanischen Wandmalereien sowohl im künstlerischen Gedanken, wie in der Ausführung erhalten ist, gehört die Einzelfigur der Medea.[6]) Ich habe früher schon nachgewiesen,[7]) daß sie nur ein Teil eines Gemäldes ist, welches uns leider in seiner Totalität verloren gegangen, aber in einer ziemlich geringen Wiederholung in Pompeji uns dennoch erhalten ist.[8]) Diese Einzelfigur stammt aus Herkulaneum, wie überhaupt die meisten der künstlerisch am vorzüglichsten ausgeführten Malereien; aber es ist uns keine Notiz darüber erhalten, ob sie schon in Herkulaneum als Rest des ursprünglich ganzen Bildes aufgefunden oder bei der Aufdeckung nur als einzig zu erhaltender Teil von der Wand abgelöst worden ist. Der Seelenkampf, in welchem sich Medea vor der Ausführung des Mordes ihrer Kinder befindet, konnte kaum erschütternder zum Ausdruck gebracht werden; das harmlose Spielen der Kinder mit Knöcheln erhöht das Tragische des Eindrucks,

---

[6]) Helbig, Wandgemälde No. 1264.

[7]) Donner: Die erhaltenen antiken Wandmalereien S. LXXVIII.

[8]) Helbig, Wandgemälde No. 1262.

*

während die erschreckte Miene des eben den Raum betretenden Pädagogen zeigt, daß er Medeas Absicht erkannt hat, wodurch dem Beschauer die furchtbare Situation noch dramatischer zum Verständnis gebracht wird. Wahrlich, nur ein Künstler ersten Ranges konnte eine solche Komposition erfinden! Auch wird einem im Altertum hochberühmten Künstler, dem Timomachos von Byzanz, mit aller Wahrscheinlichkeit die Autorschaft zugeschrieben.[9]) Plinius setzt diesen Künstler in die Zeit Cäsars; Brunn hält ihn jedoch für viel älter und zwar dem Beginn der Diadochenperiode, also etwa dem Jahre 300 v. Chr., angehörig.

Unser Urteil über die Kunst des 1. Jahrhunderts v. Chr. läßt sich kurz in Folgendem zusammenfassen:

Wir erkennen in dieser Periode noch ein ganz erstaunliches künstlerisches Können und Wissen im Technischen; die Erfindungskraft sehen wir im Vergleich mit früheren Jahrhunderten stark herabgemindert, fast im Absterben, und eine geistige, besondere Kraft im Neugestalten von Stoffen vermissen wir in auffallendem Grade. Aber noch hält die Kunst an der überkommenen, durchaus idealen Richtung fest, welche zugleich in feinster, geschmackvollster Weise das Studium des Realen in ihren Bereich zu ziehen vermag. Realistische Malerei im modernen Sinne erscheint bis auf wenige rohe Versuche fast ganz ausgeschlossen. Noch hervorzuheben ist, daß wir in den Gesamtanordnungen jener Ausschmückungen weit weniger tiefsinnige Gedanken zum Ausdruck gelangen sehen, als vielmehr die Auslassungen einer unerschöpflich sprudelnden künstlerischen Gestaltungskraft und eines erstaunlichen Formenreichtums.

Kein so reiches Material wie in der soeben besprochenen Periode liegt uns nach dem Verlaufe weiterer 100 Jahre vor. Doch hat uns der Zufall aus jener Zeit zwei höchst interessante Denkmäler erhalten, welche uns gestatten, uns ein Bild über das Kunstvermögen und über die Kunstrichtung jener Zeit zu gestalten: es sind die beiden eingangs schon angeführten Grabkammern an

[9]) Vgl. Helbig, Untersuch. üb. d. camp. Wandmalereien, S. 146.

der via latina bei Rom, die in den Publikationen des Deutschen Archäologischen Institutes[10]) wiedergegeben sind.

Das erste der beiden Gräber wurde im Jahre 1857 durch L. Fortunati entdeckt. Die Entstehungszeit dieses ersten Grabes, welches nur unbemalte weiße Stuckverzierungen an seinem Tonnengewölbe und dessen zwei Lunetten enthält, ist genau dadurch festgestellt, daß ein mit dem Stempel der damaligen Konsuln, des Plautus Quintilius und des Statius Priskus versehener Backstein gefunden wurde, der dem Bau angehört. Hierdurch ist das Jahr 159 als das Erbauungsjahr festgestellt.[11])

Die zweite Grabkammer mit Vorraum wurde bald nach der ersten, nur wenige Schritte von ihr entfernt, aufgefunden. Ihre Decke bildet ein Kreuzgewölbe, und dem entsprechend entstehen dadurch an den Seitenwänden vier Lünetten. Diese sind, wie die Decke, durch Stuckleisten in reichster und anmutigster Weise in Felder verschiedenster Form eingeteilt, und diese Felder sind teils mit farbigem Ornament, teils mit gemalten Landschaften und Stillleben oder mit weißen Stuckreliefs ausgefüllt, so daß wir hier Malerei und Bildhauerei vereint sehen, um die reichste Wirkung hervorzubringen. Die Ausführung wie der Stil der Reliefs in beiden Gräbern bezeugen die Gleichaltrigkeit dieser beiden kostbaren Monumente.

Betrachten wir uns zuerst die Darstellungen an dem Tonnengewölbe des ersten, des Stuckgrabes, auf ihren Inhalt hin, so mag es uns nach unsrer Auffassungsweise billigermaßen befremden, daß wir in den zahlreichen Medaillons und Vierecken, in welche das Gewölbe eingeteilt ist, und ebenso in den beiden Lünetten, nur tanzende und musizierende Satyrn und Bacchantinnen und Nereiden von Seeungeheuern oder Tritonen musizierend einhergetragen erblicken. Für uns jedenfalls keine Darstellungen, welche an den Tod erinnern und welche wir in Beziehung zu ihm zu bringen vermöchten. Nur in dem Mittelpunkte des ganzen Gewölbes sehen

[10]) Monum. dell' Inst. 1860. Vol. VI, Tav. XLIII u. XLIV, desgl. 1861. Vol. VI, Tav. XLIX—LIII.

[11]) Vgl. E. Petersen, Annal. d. Inst. 1860, Bd. 32.

wir eine ernsthaft verschleierte und verhüllte Gestalt, so, wie man die Seelen Verstorbener darzustellen pflegte, auf einem geflügelten Greifen emporgetragen.

Eine ähnliche Darstellung zeigt uns das die Mitte des Kreuzgewölbes in dem zweiten Grabe bildende Medaillon. Hier sehen wir wiederum eine von Gewandung umflossene Gestalt, deren Kopf leider verwittert ist, auf Jupiters Adler, der den Blitz in den Krallen trägt, emporschweben, und müssen uns die Frage stellen: ist damit Jupiter selbst gemeint, oder ist es die Seele des Verstorbenen unter seinem Bild, die emporschwebt? Gerade da aber, wo der Adler Jupiters dargestellt ist, das Sinnbild der Luft und der Himmelshöhe, können wir unmöglich an ein Hinabsinken der Seele zum Orkus denken, wie dies doch die Anschauung der alten homerischen Götterlehre war. Eher könnten wir einen solchen Gedanken verbinden mit dem fabelhaften, geflügelten Greifen des ersten Grabes.

Die Mitteldarstellung wird zunächst umschlossen von vier Stilllleben, gebildet aus Körben und Vasen mit Früchten und an Fruchtzweigen naschenden Vögeln; in den angrenzenden Feldern rechts und links von den vier Rippenlinien des Gewölbes, welche übrigens kaum ausgedrückt sind, sehen wir Kämpfe von Kentauren gegen Löwen und Tiger dargestellt und rechts und links nach dem unteren Rande der Gewölbeflächen hin idyllische Landschaften und Marinen. Die Enden der Rippen laufen aus in die fast ganz rund aus der Fläche heraustretenden plastischen Figuren der vier Jahreszeiten.

Zwischen den genannten Einzeldarstellungen befindet sich aber noch in jeder der vier Gewölbeflächen ein Figurenrelief, umgeben von reichem, gemaltem Ornament und von Stuckfigürchen, geflügelte Genien, Sphinxe und Löwen darstellend. Die in diesen vier Reliefs dargestellten Gegenstände verdienen wohl unsre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, denn außer dem Mittelbilde schien uns bis jetzt nichts an den Tod, an die Grabkammer, zu erinnern, sondern wir glaubten nur dasselbe Verzierungssystem hier wieder zu finden, wie wir es aus allen pompejanischen Wohnräumen her kennen. Auch diese Reliefs werden auf den ersten

Anblick kaum ein anderes Gefühl in uns erwecken. Das eine von ihnen stellt das Urteil des Paris dar und steht zwischen Frühling und Sommer; das zweite, den Admet, wie er einen mit einem Löwen und einem Wildschwein bespannten Wagen dem König Pelias vorführt, welcher ihm nur unter dieser Bedingung die Hand seiner Tochter Alkeste zugesagt hatte; sie steht bräutlich verhüllt neben seinem Throne.[12]) Das Relief steht auf der zwischen Sommer und Herbst gelegenen Gewölbefläche. Zwischen Herbst und Winter folgt sodann die Szene, in welcher Priamus den Achill um den Leichnam Hektors bittet, und schließlich zwischen Winter und Frühling eine Szene im Olymp, die Darstellung der Glückseligkeit des in den Olymp aufgenommenen Herkules, der sich zwischen den anderen Göttern mit Saitenspiel ergötzt.

Betrachten wir nun die Anordnungen in den vier Lünetten, so finden wir gleichfalls noch genau dieselben architektonisch-ornamentalen Einteilungen wie 100 Jahre früher in Pompeji; innerhalb derselben Tritonen, Amoretten, Sphinxe, Tiere, Masken und Stillleben als nebensächliche, ausfüllende Ornamente; dagegen als Hauptteile auf zwei der Lünetten die hervorragendsten homerischen Helden, unter welchen Odysseus und Philoktet besonders zu erkennen sind, auf den beiden anderen Hermes, Bacchus und zwischen Apoll und dem bärtigen indischen Bacchus eine Viktoria.

Gegenüber dem reichen Inhalt all der geschilderten Einzeldarstellungen liegt die Frage wohl nahe, ob diese nur willkürliche Äußerungen einer reich entwickelten Verzierungsweise seien, oder ob sie doch als unter sich durch einen bestimmten Gedanken verbunden aufgefaßt werden müssen.

Letzteres wird nicht ganz abzuweisen sein, wenngleich auch von ersterem ein gutes Teil mit untergelaufen ist.

Eigentlich dogmatische, religiöse Anschauungen können zwar nicht als bestimmende Grundlage nachgewiesen werden, wohl aber sind Beziehungen zu dem menschlichen Werden und Vergehen in

[12]) Vgl. Hygin, Fab. 51.

den gewählten Darstellungen unverkennbar enthalten und lagen als solche vielleicht auch in der Absicht des Künstlers oder Auftraggebers. Wir können Folgendes sagen.

Das Geborenwerden des Menschen ist Folge der sinnlichen Liebe, wie sie durch das Urteil des Paris angedeutet ist, und in der Bemühung des Admet, Alkeste als Gattin zu erwerben, zu weiterem Ausdruck kommt, ein Beispiel, welches an dieser Stelle um so mehr seine Berechtigung hat, als Alkeste, um das Leben des Gatten zu verlängern, sich opferfreudig selbst den Tod gab. Das Sterben findet seinen Ausdruck in dem Relief des den Achill anflehenden Priamus; in dem Herkules im Olymp könnten wir den Gedanken des Lebens nach dem Tode verkörpert erkennen. Die dargestellten homerischen Helden und die mit wilden Tieren kämpfenden Kentauren könnten als typische Träger der Lebenskämpfe, die keinem Menschen erspart sind, aufgefaßt werden, und die zwischen den olympischen Göttern dargestellte Viktoria als der Ausdruck für die siegreiche Beendigung des Kampfes.[13]) Die vier Jahreszeiten lassen sich leicht als den Lebensperioden des Menschen entsprechend deuten, und die Anordnungen der Reliefs zwischen ihnen können in nähere Beziehungen zu diesen gebracht werden.

Sind solche Deutungen aber absolut richtig? Ich wage es nicht zu behaupten. Ich habe schon aufmerksam darauf gemacht, daß ein Hinaufschweben der Seele nicht in den alten mythologischen Anschauungen lag; es ist vielmehr eine christliche Idee. Selbst die Besten der Gestorbenen wanderten in den Orkus und wurden Bewohner der elyseischen Gefilde oder wie andre sie nennen, der Inseln der Seeligen; die Missethäter aber wurden in den Tartarus verbannt. Man könnte somit in dem Herakles im Olymp keinen typischen Vorgang für eine bestehende Anschauung erblicken, denn gerade sein Loos wird im Mythus in den Gegensatz gestellt zu dem Loos aller andern Sterblichen. Oder sollten sich christliche Anschauungen hier bereits im zweiten Jahrhundert mit altmythologischen seltsam verschmolzen haben? In diesem Falle wäre auch der Gedanke gestattet, daß der Adler des Zeus die Seele hinauf zu den

[13]) Vgl. E. Petersen, Ann. dell' Inst. 1861.

olympiſchen Höhen trüge und daß der Wunſch des Verſtorbenen, wie Herakles ein Auserwählter zu ſein, hierdurch zu bildlichem Ausdruck gelangt ſei.

Doch kehren wir zurück zu dem erſten, dem Stuck-Grabe, und fragen wir uns, ob wohl hier das ganze tolle Treiben der Satyrn und Bacchantinnen, der Nereiden und Tritonen eine beſtimmte Bedeutung habe, oder ob es nicht nur ein Ausfluß einer üblichen Verzierungsmethode nach hergebrachten Formen ſei? Auf Sarkophagen finden wir häufig ähnliche Darſtellungen.

Auch hier laſſen ſich in der That Deutungen heranziehen. Bacchus erſcheint nach bacchiſch-orphiſchen Anſchauungen als die treibende Kraft in der Natur, als der Spender aller Freuden und Wonnen; und da ſich in jedem Frühjahre die erweckende und belebende Kraft der Natur nach dem Todesſchlafe des Winters erneut offenbart, ſo iſt Bacchus auch als derjenige, welcher den Menſchen an den eigenen Verfall, an das eigene Sterben erinnern ſoll, gedacht, und nicht nur als Spender der Glückſeligkeit, in welchen Zuſtand er alle diejenigen verſetzt, welche ſein begeiſtertes und berauſchtes Gefolge bilden. Ähnlich wie ihr Treiben wird aber auch der Verkehr der Nereiden und Tritonen aufgefaßt, und da die Inſeln der Seligen nach mehrfacher Auffaſſung auch im fernen Ozean liegen ſollen, ſo wird das Nereiden- und Tritonengetümmel wie eine Fortſetzung des bacchiſchen Treibens zur See betrachtet, und es bildet gewiſſermaßen der Seele, die nach den glückſeligen Inſeln wandert, eine Art bacchiſchen Geleites im Waſſer gegenüber dem Bacchantenſchwarme in den Lüften.

So viel gelehrtes Material in dieſer Deutung verwendet iſt, ſo kann ich ſie doch nur als eine wenig befriedigende betrachten, als eine, welche ſchließlich doch nur äußerſt gezwungene Beziehungen als Ausſchmückung zur Grabkammer darbietet.

Ungeteilte Bewunderung verdient aber in beiden Gräbern der Reichtum der künſtleriſchen Anordnung, ſowie die im Vergleich mit der pompeijaniſchen Zeit noch ganz ungeſchwächte Kraft künſtleriſcher Ausführung, welche ſich in dem Modellieren und Zeichnen der flachen Reliefs in erſtaunlichſter Weiſe offenbart, obgleich wir von Kräften erſten Ranges in keinem der beiden Gräber

ſprechen können. Auch ſehen wir den idealen Charakter der Kunſt noch ebenſo beibehalten und durch keinerlei reale oder triviale Neigungen beeinflußt: allerdings aber kann der geiſtige Inhalt nicht als ein hervorragender oder entſprechend befriedigender bezeichnet werden, wenn man ihn auf dem ſymboliſierenden Wege ſuchen will.

Eine durchaus veränderte Sachlage aber werden wir finden, wenn wir weitere 100 Jahre ſpäter uns in eine Grabkammer der chriſtlichen Katakomben Roms verſetzen, deren Erforſchung wir Joſeph Wilpert verdanken.

Wilpert hat ſich ſchon durch mehrere Arbeiten über Fragen, welche ſich an die Malereien in den altchriſtlichen Katakomben anſchließen, in Kreiſen der Sachverſtändigen eine hochgeachtete Stellung erworben. War eines dieſer Werke, „Prinzipienfragen der chriſtlichen Archäologie mit beſonderer Berückſichtigung der Forſchungen von Schultze, Haſenclever und Achelis“ vorzugsweiſe polemiſcher Natur, ſo ſah die darauf folgende Arbeit „Die Katakombengemälde und ihre alten Kopien“ von einem ſolchen Zwecke vollſtändig ab und hatte den Zweck, die Ungenauigkeiten und Willkürlichkeiten früherer Abbildungen der Katakombengemälde, wie ſie Ciacconio noch 1578 und nach ihm der 1629 verſtorbene Antonio Boſio anfertigen ließen, darzuthun und die vielen Irrtümer klarzuſtellen, welche bei deren Wiederholung durch ſpätere Schriftſteller zum großen Schaden der wiſſenſchaftlichen Forſchung ſich feſtgeſetzt hatten.

War zu dieſem Zwecke nicht nur ein großer Teil gelehrter Arbeit nötig, ſondern zugleich auch große phyſiſche Anſtrengung bei dem Vergleichen in den Katakomben ſelbſt, ſo war das letztere in noch höherem Grade der Fall bei Wilperts neueſtem Werke „Ein Cyklus chriſtologiſcher Gemälde aus der Katakombe der Heiligen Petrus und Marcellinus“, ein Werk, welches überhaupt nur durch die aufopferndſte Thätigkeit ermöglicht werden konnte.

Die genannten Katakomben liegen vor der porta maggiore und enthalten unweit des jetzigen Einganges eine Gruppe von drei

Kammern, deren Wände ganz mit Malereien ausgeschmückt sind. Schon Bosio, welchen Wilpert den Kolumbus der Katakomben nennt, hatte sie aufgefunden; auf dem nach seinem Tode angefertigten Plane sind sie mit den Zahlen 52, 53 und 54 vermerkt. Bosio ließ zwar alle Gemälde der Kammer 53 abbilden, aber nur einige aus Kammer 52, dagegen aus der Kammer 54 gar keine, da sie stellenweise verblaßt waren (in parte scoloriti). Diese sind es nun gerade, welche in ihren einzelnen Darstellungen zu erkennen und abzubilden Wilpert mit unendlicher Mühe gelungen ist, denn die Decke und die Wände waren teils mit Schimmel, teils mit schwarzen Flecken bedeckt, auch die Kammer bis zur halben Höhe verschüttet, so daß Wilpert zum Teil nur kniend und liegend seine Untersuchungen machen konnte. Auf die Spur der einzelnen dargestellten Gegenstände führten ihn zuerst die von dem Pinsel des Künstlers in dem ursprünglich weichen Fresko-Stuck hinterlassenen Vertiefungen, sowie einzelne dick aufgetragene Farbenzüge, welche bei seitlicher Beleuchtung mittelst des Wachsstockes deutlich hervorragten, so daß er Pausen von ihnen nehmen konnte.

Das Resultat seiner Bemühungen ist das allerinteressanteste, und zwar sowohl in malerischer wie in altchristlich-symbolischer und ikonographischer Beziehung.

Die Kammer hat eine nahezu quadratische Form. Ihre Decke ist als flaches Arkosol in den Tuff gearbeitet, d. h. in Form eines flachen Tonnengewölbes mit schrägen Einknickungen auf der Seite der Eingangsthüre und der gegenüberliegenden, wodurch die Lünetten auf diesen Seiten schmäler ausfallen als auf den beiden anderen. Die oberen vier Bogen dieser Lünetten lassen in der Mitte der Decke ein Feld in Form eines Viereckes mit eingebogenen Seiten übrig, und zwischen den Lünetten ergeben sich vier Zwickelfelder, welche mit Ovalen ausgefüllt sind.

Bei Vergleichung dieser Deckenbehandlung, d. h. ihrer ornamentalen Einteilung, mit der Decke der beiden Gräber in via latina erkennt man sogleich, daß in den 100 Jahren, welche ungefähr zwischen deren Ausführung liegen — denn Wilpert setzt diese Grabkammern in die Mitte des dritten Jahrhunderts —, die künstlerische Auffassung in der Behandlung einer solchen Aufgabe

in der Hauptsache dieselbe geblieben ist, wenn auch bei ersterer die Ausführung eine hastige, ungenaue und in jeder Beziehung künstlerisch rohere, sagen wir auch: billiger gemachte, ist. Die Tradition aber war also hierin noch eine ununterbrochene.

Betrachten wir jedoch den geistigen Inhalt der Darstellungen, mit welchen jene ornamentale Deckeneinteilung und die Seitenwände ausgefüllt sind, so müssen wir mit Erstaunen bekennen, daß wir hier vor dem überraschendsten Umschwung des menschlichen Denkens und Empfindens stehen, der in einer Zeit stattfand, in welcher die alte Denkungs- und Empfindungsweise noch weitaus die größten Massen der Lebenden erfüllte. Nicht nur befinden wir uns einem absolut Neuen gegenüber, sondern dieses Neue tritt uns schon in einer seinem geistigen Wesen nach so abgeschlossenen und vollendeten Gestaltung entgegen, daß das Denken so vieler späterer Jahrhunderte des Christentums nichts Vollendeteres mehr hervorzubringen vermochte.

Die einfache Aufzählung der Darstellungsgegenstände wird dies erkennen lassen.

Das Auge des in die Grabkammer Eintretenden erblickt zuerst in der Decken-Lünette über der Thüre den englischen Gruß, d. h. die Verkündigung der Geburt des Heilandes durch den Erzengel Gabriel; sie führt uns gewissermaßen ein in den ganzen Cyklus. Ihr gegenüber sehen wir die Könige aus dem Morgenlande, die Magier, abgebildet, wie sie den Stern erblicken, das Licht nämlich, welches durch die Geburt Christi in die Welt gebracht worden ist. In der Lunette links bringen die Könige dem auf dem Schoße der Mutter sitzenden Christuskinde kostbare Geschenke dar, als die erste Anerkennung, welche dem Sohne Gottes von den Großen der Welt zu teil wurde; die Lünette rechts enthält die Taufe Christi im Jordan, bei welcher durch die von oben erschallende Stimme die erste förmliche Anerkennung vor der Welt von seiten seines himmlischen Vaters erfolgte.

An diese Darstellungen der Decke schließen sich jene auf den Wänden an, nämlich die der Wunder, durch welche Christus selbständig die Wahrheit seiner göttlichen Sendung bethätigte. Auf dem oberen Teile der Wand zur rechten des Einganges sehen

wir die Heilung der blutflüssigen Frau und darunter die des Gichtbrüchigen, links oben die des blindgeborenen Knaben dargestellt. Gerade diese drei Wunder sind hier gewählt, weil sie auf dem Glauben derer beruhten, die durch sie geheilt wurden. Da aber der Glaube an Christum und seine göttliche Sendung die notwendige Vorbedingung zur Erlangung der Seligkeit ist, so fügte der Maler unten links auch noch Jesu Gespräch mit der Samaritanerin hinzu, welche auch ihren Glauben an Christum bekannte.

Um zu der gehofften Seligkeit zu gelangen ist aber noch der Richterspruch Christi notwendig, und dieses Richteramt Christi vergegenwärtigt uns die Darstellung im Mittelpunkt des Gewölbes, in welchem Christus in langer Tunika, Pallium und Sandalen als Richter mit erhobener Rechten dasitzt, rechts und links von ihm je vier männliche Figuren, Heilige darstellend, als Beisitzer, als advocati oder Fürsprecher. Den Verstorbenen müssen wir uns als den denken, der sich dem Urteile unterwirft, dabei aber an die göttliche Barmherzigkeit erinnert, indem in zweien der Ovale der Zwickelfelder Christus als guter Hirte dargestellt ist. In den beiden anderen Zwickelfeldern steht der Verstorbene, der der Seligkeit schon teilhaftig gedacht ist, als Orans d. h. als Betender da und betet für die Zurückgebliebenen.

Durch die Mitteilung zahlreicher Katakombeninschriften erweist Wilpert die Richtigkeit seiner Auffassung der Symbolik in den erwähnten Darstellungen. Vergleichen wir diese Symbolik mit jener, welche wir in den heidnischen Grabkammern der via latina kennen gelernt haben, so müssen wir wohl unbedingt zugeben, daß eine ganz unvergleichlich größere Wucht der Gedanken, größere Tiefe und Klarheit in diesen christlichen Malereien zum Ausdruck kommt.

Allerdings stehen sie als künstlerisch formale Leistungen weit, weit hinter jenen zurück und zeigen in deutlichster Weise das Hinabsinken des künstlerischen Niveaus in den zwischenliegenden hundert Jahren. Dennoch aber ist der edle Geist, die feinfühlige künstlerische und ideale Anschauungsweise der alten griechisch-römischen Kunst auch als ein kostbares Erbteil auf den christlichen

Künſtler übergegangen, der dieſe Malereien in der Kammer 54, und nach Wilperts Anſchauung auch jene in den Kammern 52 und 53, ſowie in der ſogenannten Krypta della madonna in denſelben Katakomben ſchuf. Bei dem ſehr zerſtörten Zuſtande der erſtgenannten Malereien iſt es um ſo wertvoller, daß wir in der Crypta della madonna eine ſehr gut erhaltene Figur eines Oranten beſitzen, von welcher Wilpert auf Tafel VI, 1, eine gute photographiſche Aufnahme giebt. Die Bewegung der ganzen Figur mit den erhobenen Armen iſt eine durchaus edle und feingefühlte, die Anordnung der weitärmeligen Tunika und des faltenreichen Palliums iſt voll Geſchmack und Würde; dieſe Eigenſchaften hat ſie von der heidniſchen Kunſt mit herübergenommen. Auch in den Figuren, welche den Künſtler zu einem derberen Realismus hätten veranlaſſen können, wie z. B. bei der dem wirklichen Leben entnommenen Figur des guten Hirten mit dem Lamm, oder des Gichtbrüchigen, oder des blindgeborenen Knaben, iſt dieſe Tendenz ganz und gar ausgeſchloſſen.

So können wir unſerer chriſtlichen Kunſt nur Glück wünſchen, daß ihre Jugend- und Entwickelungszeit in eine Periode fiel, in welcher die guten Traditionen der herrlichen Blütezeit griechiſcher Kunſt noch nicht erloſchen waren, und daß ſie es vermochte dieſe Formen aufzunehmen und mit neuem Geiſte zu durchdringen. Und hier müſſen wir ganz beſonders noch beachten, daß die erſten Künſtler der Katakomben zu gleicher Zeit anfingen Neues zu geſtalten, daß ſie nicht althergebrachte Motive ganz ohne Aufwand an eigner Geſtaltungskraft immer wiederholen konnten und daß ſie alſo, von dieſer Seite betrachtet, weit über jene im Techniſchen viel geſchickteren Maler zu ſtellen ſind, welche die Wohnräume der geringeren bürgerlichen Häuſer Pompejis mit den ebenſo geringen Wiederholungen feſtſtehender Gebilde der alten Kunſt dekorierten.

Aber auch die beſſeren Leiſtungen der älteſten Katakombenmaler wurden bald von geringeren Nachfolgern vielfach wiederholt und nachgeahmt, der Verfall trat auch hier ein, und in dem Umſturze des römiſchen Reiches ging die ererbte Kunſtfertigkeit zum

größten Teile für die christliche Kunst wieder verloren. Aber die besseren Vorbilder blieben und wirkten bei der Wiedergeburt als wesentliche Faktoren mit.

---

3. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

In dieser Abteilung sprach am

13. Januar: Herr Dr. Sulzbach über
„Der Schlaf in Sage und Märchen";

am 15. März gelangte eine von Herrn Dr. Wasserzieher eingesandte Abhandlung über
„Friedrich Christian Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und seine Beziehungen zu Schiller"
zum Vortrag.

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Der Schlaf in Sage und Märchen, von Herrn Dr. A. Sulzbach.

Schlaf und Tod nennt Homer Zwillingsbrüder; doch überträgt dieser Vergleich nicht die Schreckniſſe des Todes auf den Schlaf, sondern umgekehrt das Süße und die Heiterkeit dieses auf jenen: die Schreckniſſe des Todes erscheinen durch den Vergleich gehoben, der Hinblick auf den Schlaf erweckt für den Tod die Hoffnung auf ein Erwachen. Der Schlaf läßt die Leiden der Gegenwart vergessen, er senkt Ruhe in das geängstigte Gemüt, er bringt den Sturm im Herzen zum Schweigen, er verleiht dem Ermatteten neue Kraft zu neuer Arbeit. Darum ist der Schlaf heilig: wer ihn stört, ist ein Böſewicht. Es muß ein durchaus verderbter Mensch sein, der keiner edlen Herzensregung fähig ist, der von der Heiligkeit des Schlafes ganz unberührt bliebe. Keiner hat dies packender gezeichnet als der große Menschenkenner und Dichter, Shakespeare. Macbeth hat den Mord vollführt, mit

Widerſtreben, mehr getrieben durch die Spottreden ſeiner Frau als freiem Willen folgend; es iſt noch nicht jede gute Regung in ihm ertötet, die Majeſtät des Schlafes hält ihn wohl nicht vom Verbrechen zurück, aber ſie regt doch ſein ganzes Innere während und nach der grauſigen That auf:

„Mich dünkt', ich hörte eine Stimme: Schlaft nicht mehr!
Macbeth mordet den Schlaf, unſchuld'gen Schlaf;
Den Schlaf, der unſers Harmes Knäuel entwirrt,
Den Tod von jedes Tages Leben, 's Bad
Für wunde Arbeit, kranken Herzens Stärkung,
Den zweiten Umlauf der Natur, den Haupt-
Ernährer bei des Lebens Feſtmahl."

Aber immerhin iſt der Schlaf nicht das werkthätige und arbeitſame Leben, er iſt nur eine Täuſchung desſelben, nur Schein, nicht Wirklichkeit vom roſigen Lichte des Tages beſchienen. Beide Gedanken, Schlaf als Zuflucht vor dem Schmerze des Lebens und Schlaf als Verluſt des frohen wirklichen Daſeins, finden in der Sage ihren beredten Ausdruck. Aber auch des Gedankens, daß der Tod nichts anders als ein Schlaf ſei, in dem unter dem Scheine des Erſtarrtſeins das Leben weiter webt, neue Kräfte ſammelt, um zur rechten Zeit dieſe Kräfte in den Dienſt der Menſchheit zu ſtellen, hat die Sage ſich bemächtigt.

In dem Sinne, daß der Schlaf den Menſchen über die Leiden des Lebens hinweghebe, und daß Gott durch dieſen diejenigen ſchütze, die auf ihn vertrauen, alſo im religiös-paränetiſchen Sinne, erſcheint der Schlaf in der Sage von den Siebenſchläfern. Um der Chriſtenverfolgung unter Decius im Jahre 251 zu entgehen, ſo berichtet die Sage, verbargen ſich ſieben Jünglinge in einer Höhle im Berge Kalion bei Epheſus, woſelbſt ſie einſchliefen und vermauert wurden. Nach zufälliger Wiedereröffnung der Höhle erwachten ſie im Jahre 446. Um ſich Lebensmittel zu kaufen, ſandten ſie einen ihrer Genoſſen nach der nahegelegenen Stadt, woſelbſt das Geld, das ein ſehr altes Gepräge trug, Aufſehen erregte. Der Bote wurde vor den Fürſten geführt, dem er den Hergang der Sache erzählte, welcher Männer nach der Höhle ſandte, ſich von der Wahrheit der Erzählung zu überzeugen. Nach

einigen soll der Kaiser selbst in Begleitung des Bischofs Martin die Höhle in Augenschein genommen haben, und nachdem die Jünglinge das Wunder bezeugt, seien sie dann, vom Glorienschein der Heiligkeit umstrahlt, gestorben. Diese Sage hat eine weite Verbreitung gefunden und zwar im großen und ganzen in einer übereinstimmenden Fassung, nur in Angabe der Zahl der Jünglinge und der Anzahl der Tage weichen die verschiedenen Überlieferungen von einander ab.

Die Tendenz der Legende liegt klar vor. Gott schützt seine Verehrer in den Zeiten der Not, er sendet ihnen den wohlthätigen Schlaf, der sie den persönlichen Mangel nicht fühlen und das Elend der andern nicht schauen läßt. Aber nicht so sehr um ihrer selbst willen, denn ein sanfter Tod würde sie ja von allem Übel erlösen; auch erwachen sie ja nur, um gleich zu sterben. Das Wunder, das sich in ihnen erfüllt, soll stärkend und erhebend auf die Mitwelt wirken, es soll die Göttlichkeit dessen, wofür sie leiden, beweisen und soll bewirken, daß die in Unglück Geratenen nicht verzweifeln, daß diejenigen, welche für die heilige Sache dulden, mit Ruhe ihre Leiden ertragen, überzeugt, daß Gott ihnen helfen und das, wofür sie leiden, zum Siege führen werde.

Auch der Islam hat die Sage für sich in Beschlag genommen. Sie wird in der 18. Sure des Koran, welche die Überschrift „Die Höhle“ hat, mitgeteilt. Die Tendenz ist hier deutlich ausgesprochen: „Wir machten aber ihr Volk mit ihrer Geschichte bekannt, damit es erkenne, daß Gottes Verheißung wahr, und die letzte Stunde nicht zu bezweifeln sei.“ „Die letzte Stunde“, das ist die Stunde der Auferstehung; es sollen die Gläubigen aus der Erzählung erkennen, daß, wie Gott diese Schläfer eine große Anzahl von Jahren erhalten und sie wieder zum Leben erweckt hat, ebenso die Toten einst wieder zum Leben erwachen werden. Der Schlaf ist eben ein Zwillingsbruder des Todes, daher dieser auch der Zwillingsbruder des Schlafes.

Es ist jedoch eine noch ältere Sage von einem Schläfer im Talmud aufbewahrt.

Es wird dort erzählt: Sein Leben lang hat der fromme Choni Hamagol sich gequält, eine richtige Erklärung des Psalm-

wortes: „Wenn Gott die Gefangenen Zions zurückführen wird, dann werden wir wie Träumende sein“ zu finden; kann einer denn 70 Jahre (die Zeit des babyloniſchen Exils) ſchlafen und träumen? ſo fragte er ſich. Eines Tages war er unterwegs, als er einen Landmann einen Brotbaum pflanzen ſah. „Wie lange,“ fragte er, „dauert es, bis dieſer Baum Früchte trägt?“ — „Siebenzig Jahre!“ — „Iſt es dir ſo ſicher, daß du ſiebenzig Jahre leben wirſt?“ — „Habe ich doch auch einen Brotbaum vorgefunden: wie mein Vater für mich gepflanzt hat, ſo pflanze ich für meinen Sohn.“ Er ſetzte ſich nieder, verzehrte ſein Brot, und der Schlaf überfiel ihn; während des Schlafes entſtand eine Felsklippe um ihn, welche ihn der Welt verbarg, und ſo ſchlief er 70 Jahre. Als er aufwachte, ſah er einen Mann, der an dem Brotbaum Früchte pflückte, da fragte er ihn: „Biſt du es, der dieſen Baum gepflanzt hat?“ — „Ich bin ſein Enkel.“ — „So muß ich denn 70 Jahre geſchlafen haben,“ dachte er bei ſich und ſah ſich in ſeiner Meinung durch die Eſelherde um ſich beſtärkt, denn dieſe ſtammte von ſeiner Eſelin, die er mit ſich auf die Reiſe geführt hatte, und welche damals trächtig war. Jetzt ging er nach Hauſe und fragte die Stadtleute, ob der Sohn des Choni Hamagol noch lebe; da bedeutete man ihm, daß der Sohn zwar nicht mehr lebe, aber ein Enkel noch da ſei. Hierauf gab er ſich ihnen zu erkennen, aber ſie glaubten ſeiner Ausſage nicht; nun nahm er ſeinen Weg ins Lehrhaus, dort hörte er, wie die Gelehrten ſich wunderten, daß heute für ſie ein ſo lichtvoller Tag ſei, daß jede Schwierigkeit ſich leicht löſe, als wäre Choni Hamagol zugegen, der, als er noch lebte, mit Leichtigkeit alle Schwierigkeiten durch ſeinen Scharfſinn beſeitigte. Zuverſichtlich trat der Fremde nun hervor und erklärte ſich als Choni Hamagol, aber man glaubte ihm auch hier nicht und erwies ihm nicht die Ehre, die ihm gebührte. Da wandte er ſich denn unwillig ab und bat Gott um den Tod, und er ſtarb. Zu dieſer Erzählung bemerkte dann einer der Weiſen: Hieran erkennen wir die Wahrheit des Sprichworts: Tod oder Geſelligkeit! — Die Tendenz dieſer Sage iſt klar. Choni hat ſich nicht wegen Weltüberdruß aus der Welt geflüchtet, nicht wegen Verfolgung mußte er zu ſeinem eigenen Schutze den Augen der Welt entzogen werden: er ſollte aus eigener

Erfahrung lernen, daß es genügt für die Nachwelt zu wirken und daß man alsdann gern auf den Genuß der Früchte, deren Baum man selbst gepflanzt, verzichtet, weil man persönlich der Welt fremd geworden ist. Choni wird nicht wieder erkannt, auch die ältesten Leute, die aus ihrer Jugend her sich seiner Wirksamkeit erinnern, erkennen ihn nicht wieder; wer über seine Zeit gelebt, kann sich in eine andere nicht hineinfinden, weil die neue Zeit sich auch in ihn nicht hineinfinden kann. Andere Zeiten, andere Menschen. So sehr wir das Wirken unserer Vorväter bewundern, so sehr wir ihren geistigen Nachlaß ausnutzen und uns dessen freuen, so wenig würde ihre Persönlichkeit, ist einmal ihre Zeit vorbei, in unsere Zeit passen, wir sehen sie als fremde an, sie fühlen sich bei uns als Fremde, sie finden bei uns ihren Kreis nicht mehr und haben keinen sehnlicheren Wunsch, als dem unseren zu enteilen. Es ist die eindringliche Lehre von der Vergänglichkeit des Irdischen und der Ewigkeit des Geistigen. (Vgl. die Sage vom „Mönche zu Heisterbach.")

Die angeführte Sage hat aber noch ein anderweites kulturhistorisches Interesse und erklärt einen noch jetzt verbreiteten Volksglauben.

Bekanntlich existiert noch heute der Wetterglauben an die Regenkraft des Tages der „Siebenschläfer". Wenn es an diesem Tage (27. Juni) regnet, so reguet es sieben Wochen lang. Anhaltende Wetterbeobachtungen, auf denen die üblichen Bauernregeln aufgebaut sind, haben ergeben, daß dieser Zeit eine Veränderung im Wetter eigentümlich sei, die dann eine gewisse Dauer anhalte. Woher kommt es nun, daß man in diese Zeit den Tag der „Siebenschläfer", jener vorhin genannten, heilig gesprochenen Jünglinge, legte? Der Sagenkreis, der sich um Choni gebildet, giebt Aufschluß darüber.

Einmal, so wird berichtet, sei das Land von einem bedenklichen Regenmangel heimgesucht worden, eine für den Orient entsetzliche Plage, da sie Krankheiten und die furchtbarste Hungersnot im Gefolge hat. Nun wendete man sich an den wegen seiner großen Frömmigkeit und Gelehrsamkeit bekannten Choni mit dem Verlangen, den so sehr ersehnten Regen von Gott zu erbitten. Er that dies, und nun sei der Regen unmittelbar nach dem Gebete in

ſolchen Strömen herabgekommen, daß hochgelegene Strecken unter Waſſer geſetzt wurden, ſo daß der Segen in Gefahr war ſich in Unſegen zu verwandeln, bis denn Choni betete, jetzt einzuhalten, was dann auch geſchah.

Mit der Erinnerung an die Perſon dieſes frommen Mannes verband ſich alſo der Gedanke, daß ſein Geheiß den Regen hervorbringe, er war der Regenſpender. Er war aber auch der Mann, der auf wunderbare Weiſe einen ſiebenzigjährigen Schlaf hielt (man merke auf die Siebenzahl); die regenhervorbringende Kraft dieſes „Siebenſchläfers“ verband dann die ſagendichtende Macht mit den ſpäteren „Siebenſchläfern“, denen man alsdann einen Tag in der Zeit des Wetterumſchlags im Kalender widmete.

Verſchieden von dieſen beiden, dem Orient entſtammten Sagen, die im Grunde genommen nur eine ſind, da ſich eine auf der andern aufbaut, ſind diejenigen, die auf germaniſchem Boden gewachſen ſind, in denen der Schlaf eine Rolle ſpielt: die Brynhildeſage, die Sage von Friedrich Barbaroſſa und das Märchen vom Dornröschen.

Während in jenen Sagen die Erwachten ſogleich wieder dem Tode verfallen, erfreuen ſich hier die Erſtandenen eines neuen fröhlichen Lebens; während dort im Schlafe auch das Alter vorwärts geſchritten iſt, iſt hier ein Stillſtand eingetreten, die fortſchreitende Zeit hat die Jugendfriſche und die einſtige Kraft nicht nehmen können; während dort der Schlaf durchaus nicht als Strafe erſcheint, iſt er hier in zweien der Sagen als ſtrafende Entziehung des heitern Lebens gedacht, und in der Barbaroſſaſage bedeutet der Schlaf oder Tod des Kaiſers ja gerade das Unglück des nach Einheit ſich ſehnenden Volkes; während dort keine äußere Wirkung für das Einſchlafen erſichtlich iſt, iſt es hier Folge einer ſolchen. Dieſe Unterſchiede erklären ſich aber von ſelbſt, wenn wir die germaniſchen Sagen näher betrachten.

Die erſtgenannten Sagen bewegen ſich in einem Kreiſe, in welchem das Leben ſeinen Angehörigen wenig oder nichts Angenehmes bot, es war eine Zeit, in der es keine Luſt war, zu leben: Judentum und Chriſtentum hatten *ein* Gemeinſames, das Martyrium. Seine Zeit zu verſchlafen, war kein Unglück, der Schlaf

konnte nicht als Strafe angeſehen werden. Anders iſt der Boden, auf dem ſich die germaniſche Sage bewegt, die auch in der ſpäteren Zeit noch heidniſche Rudimente bewahrt hat. Da bietet das Leben Luſt und Freude, die Heiterkeit des Lebens zu verſchlafen iſt eine Strafe. Unter ſich unterſcheiden ſich aber die Sagen bedeutend. Die Eddaſage trägt alte Spuren des Naturmythos an ſich. Die wabernde Lohe, die glitzernde Schildburg, innerhalb deren Brynhilde, vom Schlafdorn geritzt, von tiefem Schlaf umfangen iſt: es ſind die ſchnee- und eisgekrönten Berge Islands, die das Nordlicht in glühendes Rot kleidet oder aus deren Krateröffnungen die Lohe emporlodert. Das Leben iſt erſtarrt, alles in tiefen Winterſchlaf verſunken, bis der holde Frühling, der leuchtende und jugendliche Held Sigurd, der erſtarrten Natur den belebenden Kuß auf die Lippen drückt und die ſtarre, eiſige Winterrüſtung der Heldenjungfrau abſtreift.

Nicht zum Tode, zu neuem fröhlichen Leben wird ſie, der im Schlafe ihre Jugend erhalten blieb, erweckt.

Die Barbaroſſaſage iſt hiſtoriſch nicht nach dem Tode Friedrichs I., ſondern Friedrichs II. entſtanden. Da er im Auslande geſtorben, glaubte man nicht an ſeinen Tod. Das Volk iſt dankbarer als man oft annimmt, es hat Verſtändnis für ſeine großen Männer, es betrachtet ihren Verluſt als ein großes Unglück, und an ein ſolches glaubt niemand gern: war es ja nach Friedrichs Tod vielen Betrügern möglich ſich für ihn, allerdings nur für kurze Zeit, auszugeben. Das Volksmißtrauen in die Nachricht, der Fürſt ſei geſtorben, bereitete allen Betrügern, die als falſche Smerdes, Demetrius, Iwan, Paul, Friedrich u. ſ. w. auftraten, den Boden; und ſo iſt gerade der Glaube an die falſchen Prätendenten ein Beweis für die tadelloſe Treue eines Volkes gegen ſeinen Regenten.

Mit der Zeit knüpfte die Sage an Barbaroſſa an, den Vorkämpfer der kaiſerlichen Macht gegen die Anſprüche des Papſtes. Kaiſer- und Papſtmacht waren ja die beiden Pole, um welche ſich das Ringen des Mittelalters drehte. Nur ein in Kraft geeinigtes Reich konnte die Kaiſermacht zum Siege führen, aber auch nur eine mächtige Hand konnte die widerſtrebenden Elemente für eine geſicherte Machtſtellung einigen. Nur Barbaroſſa, der das Werk

begann, konnte es auch zu Ende führen, und wandelt auch der alte Rotbart nicht mehr sichtbar unter den auf der Erde Lebenden, gestorben ist er nicht, die Hoffnung ist nicht zu Grabe getragen. Er schlummert unter der Erde, im urdeutschen Boden ruht die Kraft des deutschen Volkes. Je länger er schläft, desto mehr wächst seine Kraft; der Bart, das Bild männlicher Schönheit und Stärke, wächst immer länger und länger, allen Widerstand besiegend, er wächst durch die Steinplatte des Tisches hindurch, und wenn die Zeit gekommen, wenn die Mächte, die dem Volksgeiste feindlich, jeden freien Gedankenflug, jedoch vergebens, zu hemmen suchen, vor dem stets heller aufleuchtenden Lichte der Aufklärung und des Fortschritts zurückweichen mußten, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, dann werden die Ideale in Thaten umgesetzt, dann entsteigt Barbarossa dem unterirdischen Reiche und ergreift Schwert und Schild, die er einst an die deutsche Eiche gelehnt, und eint sein großes Reich.[1]) So träumt ein großes Volk, aber durch einen solchen Traum hält es den heiligen Gedanken lebendig durch den Wandel der Zeiten hindurch und bewahrt sich die Fähigkeit, den Traum zur Wahrheit zu machen. Wir waren so glücklich, die Erfüllung dieses Traumes zu erleben.

Durchweht so das Ahnen des deutschen Volkes die Barbarossasage, ist sie der Ausdruck des Hoffens und Wünschens auf eine bessere Zukunft, so feiert das Märchen vom Dornröschen das Wiedererstehen eines verloren gegangenen nationalen Gutes. Jene Sage blickt in die Zukunft, dieses Märchen in die Vergangenheit. Jene Sage ist aus dem Volksgemüt heraus entstanden, dieses Märchen ist das Werk eines Künstlers, der ein altes Sagenmotiv benutzend nach Zeit und Umständen es verändert hat, um das Lob der wiedererstandenen nationalen Poesie zu singen.

Es kann ja keine Frage sein, daß Dornröschen die verjüngte Ausgabe der Brynhilde ist. Gewaltig, wie die Natur, ist die Walküre, die der Zorn eines Gottes in tiefen Schlaf gesenkt hat,

[1]) Herr Dr. Wilh. Jordan machte mich darauf aufmerksam, daß auch die Barbarossasage noch Spuren des alten Mythos enthält. Die heidnischen Könige und Götter hausen in den Bergen; der rote Bart des Kaisers weist auf Thor, und die Raben erinnern an die Raben Wodans.

eben so gewaltig und mit übermenschlicher Kraft ausgestattet der jugendliche Held, der ausgezogen ist, Gefahren zu bestehen und auf seinen Wanderungen die Kriegsjungfrau trifft und sie aus dem Schlafe erweckt.

Süß und hingebend, echt mädchenhaft und heiter sorglos ist Dornröschen, ein wahres Bild der Poesie, und nur Liebessehnsucht, nicht kriegerische Thatenlust reizt den jungen Königssohn das Geheimnis des dornumhegten Schlosses zu erforschen. Man darf wohl annehmen, daß das Märchen vom Dornröschen bald nach der Vollendung des Nibelungenliedes entstanden ist, und an der Hebung dieses Schatzes mußte sich ein Dichterherz erfreuen. Da waren wieder die alten deutschen Recken und die minniglichen Frauen, da feierte die deutsche Vasallentreue selbst in den Grausamkeiten eines Hagen ihre Triumphe. Das so sehnsüchtig nach Einheit und Größe bangende Nationalgefühl, wie es durch die beiden großen Hohenstaufen geweckt war, fand wenigstens in der Poesie eine vorläufige Befriedigung. Sie hat nur geschlafen, die deutsche Nationalpoesie, viele versuchten es die einzelnen Teile zu einem Ganzen zu sammeln, wohl mehr als hundert Jahre sind über diese Versuche hingegangen, einem ist aber die endliche Vollendung gelungen. Und dann ist Dornröschen erwacht, der hundertjährige Schlaf hat es nicht altern lassen, es war die Jugendfrische und Munterkeit ihr bewahrt worden. Die Poesie altert nie, das Wahre, Schöne und Erhabene behält ewig den jugendfrischen Reiz. Und mit Dornröschens Erwachen erwacht alles im Schlosse und setzt wieder da ein, wo es sich befand, als der Zauberschlaf sich über es senkte. Durch den belebenden Hauch der Dichtung entsteht das alte Lebensfähige wieder, die alten Gestalten, sie wandeln in ihrer Vollkraft unter uns, sie setzen bei uns ihr Leben fort, jugendfrisch und jugendkräftig, und bereiten neuem Leben wiederum einen fruchtbaren Boden, aus dem neue Blumen der Poesie aufsprießen.

Woher kam es aber, daß auf lange Zeit hin das Nationalgut so lange dem Volke vorenthalten geblieben? In den inneren durch Neid und Haß heraufbeschworenen Wirren konnte die Blume Poesie nicht gedeihen; der unversöhnliche Haß der sich beleidigt

fühlenden Fee brachte über Dornröschen das Verhängnis, aber ertöten konnte die Bosheit es nicht, der gute Genius muß wohl die Erfüllung des Verhängnisses gestatten, hat jedoch die Macht, den Zauber zu beschränken. Jedes Volk hat seinen guten Genius. Daß diese Auffassung des Märchens vom Dornröschen berechtigt ist, beweist mir Uhlands prächtiges Gedicht aus dem Jahre 1811, das er „Märchen" überschrieben hat. Auf seine eigene Zeit zielend, ist auch ihm Dornröschen die zu neuem Leben erweckte Poesie, nachdem sie 400 Jahre geschlafen hat. In seiner und kurz vor seiner Zeit regte es sich gewaltig im deutschen Dichterwald. Man griff wieder in den Schatz nationaler Sagen und fand hier reichen dichterischen Stoff, der das nationale Gefühl gar gewaltig hob. Gewiß hat die Wiederauffindung des Nibelungenliedes durch Bodmer und dessen Herausgabe durch Müller einen gewaltigen Anstoß hierzu gegeben, nachdem es vierhundert Jahre so gut wie verschollen war. Kannte doch nur ein österreichischer Gelehrter des 16. Jahrhunderts, Wolfgang Lazius, dieses Gedicht.

Daß aber Dornröschen nicht wieder in hundertjährigen Schlaf falle, muß die Sorge der deutschen Dichter sein. Es ist zwar nicht zu besorgen, daß die „Stubendichtung", wie Uhland die steife, zopfige und lebensunwahre Dichtung so trefflich nennt, sie durch ihren Spindelstich in den Zauberschlaf banne, aber eine Richtung, die sich für echt realistisch hält — und echt realistisch soll ja jede Dichtung sein —, aber unwahr ist, weil sie nur das Schlechte und nicht das Gute, das Welt und Leben bietet, sieht, unpoetisch, weil sie allen Schönheitsgesetzen zuwider das Häßliche und Gemeine als würdige Motive der Poesie behandelt — diese Richtung, welche, gut gelenkt, der Poesie neue und herrliche Bahnen eröffnen könnte, droht Dornröschen wiederum in den Schlaf zu senken — aber der gute Genius Deutschland wird es vor dieser Gefahr schützen und bewahren.

2. Friedrich Christian, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, und seine Beziehungen zu Schiller von Herrn Dr. Wasserzieher (Flensburg).

Wenn Schiller in seiner Jungfrau von Orleans den König Karl sagen läßt:

„Es soll der Sänger mit dem König gehen,
„Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!"

so ist es keine abstrakte Behauptung, kein unerfüllter und unerreichbarer Wunsch, den er damit ausspricht, sondern eine Wahrheit, die er selber in seinem Leben auf die wohlthätigste Weise erfahren hat. Vornehmlich zwei Fürsten traten verständnisvoll und fördernd in seinen Lebensweg und halfen ihm über manche dornenvolle Stelle seiner Laufbahn hinweg. Während der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar längst den Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Litteratur eingenommen hat, der ihm gebührt, erfreut sich der andere nur einer geringen Verehrerzahl: wenige kennen seine Lebensverhältnisse, seinen Bildungsgang; wenigen auch ist die volle Bedeutung des Mannes für Schiller bewußt. Wenn im Folgenden seine Beziehungen zu unserem großen Dichter beleuchtet werden sollen, so geschieht dies in erster Linie auf Grund des von Max Müller (Oxford) veröffentlichten Briefwechsels zwischen beiden, wozu das schöne Schillerbuch von Speidel und Wittmann[1]) ergänzend hinzutritt. Dieses enthält in dem Abschnitt über Schiller und die dänischen Freunde einige wertvolle Textverbesserungen.

Friedrich Christian der Jüngere ist der Sohn Friedrich Christians von Augustenburg des Älteren, des vierten Herzogs seit Gründung dieser Seitenlinie im Jahre 1651. Die Augustenburger gehörten neben den Glücksburgern, Plönern u. a. zu den sogenannten „Abgeteilten" (= abgefundenen) Herren des oldenburgischen Hauses, die an der Regierung der Herzogtümer nicht teilnahmen, sondern meist in stiller Zurückgezogenheit auf ihren großen Besitzungen im Sundewitt und auf der Insel Alsen lebten. Ihre Hauptschlösser Augustenburg und Gravenstein bei Flensburg gehören heute dem Herzoge Ernst Günther, dem einzigen männlichen Sprossen des Hauses, dem Bruder unserer Kaiserin.

---

[1]) Berlin und Stuttgart, ohne Jahr.

Friedrich Christian wurde am 28. September 1765 auf Augustenburg geboren. Nachdem er eine sorgfältige Erziehung erhalten hatte, bezog er mit seinem Lehrer, dem Legationsrat Schiffmann, die Universität Leipzig, wo er naturwissenschaftliche und staatswissenschaftliche Studien betrieb, ganz besonders sich aber zu Philosophie und Pädagogik hingezogen fühlte. Die damals herrschende Leibniz-Wolffsche Weltweisheit wurde von Professor Plaetner in geschmackvoller Weise vorgetragen, und der Prinz gesteht später, daß es ihm schwer geworden sei, sich aus diesem Gedankenkreise zu den höheren Ideen eines Kant und Schiller emporzuschwingen. In sein väterliches Stammschloß zurückgekehrt, setzte er seine Beschäftigung mit den Wissenschaften fort und begab sich sodann nach Kopenhagen, um seine Braut, die Prinzessin Luise Auguste, Tochter König Christians VII., kennen zu lernen. Die Vermählung des 21-jährigen mit der 15-jährigen fand im Mai 1786 statt, und aus der zunächst politischer Rücksichten halber geschlossenen Ehe wurde ein Herzensbund. Das junge Paar nahm in der Christiansburg in Kopenhagen Wohnung, und der Prinz trat in das Ministerium ein, wo er, seiner Neigung folgend, die Unterrichtsangelegenheiten leitete, obwohl er den Titel Unterrichtsminister niemals führte. Damals war man, wie heute, eifrig mit Reformen des höheren Schulwesens beschäftigt, und Friedrich Christian führte in der aus den bedeutendsten Gelehrten und Schulmännern des Königreiches gebildeten Kommission den Vorsitz. In sachkundigster Weise nahm er an den Verhandlungen teil und legte seine Ansichten in einem in einer Zeitschrift (Minerva) 1795 erschienenen Aufsatze nieder. Nach Durchführung der neuen Lehrpläne wohnte er dem Unterrichte in einer Kopenhagener Schule häufig bei. Der Prinz bildete den Mittelpunkt der geistigen Bestrebungen Dänemarks, und alles, was auf Bildung und Talent Anspruch erheben konnte, fand bei ihm Unterstützung und Förderung. So hatte er auch dem jungen Dichter Jens Baggesen die Mittel zu seiner Ausbildung gewährt, ihn reisen lassen und ihm eine Professur verschafft. Baggesen war auch nach Jena gekommen und hatte dort Schiller kennen gelernt. Begeistert pries er ihn gegenüber seinen Kopenhagener Freunden und suchte die

Kenntnis seiner Werke zu verbreiten. Er fand freundliches Entgegenkommen und Verständnis bei seinem fürstlichen Gönner und dessen Kollegen, dem hochgebildeten Minister Ernst Grafen Schimmelmann. Man muß sich vergegenwärtigen, daß damals das Verhältnis der dänischen Bildung und Litteratur zur deutschen wie das eines Schülers zum Lehrer, Erzieher war. Kenntnis der deutschen Sprache war allgemein verbreitet, deutsche Dichter wurden fleißig gelesen, ja, einige fanden thatkräftigste Unterstützung. Wer dächte nicht in erster Linie an Klopstock!

Wie ein Schlag aus heiterm Himmel traf plötzlich die Kunde von Schillers Tode in Kopenhagen ein. Tief erschüttert und voller Wehmut zog sich die Schillergemeinde in ein einsames Dorf am brausenden Kattegat zurück und beging eine würdige Totenfeier. Bald stellte sich die Nachricht als falsch heraus; aber schwerkrank war Schiller, krank von Überarbeitung, von Geldsorgen. Da beschlossen der Prinz von Augustenburg und der Graf Schimmelmann, den Dichter durch eine bedeutende Gabe (3 Jahre lang je 1000 Thaler!) der drückendsten Not zu entziehen und wenigstens Lohnarbeiten, Übersetzungen u. dergl. überflüssig zu machen. Wenn unserem Dichter eine Zeitlang das Leben erleichtert wurde, wenn ihm Muße blieb, sich ganz seinen erhabenen Pflichten als Erzieher der Nation zu widmen, so dankt die deutsche Litteratur und das deutsche Volk dies in erster Linie dem Augustenburger. Sein Andenken wird stets in hohen Ehren bleiben!

In zartsinnigster Weise boten die edlen Geber dem kranken Dichter ihr Geschenk an. Der vom Prinzen verfaßte, von ihm und Schimmelmann unterzeichnete Brief beginnt so[2]):

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stempeln konnte. Sie fanden in diesen Werken die Denkart, den Sinn,

[2]) Die geringen Abweichungen von der heutigen Schreibweise sind unberücksichtigt.

den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich sehr bald an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode. — —

Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, verteidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens! — — (Es folgt nun das Anerbieten.) — — Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht es abzulehnen. Wir wissen dies zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edlern Art von Hochmut fröhnen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe genießen wollen. — —"

Schiller wird gebeten, nach Kopenhagen zu kommen, wo er mit offenen Armen aufgenommen, wo ihm auch leicht eine Staatsanstellung zu teil werden würde. Doch —

„Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsch muß jede andere Betrachtung nachstehen."

Schiller antwortet vorläufig mit einem Briefe an Baggesen (16. Dezember 1791): — — —

„Ja, mein teurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von H. und des Grafen S. mit dankbarem Herzen an — nicht, weil die schöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten.

Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichere Zukunft macht mir bessere Hoffnungen. Der großmütige Beistand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? — — — Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren. — —"

Baggesen antwortet am 10. Januar 1792 von Kopenhagen aus:

„Sie werden sich kaum vorstellen können, mein verehrungswürdigster Freund, mit welcher Entzückung der Prinz von Augustenburg und der Graf von Schimmelmann Ihren so sehnlich erwarteten Brief empfangen und gelesen haben. Ich bin ein nicht gleichgiltiger Zeuge ihrer lebhaften Freude gewesen. Die Gräfin Schimmelmann, meine Frau und mein bester hiesiger Freund, der Graf Moltke, haben diese Freude mit uns geteilt — und nehmen Sie, edler Geber auf dem Gipfel des edlen Nehmens, in den Thränen, welche die Freude über Ihre Briefe unseren Augen ablockte, den wärmsten, herzlichsten Dank an für Ihre freundliche Annahme. — — Wahrlich, wenn auch nur die Musenwelt mit einer Erscheinung mehr, wie die Ihrer „Künstler", dadurch beschenkt werden sollte, so wäre schon ein Zweck erreicht, der jene Mittel, deren Gewicht gewogen werden kann, tausendfach belohnte. Und — was sage ich? Alles ist schon mit Zinsen bezahlt durch die einzige Nachricht in dem letzten Briefe meines Reinholds: ‚Schiller ist, seitdem er sich von der Überraschung erholt hat, heiter und zusehends gesünder.' Wir wollen also diese ins reine gebrachte Sache zu den übrigen quittierten Rechnungen hinlegen und hinfüro kein Wort mehr davon sprechen. — —"

Wir müssen darauf verzichten, den Brief Baggesens bis zum Schluß wiederzugeben und teilen nun einige Briefe des Prinzen Friedrich Christian mit. Der erste ist zum ersten Male ver-

öffentlicht in dem vortrefflichen Büchlein von Speidel und Wittmann, „Bilder aus der Schillerzeit“ S. 205.

„Erlauben Sie, edler und verehrter Mann, daß ich Ihnen meine Freude über Ihre Antwort und über die uns gegebene Hoffnung bezeuge, Sie hier in Dänemark zu besitzen. Ihr Betragen in dieser Angelegenheit ist ganz Ihrer würdig, und vermehrt die Hochachtung, welche ich schon bisher für Sie hegte. Nichts kommt jetzt meiner Sehnsucht bei, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen — — —

Möchte Ihre beginnende Gesundheit doch bald völlig wiederhergestellt sein, dies ist einer der lebhaftesten Wünsche

Kopenhagen, den 17. Januar 1792

Ihres
wahrhaft ergebenen
Friedrich Christian
Prinz zu Schleswig-Holstein.

Dieses Briefes konnte Max Müller nicht habhaft werden. Leider fehlen sowohl bei ihm als auch bei anderen, die sich um den Briefwechsel bemühten, eine ganze Anzahl, man kann wohl sagen, die meisten Briefe. Hoffentlich finden sie sich noch in den Augustenburgischen Archiven oder im Privatbesitz.

Der nächste vorhandene Brief des Herzogs (1794) enthält folgende Stellen, die zugleich über seine politische Denkweise aufklären:

„Seit dem Abgang meines letzten Briefes an Sie, teuerster Herr Hofrat, von dessen Ankunft ich bis jetzt keine Nachricht habe, hat ein zufälliges Ereignis in der Lage der Dinge in meinem Vaterlande wie in den mir persönlich eigenen einige Veränderung hervorgebracht. Sie müssen durch die öffentlichen Zeitungsblätter erfahren haben, daß unsre Königsburg ein Raub der Flammen geworden ist. — —

„Unser Kronprinz“ erhält die überzeugendsten Beweise allgemeiner Liebe und Achtung gegen die Regierung. Es hat sich zugleich ein Gemeingeist geäußert, die natürliche Folge des bisherigen Regierungssystems, der ihn lehrt, wie sehr er auf

die Unterstützung der Nation bauen kann, solange die öffentliche Meinung ihm günstig ist, und in der That sind dadurch die politischen Kräfte des Staates verdoppelt, von einem Ende des Reiches zum andern strömen freiwillige Gaben her zum Altar des Vaterlandes. Kleine und Große, Arme und Reiche, alles giebt seinen Beitrag zu den durch die augenblicklichen Umstände vermehrten Bedürfnisse des Staates. Die niedrigsten im Volke halten es für eine Schande, nicht auch etwas für denselben zu thun. Man hat Hökerweiber gesehen, die das Anerbieten, bei einer nahe vermuteten außerordentlichen Steuer, die aber nicht stattfinden wird, für sie bezahlen zu wollen, mit dem Zusatz abgelehnt haben, sie müßten das Vergnügen haben, von ihrem eigenen Erwerb einige Schillinge zu geben. Wie wenig ist da für den Thron zu fürchten, wo er auf das allgemeine Gefühl der bürgerlichen Glückseligkeit und auf die Achtung und Ergebenheit gegen die Person des Regenten gestützt ist. Möchte der Anblick des glücklichen Dänemarks die übrigen Könige und Fürsten Europas belehren, daß sie auf weit sichererem Wege ihre Throne befestigen können, als durch Maßregeln und Gesetze, welche dem Orient oder dem barbarischen Mittelalter abgeborgt zu sein scheinen.

Mir hat jener Brand meine Büchersammlung und den größten und für mich interessantesten Teil meiner Briefsammlung gekostet. Alles ist im Feuer aufgegangen. Auch Ihre lehrreichen Briefe, edler und verehrter Mann, die ich oft und mit immer wiederholtem Vergnügen las, haben das nämliche Schicksal gehabt. — —"

Die Briefe sind jene bekannten „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" die Schiller aus Dankbarkeit dem Herzoge widmete und die er später umgearbeitet in den Horen erscheinen ließ. Mit dieser Umarbeitung war Friedrich Christian nicht ganz einverstanden.

„— — Ihre ästhetischen Briefe (so schreibt er am 19. März 1795) habe ich mit Vergnügen in den Horen wiedergefunden. Da sie aber wegen meiner Unbekanntschaft mit der Sprache und wohl auch mit dem Inhalt der kritischen Philosophie für mich

manche Dunkelheiten enthalten, die erſt bei wiederholter ruhiger Leſung verſchwinden wird, ſo ſchweige ich lieber gegenwärtig noch über jene Briefe. Im Sommer auf dem Lande, bei mehrerer Muße und weniger Zerſtreuung gedenke ich dieſe Lektüre wieder vorzunehmen.

Es iſt mir übrigens eine nicht geringe Freude, in Ihrer Denkart über das, was der Menſchheit Not iſt, ſo viel Übereinſtimmung mit meinen Überzeugungen zu finden. Die Verbeſſerung des Zuſtandes der Menſchheit muß vom inneren[3]) Menſchen ausgehen.. Geſchieht dies nicht, ſo wird jedes politiſche Gebäude, ſei es auch noch ſo ſchön, in kurzem verfallen, und ungezähmten rohen Leidenſchaften vielleicht zu einer noch bequemeren Behauſung dienen. Es kommt beinahe nicht auf die Form, es kommt auf den Geiſt an, durch welche dieſe Form Leben erhielt. Iſt dieſer Geiſt der Geiſt der Humanität, dann wird die gewünſchte Verbeſſerung erfolgen, die Form mag beſchaffen ſein, wie ſie will. Dieſen Geiſt der Humanität zu wecken, zu erhalten, zu verbreiten, iſt auch in Ihr Loos gefallen, edler Mann, und ich hoffe und erwarte, daß Ihr neueſtes litterariſches Unternehmen eben ſo wie einige Ihrer vorhergehenden Arbeiten dazu Beförderung ſein wird.

Mein Intereſſe und meine Wünſche werden Sie ſtets begleiten.

Friedrich Chriſtian."

Über das fernere Leben des Herzogs können wir ſchneller hinweggehen, da es uns hier hauptſächlich um ſeine Beziehungen zu Schiller zu thun war.

Nachdem er 1794 in die Würden ſeines Vaters eingetreten war, trübte ſich ſein Verhältnis zum Kronprinz-Regenten mehr und mehr. Die Trübung entſtand durch deſſen allmählich ſtärker hervortretende einſeitig-däniſche Neigungen in den Elbherzogtümern. Der Herzog als deutſcher Fürſt ſtellte ſich ihnen energiſch entgegen, und ihm gelang es auch, nach der Auflöſung des deutſchen Reiches 1806 die Einverleibung Holſteins in das Königreich zu verhindern. Den Gipfel der Verſtimmtheit und des

[3]) Max Müller ſchreibt: von einem Menſchen.

Grolles zwischen König (1808 hatte der Kronprinz den Thron bestiegen) und Herzog brachte die schwedische Thronfolgefrage hervor. Da Karl XIII. kinderlos war, sah man sich noch bei dessen Lebzeiten nach einem Nachfolger um und wählte zum Kronprinzen Friedrich Christians Bruder, der aber plötzlich starb, vielleicht an Gift. Nun richteten sich aller Augen auf den Herzog. Dieser wußte jedoch, daß der König sich Hoffnung auf die schwedische Krone machte und lehnte ab, trotz wiederholter Anerbietungen. Darauf wählten die Schweden keineswegs jenen, sondern den Marschall Bernadotte.

Obgleich Friedrich Christian den König durchaus nicht geschädigt, sondern sich nur allzu loyal benommen hatte, stieg dessen Wut aufs äußerste; er verspottete den Herzog und ließ ihn auf Alsen blokieren, „um ihn vor den Schweden zu schützen". Über solche Behandlung empört, nahm der Herzog seinen Abschied aus allen Staatsämtern und zog sich gänzlich auf seine Schlösser Gravenstein und Augustenburg zurück, nur noch die Erziehung seiner Kinder leitend. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der eine der Großvater unserer Kaiserin wurde, während der andere (jüngere) sich unter dem Namen Prinz von Noer bekannt gemacht hat. Im Jahre 1814 starb Friedrich Christian im Alter von 49 Jahren.

Die deutsche Litteratur und das deutsche Volk wird dem Manne ein ehrenvolles Andenken bewahren, der unserem Schiller fünf kostbare Lebensjahre erleichtert und ihn befähigt hat, sich seinen eigentlichen Pflichten und Aufgaben zu widmen.

---

4. Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für alte Sprachen (AS).

In dieser Sektion sprachen am

20. Januar: Herr Dr. Bölte über
„Cauer: eine Schwäche der Homerischen Denkart";

9. März: Herr Dr. O. Liermann über
„Epigraphiſche Studien zur Kulturgeſchichte Kleinaſiens in der römiſchen Kaiſerzeit".

Der eingeſandte Bericht lautet:

Epigraphiſche Studien zur Kulturgeſchichte Kleinaſiens in der römiſchen Kaiſerzeit von Herrn Dr. O. Liermann.

Seitdem vor ſieben Jahren Theodor Mommſen's umfaſſende Gelehrſamkeit uns in dem 5. Bande ſeiner römiſchen Geſchichte zuerſt, obſchon nur in großen Zügen, eine Darſtellung der geſchichtlichen Entwickelung der einzelnen Landesteile des römiſchen Imperium von Cäſarbis auf Diokletian geſchenkt hat, iſt das Intereſſe an Land und Leuten der Provinzen des Kaiſerreichs im Wachſen. Für eine ausführliche Sondergeſchichte der öſtlichen Reichsteile fehlt es indes noch immer an notwendigen Vorarbeiten, die ſich ſtützen müſſen auf eine umfaſſende Beherrſchung des überreichen, von Jahr zu Jahr ungemein anſchwellenden urkundlich-epigraphiſchen Materials, um deſſen Veröffentlichung Franzoſen, Engländer, Amerikaner und Deutſche ſich wetteifernd bemühen. Inſchrift auf Inſchrift wird ſeit Jahrzehnten in den verſchiedenſten Zeitſchriften bekannt gemacht, von einem Corpus der Aſiatiſchen Inſcriptionen iſt man noch weit entfernt; die Mitarbeit auf dieſem Arbeitsfelde wird alſo durch die bedauerliche Zerſtreuung der Quellen in in- und ausländiſchen Organen und in ſchwer zugänglichen Separatpublikationen nicht leicht gemacht.

Trotzdem darf, wenn eine Geſamt-Kulturgeſchichte der kulturell hoch entwickelten Provinz Aſia nicht in weite Ferne gerückt werden ſoll, die Verarbeitung des bisher gefundenen Quellenſtoffes nicht länger verzögert werden; ſchon jetzt ſind die einzelnen Perioden und Seiten des geſchichtlichen Lebens der Kleinaſiaten zu erforſchen. Was insbeſondere das bürgerliche Leben betrifft, ſo kann jene Vorbedingung nicht erfüllt werden, wenn nicht vor allem Anderen eingehende Sittenſchilderungen der einzelnen Städte gegeben worden ſind. Unter den wenigen ausführlicheren Vorarbeiten iſt vor andern

die Schrift von Menadier aus dem Jahre 1880, über die Verfassungsverhältnisse von Ephesus[1]) zu erwähnen. 1889 hat der Vortragende ein weiteres Stückchen kleinasiatischer Kulturgeschichte hinzugefügt, indem er sich eine der merkwürdigsten Seiten hellenischen Lebens die gymnischen Institute und das Festspielwesen zur Bearbeitung wählte und absichtlich keine Stadt, die im Mittelpunkte des großartig entwickelten kleinasiatischen Verkehrslebens lag, zum Ausgangspunkt seiner epigraphischen Studien machte, sondern unter stetem vergleichenden Hinblicke auf die Verhältnisse anderer Kommunen eine minder hervorragende Carische Stadt, Aphrodisias.[2]) Was hier vorgelegt wird, ist eine Fortsetzung dieser Studien in einzelnen, im Rahmen eines Vortrags allerdings nur skizzenhaft gehaltenen Darstellungen anderer Seiten des kleinasiatischen Bürgertums. Ich bemerke noch, daß das Meiste der Kulturgeschichte von Aphrodisias entnommen ist, weil es mir vor allem darum zu thun ist, den Grad der Kultur auch für Verkehrszentren zweiten Ranges festzustellen; jedoch verfahre ich dabei in der Weise, daß das Gesagte soviel als möglich mit dem inbetreff anderer Städte der Provinz aus Inschriften Festzustellenden in vergleichende Beziehung gebracht wird.

Die Stadt der Aphrodite, Aphrodisias, heute der Ort Ghera oder Geyra, lag in Karien und zwar im Binnenlande; sie gehörte zur Provinz Asia, der sogenannten „Provinz der 500 Städte", die sich bekanntlich aus den Staaten, die König Attalos III. von Pergamon den Römern vermacht hatte, zusammensetzte und unter dem Kaiserregiment zu den senatorischen Statthalterschaften gehörte. Diese Provinzialstadt ist in der philologischen wie historischen Litteratur selten vertreten; konnte sie sich doch nicht messen mit den ersten Sternen des glänzenden kleinasiatischen Städteringes, mit den großstädtischen Gemeinwesen am westasiatischen Küstensaume, wie Smyrna, Pergamon, Ephesus, Milet, Halikarnas u. a., unter denen Smyrna ein antikes Paris genannt werden darf, stand sie doch

[1]) Menadier, Qua condicione Ephesii usi sint, cet. Diss. Berol. 1880.

[2]) O. Liermann, Analecta epigraphica et agonistica. Halle 1889. (= Diss. Philol. Halenses, vol. X, p. 1—242.) Vgl. auch: Reinach, Chroniques d'Orient, 1891. S. 713/714.

*

auch, wenigſtens in der erſten Kaiſerzeit, an Bedeutung zurück hinter den helleniſchen Stadtanſiedelungen in den unteren Thälern der größeren Flüſſe, wie beiſpielsweiſe Magneſia am Sipylos im Hermosthal, Tralles im Thal des Mäandros, wie die alte lydiſche Hauptſtadt Sardes, des Kröſus Reſidenz. Es war eben eine verhältnismäßig entlegene Mittelſtadt, deren Namen dem Philologen ins Gedächtnis zurückgerufen wird, wenn ich erinnere an den bedeutendſten Kommentator des Ariſtoteles, Alexander Aphrodiſienſis,[3]) der unter Septimius Severus lebte, wenn ich ferner erwähne den Vorgänger des Alexander von Aphrodiſias, den Adraſtos von Aphrodiſias, der περὶ τῆς τάξεως τῶν Ἀριστοτέλους συγγραμμάτων ſchrieb. Auch iſt vielleicht demjenigen, der ſich mit griechiſcher Künſtlergeſchichte beſchäftigt, der Name dieſer kariſchen Stadt dann nnd wann aufgeſtoßen; denn es gab in Aphrodiſias eine auch im Auslande angeſehene Bildhauerfamilie, die des Zenon.[4]) Wenn auch heute wenig mehr genannt, hatte der Name dieſer Landſtadt, trotz ihrer Entlegenheit, in der alten Welt, insbeſondere bei den vorderaſiatiſchen Schweſtern, einen guten Klang, wie es der weitere Verlauf meiner Darſtellung als natürlich erſcheinen laſſen wird.[5])

Wie dies bei ſo vielen Städten des binnenländiſchen Kleinaſiens der Fall, iſt auch die Geſchichte der Gründung dieſer aus unſerer Überlieferung verſchwunden. Desgleichen iſt die weitere Entwickelung in Dunkel gehüllt bis hinein in das erſte vorchriſtliche Jahrhundert. Über dieſes aber, vor allem über die drei Jahrhunderte nach Beginn unſerer Aera verbreiten die reichlich gefundenen Inſchriften ein ziemlich helles Licht. Zunächſt intereſſiert uns die Frage nach der Stellung, die dieſer Stadtgemeinde innerhalb der römiſchen Städteordnung gegeben wurde.

---

[3]) Chriſt, Geſch. d. gr. Litt. 1889 S. 374. — Alexandri Aphrod. scripta minora ed. Bruns in Suppl. Aristot. II.

[4]) Brunn, Künſtlergeſchichte I, 574; Loewy, Inſchriften griechiſcher Bildhauer (1885) S. 258 u. 259. — Bull. de corr. hell. IX. (1885) S. 21 nr. 16. Über die ganze Familie vgl. Liermann, a. a. O. S. 38 u. Indices.

[5]) Im Verlaufe der Kaiſerzeit wuchs das Gemeinweſen immer mehr an Bedeutung; dies iſt aus dem Umſtande erſichtlich, daß Aphrodiſias ſeit der Diokletianiſchen Teilung, ſeit der die Provinz Aſien in ſieben kleinere Provinzen zerlegt wurde, Provinzialhauptſtadt von Karien wurde. C. J. Gr. 2712, 2746.

Rechtsstellung.

Wir erfahren über die Rechtsstellung von Aphrodisias, daß die Stadt die kommunale Autonomie besaß, vgl. Plinius, nat. hist. V, 29: Aphrodisienses liberi. Dieses Schriftstellerzeugnis wird bestätigt durch zwei Inschriften; in einer von diesen (C. J. Gr. 2845 vs. 5) rühmt sich ein Aphrodisiensischer Patrizier „Nachkomme der Mitbegründer der städtischen Autonomie zu sein: τῶν συναιτίων τῇ πόλει τῆς αὐτονομίας ἀπόγονος". Durch Antonius war ihr in den Jahren 39—35 ἐλευθερία καὶ ἀτέλεια erteilt.[6]) Unter Autonomie ist für die damalige Zeit zu verstehen: das Privilegium der Selbstverwaltung, also der eigenen Magistratur, der eigenen Jurisdiktion, der Abgabenerhebung auf dem städtischen Territorium, Exemption der Steuerzahlung an Rom, das Prägerecht. (Vgl. Marquardt, Staatsverwaltung I S. 76 ff.) Einen weiteren Vorzug hatte diese Gemeinde lange Jahre — bis gegen das Ende der Regierung des Tiberius — dadurch gehabt, daß ihr Venustempel als „Asyl"[7]) anerkannt war, mit denselben Rechten, wie der Dianatempel zu Ephesus. Aphrodisias besaß, ähnlich wie Teos (Le Bas et Waddington, 60), Amyzon (C. J. Gr. 2899), Hierocaesarea (Tacitus, Annal. III, 62), Lagina (Bull. de corr. hell. XI 1887 S. 151), Oropos (Ἐφ. Ἀρχ. 1884 S. 99), Apamea am Orontes (Waddington, Inscr. de Syrie 2720) das Asylrecht (ius asyli, ἀσυλία) schon lange vor der Kaiserzeit.

Als sich indes später — besonders augenfällig unter der Regierung des Kaisers Tiberius — an manchen dieser Zufluchtsorte schreiende Mißstände herausgestellt hatten, als die Tempelbezirke fromme Schlupfwinkel wurden für offenkundige Verbrecher, die sich dem Arme der weltlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen suchten, als schlechte Schuldner in den Asylen Schutz vor ihren Gläubigern fanden, da ließ im Jahre 22 nach Chr. Kaiser Tiberius alle Städte, die bis dahin die „Asylie" ausübten, anweisen, die auf ihr ver-

[6]) C. J. Gr. II nr. 2737, 2845, wiederabgedruckt in: Brunsii font. iuris ant. Rom. (1887) S. 167 ff. u. Viereck, Sermo graecus, quo senatus populusque Romanus magistratusque populi Romani usque ad Tiberii Caesaris aetatem in scriptis publicis usi sunt, examinatur. Gottingae 1888 p. 5—7.

[7]) Barth, de Graecorum asylis, Diss. Argentor. 1888.

meintliches Asylrecht bezüglichen Dokumente in Rom vorzuzeigen. Manche Gemeinden gaben infolge dieses Ediktes ihr usurpiertes Privileg ohne Weiteres auf. Eine große Anzahl schickte Abgeordnete zum Vortrag nach Rom. Unter den Gesandten, denen der Senat in dieser Angelegenheit Audienz gewährte, waren besonders viele Kleinasiaten und unter diesen auch die Vertreter unserer karischen Stadt Aphrodisias, die zur Bestätigung ihres guten Rechts ein auf den Diktator Julius Cäsar zurückgehendes Dekret als wichtigstes Beweisstück zu den Akten gaben. Damals wurde das Asylwesen durch Senatsbeschluß mit großen Beschränkungen geregelt und die Bestimmung hinzugefügt, daß zur Verhütung künftiger Überschreitung jedwede anerkannte Freistätte diese Beschränkungen, in Erz geschrieben, in ihrem Tempel aufstelle und aufbewahre.[8]) Sehr lange sollte sich aber Aphrodisias der aufs neue durchgesetzten Konzession nicht erfreuen; denn schon wenige Jahre später hob Tiberius, als auch die Verklausulierung des Asylrechts nichts gefruchtet hatte, das Asylwesen vollständig auf. „Abolevit et ius moremque asylorum, quae usquam erant.“ (Suet. Tiber. 37.) Wiederauferstanden ist die Asylie erst, als das Asylrecht der heidnischen Tempel auf die christlichen Kirchen überging.

Wie wir gesehen, war also Aphrodisias während des in Rede stehenden Zeitraumes eine durch Autonomie, anfänglich auch Asylie privilegierte, der senatorischen Regierung in Rom als der Oberaufsichtsbehörde zugeteilte Provinzialstadt. Selbstverständlich war ihr thatsächlicher Oberherr der Kaiser. Wie gestaltete sich nun die wirksame Teilnahme der Bürgerschaft an der Verwaltung des Gemeinwesens innerhalb dieser durch die Reichsverfassung gezogenen Grenzen?

Verwaltungsverhältnisse.

Die Bürgergemeinde ließ das Gemeinwesen durch Archonten[9]) und Ratsherrn verwalten. In den Jahren 39—35 v. Chr. entbietet der Triumvir Antonius in einem Briefe der Gemeinde seinen Gruß: Ἀφροδεισιέων ἄρχουσιν, βουλῇ, δήμῳ χαίρειν. (C. J.

[8]) Vgl. Tacit. Annal. III, 60—63; IV, 14.

[9]) Liermann, a. a. O. S. 62 Anm. 2. S. 114, 163, 164.

Gr. 2737a.). Auch noch zwei Jahrhunderte ſpäter, zur Zeit des Kaiſers Commodus, empfiehlt ſich ein hoher Würdenträger, der Oberprieſter der Provinz Aſien und kaiſerliche Finanzkommiſſar M. Ulpius Apuleius Eurykles der Gemeinde in einem Briefe mit den Worten: Ἀφροδισιέων ἄρχουσι, βουλῇ, δήμῳ χαίρειν.

Das Archontenkollegium hat wohl ſtets aus fünf Mitgliedern beſtanden, die zwei-, dreimal, vielleicht noch öfters wählbar waren; ſein Präſident führte den Titel πρῶτος ἄρχων, erſter Archont, „Oberbürgermeiſter" oder auch πρωτολόγος ἄρχων „Erſter Sprecher", die übrigen waren die συνάρχοντες „Beigeordnete". Ein Fünferkollegium mit einem πρῶτος ἄρχων als Vorſitzenden läßt ſich inſchriftlich auch für andere kariſche Städte, z. B. Nyſa, Apollonia, auch für andere Plätze Aſiens, wie u. a. Sardes, Thyatira nachweiſen. Analoge Verhältniſſe bieten die Städte Theſſaliens, in denen fünf ταγοί „Anordner" die Gemeindegeſchäfte führten; ihr Chef hieß ὁ ταγεύων τὴν πρώτην χώραν „Inhaber des erſten Amtes".

Außer den Archonten wird noch in einer Inſchrift das Amt des „Oberſchreibers" ἀρχιγραμματεύς genannt, das auch bisweilen nur titular verliehen worden zu ſein ſcheint; denn im Zeitalter der Gordiane begegnet uns der „Stimmeiſter" φωνασκός eines weltberühmten Virtuoſen im Heroldsruf, des Valerius Eclectus aus Sinope, ein gewiſſer Marcus Aurelius Muſaeus mit dem Beinamen Heortaſius, Ehrenratsherr von Delphi, bei Lebzeiten in Elis und Delphi mit Standbildern geehrt, als „Ehrenoberſtadtſchreiber" von Elis und Aphrodiſias.[10])

Neben der Inſtitution des Archontats gehörte zur Magiſtratur die Vertretung der Bürgerſchaft in dem „Gemeinderat", der βουλή.[11]) Die Bule führt in den Steinurkunden gewöhnlich das ſtolze Epitheton ἱερωτάτη, bisweilen auch κρατίστη oder λαμπροτάτη. Wie viele Stadträte es gegeben hat, wiſſen wir nicht.

Zuweilen kam es auch vor, daß einer Ehren halber den Titel „Ratsherr" erhielt, nicht ſelten wurden gefeierte Künſtler und Athleten von Weltruf zu Ehrenratsherren ernannt; die Ratsmitglieder

[10]) a. a. O. S. 153/154.

[11]) a. a. O. S. 140. — Weitere Nachweiſe a. a. O. Index. S. 209/10.

von Aphrodisias rechneten es sich, wie die zahlloser anderer Gemeinden der hellenischen Welt, zu ganz besonderer Ehre an, solche Virtuosen ihre Ratskollegen nennen zu können. Z. B. haben die Aphrodisienser im 3. Jahrhundert n. Chr. einen ihrer Landsleute, einen vielgenannten Sportsmann, einen Dolichosläufer, der in Griechenland bei den großen Pythien und bei den Spielen von Aktium gesiegt, in Asien schon als Knabe und dann als Erwachsener bei vielen Festen Galatiens, Bithyniens, Lydiens gesiegt hatte, zum Buleuten ernannt; die Städte Nikomedia und Ancyra hatten ihm die gleiche Ehre erwiesen.

Zur Kompetenz des Rats gehörte die Aufgabe, im Einverständnis mit dem Demos die Auszeichnungen für verdiente Bürger zu veranlassen, zuweilen vereinigte er sich auch bei der Ehrung bürgerlicher Verdienste mit einer der beiden oder beiden, einen privaten Charakter tragenden Korporationen, mit der der „Alten" und der der „Jungen", der γερουσία und den νέοι, über die später noch ausführlicher berichtet werden wird.

Für die Ausführung der Ratsbeschlüsse war verantwortlich der in vielen Asianischen Städten erwähnte[12]) βούλαρχος „Ratsvorsteher". Sodann hatte der Rat noch seinen „Verwalter" οἰκονόμος, der wohl vor allem Vermögenspfleger war. Denn die Ratsherren verfügten über eine Kasse, aus deren Einnahmen z. B. zur Zeit des Commodus die Kosten für die Errichtung einer Ehrensäule für den Sohn des Ratsökonomen, einen als Pankratiast ausgezeichneten Knaben Menander bestritten wurden.[13])

Das Ratsvermögen erhielt durch Vermächtnisse zuweilen reichen Zuwachs. Gegen das Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. machte sich eine reiche Dame aus dem Kreise der Honoratioren, Aurelia Ammia, durch ein für den Rat bestimmtes Legat von 2370 Denaren, die jährlich verteilt werden sollten, unsterblich.[14])

---

[12]) Menadier a. a. O. S. 33.

[13]) τῆς ἀναστάσεως τοῦ ἀνδριάντος γεγενημένης ἐκ τῶν προσόδων πάσης τῆς βουλῆς διά ..... τοῦ βουλάρχου.

[14]) ἀνέθηκεν τῇ ἱερωτάτῃ βουλῇ εἰς αἰωνίους κλήρους ἀργυρίου * βτ̄ō, καθὼς διὰ τῆς γενομένης ὑπὸ αὐτῆς ἀναθέσεως δηλοῦται. Liermann a. a. O. S. 53/57, S. 74.

Ein andermal wurde dem Rate von Aphrodisias ein Vermächtnis zu teil, wonach alljährlich an einem bestimmten Tage 1200 Denare unter 200 durchs Los bestimmte Bürger verteilt werden sollten, und zwar, um die Erinnerung an den gütigen Geber immer wieder aufzufrischen, vor dem Standbilde des Erblassers. Jeder also, der das große Los gewann, erhielt 6 Denare. Über die Verwendung des Restes von 470 Denaren — denn 1670 sollten alljährlich verausgabt werden — erfahren wir nichts mehr, da das Ende der Inschrift fehlt.[15])

Analoga bieten, um nur neuere Inschriftfunde anzuführen,[16]) Inschriften von Tralles, in denen einer der Erblasser dem Rat zur jährlichen Verteilung an seinem Geburtstage eine größere Summe vermacht.[17])

In einer anderen Inschrift von Tralles ist es der letzte Wille des reichen Wohlthäters, daß jedem Ratsherrn alljährlich am Neujahrstage 250 Denare vor der Statue des Erblassers eingehändigt werden sollten.[18])

Nach einer anderen in Meder bei Thyatira gefundenen Urkunde soll aus einer Hinterlassenschaft an den Rat jedem Ratsherrn, der bei der jährlichen Geburtstagsfeier des Erblassers sich beteiligt, ein Geldgeschenk gemacht werden.[19])

Die Bürgergemeinde selbst hieß der δῆμος, oftmals beigenannt ὁ λαμπρότατος[20].) Er setzte sich zusammen aus den die Stadt bewohnenden Bürgern und den Bewohnern der zur

---

[15]) ἀναθέντα δὲ καὶ τῇ κρατίστῃ βουλῇ εἰς αἰωνίους κλήρους * ᾱχ̄, γεινομένου τοῦ κλήρου πρὸς τῷ ἀνδριάντι αὐτοῦ, ἑκάστου ἔτους μηνὶ ι, ὀνομάτων σ', λαμβάνοντος ἑκάστου τῶν λαχόντων ..... a. a. O. S. 57.

[16]) Papers of the American school I (1882—83) 85 ed. Sterrett S. 98 nr. 5, S. 108 nr. 10.

[17]) ἀναθέντα τῇ κρατίστῃ Κλαυδίᾳ βουλῇ εἰς νομὴν ἐπὶ τῇ γενεθλίῳ ἡμέρᾳ, ἥτις ἐστὶν μηνὸς Περειτίου ἑνάτῃ, δηνάρια γτλ[γ'].

[18]) ἀναθέντα καὶ τῇ Κλαυδίᾳ βουλῇ ἀργυρίου, ὥστε λαμβάνειν καθ' ἕκαστον ἔτος ἐνθάδε (d. h. vor der Statue) ἕκαστον βουλευτὴν πρώτῃ ἐνιαυτοῦ ἡμέρᾳ δηνάρια διακόσια πεντήκοντα.

[19]) Bull. de corr. hell. X (1886) S. 420 nr. 29.

[20]) L. a. a. O. Indices S. 211.

Stadt gehörigen Landgemeinden.[21]) Bekanntlich hatte ja jede Stadt ihr bestimmtes Territorium, und der Stadtname dient nicht allein zur Bezeichnung der πόλις selbst, sondern gilt auch für den dazu gehörigen geographischen Bezirk, in welchem Landgemeinden ohne selbständige Verfassung, κῶμαι, liegen.

Eines der Hauptgeschäfte, das die Bürgerversammlung zu erledigen hatte, war die Beschlußfassung über Auszeichnungen. Psephismata dieser Art haben sich zahlreich erhalten. Der Art der Dekorationen sei in einem besonderen Abschnitte gedacht.

Ehrendekrete.[22])

Die kleinasiatischen Kommunen verstanden sich meisterhaft darauf, durch überschwänglich phrasenreich abgefaßte Ehrenbeschlüsse der Pflicht der Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter zu genügen und durch Auszeichnungen, die in ihrer Abstufung, wie in dem Tenor der Formulierung Muster der Variation sind, den kleinstädtischen Krähwinkelehrgeiz Jahrhunderte lang immer wieder unermüdlich anzustacheln.

Wie heutzutage bei der Verleihung von Ordensdekorationen für thatsächliche und vermeintliche Verdienste mehrere Ordensklassen unterschieden werden, so findet sich auch in Kleinasien, „dem Musterstaate der munizipalen Ambition", in einer Reihe von Städten eine Einteilung der τιμαί, der Auszeichnungen, nach Klassen. Heutzutage ist nun die erste Ordensklasse der Gegenstand der Sehnsucht. Damals trachtete der Ehrgeiz der Kleinasiaten nach „sechsten oder siebenten Ehren" als einer außerordentlichen Auszeichnung.

„Erste Ehren" finden wir in Balbura in Pisidien: (Le Bas-Waddington nr. 1221.)[23]) vergoldete Büste und Standbild. Andere Beispiele in Benndorfs und Niemanns, sowie Petersens und Luschans Reisewerken (1884 und 1889).

---

[21]) διανομὰς δεδωκότα τοῖς τε τὴν πόλιν κατοικοῦσιν πολείταις καὶ τοῖς ἐπὶ τῆς χώρας. a. a. O. S. 74, Nr. 35/36.

[22]) a. a. O., Indices S. 217/18.

[23]) Λυκίων τὸ κοινὸν ἐτείμησεν ταῖς πρώταις τειμαῖς, εἰκόνι ἐπιχρύσῳ καὶ ἀνδριάντος ἀναστάσει.

„Zweite Ehren" in Tryſa in Lycien: (Peterſen und Luſchan 1889 S. 12 nr. 19 vs. 9.)[24]) Goldener Kranz und Ehrenplatz bei den Feſtſpielen.

„Dritte Ehren" erhält in Cos ein geſchickter praktiſcher Arzt: (Annuaire de l'association pour l'encouragement des études grecques en France 1875 S. 324 nr. 13.)[25]) Goldenen Kranz und Erzbüſte.

Desgleichen ſind 4., 5., 6. Ehren, zu denen zum Beiſpiel das immerwährende Recht auf den Ehrenplatz, προεδρία διηνεκής gehört, inſchriftlich überliefert.

Nicht genug damit, findet ſich auch eine Kombination der Auszeichnungen, alſo modern ausgedrückt die Verleihung mehrerer Ordensklaſſen auf einmal.

„Erſte und zweite Ehren" verleiht der Landtag in Lycien. (Peterſen und Luſchan 1889 S. 107.)[26])

„Erſte, Zweite und Dritte Ehren", ja ſogar „erſte bis vierte Ehren" zu gleicher Zeit an eine und dieſelbe Perſönlichkeit der Landtag der Lycier. (Peterſen und Luſchan 1889 S. 104[27]) und S. 108[28]) wozu unter anderem die πορφύρα διὰ βίου gehört, das Recht lebenslänglich einen breiten Purpurſtreifen tragen zu dürfen. —

Auch in Aphrodiſias waren ähnliche Ehrenbezeugungen am Platze, vielleicht aber waren die lyciſchen Kommunen den Aphrodiſienſern doch an Raffinement der Huldigungen für empfangene Wohlthaten überlegen.

Um auch von der Phraſeologie dieſer Ehrendekrete einen Begriff zu geben, greife ich einige, zunächſt Aphrodiſienſiſche Beiſpiele heraus:

---

[24]) τετειμῆσθαι ταῖς δευτέραις τειμαῖς χρυσῷ στεφάνῳ καὶ προεδρίᾳ ἐν τοῖς ἀγῶσιν ἕδρα.

[25]) ὁ δᾶμος .... ἐτίμασεν τιμαῖς τρίταις .... ἰατρόν, στεφάνῳ ἀπὸ χρυσῶν ν′ καὶ εἰκόνι χαλκῇ ἀρετᾶς ἕνεκεν τᾶς κατὰ τὰν τέχναν καὶ εὐνοίας τᾶς ἐς αὐτόν.

[26]) τειμηθεὶς ταῖς ά καὶ β′ τειμαῖς ὑπὸ τοῦ ἔθνους.

[27]) Λυκίων τὸ κοινὸν ἐτείμησεν ταῖς ά καὶ β′ καὶ γ′ τειμαῖς.

[28]) τειμηθέντα ταῖς ά καὶ β′ καὶ γ′ καὶ δ′ τειμαῖς.

In Aphrodisias werden Bürger gefeiert durch „τειμαῖς ταῖς πρώταις, τειμαῖς ταῖς καλλίσταις, ταῖς καλλίσταις καὶ πρεπούσαις τειμαῖς, ταῖς καλλίσταις καὶ μεγίσταις, ταῖς καλλίσταις καὶ μεγίσταις καὶ πρώταις τειμαῖς, ταῖς ἐξαιρέτοις τειμαῖς", ja sogar ἀΐδιοι τειμαί „ewige Ehren" fehlen nicht.

Vergessen dürfen wir dabei nicht, daß es in Aphrodisias, wie in vielen anderen Städten der hellenischen Welt, sehr gerne gesehen wurde, wenn der Wohlthäter, nachdem ihm der Ehrenbeschluß bekannt gegeben war, sich bereit erklärte, seiner lieben Vaterstadt die Kosten für seine Dekorierung abzunehmen und z. B. die ihm zu setzende Bildsäule selber zu bezahlen. Dem Prinzip der Billigkeit auf Kosten der oberen Zehntausend huldigten die kleinasiatischen Stadtverwaltungen durchgehends. Daß es sich bewährte, beweist seine über Jahrhunderte sich erstreckende Geltung.

Mehr Kosten verursachten den Städten wohl die Ehrenbezeugungen, die sie vornehmen Ausländern, vor allem den Statthaltern und den Kaisern, wie den Gliedern des kaiserlichen Hauses erwiesen.[29]) Bei der Revision der Stadtrechnungen von Byzantion fand Plinius, daß jährlich 12000 Sesterzen (2500 Mk.) für den dem Kaiser und 3000 Sesterzen (650 Mk.) für den dem Statthalter von Mösien durch eine besondere Deputation zu überreichenden Neujahrsglückwunsch angesetzt waren. Plinius weist die Behörden an, diese Glückwünsche fortan nur schriftlich einzusenden, was Traian billigt (ep. ad Traian. 43, 44).

Eine weniger kostspielige Art der Belohnung hervorragender Verdienste war die Verleihung von Ehrentiteln.

Besonders beliebt, in Aphrodisias und an vielen anderen Orten, war der Ehrenname κτίστης „Gründer"[30]) wodurch nicht ausgedrückt zu werden pflegte, daß einer um den Wiederaufbau der Stadt oder um sonstige Restitution städtischer Verhältnisse sich verdient gemacht habe, sondern worin nur lag, daß er außerordentliche Beweise seiner Liebe zur Vaterstadt gegeben hatte. Dieser oft gefundene Titel eines κτίστης, der mit dem Heroenkultus in

[29]) Mommsen, R. G. V. S. 267.

[30]) Liermann Indices S. 213.

Zuſammenhange ſteht, iſt in Mitylene[31]) auch dem Pompejus beigelegt worden, desgleichen auch in Pompeiopolis in Cilicien.[32])

Ganz beſonders beliebt aber war in Aphrodiſias, wie auch anderwärts eine andere Art der Ehrentitel.

Wir haben heutzutage „Ehrenbürger" und „Ehrenmitglieder". Identiſch damit iſt — ich habe dies gegen die Anſicht Waddingtons in meiner Diſſertation begründet — der: υἱὸς πόλεως, die θυγάτηρ πόλεως oder μήτηρ πόλεως oder der πατήρ πόλεως.[33])

Auch Volk, Rat, Phylen, Geruſia und Neoi hatten unter der gleichen Bezeichnung ihre Ehrenbürger, alſo υἱὸς βουλῆς, υἱὸς τῆς γερουσίας, υἱὸς πόλεως καὶ γερουσίας (Journal of hellenic studies VI 1885 S. 254 nr. 6).

Waddingtons Anſicht[34]) über dieſe υἱοί ꝛc. war die, daß die ſtädtiſchen, politiſchen oder privaten Korporationen eine Adoption armer Kinder vorgenommen und deren Erziehungskoſten getragen hätten; manchmal ſei es dann vorgekommen, daß dieſe als Erwachſene zu Anſehen und Einfluß in ihrer Vaterſtadt gekommen ſeien.

Dieſe Anſicht wird umgeſtoßen durch eine Inſchrift von Aphrodiſias, von anderen Zeugniſſen, namentlich den jüngſt entdeckten Funden in Panamara (Bull. de corr. hell. XII. 1888 S. 255) ganz abgeſehen, in der eine θυγάτηρ πόλεως genannt wird, die durchaus nicht von mittelloſen Eltern abſtammt, ſondern aus reichem erſten Hauſe war, die Tochter eines hochgeſtellten kaiſerlichen Beamten, eines ἐπίτροπος Σεβαστοῦ.

Guſtav Hirſchfeld[35]) in der Zeitſchrift für öſterreichiſche Gymnaſien XXXIII. 1882 S. 161 denkt auch an eine faktiſche Adoption und das mit Recht. Aber die Adoption hatte einen anderen Sinn als ihn Waddington vorausſetzt. Im Privatleben findet Adoption ſtatt, damit der Adoptierte ſeinerzeit in die Rechte

---

[31]) Newton, Greek inscr. of Brit. Mus. nr. 211. Mitt. Ath. IX. S. 88. XI. S. 256.

[32]) Bull. de corr. hell. XII. S. 427.

[33]) S. 39 ff.

[34]) Waddington ad Le Bas-Waddington, III S. 26 nr. 53.

[35]) Vgl. auch Perrot, Mémoires d'archéologie d'épigraphie et d'histoire S. 177.

des Vaters eintrete; Städte und Genoſſenſchaften adoptieren, weil der Betreffende ſchon gleichſam Sohnespflichten gegen ſie erfüllt hat.

Die Adoption war alſo keine Form der Armenunterſtützung, ſondern eine für den Adoptierten recht koſtſpielige Quittung über geleiſtete Dienſte. Die Adoption ſchließt zugleich die Verpflichtung in ſich ein, den bisher bewieſenen Gemeinſinn auch fernerhin recht oft und glänzend zu bethätigen. Der Geehrte wurde durch dieſen Ehrentitel an ſeine Vaterſtadt gekettet, er trat, wie die raffinierten Kleinaſiaten das ausdrückten, in verwandtſchaftliche Beziehungen zu ihr oder ihren Körperſchaften. Die Adoption iſt alſo eine Ehrenbezeugung; mit dieſer Auffaſſung deckt ſich vortrefflich eine Stelle aus Apuleius, Metam. IV, 26: „Speciosus adolescens, inter suos principalis, quem filium publicum omnis sibi civitas cooptavit.“

Ämter.

Eines der vornehmſten Ehrenämter war das Amt des στεφανηφόρος,[36]) des „Kranzträgers“, das in den meiſten aſiatiſchen Städten vorkommt. Bei den Aphrodiſienſern bekleideten Männer und Frauen[37]) die Stephanephorie. Unter den kariſchen Städten, welche die Stephanephorie einer Frau anvertrauten, ſind zu nennen: Heraclea Salbace (C. J. Gr. 3953 d, Bull. de corr. hell. IX S. 338 nr. 21), Jaſos (Le Bas-Waddington, nr. 311); ein weiteres Analogon bietet Magneſia am Mäander (Bull. de corr. hell. XII S. 206). Das Amt war einjährig, nicht ſelten aber hatten dieſelben Perſönlichkeiten das Amt öfters[38]) inne. So z. B. eine gewiſſe Frau Attalis zum dreizehntenmal ἐπὶ στεφανηφόρου τὸ τρισκαιδέκατον Ἀτταλίδος (Le B.-W. nr. 1630). Der στεφανηφόρος gab in Aphrodiſias wie in den meiſten aſiatiſchen Städten dem Jahre den Namen, wie dies auch Philoſtratus, vitae Sophist. 2, 26, 2, von Smyrna bezeugt.[39]) Dies eponyme Amt ſcheint nur ſehr reichen Leuten zugänglich ge-

[36]) L. S. 13 u. Indices.

[37]) a. a. O. S. 99.

[38]) a. a. O. S. 46 und 101: zweimal Stephanephor. — a. a. O. S. 48: elfmal.

[39]) „ἡ στεφανηφόρος ἀρχὴ . . . ἀφ' ὧν τοῖς ἐνιαυτοῖς τίθενται Σμυρναῖοι τὰ ὀνόματα.“

weſen zu ſein. In einer Inſchrift aus einer anderen kariſchen Stadt, Nyſa, iſt davon die Rede, daß ein Bürger für ewige Zeiten ein Kapital vermacht zur Beſtreitung der Koſten dieſes Amtes, für den Fall, daß keiner der dazu verpflichteten Bürger die Mittel aufbringen könne.[40])

Aus Aphrodiſienſiſchen Urkunden ſelbſt geht die Koſtſpieligkeit dieſes Amtes hervor; wir begegnen den Wendungen „στεφανηφορήσαντα μεγαλοψυχῶς καὶ φιλοδόξως“ [41]) oder „τὰ καθήκοντα αὐτῷ τῆς ... στεφανηφορίας ἐκ τῶν ἰδίων τετελεκότα“.

Die erſten Familien der Stadt rechneten es ſich zu außerordentlicher Ehre an, wenn viele Vorfahren das Amt geführt hatten. In den Urkunden finden ſich Ausdrücke wie „γένους πρώτου, ἐν στεφανηφορίαις γεγονότος.“ [42]) oder γένους πρώτου καὶ πολλὰς ... στεφανηφορίας πεποιηκότος.“ [43])

Agoranomie.

Unter den Gemeindeämtern wird auch die Agoranomie[44]) genannt. Der ἀγορανόμος „Marktmeiſter“ hat in Aphrodiſias nur die Oberaufſicht über das geſamte Markt- und Verkaufsweſen gehabt; in einzelnen Städten ſind die Funktionen der Agoranomen identiſch mit denen der Ädilen in den römiſchen Munizipien, ſodaß ihnen auch die Veranſtaltung der Spiele oblag. Wenn Haederli in ſeiner umfaſſenden Abhandlung über Aſtynomen und Agoranomen in Fleckeiſens Jahrbüchern (Suppl. XV 1887) letzteres auch für Aphrodiſias annimmt, ſo irrt er. Aus dem geſamten inſchriftlichen Material, das ich überſchaue, geht hervor, daß der Agoranomos in Aphrodiſias mit der Leitung der Spiele nichts zu ſchaffen hat. — In einer der Zeit Marc Aurels angehörenden

[40]) Τίτος Αἴλιος Ἀλκιβιάδης .... καὶ τῇ πόλει τὴν στεφανηφορίαν ἀθάνατον παρασχὼν ὅταν μηδεὶς τῶν πολειτῶν τῶν ὀφειλόντων τὴν ἀρχὴν ταύτην ἀναδέχεσθαι δυνατὸς εὑρεθῇ, ὁμοῦ μὲν ἄπαυστον ἔχωμεν τὴν λειτουργίαν ἐκ τῶν παρὰ τούτου καθιερωμένων εἰς αὐτὴν χρημάτων, ὁμοῦ δὲ καὶ τοῖς πολείταις ...)

[41]) a. a. O. S. 19.

[42]) S. 100.

[43]) S. 47.

[44]) a. a. O., S. 12 ff.

Urkunde von Aphrodiſias wird ſogar die Agonotheſie ausdrücklich neben der Agoranomie genannt.[45]) Zugleich iſt dadurch, wie auch anderweitig bezeugt (Le Bas-Waddington nr. 1596: πολλάκις ἀγορανόμον), daß es Ehrenſache vornehmer Familien war, recht viele Marktmeiſter unter den Ihrigen zu zählen.

Auf die vielen anderen in Aphrodiſias ortsüblichen Ämter einzugehen, wie u. a. den ἐργεπιστάτης, den Aufſeher der öffentlichen Arbeiten, den στρατηγὸς ἐπὶ τῆς χώρας u. ſ. f., überſchreitet die mir in dieſen Berichten gezogenen Grenzen.

Geruſia und Neoi (Bürgervereine).

Für die ſozialen Verhältniſſe bezeichnend ſind die in Aphrodiſias, wie in faſt ganz Kleinaſien ſich findenden Verbände teils der älteren, teils der jüngeren Bürger, die γερουσία und die νέοι.

Nachdem man ſich lange über das Weſen dieſer Korporationen den Kopf zerbrochen hatte, hat Mommſen im fünften Bande der römiſchen Geſchichte, geſtützt auf das epigraphiſche Material von Menadier[46]) und Collignon[47]), den richtigen Aufſchluß über γερουσία und νέοι gegeben. Die Liſte der Städte, in denen ſich dieſe Inſtitute finden, habe ich in meinen Analecta S. 68—70 auf Grund des Zuwachſes an Inſchriften bedeutend vermehren können.

Der „Verein der Alten" und der „Verein der Jungen" trägt keinen politiſchen Charakter; vielmehr haben wir es hier mit „Bürgergeſellſchaften" im Sinne der neueſten Zeit zu thun, Reſſourcen für die beiden Altersklaſſen mit entſprechenden Feſten und Turnplätzen.

Zunächſt einige Spezialia über die „Erholungsgeſellſchaft" für die älteren Bürger. Ihren Charakter in römiſcher Zeit bezeichnet Vitruvius 2, 8, 10: Croesi domum Sardiani civibus ad requiescendum aetatis otio seniorum collegio gerusiam dedicaverunt. Auch aus Thyatira iſt ein Geſellſchaftshaus für die Geruſia nachzuweiſen: ἐργεπιστάτην . . . . καὶ οἰκοβασιλικοῦ τοῦ τῆς γερουσίας (Bull. de corr. hell. XI 1887 S. 100 nr. 23).

---

[45]) „ἀγωνοθετήσαντα τρίς, ἀγορανομήσαντα τετράκις" S. 101,6.

[46]) S. 48—63; S. 19/20.

[47]) „Les collèges de Neoi dans les cités grecques" in „Annales de la faculté des lettres de Bordeaux II 1880 S. 135—151.

Dieſe Körperſchaft, γερουσία, zuweilen auch τὸ σύστημα τῶν πρεσβυτέρων genannt,[48]) nicht ſelten mit dem Beiwort ἱερωτάτη, hatte ihre Beamte. Wenn uns auch die Aphrodiſienſiſchen Steine wenig Detail über die Organiſation dieſer „Alte-Herrn-Kaſinos" bieten, ſo geſtatten doch die aus anderen Städten inſchriftlich bekannten analogen Einrichtungen Rückſchlüſſe.

Unter den Beamten der Geruſia in Magneſia a. M. werden z. B. genannt: ein Verwaltungsſchreiber „γραμματεύς", ein λειτουργός, dem die Sorge für den Gottesdienſt, für die religiöſen Angelegenheiten der Geſellſchaft oblag, ein ἀντιγραφεύς „Gegenſchreiber", Controleur der Finanzangelegenheiten der Geruſia, ein πραγματικός „Geſchäftsmann", (homme d'affaires), der Geſchäftsführer oder Verwalter der Einkünfte der Geruſia.

Vor allem charakteriſtiſch für dieſe Bürgerkaſinos der „Alten" aber war das Amt des „Gymnaſiarchen", des Aufſehers über die Turnplätze für die alten Herren und das des „Hymnoden", des Hymnenſängers bei den Feſten.

Die Geruſia faßt Ehrenbeſchlüſſe in Gemeinſchaft mit Rat, Volk und „Jungen", nimmt Ehrenmitglieder auf, mit Vorliebe natürlich Athleten und Virtuoſen, und verfügt gewöhnlich über nicht unbeträchtliche Einkünfte, aus denen die Mittel für die nicht ſeltenen Feſte und für die ebenſo zahlreichen gemeinſamen Feſteſſen floſſen. Tout comme chez nous! Auch eine jährliche Generalverſammlung iſt inſchriftlich bezeugt.

Eine im Zeitalter Hadrians entſtandene, aus Magneſia a. M. ſtammende, 67 Zeilen lange Inſchrift[49]) verſetzt uns lebhaft in das Thun und Treiben eines ſolchen Alte-Herrn-Kaſinos. Die wichtigſten Stellen daraus führe ich griechiſch, zum Teil in deutſcher Übertragung an:

Ἀγαθῇ τύχῃ.	In Gottes Namen.
Ἐπὶ στεφανηφόρου Κλαυδίας Οὐειτουδανῆς Βερενείκης νεωτέρας, μηνὸς Γενεσιῶνος τη, ἔδοξεν τῷ συ-	Unter der Stephanephorie der Klaudia Vibiana Berenice der jüngeren, am 18. des Monats Geneſion,

[48]) Inſchrift aus Magneſia a. M. (Bull. de corr. hell. XII S. 204 ff.).
[49]) Bull. de corr. hell. XII (1888) S. 204 ff. (Couſin u. Deſchamps).

στήματι τῶν πρεσβυτέρων, γνώμη .... τοῦ γραμματέως.

Ἐπεὶ ἐν τοῖς εὐτυχεστάτοις καιροῖς τοῦ Αὐτοκράτορος Τραιανοῦ Ἁδριανοῦ Καίσαρος Σεβαστοῦ πάντα προσήκει τὰ εὔχρηστα τοῖς ἀνθρώποις ἐπὶ τὸ κρεῖσσον αὔξειν, ἡ δὲ τοῦ ἐλαίου χρῆσίς ἐστιν κατάλληλος μάλιστα καὶ ἀνανκαιοτάτη τοῖς σώμασιν τῶν ἀνθρώπων καὶ πλέον τοῖς τῶν γερόντων, τὸ δὲ διδόμενον παρὰ τῆς πόλεως ἐφ' ἑκάστῃ ἡμέρᾳ ἐλαίου ἐξάχουν ἔχει μὲν τειμήν, αὔταρκες δὲ οὐκ ἐστι, καὶ καλῶς ἔχει προστεθῆναι τοσοῦτον ἐκ τῶν τῆς γερουσίας προσόδων ὅσον δυνήσεται καὶ τὴν τῆς πόλεως δόσιν κοσμεῖν καὶ ἐξαρκεῖν ποιεῖν πᾶσιν κατὰ τὸ δυνατὸν τοῖς μετέχουσιν. Τύχῃ ἀγαθῇ, δεδόχθαι ἐκ τῶν φιλανθρώπων ὧν ἐλάμβανον ὅ τε λειτουργὸς καὶ ὁ ἀντιγραφεὺς καὶ ὁ πραγματικός, προυφαιρουμένων τῷ μὲν λειτουργῷ τῶν ὡρισμένων * τξε, τῷ δὲ ἀντιγραφεῖ τῶν ὡρισμένων * φ τῷ δὲ πραγματικῷ τῶν ὡρισμένων * ψν, τὰ λοιπὰ χωρεῖν εἰς τὴν ἀγορασίαν τοῦ ἐφ' ἑκάστῃ ἡμέρᾳ ὡρισμένου τριχοῦ ἐλαίου, τὸ δὲ περισσεῦσαν μετὰ τὸν ἐνιαυτὸν τοῦ ἀλείμματος ἐκ τούτων τῶν πόρων ἀργύριον διανέμειν τὸν γραμματῆ τῇ τριακάδι τοῦ Ἀρτεμισιῶνος μηνός, καὶ πλέον ἐπονομάζοντα τὴν διανομὴν γυμνασιαρχικὴν τὸν ἴδιον λόγον ἀποτίθεσθαι τούτων τῶν προσόδων καὶ ἐξόδων, εἶναι δὲ ἀτέλευτον καὶ ἀμετάθετον τὴν περὶ τούτων διάταξιν, τὸν δὲ μεταψηφισάμενον μὲν ταῦτα γραμματέα ἢ εἰς ἄλλο τι χρησάμενον ἢ εἰς μόνα τὰ γεγραμμένα ἐν τῷδε τῷ ψηφίσματι ὑπεύθυνον εἶναι τῇ γερουσίᾳ * βφ.

beſchloß die Verſammlung der Älteren auf Antrag ihres Schreibers X. X.

In Anbetracht deſſen, daß es ſich gehört in dem überaus glücklichen Zeitalter des Kaiſers Traianus Hadrianus Auguſtus alles, was für die Menſchen nützlich iſt, noch zu verbeſſern und zu vermehren, in der Erwägung, daß der Gebrauch des Öles ſehr paſſend und höchſt notwendig iſt für den Körper der Menſchen und in noch höherem Grade für den der älteren Männer, daß ferner die 6 Maß Öl, welche die Stadt täglich liefert, zwar ihren Wert haben, aber noch lange nicht genügen, daß es ſchließlich ratſam iſt, aus den Einkünften der Gerusia ſoviel als möglich hinzuzufügen, um das Geſchenk der Stadt noch zu vergrößern und es hinreichend groß zu machen, damit womöglich alle daran teilnehmen könnten, in Anbetracht aller dieſer Gründe iſt in Gottes Namen beſchloſſen worden: von den bisher nach dem Vermögensſtande der Gerusia bald reichen, bald weniger reichen Vergütungen, die der Liturg, Gegenſchreiber und Geſchäftsführer als Entſchädigung für ihre Dienſte erhielten, ſoll ein Fixum und zwar für den Liturgen 365 Denare, für den Gegenſchreiber 500 Denare, für den Intendanten 750 Denare, alſo im ganzen ein Fixum von 1615 Denaren vorweggenommen werden und der Reſt ſoll verwendet werden zum Ankauf von täglich 3 Maß Öl. In den folgenden Zeilen wird das bei der Rechnungsablage einzuſchlagende Verfahren erwähnt und die Strafſumme feſtgeſetzt, die jeder Schreiber zu zahlen hat, für den Fall, daß er irgend etwas an dem Beſchluſſe ändere.

In dem zweiten Teile der Inschrift von Zeile 30—67 sind die φιλάνθρωπα, die „Vergütungen" aufgezählt, die den obengenannten drei Beamten zustanden.

Νέοι.[50])

Der Bürgerverein für die jüngeren Bürger, die νέοι „die Jungen", hatte ähnliche Organisation; die νέοι wollten, was sie als Epheben geübt, auch als junge Männer weiter pflegen. Das Verzeichnis der Städte, in denen nach Menadier und Collignon sich die Kollegien der νέοι nachweisen lassen, habe ich S. 69 ff. meiner Dissertation noch auf Grund der neuen epigraphischen Funde erweitern können. Auf Grund dieser bisherigen Beobachtungen des inschriftlichen Materials stehe ich nicht an, zu behaupten, daß diese Institutionen ausschließlich in Kleinasien und den nächstgelegenen Inseln gang und gäbe gewesen. Über das Kolleg der νέοι von Aphrodisias sind wir etwas eingehender unterrichtet durch einen der Zeit des Antonius zuzuweisenden Ehren-Beschluß der dortigen νέοι (Liermann S. 110).

Die νέοι traten zu einer Versammlung zusammen, um Beschluß zu fassen über Auszeichnungen; entweder wendeten sie sich an Gerusia, Rat und Volk, um einen Gesamtbeschluß aller politischen und nicht politischen Körperschaften der Stadt zu erzielen oder sie erließen — was das seltenere Verfahren zu sein scheint — selbst ein Dank-Dekret. Daß sie in der Abstufung und Formulierung der Ehren sich getreulich an das Vorbild der ebengenannten Verbände hielt, ist natürlich, daher ἐτείμησαν ταῖς καλλίσταις καὶ μεγίσταις καὶ πρώταις τειμαῖς und wie die Stadt einen verdienten Mann zu ihrem Ehrenbürger machte unter der Bezeichnung als υἱὸς τῆς πόλεως, so gaben sie ihren Wohlthätern die Ehrenmitgliedschaft als υἱὸς τῶν νέων.

Ämter: γραμματεῖς τῶν νέων, ἐργεπιστάτης d. i. Aufseher bei öffentlichen Arbeiten z. B. Instandhaltung des Turnplatzes, Errichtung und Bewachung der Standbilder. Gymnasiarchen, die sich durch reichliches „Freiöl" besonders beliebt machen konnten.

---

[50]) Vgl. L., Indices S. 214.

Dichter C. Julius Longianus aus Aphrodisias.

In das litterarische Treiben der Zeit versetzt den Leser die folgende Skizze:

In der Stadtmauer des heutigen Aphrodisias fand sich ein Stein eingefügt, der eine am Anfang verstümmelte, aber sonst vollständige, interessante Urkunde enthält. (Le Bas-Waddington nr. 1618b.) Es war dies ein Ehrenbeschluß für einen unter der Regierung Hadrians auf dem Höhepunkte seines Schaffens stehenden, weitberühmten Dichter und viel begehrten Rezitator, C. Julius Longianus aus Aphrodisias. Dieser Liebling der Musen ist in der Litteraturgeschichte völlig unbekannt. Ich habe wenigstens nirgends die geringste Anspielung weder auf seine Werke noch auf sein Leben gefunden.

Bekannt ist die hohe Gunst, in der die Wandervorträge der Litteraten und Künstler dieser Periode allüberall in der hellenischen Welt standen. Unser Longianus hat außer in seiner auf ihren großen Sohn stolzen Vaterstadt Aphrodisias besonders in dem großstädtischen Halikarnassos das für litterarische Unterhaltung empfängliche Publikum für sich einzunehmen verstanden. Seine allgemeine Beliebtheit bezeugt eine Ehrenurkunde der Kommune von Halikarnassos, in der ihm nachgerühmt wird, er habe durch mannigfache Rezitationen von Dichtungen der verschiedensten Art die Alten erfreut, den Jungen neben der Unterhaltung nützliche Belehrung verschafft. In freudiger Anerkennung dieser Verdienste gab ihm die Gemeindevertretung das Ehrenbürgerrecht, erklärte ihn für den allerbesten Bürger, den Halikarnassos aufzuweisen habe, ordnete an, daß seine Büste als Sehenswürdigkeit an den bedeutendsten Plätzen der Stadt Aufstellung finde, vor allem im Musenhain und im Ephebengymnasium. An letzterer Stelle solle die Büste des Longianus eine sehr erlauchte, altklassische Nachbarschaft erhalten; seine Büste sollte nämlich neben der einer altberühmten litterarischen Größe der Stadt, neben der des Vaters der Geschichte, des „alten Herodot" Aufstellung finden.[51])

[51]) Wie viel sich Halikarnassos darauf einbildete, Vaterstadt des Herodot zu sein, beweist der Umstand, daß auf Münzen dieser Stadt noch in der Zeit Gordians der Kopf Herodots erscheint. (Revue numismatique 1851 S. 241 nr. 14. Waddington.)

Aber das war noch nicht Ehre genug; Longians gesammelte Werke sollten einen Ehrenplatz in den verschiedenen Bibliotheken der Stadt erhalten und für Unterrichtszwecke verwendet werden, damit die Gymnasiasten den Longian in derselben Weise traktieren sollten, wie die alten Schriftwerke. Ferner wurde dem Dichter gestattet, eine mit dem Stadtsiegel beglaubigte Abschrift dieser Ehrenurkunde an seine Vaterstadt Aphrodisias zu senden. Diese Abschrift ist die erhaltene Steinurkunde. Am Schlusse rühmen sich die Einwohner von Halikarnassos noch ihres Interesses und ihrer Sympathie für Wissenschaft, Kunst und höhere Bildung. (Le Bas et Waddington: inscr. d'Asie min. 1870 pag. 399 nr. 1618 b et in comm. p. 378 nr. 1618 b.):

„τῇ ἄλλῃ ἐπιδημίᾳ καὶ ἐτείμησεν καὶ ἐκόσμησεν ἡ- / μᾶς παὶ ποιημάτων παντοδαπῶν ἐπιδείξεις ποι- / κίλας ἐποιήσατο, δι' ὧν καὶ τοὺς πρεσβυτέρους εὔφρα- / νεν καὶ τοὺς νεωτέρους ὠφέλησεν. ἐπί τε τούτοις / ἅπασιν ἠσθεὶς ὁ δῆμος τειμὰς αὐτῷ προσέταξεν / τὰς προσηκούσας ψηφίσασθαι. Δεδόχθαι Γαίον Ἰού- / λιον Λο[ν]γιανὸν προῖκα πεπολειτεῦσθαι παρ' ἡ- / μεῖν, / ὄντα καὶ ἄνδρα ἀγαθὸν καὶ πολείτην τὸν ἄριστον τῶν κα- / θ' ἡμᾶς, ταῖς τε ἄλλαις πολιτείαις καὶ τειμαῖς τετει- / μῆσθαι ταῖς ἐκ τῶν νόμων μεγίσταις καὶ εἰκόσιν / χαλκαῖς, ἃς ἔν τε τοῖς ἄλλοις ἀνασταθῆναι τοῖς ἐπι- / σημοτάτοις τῆς πόλεως χωρίοις καὶ ἐν τῷ τῶν Μου- / σῶν τεμένει καὶ ἐν τῷ γυμνασίῳ τῶν ἐφήβων παρὰ / τὸν παλαιὸν Ἡρόδοτον. ἐψη- φίσθαι δὲ καὶ τοῖς βυβλ[ι-] / οις αὐτοῦ δημοσίαν ἀνάθεσιν ἔν τε βυβλιο- θήκαις / ταῖς παρ' ἡμεῖν, ἵνα καὶ ἐν τούτοις οἱ νέοι παιδεύων- / ται τὸν αὐτὸν τρόπον ὃν καὶ ἐν τοῖς τῶν παλαιῶν συν- / γράμμασιν. ὅπως δὲ καὶ τῷ δήμῳ τῶν συγγενῶν Ἀφρο- / δεισιέων φανερὰ γένηται ἡ ἡμετέρα περὶ τὸν πολεί- / την αὐτῶν εὔνοια καὶ σπουδή, δεδόχθαι καὶ ἀντίγρα- / φον τοῦδε τοῦ ψηφίσματος πεμφθῆναι διὰ αὐτοῦ τοῦ / Ἰουλίου τοῖς Ἀφροδεισιεῦσιν τῇ δημοσίᾳ σφραγεῖδι ση- / μανθέν, ἐξ' οὗ κἀκεῖνο μαθή- σονται τό τε ἡμέτερον ἦ- / θος, ᾧ περὶ πάντας ὁμοίως τοὺς πεπαιδευ- μένους / χρώμενοι διατελοῦμεν καὶ αἷς τὸν ἄνδρα τειμαῖς ὡς / διενη νοχότα τῶν ἄλλων τετειμήκαμεν."

Ein Analogon für diese hohe Auszeichnung des in der Litteratur verschollenen Longianus Aphrodisiensis, der also der Glanzzeit der Sophistik unter Hadrian zuzuweisen ist, bietet ein Vorläufer dieser Sophistik, Dion, der von seiner Beredsamkeit den Ehrennamen Chrysostomus (Goldmund) erhielt und um die Mitte des ersten Jahrhunderts in Prusa in Bithynien geboren

war. In der 37. ſeiner auf uns gekommenen 79 Reden (p. 104 nach Emperius) erwähnt Dio ſeine Ehrung in Korinth.[52])

Als der gute Dion wieder einmal nach Korinth, das ihn ſo ſehr gefeiert hatte, kam, war ſeine Statue verſchwunden. Er beklagt ſich bitter darüber; in den Rhodiacis eifert er gegen die Unſitte, alte Statuen durch veränderte Aufſchrift zu Ehrendenkmalen berühmter Männer der Gegenwart umzugeſtalten.

Badeweſen.

Auf das engſte verwachſen mit dem Volksleben in Aphrodiſias, wie in der griechiſchen und römiſchen Welt der Kaiſerzeit überhaupt, war das Badeweſen. Auch Aphrodiſias hatte ſeine großartigen Bäderanlagen. Aus einer in den Anfang der Kaiſerzeit zu ſetzenden Inſchrift[53]) erfahren wir, daß ein „Sohn der Stadt" ein υἱὸς πόλεως mit ſeiner Gemahlin ein öffentliches Bad auf eigene Koſten von dem Fundament an aufbauen und die inneren Räume mit allem Komfort ausſtatten ließ.[54])

Auch ein „Sommerbad" beſaß Aphrodiſias, das laut Inſchrift den ſtolzen Beinamen führte: „θερινὸν Ὀλύμπιον λουτρόν." Dieſe Steinurkunde erinnert auch durch den Schwulſt der Ausdrucksweiſe[55]) an ſpätere Entſtehung.

Über die Verbreitung und die recht intereſſanten Einzelheiten des Badeweſens in Kleinaſien hier auf Grund des inſchriftlichen Materials zu handeln, geht über den mir in dieſen Blättern zuſtehenden Raum hinaus. Eine Inſchrift aus Lindos auf Rhodus

---

[52]) „ἡμᾶς δὲ δὶς ἐπιδημήσαντας οὕτως ἀσμένως ἐπείδετε, ὥστε μάλιστα μὲν ἐπειρᾶσθε κατέχειν, ὁρῶντες δὲ ἀδύνατον ὄν, ἀλλάγε τὴν εἰκὼ τοῦ σώματος ἐποιήσασθε καὶ ταύτην φέροντες ἀνεθήκατε εἰς τὰ βιβλία ὡς προεδρίαν, οὗ μάλιστ' ἂν ᾤεσθε τοὺς νέους προκαλέσθαι τῶν αὐτῶν ἡμῖν ἐπιτηδευμάτων ἔχεσθαι."

[53]) Des Verfaſſers Analecta S. 38.

[54]) „βαλανεῖον ἐκ θεμελίων καὶ τὰ ἐν αὐτῷ ἔργα πάντα σὺν παντὶ τῷ κόσμῳ ἐκ τῶν ἰδίων κατασκευάσαντες."

[55]) „ἀγαθῇ τύχῃ, τὸν μεγαλοπρεπέστατον Ῥοδοπαῖον τὸν φιλόπατριν καὶ ἄωτον τοῦ δήμου, τὸν ἀρχηγὸν τῆς φιλοτιμίας τοῦ θερινοῦ Ὀλυμπίου λουτροῦ."

leiht der Auffaſſung, die das ganze Zeitalter von dem Badeweſen hatte, bezeichnende Worte.[56])

Das Bedürfnis des alltäglichen Bades wurde bei den Alten weit lebhafter gefühlt als heutzutage; und doch war es, wenn ich mir einen vergleichenden kulturhiſtoriſchen Rückblick geſtatten darf, bei den Deutſchen nicht immer ſo.

Die Frankfurter Kulturgeſchichte bietet Beweiſe für die große Beliebtheit des Bades in früheren Jahrhunderten. Feſtlichkeiten aller Art wurden nicht ſelten mit einem Bade beſchloſſen. Die Mitglieder der Frankfurter Patriziergeſellſchaft Limburg hatten bei ihren Faſtnachtsfreuden den Gebrauch, daß ſie am Schluſſe derſelben zuſammen in eine Badeſtube zogen. Im Weistum des Dreieicher Wildbanns von 1338 war vorgeſchrieben, daß der Frankfurter Stadtſchultheiß die Jäger, welche ihm jeden Herbſt einen Hirſch brachten, mit Ehren bewirten und ihnen ein Bad bereiten laſſen ſolle.

Unſere Redensart etwas „ausbaden" hängt mit der Sitte, Feſtlichkeiten mit einem oft recht koſtſpieligen Bade zu beſchließen, zuſammen. — Das Vergnügen eines Freibades wurde in Frankfurt, wie in Aphrodiſias, von jedermann dankbar angenommen. Wie man heute, wo alle Naturalleiſtungen abgelöſt werden, ſtatt eines erquickenden Trunkes ein Trinkgeld giebt, ſo gab man früher ein Badegeld. Nach Vollendung eines Neubaus ward den Werkleuten oft ein Badegeld gereicht. Ja, ganz entſprechend dem modernen Bierſkat konnte man nach einer im Jahre 1450 erlaſſenen Polizeiverordnung über das Spielen in Frankfurt a. M. auch „um Bezahlung des Bades" ſpielen. Wie gebräuchlich das Baden war, geht auch aus der Frankfurter Verordnung hervor, daß ein Gläubiger ſeinem Schuldner, wenn er ihn gefangen halten ließ, wenigſtens alle vier Wochen ein Bad geben laſſen mußte.

Frankfurt beſaß im 15. Jahrhundert 15 öffentliche Badeſtuben. Die Häufigkeit des Badegenuſſes in dem Kleinaſien der Kaiſerzeit iſt alſo vergleichbar mit der Beliebtheit, deren ſich die Bäder im Mittelalter erfreuten.

---

[56]) „παρασχόντα . . . τὰν τῶν λουτρῶν ἐπαινουμένην χρῆσιν."

Vom 16. Jahrhundert an bemerkt man eine ſtarke Abnahme des Badebeſuchs. In Frankfurt a. M. gab es ſchon 1555 nur noch zwei Badeſtuben und dieſe waren nur an zwei Wochentagen zugänglich.[57])

Bürgerſchmäuſe.

Eine ſchwere indirekte Steuer für den finanziell leiſtungsfähigen Bürger waren die feſtlichen Gelage, die Banketts,[58]) zu denen zuweilen die ganze Bürgerſchaft eingeladen werden mußte. Manchmal wurden ſogar die Sklaven zur Teilnahme an dieſem Beneſizium zugezogen. Dieſe Unſitte war in Aphrodiſias ſelbſtverſtändlich ebenſo ſehr zu Haus, wie im übrigen Vorderaſien. Aus den inſchriftlichen Belegen will ich nur ein Beiſpiel jüngſten Funddatums anführen, das deshalb eigenartig iſt, weil darin der Feſtgeber ſogar tarifmäßig beſtimmt hat, was jeder Bürger außer dem Freitiſch zu beanſpruchen hatte. (Bull. de corr. hell. 1891. S. 180: Inſchrift am Tempel des Zeus Panamaros).[59]) Jeder Bürger durfte alſo noch 12 Pfd. Schweine-, 12 Pfd. Ochſen-, 12 Pfd. Kalbfleiſch und 8 Pfd. Brot nach beendeter Gaſterei mit nach Haus nehmen.

Unter den Volksbeluſtigungen ſpielte in Aphrodiſias eine Hauptrolle eine ſonderbare Art der Stierkämpfe, die ſogenannten ταυροκαθάψια, über deren Eigentümlichkeit wir durch Heliodors Aethiopica (X c. 28—30), durch Inſchriften und ein Relief aus Smyrna gut unterrichtet ſind. Über das Weſen und die Verbreitung der Taurokathapſien über die helleniſche Welt habe ich S. 30 meiner Analecta gehandelt, über andersartige Tierhetzen ebendaſelbſt und auch den Weg angegeben, auf dem die heutigen Spanier und Portugieſen zu ihren für ſie unentbehrlichen Corrida oder Siestas de toros gelangten.

Wie heutzutage ein Volksfeſt auf der iberiſchen Halbinſel nicht denkbar iſt, ohne die Beluſtigung der Stierkämpfe, ſo waren

---

[57]) Richter, Bilder aus der deutſchen Kulturgeſchichte.

[58]) Athenaeus II, 12, 40. Diog. Laert. VI, 382.

[59]) „δειπνίσαντα καὶ τὸν δῆμον δὶς ἐν τῇ πόλει καὶ σὺν τῇ λοιπῇ πολυτελείᾳ τῶν δίπνων, δόντα καὶ ἀποφόρητον ἑκάστῳ τῶν πολειτῶν, ἐν ἑκάστῳ δίπνῳ κρέως μὲν χοιρείου καὶ βοείου καὶ βοτείου λίτρας δέκα καὶ δύο, ἄρτων δὲ λίτρας ὀκτώ."

die Stierkämpfe im ausgehenden Altertum auf der anatolischen Halbinsel ein erheblicher Faktor im ganzen Spielwesen der reicheren Gemeinden, ein Charakteristikum für das öffentliche Leben. Zahlreiche griechische Inschriften legen davon beredtes Zeugnis ab, wie ich auch in der Lage bin für die Vorliebe, mit der die Spanier des 19. Jahrhunderts ihre Torreadore, Pikadore und Matadore kämpfen sehen, eine moderne spanische Inschrift als Beweis zitieren zu können (Baumgarten, Geschichte Spaniens III, 1871, S. 233 u. 207 Anm.): „Im Jahre 1830 wird die Universität Sevilla aufgelöst und in demselben Jahre in derselben Stadt eine „Hochschule der Tauromachie" gegründet, die zwei Lehrstühle besaß und über deren Eingangsthor die denkwürdige, noch jetzt erhaltene Inschrift angebracht wurde: „Ferdinand VII, der Fromme, der glückliche Wiederhersteller der Monarchie. Für den konservativen Unterricht in der Stierwissenschaft."

Gymnasiarchie.

Den Schluß dieser kulturgeschichtlichen Skizzen mögen einige Bemerkungen über die Gymnasiarchie bilden: Bekannt ist Kaiser Neros Vorliebe für griechische Sitten und Einrichtungen, sein ehrgeiziger Wunsch, selbst als Wettkämpfer Lorbeeren zu erringen. Des Kaisers Interesse für gymnische Kampfspiele veranlaßte den Bau eines mit seinen Thermen verbundenen Gymnasiums, bei dessen Einweihung reichliche Verteilung von Öl an Senat und Ritterschaft erfolgte. (Sueton, Nero c. 12: „dedicatis thermis atque gymnasio senatui quoque et equiti oleum praebuit.") Tacitus berichtet darüber, Annal. XIV, 47: „Gymnasium eo anno dedicatum a Nerone praebitumque oleum equiti ac senatui graeca facilitate." Über diese facilitas graeca spöttelt Tacitus; die Ölverteilung für Gymnasien und Bäder ist in der Kaiserzeit die wesentlichste Aufgabe der Gymnasiarchen in Griechenland sowohl wie in den asiatischen Provinzen.[60]) γυμνασιαρχεῖν

[60]) Vgl. Foucart, Inscr. du Peloponnèse 120, 121. 157, 237a. 243d. Le Bas-Waddington, 730, 1011, 1602. — C. J. Gr. 108, 1122, 1123, 1183, 2336b, 2423b, 2906, 2782, 2729, 4025, 4039, 3616, 3617, 3643. Bull. de corr. hell. XII 6. 91.

wird geradezu ſynonym mit ἐλαιοθετεῖν, „Oel ponieren“ „Oel verteilen“ gebraucht. So in einer der zahlreichen Inſchriften vom Tempel des Zeus Panamaros (Bull. d. c. h. 1891 S. 188, Zeile 19 ff.[61]) und ebenda Z. 13 ff.[62])

Nach Apamea gehört die Inſchrift Revue archéologique XII (1888) S. 221 Nr. 7.[63])

In einer Inſchrift aus Magneſia am Mäander wird geradezu geredet von einer „διανομὴ γυμνασιαρχική“. Bull. XII (1888) S. 207 Z. 24.

Die Gymnaſiarchie gehörte auch in Aphrodiſias zu den liturgiſchen Leiſtungen. Die erſten Familien der Stadt, die „πρωτεύοντες τῆς πόλεως“ ſuchten eine Ehre darin, recht oft die Gymnaſiarchie zu leiſten. Dies bezeugt eine Dankſagungsurkunde für einen verdienten Aphrodiſienſer (meine Analecta S. 47).[64]) Hatte gar eine Familie von Urväter Zeiten an glänzende Gymnaſiarchieen geleiſtet, ſo prangte ſie zum Lohn für die oft bewieſene Opferwilligkeit in den Inſchriften als „γένος γυμνασιαρχικόν“. Die Gymnaſiarchie führten aber nicht nur erwachſene Männer und Frauen, auch Kinder wurden Gymnaſiarchen, wenn aus ihrem Vermögen die Koſten des Ehrenamtes beſtritten wurden. Von einem Aphrodiſienſer wird gerühmt „ἀπὸ πρώτης ἡλικίας γυμνασιαρχήσαντα πολυτελῶς“. Dies ſteht gar nicht vereinzelt da, auch andere koſtſpielige Ämter und Liturgien übernahmen hier und an anderen Orten Kinder. So kennen wir z. B. einen Aphrodiſienſer „γενόμενον ἱερέα Ἑρμοῦ ἀγοραίου παῖδα τὴν ἡλικίαν“ (C. J. Gr. 2770). In Erythrae haben wir „τὸν ἀπὸ παιδὸς ἡλικίας λιτουργόν“ (Le Bas-Waddington Nr. 57).

---

[61]) „ἐγυμνασιάρχησεν δὲ καὶ ἡ ἱέρεια ταῖς γυναιξὶν τό τε ἔλαιον καὶ μύρα τὰ τελειότατα τῶν ἀλειμμάτων . . . .“

[62]) „γυμνασιαρχήσαντες δὲ καὶ τῇ ἑορτῇ καὶ πανηγύρει τοῦ θεοῦ ἐπιρρύτῳ ἐλαίῳ ἀπὸ τῆς εἰκάδος μέχρι τῆς τριακάδος ἐν τοῖς δυσὶ βαλανείοις . . . .“

[63]) „ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος καὶ οἱ κατοικοῦντες Ῥωμαῖοι ἐτείμησαν . . . . . γυμνασιαρχοῦντα δὲ ἀγοραίας ἐκ τῶν ἰδίων τῇ γλυκυτάτῃ πατρίδι δίχα τοῦ πόρου τοῦ ἐκ τοῦ δημοσίου διδομένου, τὴν ἀνάστασιν ποιησαμένων ἐκ τῶν ἰδίων τῶν ἐν τῇ Σκυτικῇ Πλατείᾳ τεχνειτῶν.“

[64]) „ἄνδρα ἀπὸ πατρὸς καὶ προγόνων ἐνδόξων, γένους πρώτου καὶ πολλὰς γυμνασιαρχίας . . . πεποιηκότος“ oder in einer anderen Wendung „ἄνδρα γένους λαμπροῦ καὶ ἐνδόξου καὶ γεγονότος ἐν γυμνασιαρχίαις.“

Eine ganz beſondere Bewandtnis hat es mit der Bezeichnung γυμνασίαρχος δι' αἰῶνος.[65]) Es kam nämlich in Aphrodiſias wie auch an anderen Orten vor, daß einer der dortigen Reichen eine Stiftung für Gymnaſiarchie gründete, ein großes Kapital deponierte, deſſen Zinserträgnis für ewige Zeiten die Ausführung der Gymnaſiarchie ermöglichte. Gegen Ende des erſten Jahrhunderts n. Chr. hat ein gewiſſer Diogenes aus Aphrodiſias der Stadt dieſe milde Stiftung gemacht; dieſem Wohlthäter zu Ehren nannte die Vaterſtadt eine ihrer „Turnanſtalten" Διογενιανόν γυμνάσιον.

Von großem Werte für die Kenntnis derartiger Stiftungen iſt eine umfangreiche Inſchrift aus Cibyra, deren Wortlaut in Peterſens und Luſchans Werk (1889) noch vervollſtändigt worden iſt.[66])

Bedeutende Gymnaſiarchen fanden eine Ehrengrabſtätte innerhalb der Räume des Gymnaſiums. In einer Stadt wie Aphrodiſias, die nach den Inſchriften mit den meiſten Städten der helleniſchen Welt wetteiferte die Leibesübungen in großartigſter Ausdehnung zu fördern, als ob es der Zweck der Gemeindeverfaſſung ſei, die Knaben zu Turnern, die Männer zu Schnellläufern, Boxern und Ringkünſtlern zu erziehen, gab es ſelbſtverſtändlich mehrere γυμνάσια.

Eines hatte, wie erwähnt, den Beinamen Diogenianum. Auch anderwärts begegnen wir dieſen Beinamen der Turnanſtalten; ich erinnere nur an das „γυμνάσιον Ὁμήρειον" in Chios (C. J. Gr. Nr. 2221). In Inſchriften Megaras wird „Das alte Gymnaſium" τὸ γυμνάσιον τὸ ἀρχαῖον genannt.

Was Ariſtoteles, Politic. ζ 8, S. 1322/23 im allgemeinen ſagt, das gilt auch für Aphrodiſias. „ἰδία δὲ ταῖς σχολαστικωτέραις καὶ μᾶλλον εὐημερούσαις πόλεσιν, ἔτι δὲ φροντιζούσαις εὐκοσμίας .... γυμνασιαρχία."

Schluß.

Indem ich die Ausführung dieſer Entwürfe einem größeren Zuſammenhange vorbehalte, ſei ſchließlich daran erinnert, daß ſchon

[65]) L. S. 58 ff.
[66]) L. S. 60/61.

dieſe wenigen Mitteilungen geeignet ſein dürften, zu einer richtigen Vorſtellung von der Wirkung der Herſtellung des Weltfriedens durch das Cäſarenregiment beizutragen.

Aſia zählte bereits 80 Jahre nach der Entſcheidung von Aktium wieder zu den reichſten und von friſcheſtem Leben erfüllten Ländern des Reiches und hat mit einer ſeltſamen Feſtigkeit dieſe beſtändige Kulturblüte bis in die ſpätere Kaiſerzeit bewahrt. Das urkundliche epigraphiſche Material, das noch lange nicht eingehend und allſeitig genug für die Darſtellung der Zuſtände in den Provinzen herangezogen wird, für die unſere litterariſchen Quellen faſt gar nichts bieten, liefert ſchon jetzt in ſeiner Zerſtreuung den Beweis, daß in den entfernteſten Ländern, in den entlegenſten Städten die Segnungen des Weltfriedens in vollem Maße genoſſen wurden. Hier in der Ferne wurde der Terrorismus mancher Despoten kaum geſpürt. In der kaiſerlichen Epoche herrſchte in Kleinaſien ſicherlich mehr denn jemals allgemeine Wohlfahrt und Zufriedenheit; die hoch entwickelten materiellen Kulturzuſtände ſelbſt in einer mittleren Stadt Kleinaſiens ſtreifen an modernſte großſtädtiſche Ziviliſation. In vielen Dingen des materiellen Komforts war man in Kleinaſien ſogar der raffinierten Gegenwart überlegen. In dem kleinen Aphrodiſias ſpiegeln ſich die Zuſtände der Reichshauptſtadt Rom, der Weltſtädte Alexandria und Smyrna. Und doch muß man ſagen: ſo laut auch die ſtummen Zeugen einer untergegangenen Welt verkünden, daß ſich Hoch und Niedrig glücklich fühlte, daß es für ſie eine Luſt war, unter dem durch Tacitus in Verruf gekommenen Kaiſerregiment zu leben, ſo war doch der ſoziale Körper ſchwer krank.

Reich und Arm, beide waren verwöhnt. Die erſten Finanzkräfte der Gemeinden wurden durch die Liturgien, Naturallieferungen, in unerhörtem Maße zu den Staatslaſten herangezogen. — Die Art, wie ſich die Kleinaſiaten der Fürſorge für die niedere Bevölkerung entledigten, wie dieſe die uralte ſoziale Frage löſten, trug den Stempel des Almoſengebens, nicht den des Arbeitgebens. Der Bettel wurde im Großen betrieben. Der andere Schmarotzer am ſozialen Körper war der ungemeſſene lokale Ehrgeiz der großen wohlſtehenden Familien aus den einzelnen Gemeinden, die Gene-

rationen hindurch mit vollen Händen ſtifteten und ſpendeten, um das Anſehen der Altvordern nicht zu vermindern. Der Ahnenkultus ſtand in Blüte. Die Maſſe wurde gehätſchelt, die Gnade wurde gar bald als Recht angeſehen, der Reiche ſchien nur zu leben, dem Minderbemittelten ſtets ſeine Lieblingsvergnügungen zu gewähren; der Nabob erntete dafür die nichtsſagenden Huldigungen der vor ihrem Gönner kriechenden Schmarotzermaſſe, beide fühlten ſich glücklich, Patron und Klienten. —

Seitdem die kleinaſiatiſche Levante unter dem Wahrzeichen des türkiſchen Halbmondes ſteht, iſt nur ein trauriger Rückgang zu verzeichnen. Heute ſieht man nur noch Ruinen und ſpärliche Reſte einſtiger Kultur. Es iſt eine umſtändliche Arbeit aus der rieſigen Anhäufung von Schutt und Trümmern Bild auf Bild zu entrollen, Stadt für Stadt aus tauſendjährigem Moder wieder ans Tageslicht emporzuziehen. Eine Kulturgeſchichte Kleinaſiens in der römiſchen Kaiſerzeit wird aber erſt dann gelingen, wenn die angedeutete Moſaikarbeit geliefert, wenn ein Stück Kulturgeſchichte nach dem anderen dem epigraphiſchen Material abgewonnen ſein wird, wenn man ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen wird, zuſammengehöriges, aber durch Ort und Zeit der Veröffentlichung weit getrenntes Quellenmaterial erſten Ranges zu vereinigen. Nicht diejenigen Inſchriften, in denen Haupt- und Staatsaktionen erwähnt werden, verdienen, wie G. Hirſchfeld jüngſt im „Philologus“ ausführte, alleinige Beachtung der Philologen. Wer ſich mit den Inſchriften im Sinne Boeckhs beſchäftigt, meint er, wird auch bei den geringſten und verachtetſten, wenn er ſie nur mit Geduld aneinanderzufügen weiß, finden, daß in ihnen das Leben des Tages wieder zu pulſieren beginnt, der ſie entſtehen ließ. Die Worte, die J. Franz in ſeinem auch heute noch brauchbaren Werke: Elementa epigraphices Graecae (1840), an einer Stelle der Praefatio braucht, wird ſich dann mancher zu eigen machen:

„Mihi quidem res epigraphicae gratae semper iucundaeque fuerunt, quod nescio quo pacto propinquiores mihi veteres Graeci videbantur, quotienscunque ad marmora eorum accesseram.“

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieſer Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1891 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. phil. F. Spenz, Realſchullehrer, hier.

In den Sitzungen am 4. Februar und am 30. März ſprach Herr Dr. O. Winneberger über

„Schillers Stellung zum klaſſiſchen Trauerſpiel der Franzoſen, ſpeziell ſeine Überſetzung der Phädra von Racine."

Eine Frage von allgemeinerem Intereſſe ſchwebte mir vor, als ich mich zur Behandlung meines Themas mit all ſeinen Einzelbetrachtungen, dem dabei unerläßlichen Philologendetail, entſchloß: Was hat man von einer muſtergiltigen Überſetzung eines klaſſiſchen Litteraturwerkes zu verlangen? Darüber, dachte ich, ſollte doch jeder Gebildete oder wenigſtens jeder Philologe ein gewiſſes Urteil haben, und in dieſem Sinne ſchien mir ein Beitrag zur Kritik unſerer Überſetzungslitteratur eine dankenswerte Aufgabe. Nicht Schiller ſelbſt zu kritiſieren galt es mir: das mag anderen überlaſſen bleiben, welche ſich berufen fühlen, insbeſondere ſeinen theoretiſchen Bethätigungen auf dem einſchlägigen Gebiete entgegenzutreten; mir war es vielmehr darum zu thun, mit meinen Zuhörern einen Einblick in Schillers Arbeit zu gewinnen, um ſchließlich zu ſehen, wie ſich der Dichter, und zwar vornehmlich der am Ende ſeines Lebens ſtehende, gereifte Schiller in der Praxis zu jener allgemein intereſſanten Frage ſtellt. Aufſätze, Briefwechſel, hauptſächlich aber die eigene Überſetzung der Phädra von Racine boten reichen Stoff zur Belehrung dar. Ich ließ mich durch den Gedanken leiten, von Schiller könnten wir noch alle lernen, und wollte daher namentlich klar legen, was er mit ſeiner Übertragung des franzöſiſchen Trauerſpiels geleiſtet hat, wie er dazu kam, was er ſich dabei vornahm und wie es ihm gelang.

An der Hand des Schilleriſchen Briefwechſels ſehen wir, wie die Anſichten und die Worte des Dichters nicht immer in vollem Ein-

klange ſtehen mit ſeinen Werken. In einem Briefe vom 27. Januar 1803 z. B. ſchreibt er an Goethe, nachdem er dem Freunde von der nur allmählich ihrer Vollendung nahenden Arbeit an ſeiner „Braut von Meſſina“ geſprochen: „Sonſt haben mich die neueſten franzöſiſchen Theatralia aus der Bibliothek beſchäftigt, die der Herzog wollte, daß ich ſie leſen ſollte. Noch habe ich nichts darunter gefunden, das mich erfreut hätte, oder das ſich nur irgend zu einem Gebrauch qualifizierte.“ Kaum zwei Monate ſpäter hatte er ſchon zwei franzöſiſche Luſtſpiele des Picard ins Deutſche übertragen. Viel ſtärker ſprach er ſich ſpeziell gegen das „Trauerſpiel der ehemaligen Franzoſen“ aus, dem er vollſtändigen Mangel an Natur zum Vorwurf macht. Schon im Jahre 1793 hatte er ziemlich im Anfang ſeiner kleinen Schrift „Über das Pathetiſche“ die alte tragiſche Kunſt der Franzoſen verurteilt und u. a. geſagt, daß wir in ihren Tragödien „höchſt ſelten oder nie die leidende Natur zu Geſicht bekommen, ſondern meiſtens nur den kalten deklamatoriſchen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten ſehen. Der froſtige Ton der Deklamation erſtickt alle wahre Natur“ u. ſ. w. Anläßlich der Goethiſchen Bearbeitung von Voltaires „Mahomet“ hatte er ſich ferner im Oktober 1799 geäußert, dieſes Stück „habe weit weniger von der franzöſiſchen Manier, als die übrigen, deren er ſich erinnere.“ — „Ich würde Bedenken tragen“, heißt es weiter, „ähnliche Verſuche mit anderen franzöſiſchen Stücken vorzunehmen, denn es giebt ſchwerlich noch ein zweites, das dazu tüchtig iſt (!). Wenn man in der Überſetzung die Manier zerſtört, ſo bleibt zu wenig poetiſch Menſchliches übrig, und behält man die Manier bei und ſucht die Vorzüge derſelben auch in der Überſetzung geltend zu machen, ſo wird man das Publikum verſcheuchen. Die Eigenſchaft des Alexandriners, ſich in zwei gleiche Hälften zu trennen und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, beſtimmen nicht bloß die ganze Sprache, ſie beſtimmen auch den ganzen innern Geiſt dieſer Stücke. Die Charaktere, die Geſinnungen, das Betragen der Perſonen, alles ſtellt ſich dadurch unter die Regel des Gegenſatzes, und wie die Geige des Muſikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, ſo auch die zweiſchenklige Natur des Alexandriners die

Bewegungen des Gemüts und die Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form, wie in das Bett des Prokrustes, gezwängt. Da nun in der Übersetzung mit Aufhebung des alexandrinischen Reims die ganze Basis weggenommen wird, worauf diese Stücke erbaut wurden, so können nur Trümmer übrig bleiben. Man begreift die Wirkung nicht mehr, da die Ursache weggefallen ist. Ich fürchte also, wir werden in dieser Quelle wenig Neues für unsere deutsche Bühne schöpfen können, wenn es nicht etwa die bloßen Stoffe sind." Zwischen den Abfassungszeiten der beiden angeführten Stellen, in welchen einerseits die Manier in der Kunst, andererseits der Vers der Franzosen, der Alexandriner mit seinem Reim, arg mitgenommen wurde, hatte Schiller einmal Gelegenheit, sich mehr im einzelnen über den einen oder anderen französischen Trauerspieldichter auszusprechen. Als er sich nämlich in den ersten Monaten des Jahres 1799 anschickte, seine „Maria Stuart" niederzuschreiben, las er, um sich vorzubereiten und Anderer dramatische Manier kennen zu lernen, mehrere Werke von Corneille und Racine, auch schon einige Stücke von Voltaire. Er fand nicht was er suchte, auch hier fiel sein Urteil meist ungünstig aus. Namentlich über die „enorme Fehlerhaftigkeit" der Schriften Corneilles konnte sich der Dichter nicht genug wundern. Ohne allen Vergleich dem Vortrefflichen viel näher wurde Racine gefunden, obwohl er alle Unarten der französischen Manier an sich trage und im ganzen etwas schwach sei. Jedenfalls hatte er mehr als jeder andere der französischen Dramatiker auf den deutschen Dichter Eindruck gemacht, und wir haben keinen Grund, diesem Umstand allen Zusammenhang mit der Thatsache abzusprechen, daß Schiller sich später gerade mit Racines Werken von neuem beschäftigte, und zwar diesmal nicht, ohne daß unserer Litteratur ein erfreuliches Ergebnis daraus erwachsen wäre.

Also trotz seiner offenbaren Abneigung gegen die französischen Bühnenwerke und trotz aller seiner tadelnden Bemerkungen über sie brachte Schiller ungefähr zwei Jahre nach den beiden Lustspielen auch ein Trauerspiel der älteren Franzosen, die Phädra von Racine, in einer Übersetzung auf die deutsche Bühne. Das

Stück wurde zuerſt in Weimar geſpielt zum Geburtstage der Herzogin am 30. Januar 1805. Es iſt das letzte vollendete, welches der Dichter verfaßt hat; nur noch wenige Monate hatte er nach deſſen Aufführung zu leben. Der ganze Winter ſchon, in dem er es ſchrieb, war ſo ſchlimm wie kein früherer, noch nie hatte Schiller ſo viel zu leiden gehabt, als in dieſem, und „an eine glückliche freie Thätigkeit", ſchreibt er an Körner, „war bei ſolchen Umſtänden gar nicht zu denken". So kam er auf den Gedanken, um nicht ganz müßig zu ſein, ſich mit einer weniger eigene Erfindungs- und Schöpferkraft erfordernden Arbeit zu beſchäftigen, ſich mit einer Überſetzung „über die harte Periode hinüber zu helfen".

Und wiederum an einer anderen Stelle finden wir die für die Phädra Schillers ebenſo bezeichnenden wie kurzen Worte: „Ich habe das Stück in den gewöhnlichen reimloſen Jamben überſetzt und mit gewiſſenhafter Treue, ohne mir eine Abänderung zu erlauben." Wem ſollte der Gegenſatz nicht auffallen, in welchen ſich ſo der Dichter ganz kurzerhand, als wäre ſein Thun etwas ſelbſtverſtändliches, zu ſeiner oben angeführten Theorie ſtellt, den breiten Erörterungen über die zweiſchenklige Natur des für den ganzen Geiſt des franzöſiſchen klaſſiſchen Dramas ſo bezeichnenden und deshalb für eine Wiederdichtung ganz unentbehrlichen Alexandriners — Erörterungen, die Schiller auch thatſächlich nachher in der Praxis ganz unbeachtet ließ!

Der fünffüßige Jambus, dem Leſſings „Nathan" den Weg bahnte, hatte ſich mittlerweile auf der deutſchen Bühne ſo eingebürgert, daß ihn Schiller, ohne jetzt noch ein Wort darüber zu verlieren, auch bei ſeiner Deutſchdichtung der „Phädra" verwandte. Mit dieſer ſchlichten Thatſache haben wir einfach zu rechnen und nicht weiter auf die Frage einzugehen, ob Schiller dem Alexandriner der Franzoſen Unrecht gethan habe oder nicht. Sei dem wie da wolle, ſei ferner auch der Alexandriner ein jambiſcher Vers, ein Vers mit jambiſchem Rhythmus oder was immer — einig ſind die Metriker jedenfalls nicht darüber —, das ſind Dinge, die uns gar nicht zu beſchäftigen haben: wir können getroſt, um es kurz zu machen, Andersdenkenden in dieſer Beziehung einräumen, was ſie verlangen; iſt doch das Verdienſt Schillers, falls er den Alexan-

driner nicht verstanden und ihm Unrecht gethan hat, nur um so größer, je glücklicher er bei seiner Umdichtung in den jambischen Fünffüßler gewesen ist.

Daß Schiller sachlich nichts änderte, geht schon aus der oben angeführten kurzen Stelle eines Briefes an Körner hervor, wo die Worte „mit gewissenhafter Treue ohne eine Abänderung" nicht sowohl pleonastisch gebraucht zu sein scheinen, als einerseits mit Bezug auf die Sprache und den ganzen Ausdruck im Stücke, andererseits mehr in Rücksicht auf die Motive, die Sache. Auch braucht man sich, um von der Genauigkeit der Übertragung den richtigen Begriff zu bekommen, nur einmal die noch von dem Dichter selbst besorgte Ausgabe seiner „Phädra" in Sedezformat etwas genauer anzusehen, in welcher französischer und deutscher Text so nebeneinander abgedruckt werden konnten, daß, wenn auch nicht Vers für Vers, so doch durchweg Seite für Seite des Inhaltes genau gleichmäßig fortschreitet. Von sachlichen Änderungen war dementsprechend auch wirklich nicht eine einzige zu verzeichnen. Es blieb daher nur Vers und Sprache zu behandeln. Und so zeigten wir, wie in dem Verse der „Phädra" eine durch die Sprache unterstützte, glückliche Weiterbildung des Lessingischen Verses im „Nathan" zu erblicken ist. Dies wurde in dem ersten meiner Vorträge zunächst an Zäsur und Enjambement dargelegt.

Eine willkommene Vorarbeit war mir hier und für alle folgenden Einzelbesprechungen, wenn ich auch nicht mit allem einverstanden sein konnte, Zarnckes Abhandlung „Über den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe", Festschrift der Universität Leipzig zur hundertjährigen Wiederkehr der Immatrikulaltion Goethes am 19. Oktober 1765. Auch das Schriftchen meines Studiengenossen August Sauer „Über den fünffüßigen Jambus vor Lessings „Nathan", Wien 1878, habe ich mit Freuden benutzt:

Ich muß es mir nun versagen, meine Untersuchungen im einzelnen hier niederzulegen. Nur ihr Gang und die Ergebnisse mögen im Folgenden zur Sprache gebracht werden.

Für die Entwickelung des jambischen Fünffüßlers seit seiner ersten Verwendung im Drama bis auf seine endgiltige Einführung

durch Leſſing, Goethe und Schiller, ſowie auch für die nicht immer gleiche Behandlung, die vielmehr in manchem recht verſchiedene Geſtaltung, welche er in den einzelnen Dramen Schillers erfahren hat, kann ich im großen und ganzen auf die genannten zwei Schriften verweiſen. Einiges muß aber daraus hervorgehoben werden. Schon in Gottſcheds „Kritiſcher Dichtkunſt“ vom Jahre 1730 heißt es (S. 315): „Tragödien und Komödien können und ſollen von rechtswegen in einer leichten Art von Verſen geſchrieben ſein, damit ſie von der gemeinen Sprache nicht merklich unterſchieden und doch einigermaßen zierlicher als der tägliche Umgang der Leute ſein mögen.“ Es folgt dann ein Lob der Engländer mit ihren ungereimten Verſen gegenüber den Franzoſen, die da „lauter reimende Helden aufs Theatrum ſtellen“. Neben dem ungereimten Alexandriner war auch der fünffüßige Jambus Gottſched ſchon geläufig. Ausdrücklich mit Bezug auf dieſen eifert aber der ſtrenge Theoretiker und Geſchmackskritiker noch gegen den freien Gebrauch von Zäſur und Enjambement. Darin zeigt ſich bald ſchon Bodmer weniger pedantiſch. An ihn richtet am 29. April 1747 Gleim die Worte: „Die freie Versart kommt der natürlichen Sprache näher; ſie leidet längere Worte, ſie läuft in eins fort und iſt nicht ſo monotoniſch. Ich geſtehe, daß ich im Stande ſein möchte, zur Aufnahme dieſes Silbenmaßes und der damit verknüpften freieren Art zu denken, etwas beizutragen.“ Dieſe Gedanken Gleims erinnern einerſeits wieder an Gottſched, ſo das Annähern an die natürliche Sprache, andererſeits weiſen ſie aber auch ſchon auf die volle Freiheit hin, gegen die Gottſched noch kämpfte, und mit welcher erſt Leſſing den Vers behandelte und ſo thatſächlich zu einer anderen natürlichen, nämlich nur zu einer rhythmiſchen natürlichen Sprache machte. Auf was ſonſt bezieht ſich der Ausdruck Gleims „ſie — die Versart — läuft in eins fort“? Auch ſeine Anſicht, daß ſich mit der Aufnahme des freien Silbenmaßes eine freiere Art zu denken verknüpfe, finden wir in herrlicher Weiſe bewahrheitet, wenn wir ſie in Beziehung ſetzen zu der jambiſchen Dichtung Leſſings: er, der freieſte Denker, bedient ſich im „Nathan“, dieſem Erzeugnis freieſter Denkungsart, des freieſten Versmaßes, einer, man möchte ſagen, zweiten, höheren

*

natürlichen Sprache, an die er eben nur die Anforderung des freien, duldsamen Poeten stellt, daß sie das eine Poetische, den Rhythmus, habe.

So finden wir in dem Bedeutenden doch auch schon bei Lessing, was nach ihm Schiller ausdrücklich verlangt: „Alles, Charaktere, Situationen u. s. f., soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowohl zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er alles unter seinem Gesetze begreift.“ Zur alltäglichen natürlichen Sprache soll sich der Dichter nicht herablassen. Zu dieser, für seine bedeutendsten Dramen entscheidenden Erkenntnis kam Schiller, und er verständigte sich darüber mit Goethe, als er sich zur poetischen Fassung des „Wallenstein“ entschloß. Er schrieb also im fünffüßigen Jambus. Sein Vers geht aber unverkennbar auf den Lessings zurück. Namentlich *ein* bezeichnendes Merkmal ist beiden gemeinsam. Schiller scheint freilich in seiner dramatischen Fortbildung mehr und mehr bemüht, es zu unterdrücken. Aber endlich gerade in seinem letzten Werke, der „Phädra“, wird es wieder ziemlich bemerkbar.

Von der Reimlosigkeit brauchen wir nicht mehr zu sprechen; über sie war man schon seit Gottsched einig. Man schritt von dem ungereimten Alexandriner fort zu dem ungereimten Fünffüßler. Und mit dieser Kürzung, durch die es immer mehr unmöglich wurde, den einzelnen Gedanken auch in einen Vers für sich zu fassen, ging eine, man möchte sagen, den Reim verdrängende, natürlichere Versverbindung Hand in Hand: das Enjambement, das Übergreifen des Sinnes von einem Vers in den andern. Mit dieser Freiheit nicht außer Zusammenhang steht die andere von Gottsched bekämpfte, die Unregelmäßigkeit der Zäsur. Diez sagt einmal, daß die Geschichte des Fünffüßlers in der Geschichte seiner Zäsur bestehe. Dies sieht Zarncke durch die von ihm gewonnene Ansicht über Lessings Vers bestätigt. „Dieser repräsentiert die extremste Richtung seiner (d. h. des Fünffüßlers) Entwickelung, die zur Zäsurlosigkeit und zum Ersatze der Zäsur durch ein anderes Mittel, den Antagonismus von Rhythmus und Sinn, von Vers und Satz.“ Dieser Widerstreit ist vielleicht noch bezeichnender für Lessing als die Zäsurlosigkeit, und er ist eben nichts anderes als

die gleichfalls bis zum Extrem gesteigerte Freiheit des Enjambements, eine Art von weitergebildetem Enjambement, durch welches Lessing gar den Rhythmus zu brechen bemüht ist, also ein weiteres Mittel zur um so größeren Angleichung der Sprache des Dichters an die Sprache des Lebens. „Für Lessings kühnes, jugendfrisch vorwärts dringendes Empfinden so kurz vor seinem Ende", heißt es bei Zarncke, „werden diese Verse, in denen alles, fast unruhig, vorwärts strebt, ewig ein glänzendes Zeugnis bleiben. — Er hat ihnen eine spezifisch dramatische Gestalt zu geben verstanden, denn weder in der Lyrik, noch in der Epik ist eine Behandlung derselben, wie im „Nathan", denkbar".

An diesen Vers Lessings schließt sich Schiller an. Seit dem „Wallenstein" hat er kein Bühnenstück, wenigstens kein ernstes, auch überhaupt kein Originaldrama mehr in Prosa geschrieben, und es ist bezeichnend, daß er gerade in seinem letzten Werke, einer Übersetzung aus dem Französischen, sogar den pathetischen Alexandriner durch den Fünffüßler ersetzt, und noch mehr, daß in dieser Umdichtung sein Vers wieder in höherem Grade, als in den vorhergehenden eigenen Dramen Schillers, an dessen Vorbild erinnert, den vermöge der höchst eigenartigen Behandlung von Zäsur und Enjambement kühn, ja hastig vorwärts stürmenden Vers Lessings.

In den 155 Versen der ersten Szene der „Phädra" z. B., die ungefähr den zwölften Teil des ganzen Stückes ausmachen, sind im ganzen nur 37 Beispiele der gewöhnlichen Zäsur zu verzeichnen. Ich will das Rechenexempel, wie man mitunter solche Zahlenangaben zu nennen beliebt, nicht weiter ausführen. Wenn man weiß, daß unter 155 Versen nur 37 die regelrechte Zäsur haben, was vielleicht nicht einmal von diesen wenigen unanfechtbar feststeht, und daß alle übrigen nun nicht etwa eine bestimmte andere Diärese aufweisen, sondern, wenn überhaupt eine, bald diese bald jene, so kann man schon hinreichend überblicken, wie frei Schiller mit der Zäsur des Verses schaltet, so wie er sich denn überhaupt in ihrer Verwendung durch alle seine Dramen hindurch die volle Freiheit wahrt. Einigermaßen anders verhält es sich in dieser Beziehung mit der Behandlung des Enjambements. In ihr kann eine deutlich wahrnehmbare Entwickelung von der Freiheit

zur Strenge und somit von der geringeren zur größeren Einhaltung des Rhythmus nicht geleugnet werden: im ersten jambischen Drama von Schiller, im „Don Carlos", noch vollkommener Anschluß an Lessings „Nathan"! „Kaum dürfte sich eine hier vorkommende Kühnheit finden", sagt Zarncke, „die nicht auch Schiller sich gestattet hätte." Im „Tell", Schillers letztem eigenen Drama, nur noch sparsame Anklänge an die frühere, so unverkennbare Anlehnung an Lessing, jenes Vorwärtsdrängen von einem Vers in den andern, jenen Widerstreit zwischen Satz und Vers! Um so bezeichnender ist es aber für uns, wenn bald nach Abfassung dieses Stückes, in der „Phädra", dieser letzten aller dramatischen Dichtungen Schillers, also ganz am Ende seiner Dichterlaufbahn, jener mehr erwähnte Antagonismus von neuem stärker hervortritt. Und so zähle ich in den 155 Versen der ersten Szene zunächst 25 Fälle von Enjambement, welche Schiller mehr oder weniger mit Racine gemeinsam hat. Allein hat deren Racine nur noch 5, Schiller dagegen 23. Daß der Grad der Stärke dieser 48 Belegstellen nicht überall der gleiche ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Zarncke unterscheidet zehn solcher verschiedener Grade der Verschmelzung zweier oder mehrerer Verse. Wie groß in der That der Unterschied zwischen Enjambement und Enjambement sein kann, ergiebt sich leicht aus folgender kurzen Stelle, welche sich ganz im Anfange der „Phädra" findet (V. 9—16):

„Dich zu beruhigen, durchkreuzt' ich schon
Die beiden Meere, die der Isthmus trennt,
Nach Theseus fragt' ich an den Ufern, wo
Der Acheron im Totenreiche schwindet,
Elis hab' ich durchsucht, den Tenarus
Ließ ich im Rücken, ja ans Meer sogar
Bin ich gedrungen, welchem Ikarus
Den Namen gab — was hoffst Du ferner noch?"

Schon die erste Szene genügt, um es über allen Zweifel zu erheben, daß das Enjambement des „Nathan" und der „Phädra", was seine verschiedenen Arten betrifft, ziemlich das gleiche ist. Aber auch die Betrachtung des übrigen Stückes stützt durchaus hinreichend die Behauptung, daß Schiller sich allerdings auch in der Handhabung des Enjambements die volle Freiheit gewahrt, es

ſich in ſeiner Bearbeitung der Raciniſchen Tragödie im ganzen vielleicht auch noch freier und in ausgedehnterem Maße geſtattet hat, als in den letzten Originaldramen. Freilich iſt er ſich andererſeits dabei doch des deutlich durch ſeine Werke zu verfolgenden Strebens bewußt geblieben, jenem Antagonismus zwiſchen Vers und Satz zu ſteuern und der rhythmiſchen Selbſtändigkeit der einzelnen Zeile ihre Geltung zu verſchaffen, und namentlich iſt er dieſem Streben durchweg gleichmäßig gerecht geworden und hat ſich nicht etwa an Stellen der Leidenſchaft mit fortreißen und in ſeiner Dichtungsweiſe der Leſſingiſchen Ungebundenheit wieder mehr als ſonſt näher bringen laſſen. Der gereifte Schiller hat eben Form wie Stoff ziemlich vollkommen in ſeiner Gewalt. Er ſchaltet und waltet damit ſo, wie es ihm angemeſſen ſcheint. Sein Enjambement wird nie ſtörend auf uns wirken. Da wo Leidenſchaft herrſcht, werden wir es gut heißen, ſo oft und wie es auch angebracht iſt; wenn es fehlt, ſo fehlt es nicht merklich, wir werden es nicht vermiſſen.

An dem einen der beiden Charakteriſtika ſelbſt, vermöge deren wir den Zuſammenhang des Schilleriſchen Verſes mit dem Leſſingiſchen nachzuweiſen vermochten, hatten wir alſo zugleich auch ſchon eine eigene Bethätigung Schillers feſtzuſtellen: das Weſen des Enjambements ließ er unverändert, aber er hielt mehr und mehr Maß in ſeiner Verwendung. Noch eine andere Weiterbildung hat indeſſen der Vers unſeres Dichters durchgemacht, in welcher die Freiheiten nicht beſchränkt, ſondern vielmehr erweitert wurden: „Rhythmiſch geſammelter und korrekter“ nennt Zarncke a. a. O. S. 70 die Behandlung der Jamben im „Wallenſtein“, aber „metriſch kühner und freier (man beachte die Anapäſte ꝛc.)“. Dieſer ſcheinbar divergierenden Entwickelung wird dann „eine tiefere Bedeutung“ zugeſchrieben: „Es ſind die Forderungen des dramatiſchen Verſes, die wir in beiden Richtungen zur Anerkennung gebracht ſehen, und ſie bekunden auch ihrerſeits, wie Schillers Genie ſo ganz beſonders fürs Drama angelegt war.“

Dieſem beifälligen Urteil konnten wir auch auf Grund unſerer Betrachtung des metriſchen Baues der „Phädra“ mit Freuden zuſtimmen. Nacheinander hatten wir in dieſer Hinſicht Hiatus,

Eliſion, Synkope, Ein- und Anſchub von Silben, Anapäſte und Trochäen anſtatt der Jamben, ſchwebende Betonung, zu lange oder zu kurze Verſe, Brechung der Verſe, zufälligen Reim, männliche und weibliche Versausgänge der Schilleriſchen Überſetzung zu beſprechen. Nicht gleich viel war von dieſen verſchiedenen Punkten zu ſagen. Mehr oder weniger griff ihre Behandlung ſchon in das Kapitel über die Sprache ein, und je nach ihrer Bedeutung in dieſer Richtung wurde länger oder kürzer dabei verweilt.

Gegen Zarncke erkannte ich nach M. Haupt (Zum Engelhard S. 236) und W. Scherer (Commentationes Phil. in Honorem Th. Mommseni, Berlin 1877, S. 213—226) als eigentliche Hiatusfälle nur ſolche an, wo ein auslautendes unbetontes oder ſchwaches e auf einen Vokal im Anlaut ſtößt. Nur auf ſie findet ja auch das Anwendung, was in eigenartiger Weiſe z. B. ausgedrückt iſt in Samuel Schelwigs aus Schleſien, des Thorniſchen Gymnaſial-Profeſſors und Conrectors „Entwurff der lehrmäßigen Anweiſung zur Teutſchen Dicht-Kunſt“ (Wittenberg 1671) S. 17: „Es muß das E niemals ohne Kunſturſache ſtehen bleiben, ohne eine Kunſturſache, als wenn man dadurch einen Riß oder ein Trauerſchlucken abbilden wollte. Z. B.:

Es ſperrten ſich die Grüfte auff.
Ich lebe; Ach! Ich lebe kaum.

Alwo man ſich der Freiheit wiſſentlich gebraucht.“ Die Belege für Trauerſchlucken oder dergleichen ſind nun in der „Phädra“ nicht gerade zahlreich, um ſo häufiger aber die Stellen, an welchen die andere Urſache des Hiatus vorliegt. Es braucht ja nicht immer gerade ein wirklicher Riß abgebildet zu werden; viel häufiger anwendbar und nicht weniger bezeichnend dürfte der Hiatus ſein, um das Jähe, Grauſige des Gedankens ſprachlich zum Ausdruck zu bringen. Ich möchte nun zwar nicht an der Klippe der Hyperkritik ſcheitern und für jeden der 90 Hiatusfälle dem Dichter eine Abſicht unterſchieben, davon bin ich weit entfernt, aber ein gut Teil läßt ſich doch gewiß wenigſtens dem glücklichen Walten des Schilleriſchen Dichtergenius auf Rechnung ſetzen. Eine Anzahl hat der Dichter ſogar offenbar wiſſentlich und willentlich ſtehen laſſen. Goethe hatte nämlich dem Freunde, auffallender Weiſe bei deſſen

letzten Stücke zum erstenmale, einige Bemerkungen über die Freiheiten des Hiatus zugehen lassen. Das wäre sicherlich nicht geschehen, wenn sich Schiller ihrer anfangs nicht mehr erlaubt hätte, als schließlich stehen blieben. Gegen die 31 Beispiele des Hiatus von Vers zu Vers, welche vorkommen, hatte Goethe, nach seinem eigenen Brauch zu schließen, schwerlich etwas einzuwenden. So blieben also nur noch 59 Fälle von Hiatus im Inneren des Verses übrig, gewiß wenig genug in 1800 Versen und kein Anlaß, dagegen zu schreiben! So kommen wir zu dem Schluß, daß ursprünglich mehr in dem Stücke waren, ein Teil auf Goethes Zuschrift hin von Schiller beseitigt, der Rest aber absichtlich stehen gelassen wurde. Denn wer wollte behaupten, daß der Dichter, hätte er es für gut gefunden, nicht auch diese noch hätte entfernen können?

Das gewöhnliche Mittel zur Wegschaffung des Hiatus, die Elision, wird hier verschmäht. Es ist überhaupt in der „Phädra" nur ein geringer und wenig charakteristischer Gebrauch davon gemacht. Durchweg findet sich die Kürzung am Ende des ersten Wortes, wo das auslautende schwache „e" vor vokalischem Anlaut unterdrückt wird, und von den 29 Fällen, die ich mir verzeichnet habe, kann man schwerlich mehr sagen, als daß die Elision des Verses wegen eintrat.

Weit bezeichnender und deshalb bemerkenswerter erscheinen uns die Belege, welche sich in dem Stücke finden für Kürzung im Inneren des Wortes, für die, zunächst freilich dem Metrum dienliche Synkope. Es sind deren so viele, daß ich mir nicht die Mühe gemacht habe, sie alle zu zählen oder gar zu prüfen. Daraus geht schon hervor, daß es mir auch hier sehr ferne liegt, etwa für jeden einzelnen Fall eine Beschönigung beibringen zu wollen. Aber gar oft möchte ich allerdings einer Härte der Schillerischen Sprache, wenn anders diese Bezeichnung zutrifft, zu gunsten einer größeren Glätte, wie sie sich vielleicht im Original bei Racine findet, entschieden nicht entbehren. Da wird eben der Dichter nicht dem Metrum allein, sondern auch, wenngleich durch an und für sich sprachliche Härten, dem sprachlichen Ausdruck gerecht.

Wenn ich das Gegenteil der Synkope, den Einschub bezw. Anschub von Vokalen, die nichts Charakteristisches bieten, füglich

übergehe, so reiht sich hier die für die Diktion in der „Phädra“ wiederum recht glückliche Einmischung anderer Versfüße in den fünffüßigen Jambus an. Die mir bekannten 56 Anapäste sind durchaus nicht gleichmäßig in der „Phädra“ verteilt: so enthalten z. B. die 155 Verse der ersten Szene nur einen einzigen Fall, während die Beispiele von da ab schon häufiger werden, so daß aus den vier übrigen Szenen des ersten Aktes noch 12 Fälle zu verzeichnen sind. Und auch hier ist die Verteilung wieder gar verschieden, da die Verse 160—266 nicht einen Anapäst aufweisen, in den darauffolgenden 100 Versen indessen, genau von Vers 266—366, nicht weniger als neun Beispiele vorkommen. Es ist dies aber die erregteste Stelle des ersten Aufzuges. Weiterer Belege bedarf es nicht: auch der leidenschaftlich bewegte Bericht des Theramen im fünften Akt hat seine Anapäste; kurz, wir zweifeln nicht, daß Schiller von der Lizenz, die er sich als Dichter erlauben konnte, in einer seinem Werke höchst ansprechenden Weise Gebrauch gemacht hat. Dasselbe gilt von der gelegentlichen Einmischung der Trochäen, deren Zahl, ganz dem Charakter des Stückes entsprechend, eine weit geringere ist. Dazu kommt die sog. schwebende Betonung, mit welcher Schiller gewiß auch gerechnet hat, und welche zwischen den verschiedenen Arten von Versfüßen — auch Spondeen fließen anstatt der Jamben zuweilen mit unter — vermitteln helfen muß.

Was noch sonst vom Vers der „Phädra“ zu sagen wäre, ist mehr nebensächlicher Natur: unter die 1800 jambischen Fünffüßler finden sich in ganz bedeutungsloser Weise ein Vierfüßler und wenige Sechsfüßler eingestreut. Die Brechung des Verses ferner, d. i. die beliebige Verteilung der fünf Füße einer Zeile auf zwei Redende, stimmt im wesentlichen mit dem Originale überein. Absichtliche Reimverbindung ist ausgeschlossen, ganz zufällig stellte sich einmal je ein Endreim und ein Binnenreim ein. Als ein, nicht speziell der „Phädra“ eigenes, Merkmal des Schillerischen Verses gegenüber seinem Vorbilde, dem Fünffüßler Lessings mit seinem stumpfen Ausgang, den Sauer a. a. O. gleichsam das Erkennungszeichen der Lessingischen Schule nennt, mag endlich die vollkommen ungebundene Abwechslung zwischen männlichem und weiblichem, stumpfem und klingendem Schluß genannt werden. Die

mehrerwähnten 155 Verse der ersten Szene der „Phädra“ enthalten z. B. 74 weibliche und 81 männliche Ausgänge. Dies kann als eine weitere Variierung am Versende willkommen geheißen werden. Viel wichtiger ist aber die im Inneren des Verses.

Überall in der „Phädra“ zeigt sich hier die immer neue Abwechslung im Schillerischen Versbau: Anapäste, Trochäen und schwebende Betonung bald hier bald dort variieren den lebendig vorwärts eilenden fünffüßigen Jambus.

So gewinnen im Zusammenhange meiner Darstellung einige Hoffnungen und Wünsche Herders einen trefflichen Klang, die er „mit seinem seltenen Anempfindungstalente“ schon im Jahre 1768 in der zweiten Auflage der Fragmente „Über die neuere deutsche Litteratur“ zum Ausdruck bringt. Ich verweise auf Zarncke a. a. O. S. 33—34, wo die betreffende Stelle ganz abgedruckt ist, und hebe hier nur einiges daraus hervor. Herder kommt auf jenes Silbenmaß (den fünffüßigen Jambus) zu sprechen, welches „man das englische, britische, Miltonsche zu nennen pflegt“ und fährt dann fort: „Ich höre aber in demselben die unserer Sprache eigentümliche Stärke so sehr, daß ich es in mancher Begeisterung das Deutsche zu nennen gewünscht habe.“ — „Dieser Vers, so leicht er scheinen möchte, fordert sehr viel von dem, der ihn schreibet und lieset, da hingegen der Alexandrinische Vers — weit leichter fällt zu machen und zu sagen, zusammen und hervorzuzählen.“ — „Jener hat auch an innerem Gehalte, an Abwechslung und Deklamation so große Vorzüge, daß ich wünschte, er möchte in heroischen Trauerspielen, den unnatürlichen Alexandriner verdrängen“ u. s. w. Von den besten Versifikatoren im Alexandriner behauptet ferner Herder, daß sie „oft so sehr die Sprache der Leidenschaft, der Erzählung und der Unterredung verfehlen“, und bricht dann, von der guten Sache des Fünffüßlers begeistert, in die Worte des Unwillens aus: „Sollte es gar sein, daß diese Doppelgeschöpfe von verketteten Alexandrinern mit schuld wären an jener untheatralischen, undialogischen und monotonischen Sprache, die von beiden Seiten mit Lehrsprüchen, Sentenzen und Sentiments um sich wirft und manche Szenen unserer besten Dichter verdirbt — wollen wir denn nicht einmal dem Vorurteil entsagen, als sei diese Versart die

natürlichſte für unſere Sprache? Und wollen wir nicht lieber die vorgeſchlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechslung in ſich ſchließen, ſich mehreren Denk- und Schreibarten anſchmiegen und ein hohes Ziel der Deklamation werden können? Nur freilich werden ſich dieſelben, je mehr ſie ſich der Materie anſchmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Kadenzen erlauben, nicht ſich beſtändig in Jamben jagen, nicht in einerlei Zäſuren verfolgen, nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten" u. ſ. w. Beſonders wird noch darauf hingewieſen, wie bei dieſem Silbenmaße „die Materie alles belebt und beweget", wie das Silbenmaß ſelbſt „zu plappern und zu fragen, zuvorzukommen und hineinzufallen weiß, und wie es einer hohen Deklamation Töne und Ruhepunkte vorzählet"; und mit Recht kann dann Herder zum Schluß von einem ſolchen Silbenmaße ſagen: „Es wird unſerer Sprache zur Natur und zum Eigentum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigt." Herder hat ſich nicht etwa in überſchwänglicher Begeiſterung ein in der Wirklichkeit nicht mögliches Vorbild eines dramatiſchen Verſes ausgedacht. Seine Erwartungen ſind vielmehr in dem Grade verwirklicht worden, daß man eher glauben ſollte, er hätte den fünffüßigen Jambus, wie er ſpäter geworden iſt, ſchon vor ſich gehabt und an der mitgeteilten Stelle beſchrieben, als daß er nur Hoffnungen und Wünſche äußerte. Und im Grunde ſprach ja Herder auch ſchon von etwas Vorhandenem; hatte er doch an den Fünffüßlern von Kleiſt und Gleim ſchon ſo vieles zu rühmen. Was hat aber nachher noch Leſſing, was dann, ihm nachfolgend, Schiller aus dem Verſe gemacht! Ich brauche nicht mehr im einzelnen nachzuweiſen, wie die Ausführungen Herders ihre Anwendung finden auf den fünffüßigen Jambus bei Schiller, und ſpeziell in deſſen Umdichtung der Raciniſchen „Phädra", wo zumal jener auch von Herder betonte Gegenſatz zum Alexandriner ſo klar zu Tage tritt. Und dieſer iſt es gerade, welcher uns zumeiſt intereſſiert. Wir erinnern uns der oben vorgebrachten Polemik Schillers gegen den Alexandriner, wenn wir Herder über dieſen ſprechen hören; die Gedanken beider ſind nicht weſentlich verſchieden. Wenn uns dann zugleich jene Stelle aus dem Aufſatz „Über das Pathetiſche" wieder in den Sinn kommt, an welcher ſich Schiller

ſo ſtreng gegen den froſtigen Ton der Deklamation ausſpricht, wie er der franzöſiſchen Bühne eigen ſei, ſo müſſen wir jetzt doppelt darauf aufmerkſam ſein, wie Herder nicht müde wird, das hohe Ziel der Deklamation zu preiſen, zu welchem der fünffüßige Jambus werden könne. Liegt hier etwa eine Meinungsverſchiedenheit der beiden Männer vor? Keineswegs; bei den Franzoſen iſt eben die Deklamation nur das Machwerk des darſtellenden Künſtlers, welcher ſie aus dem einzigen Grunde nie unterlaſſen darf, weil nur durch ſie das Unnatürliche des Alexandriners einigermaßen erträglich wird. Dieſem muß Rechnung getragen werden, er iſt maßgebend. Daß dadurch alles wahre Pathos eingebüßt wurde, liegt auf der Hand. Gegen eine ſolche Deklamation verwahrt ſich Schiller gewiß mit Recht. Mit demſelben Rechte verlangt aber Herder die Deklamation des deutſchen Verſes. Eines ſolchen Verlangens bedurfte es jedoch hier gar nicht einmal. Die Deklamation war mit der tragiſchen Dichtung gegeben, und Sache des Künſtlers blieb es nur, die ganze volle Ladung wahren Leidens, die in Inhalt und Form des jedesmal darzuſtellenden Dramas enthalten war, im Sinne des Dichters in ſich aufzunehmen und zu reproduzieren. Die Materie ſelbſt belebt und bewegt hier alles, wie Herder ſagt, das Silbenmaß zählt einer hohen Deklamation Töne und Ruhepunkte vor. Und dazu kommt eventuell die wahre Affektſprache, das Leben in Erzählung und Dialog, alles notwendige Elemente der Tragödie, welchen der Alexandriner, nach Herder, „viel monotoniſchen und abgemeſſenen und zerſchnittenen Zwang auflegt“, ſodaß ſich ſchon deshalb ein „Leſſing und in affektvollen Stellen Weiſſe mit dieſem Silbenmaße nicht ſo recht vertragen können“. Die Anſicht Herders iſt die natürliche, daß nämlich Vers und Sprache Hand in Hand gehen müſſen; zu einem ruhigen, ewig in einem Tone fortlaufenden oder doch immer wieder den gleichen Zielen, Zäſur und Endreim, zueilenden Verſe wird eine leidenſchaftliche Sprache ſchlecht paſſen und umgekehrt.

Wie verhält es ſich nun aber mit der Sprache der Schilleriſchen „Phädra“? Manches darüber mußte ja eben wegen jener unausgeſetzten Wechſelbeziehung zwiſchen Vers und Sprache ſchon bei der Behandlung des Metrums gelegentlich mitunterfließen.

Noch bleibt aber im Zuſammenhang die Frage zu beantworten, ob die Veränderung, welche Schiller in der Sprache an ſeinem Originale vorgenommen hat, in Übereinſtimmung ſteht mit ſeiner Neugeſtaltung des Versmaßes, ob mit anderen Worten die Leidenſchaftlichkeit, welche der Dichter durch Einführung des fünffüßigen Jambus in das Stück hineingebracht hat, auch in der Sprache ſelbſtändig zum Ausdruck kommt. Haben wir es mit einer wahren Affektſprache zu thun, welche Erzählung und Dialog belebt, und wie ſtellt ſich in dieſer Hinſicht das Verhältnis zu Racine dar?

Kurz geſagt: der vortrefflichen Behandlung des Metrums kommt die Schilleriſche Übertragung der Sprache Racines vollkommen gleich. In den Vers hat unſer Dichter die bewegte Leidenſchaft hineingebracht, wie er ſie in der Tragödie erwartet, in ſeinen Worten finden wir den wahren Ausdruck der Sprache, welche das Pathos den leidenſchaftlich erregten Perſonen des Trauerſpiels eingiebt. Es läßt ſich durchaus nicht ſagen, daß dieſer Ausdruck der Sprache Racines vollſtändig abgeht, aber recht wohl kann man behaupten, daß er in ſeinem Stücke, ſchon wegen des Alexandriners, für unſeren Geſchmack bei weitem nicht hinreichend zur Geltung kommt. Und auch ganz abgeſehen von dem Vorteil, welchen ſchon das geeignetere Metrum zugleich der Sprache bringt, hat ſich Schiller doch auch um die Sprache ſelbſt manches eigene Verdienſt erworben. Zunächſt freilich iſt die gewiſſenhafte Treue anzuerkennen, welche er, trotz der Abänderung des Silbenmaßes, in ſeiner Umdichtung erzielt hat. Die Gedanken des Originals ſind wohl ausnahmslos treffend wiedergegeben, wenigſtens ihren weſentlichen Beſtandteilen nach; Kürzungen davon kommen nämlich doch hier und da vor, ſodaß es manchmal ſogar den Anſchein hat, als wolle Schiller ſachlich ändern, etwas verſchweigen. Jedoch ſtehen dieſe Fälle ſo vereinzelt da und außer jeglichem Zuſammenhange mit einander, ohne ſich irgendwie als weittragende Änderungen zu erweiſen, daß gewiß keine beſtimmten Abſichten des Dichters dabei zu vermuten ſind. Einmal wird der ſprachliche Ausdruck bei Schiller knapper als bei Racine, das anderemal breiter; Umſtellung von Verſen kommt vor, und in der einzelnen Zeile iſt eine wörtliche Über-

ſetzung, wie ſie ſich z. B. in Vers 773, 795, 1179 und an einigen anderen Stellen findet, im ganzen ungemein ſelten.

Von allen Neuerungen Schillers intereſſieren uns aber keine ſo ſehr, wie diejenigen, bei denen die Anſchaulichkeit, die Sinnlichkeit und Lebendigkeit der Darſtellung in Betracht kommt, und dieſe ſind es gerade, welche wir hier beſonders zu loben haben. Schon bei der Betrachtung des Verſes ſahen wir, wie der Dichter auf reiche Variierung, lebendige Abwechſelung durch Anwendung der verſchiedenſten Mittel ſich ſtets bedacht zeigt. Und ſollte ihm zu ſeinem Zwecke nicht auch die Sprache dienlich geweſen ſein, die Sprache mit allen ihren Mitteln und Wegen zur Variierung, zur Veranſchaulichung und zur Belebung des Ausdrucks? Ich habe mir an der Hand von W. Wackernagels „Poetik, Rhetorik und Stiliſtik“ meine Beiſpiele geſammelt. Vieles im Stile der Anſchaulichkeit hat Schiller mit Racine gemein. An den betreffenden Stellen hält ſich eben der deutſche Dichter genau an das ihm vorliegende Original, und es mag nicht unerwähnt gelaſſen ſein, mit welchem Geſchick hier Schiller um die gefährliche Klippe herumkommt, an welcher ſo mancher Überſetzer ſcheitert: die Nachahmung der bildlichen Ausdrucksweiſe des Urtextes. Gar zu oft nämlich mißglückt die Wiedergabe in einer anderen Sprache, falls nur einige Treue angeſtrebt wird, und die Dichtung verrät ſich ſo als Überſetzung. In der „Phädra“ iſt mir aber nicht ein einziger Fall der Art aufgeſtoßen. Die Belegſtellen für Übereinſtimmung des bildlichen Ausdrucks bei Schiller und Racine ſind vielmehr in keiner Weiſe von den anderen Stellen zu unterſcheiden, an welchen der deutſche Dichter frei ſchaltet, unbekümmert um die Ausdrucksweiſe ſeines Vorbildes ſich ſeinen eigenen bildlichen Ausdruck wählt. Und dieſer Stellen, wo Schiller im Bilde redet, Racine nicht, giebt es denn auch noch eine ganze Menge, während der umgekehrte Fall ſelten iſt. An der gewiſſenhaften Treue, die ſich Schiller vornahm, wurde dadurch im Grunde keine Einbuße erlitten; denn die Sache blieb ja dieſelbe, ſie wurde nur etwas dramatiſch poetiſcher, anſchaulicher dargeſtellt.

Und vielleicht noch mehr als auf die Sinnlichkeit im Ausdrucke war Schiller auf die Lebendigkeit bedacht, und daher denn

ſo häufig ſeine Änderung der Tempora, die Einführung der Tempora der Gegenwart, auch wo ſie Racine nicht hat, daher denn, vielfach ſelbſtändig, ſeine Wortwiederholungen, einerſeits wie ſie dem Stile Leſſings und Schillers gemein und recht bezeichnend ſind für jenes Hineinſtürmen von einem Vers in den andern, andrerſeits wie ſie ſich als ſpezielle Charakteriſtika des pathetiſchen Schilleriſchen Stiles erweiſen, ſeine pathetiſchen Wortwiederholungen. Dazu kommt wohl auch die Gradatio, und in beſtem Einklang damit ſtehen die vielen aſyndetiſchen Fortſchreitungen, für welche ſich ſo herrliche Belegſtellen finden. Überdies liebt Schiller mehr Koordination als Subordination der Sätze. Nicht ſelten wird daher ein Konjunktionalſatz ſelbſtändig gemacht, franzöſiſche Partizipialkonſtruktionen werden aufgelöſt u. ſ. f. Ich laſſe ferner Schillers wiederholtes Einſchalten von Anredewörtern nicht unerwähnt, die recht geeignet ſind, den Dialog lebendig zu erhalten oder, wenn ſie in längere Reden eingeſchoben werden, durch immer neues Appellieren an die Teilnahme des Angeredeten die Darſtellung zu beleben. Durch dieſe Art von Anrede werden wir an die andere erinnert, die Apoſtrophe, mit deren Erwähnung wir noch einmal in das Kapitel der Verſinnlichung zurückgreifen, da ja dieſe Anrede durch Vergegenwärtigung des Abweſenden verſinnlicht. Namentlich für die Invokation, die gelegentliche Anrufung einer Gottheit, bietet die „Phädra“ einige treffende Beiſpiele. Dieſe ſind jedoch nicht Schillers beſonderes Eigentum. Gehen wir aber noch einen Schritt zurück, von der Apoſtrophe zu einem Tropus, welchen dieſe ſo gern in ſich ſchließt, zu der Perſonifikation, ſo finden wir hier wieder, neben der Nachahmung Racines, manche Selbſtändigkeit bei Schiller, der oft mehr Kühnheit und Sinnlichkeit in der Perſonifikation zeigt als das von ihm umgedichtete franzöſiſche Drama.

Ich habe es abſichtlich vermieden, um nicht von einer Einzelbeſprechung zur anderen verleitet zu werden, hier auch nur irgend einen Beleg zu gunſten meiner Behauptungen anzuführen. Ich verweiſe an dieſer Stelle nur noch einmal auf die ſchon mehr erwähnten letzten Szenen des erſten Aktes, und namentlich auf die leidenſchaftliche Steigerung, wie ſie ſchon von Anfang des dritten Auftrittes allmählich hervortritt, und dann auf den, gleichfalls be-

reits zitierten, Bericht des Theramen im fünften Akte, eine längere, ununterbrochene Rede, die in der Lebhaftigkeit und überhaupt in der Anschaulichkeit der Darstellung gewiß nichts zu wünschen übrig läßt, und die sicherlich, da auch noch das Ergreifende der Situation als ein bedeutendes Moment hinzukommt, mit zu jenen wirkungsvollen Stellen des Stückes gehört, deren die Freunde Schillers, sowie auch sein fürstlicher Gönner Karl August rühmend gedenken. Es häuft sich eben hier alles, was als ein Vorzug der deutschen Umdichtung erscheinen kann. Vers und Sprache sind vortrefflich. Und wie bei jenem nicht gerade alles den Zweck der Belebung hat, sondern manchmal, wie z. B. da, wo Trochäus und schwebende Betonung sich wirksam zeigen, auch wieder Ruhe in das Leben gebracht wird, so hat auch die Sprache ihre Mittel zur Beruhigung des Bewegten, und der Dichter weiß sie zu verwerten. Alles wirkt aufs trefflichste zusammen. Es muß uns ergreifen, was wir hören, wir müssen mit empfinden; denn nicht die Worte allein, auch die einzelnen Laute können ihren Eindruck auf uns nicht verfehlen, wenn es z. B. heißt: „Ein grimmger Stier, ein wilder Drache ists, In Schlangenwindungen krümmt sich sein Rücken, Sein hohles Brüllen macht das Ufer zittern, Auf bebt die Erde," u. s. w. (V. 1646 ff.) Und solche Stellen sind keineswegs vereinzelt in dem Stück. — „Malerische Nachahmung der Naturlaute", sagt Wackernagel, „ist allen Sprachen eigen". Gewiß! Aber nicht ganz in gleichem Maße, möchte ich hinzufügen. Es liegt mir fern, den betreffenden Stellen bei Racine jede Spur von Lautmalerei abzusprechen. Im Gegenteil kann man sagen, Schiller giebt auch hier nur wieder, was er in seinem Originale vorfand. Aber wie im allgemeinen die Stärke, die Kraft der deutschen Sprache und was man wohl auch eine Härte von ihr nennt ohne Zweifel als ausdrucksvoller und deshalb für jene Lautmalerei als geeigneter bezeichnet werden muß, als die glättere, dem germanischen Akzentuationsprinzip fremde Sprache der Franzosen, so halte ich dafür, daß auch in den fraglichen Fällen bei Racine jene Nachahmung der Naturlaute nicht so sehr zur Geltung kommt wie bei Schiller. Vergleicht man die beiden Texte indessen etwas genauer, so läßt sich gerade in dem vorliegenden Punkte

die gewiſſenhafte Treue Schillers mit beſonderer Evidenz darthun. Seine Kenntnis der franzöſiſchen Sprache war jedenfalls bedeutender als die anderer Sprachen. Denn war ſeine mündliche Sprachfertigkeit auch nicht ſo groß, daß er Frau von Staël, die franzöſiſche Philoſophin, die gar kein Deutſch verſtand, zu ihrem Bedauern nicht über Kant belehren konnte, ſo kam er doch ſonſt mit dieſer Dame ganz leidlich fort. Und noch bezeichnender für Schillers franzöſiſche Kenntniſſe iſt es vielleicht, daß wir nirgends etwas von einer anderen Überſetzung hören, die er bei ſeinen Bearbeitungen aus dem Franzöſiſchen benutzt hätte, während der Dichter ſelbſt ganz offen von früheren Überſetzungen anderer ſpricht, die ihm bei ſeinen übrigen Umdichtungen aus fremden Sprachen mehr oder minder gute Dienſte geleiſtet haben. Schreibt er doch in Betreff der Iphigenie ſogar an Körner: „Ich konnte nicht mit den Feinheiten des Griechiſchen mir helfen — ich mußte mein Original erraten, oder vielmehr ich mußte mir eins verſchaffen.“ Wie ganz anders ſtand es um ſein Franzöſiſch! Bei der Phädra konnte er ſein Vorhaben ausführen, mit gewiſſenhafter Treue zu überſetzen, auch ohne ſich eines Hilfsmittels zu bedienen. Am fernſten lagen dem Dichter ſachliche Änderungen, etwa die Einführung anderer Motive. Auch die einzelnen Gedanken, iſt ſchon bemerkt worden, blieben weſentlich alle dieſelben. Schillers Kenntnis des Franzöſiſchen ermöglichte ihm aber auch noch das Weitere, daß er ſich hier allerdings mit den Feinheiten der Sprache helfen, daß er dem franzöſiſchen Trauerſpieldichter nachempfinden, den in deſſen Sprache liegenden Ausdruck ſo in ſich aufnehmen konnte, daß er imſtande war, ihn in ſeiner eigenen Mutterſprache dichteriſch wiederzugeben. Und wenn ihm dies wirklich gelang, wenn er den ſprachlichen Ausdruck ſeines Urtextes in der ihm eigenen deutſchen Sprache wiederzubeleben verſtand, ſo iſt dies als ein hoher Grad von gewiſſenhafter Treue dem Originale gegenüber um ſo mehr anzuerkennen, je größer die Abweichungen ſind in den Elementen der Umdichtung, in Metrum und Wortlaut.

Tycho Mommſen, in einem kurzen Nachwort zu ſeiner neuen Ausgabe der Schlegel-Tieckiſchen Shakeſpeare-Überſetzung (9 Bde., Berlin 1867, Bd. IX p. 553), äußert ſich über Schillers Makbeth,

daß dieſer „Nachbildung inbezug auf das gemeingiltige Kolorit eines natürlichen poetiſchen Ausdrucks nichts abgehe, aber gänzlich die Strenge und Worttreue", und weiterhin iſt dann mehr im allgemeinen von einer „höheren Treue" die Rede, als dem Hauptziele eines jeden Überſetzers, welches dieſer nie erreichen werde, ohne ſich bei ſeiner Arbeit „die Grundſtimmung und Freiheit des Poeten" zu wahren. Dieſe Gedanken finden ihre Anwendung auch auf Schillers Bearbeitungen aus dem Franzöſiſchen und ſpeziell auf ſeine Umdichtung der Phädra von Racine.

Zufällig bin ich im Beſitze einer, für Lehrzwecke beſtimmten, kleinen Einzelausgabe von Schillers Überſetzung des Luſtſpiels „Der Neffe als Onkel", welche in demſelben Jahre (1855), in dem Mommſen jenes Nachwort niederſchrieb, von Fiebig und Leportier veranſtaltet wurde. Die Vorrede der beiden Herausgeber erinnert mehr an das Schulzimmer, wie es ja in der Natur der Sache liegt, ſie ſpricht mehr von der praktiſchen Verwendbarkeit der Schilleriſchen Überſetzung, als daß ſie ſich auf eine Beurteilung von ihr einläßt. Doch kann man ihr die mit dem Urteile Mommſens im Grunde übereinſtimmende Bemerkung entnehmen, daß Schiller bei ſeiner Überſetzung des Picardiſchen Luſtſpiels, wie der Phädra von Racine, an vielen Stellen, wenn auch noch ſo geſchickt, doch ſo frei überſetzt, ſich ſo große Gedankenſprünge erlaubt habe, daß bei der Rücküberſetzung dem Schüler nicht zugemutet werden dürfe, die Worte des Originals zu treffen. Eine ſolche Worttreue ſucht man allerdings bei Schiller auch in der Phädra vergebens. Eine andere Frage iſt es ſchon, wie es um jene „Strenge" ſteht, von welcher Mommſen ſpricht. Es iſt mir nicht ganz klar, was an der erwähnten Stelle damit gemeint ſei — hat doch Schiller im Makbeth auch ſachliche Änderungen vorgenommen. Von ſolchen finden ſich in Schillers drei Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen äußerſt wenige, in der Phädra keine einzige. Um ſo größer war gerade in dieſer letzteren die formelle Verſchiedenheit vom Originale. Sie hat zur Genüge im Vorſtehenden ihre Erklärung gefunden. In den zwei anderen, proſaiſchen Bearbeitungen, in welchen alſo von Rückſichten auf ein Metrum gar keine Rede ſein kann, hätte ſich wohl häufig der Strenge und Worttreue mehr Rechnung

tragen lassen, als in der Phädra, bei deren Umarbeitung der Dichter überdies manches, das er an dem Trauerspiel der Franzosen zu tadeln hatte, beachten mußte, was bei der Übersetzung der Lustspiele ganz wegfiel. Daß sich gleichwohl Schiller auch bei dieser viel Freiheit nahm, möchte ich nicht sowohl mit Fiebig und Leportier daraus erklären, daß der Dichter „wohl hauptsächlich eine dramatische Studie beabsichtigte“ — denn eine solche lag Schiller gewiß hier weit ferner, als z. B. bei seinen Übersetzungen aus dem klassischen Altertum, von denen er selbst sagt, daß er daraus zu lernen wünsche —: ich möchte vielmehr den wahren Grund der Schillerischen Freiheit in seinem Streben nach jener „höheren Treue“ gefunden wissen, nach jener Treue, welche über der Worttreue steht, und welche Mommsen noch genauer charakterisiert in den Worten: „Nur dadurch, daß sich der Übersetzer das Gefühl als schriebe er wie ein deutscher Dichter aufrecht erhält, ist es möglich, ein solches Analogon von dem Gesamtcharakter einer fremden Dichtung in deutscher Zunge zu Stande zu bringen, wie es auf das Publikum wirken kann.“

Und in diesem Sinne zeigt Schiller sicherlich eine gewissenhafte Treue, wie sie am besten von dem Herzog Karl August gewürdigt ist in den Worten, die er an seinen Günstling, unseren Dichter, schreibt: „Racine selbst, wenn er sie verstehen könnte, würde gewiß Ihrer Übersetzung seinen ganzen Beifall geben. Obendrein haben Sie ein sehr verdienstliches Werk zu Stande gebracht, dem deutschen Sinne das Vorbild der vortrefflichsten französischen Dichtung begreiflich zu machen.“ Und in dieser zwiefachen Leistung, daß Schiller einerseits der Dichtung Racines und damit zugleich dem französischen Geschmacke von Racines Zeit, andererseits aber zugleich dem deutschen Geschmacke seines eigenen Zeitalters gerecht zu werden verstand, in dieser doppelt bewundernswerten Kunst dürfte die volle, ganze Anerkennung ihre Rechtfertigung finden, welche wir Schillers Bearbeitung der Phädra von Racine zollen. Sie muß dem Deutschen als ein erfreuendes Ganzes erscheinen, nicht weniger als dem Franzosen die Dichtung im Original.

Ich stehe am Ende meiner Ausführungen. Noch einmal möchte ich zum Schluß kurz die Auffassung zurückweisen, als habe

Schiller durch seine Kritik am Alexandriner und schließlich durch die Bethätigung seiner Ansichten auf diesem Gebiete in der Phädra-übersetzung den Geschmack korrigieren wollen, welchen die Franzosen am Alexandriner finden. Das wäre ja so gut oder so thöricht gewesen, als habe er sich unterfangen wollen, durch seine deutsche Phädra den Franzosen erst einmal klar zu machen, was sie an der Phädra von Racine eigentlich für ein Kunstwerk hätten. Wer aber möchte ein solch unsinniges Beginnen dem Dichter vorwerfen? Nein, dem Franzosen hat er nichts verleiden, er hat nur dem Deutschen gerecht werden wollen. Und darüber sollten wir Lehrer des Französischen und Unterweiser der deutschen Jugend uns doch namentlich ganz besonders klar werden und unserem großen Dichter, der ja auch mit Vorliebe ein Dichter der Jugend genannt wird, den ungeteiltesten und lautesten Beifall dafür zurufen.

Münch in seinem vorzüglichen Buche über den französischen Unterricht sagt S. 97: „Eigentümlich fremd pflegt die ganze französische Metrik dem Deutschen zu bleiben; und glücklich werden ihre Grundprinzipien auch wohl außerhalb Frankreichs nirgendwo gefunden. (Ungleichheit und Unsicherheit in der Auffassung der Verse ist im Lande selbst vielfach wahrnehmbar.) Am meisten gefesselt werden nach meiner Beobachtung die Lernenden immer noch, soweit die Metrik komparativ behandelt und namentlich die vaterländische Kunstform der fremden gegenübergestellt wird, wobei man dann etwas von der Verschiedenheit des nationalen Geistes hindurchfühlt.“ Und ebenda heißt es S. 91—92: „Die Wirkung der Beschäftigung mit französischer Poesie auf deutsche Jünglinge wird immer die sein, daß ihnen deutsche Poesie desto lieber wird. Und so muß es auch sein. Wer für fremdsprachliche Poesie auf Kosten der heimischen schwärmt, der ist damit nicht bloß unsympathisch, sondern er befindet sich auch in einer Selbsttäuschung: er hat dann überhaupt die Macht der Poesie an sich noch nicht erfahren. — Da hier im allgemeinen die Aufgabe entsteht, die fremde Poesie zu ihrem Rechte und zu ihrer Wirkung kommen zu lassen und doch auch ihre Eigenart samt Schranken und Mängeln zur Erkenntnis zu bringen, so braucht (z. B. eben der französischen Tragödie gegenüber) eine gewisse Kritik nicht gescheut

zu werden, aber sie darf nicht kleinlich am Einzelnen haften, sie darf nicht den Respekt vor dem Großen zerstören oder zernagen, sie darf nicht von nationaler Überhebung eingegeben sein und noch weniger von der Unfähigkeit, Fremdes zu würdigen; sie muß mit Anerkennung des Schönen und mit Beherrschung der kulturhistorischen Gesichtspunkte geschehen. Geht man der Kritik ganz aus dem Wege, hält man es etwa für seine Pflicht für die französischen Kunstprodukte auch französisch zu empfinden und zu schwärmen, so entfremdet man, glaube ich, die Jugend sich selbst und dem Autor." So trefflichen Sätzen habe ich nichts hinzuzufügen.

Von den Festgaben zu unserem Neuphilologentage hier in Frankfurt (Pfingsten 1887) habe ich mir ein Büchelchen mitgenommen, in welchem ein den Sektionsmitgliedern wohl bekannter Schriftsteller, ein geschätzter Kollege, auch ein Stück von Racine ins Deutsche übertragen hat, aber im Versmaß des Originals. Als Grund dafür wird in der Einleitung ein Schulzweck angegeben, wogegen ja, wenn dieser wirklich erreicht wird, nichts einzuwenden ist. „Über allen theoretischen Erklärungen des französischen Alexandriners und Anweisungen zu seinem richtigen Lesen", sagt der Verfasser, „scheint mir ein besseres Mittel der Veranschaulichung in der rhythmisch treuen deutschen Wiedergabe zu liegen, weil dann sein Bau sich durchs Ohr dem Kopf und Verständnis des Lesenden leicht und sicher offenbart." Wird dies wirklich erzielt? — wer wollte das entscheiden? Auch heißt es ja dann weiter: „Damit ist natürlich nicht gesagt, daß jenes Versmaß auch von den besten französischen Dichtern nur annähernd so rein jambisch gehandhabt wird, wie das beim deutschen Alexandriner der Fall sein muß." Also ist der deutsche Alexandriner doch etwas anderes als der französische! Und doch soll dieser durch jenen veranschaulicht werden! Da lobe ich mir doch meinen Schiller, der dem Franzosen läßt, was des Franzosen ist, und dem Deutschen giebt, was des Deutschen ist — jedenfalls aber, um noch einmal mit Münch zu reden, durch seine Übersetzung die deutsche Jugend dem französischen Autor nicht entfremdet.

5. Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1892 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. ph. Phil. Pauli, Direktor der Höchster Farbwerke, hier.

Am 5. Februar sprach Herr Dr. W. Reinhardt, über

„Die Brieftaube, insbesondere ihre Verwendung für militärische Zwecke."

Am 25. März machte Herr Ingenieur Joh. Olshausen Mitteilungen über

„Eine vergleichende Zusammenstellung verschiedener Geschwindigkeiten."

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Die Brieftaube, insbesondere ihre Verwendung für militärische Zwecke, von Herrn Dr. W. Reinhardt.

Die Verwendung bestimmter Taubenarten zur Überbringung von Botschaften ist als eine uralte Erfindung des Menschengeistes zu betrachten. Nach der biblischen Legende ist es Noah gewesen, dessen erfinderisches Genie zum ersten Male die Heimatliebe dieses Vogels seinen Zwecken dienstbar machte. In der griechischen Litteratur erscheint die Taube als Attribut der Beherrscherin der Liebe, Venus; daß sie auch in Diensten des Kriegsgottes schon zu den ältesten Zeiten gestanden hat, dafür liegen uns ebenfalls glaubwürdige Berichte vor, die ich noch später kurz berühren werde. Die dem Kultus der Liebesgöttin geweihten Tauben können schon als Brieftauben betrachtet werden, da sie von den Priestern dazu abgerichtet wurden nach ihrem Heimatsorte zurückzufliegen, wenn sie anderswo losgelassen wurden.

Der Vortragende erläuterte sodann das Verfahren, welches von den Priestern hierbei angewandt wurde und erwähnte die Stelle eines alten Schriftstellers, aus welcher hervorgeht, daß ein Sieger in Olympia seinen Angehörigen durch eine Taube die Nachricht seines Sieges übermittelte.

Wie so manche andere Errungenschaft einer höheren Kultur übernahmen die Römer auch die Verwendung der Brieftauben von den Griechen und machten sie praktischen Sinnes der Kriegskunst dienstbar. Eine Stelle bei Plinius giebt uns darüber Aufschluß: der in der Festung Mutina von Feinden eingeschlossene Dezimus Brutus sandte eine Taube mit einem an ihrem Fuße befestigten Briefe in das Lager der Konsuln, um auf diese Weise Entsatz herbeizuziehen.

Eine eigentliche systematische Ausbildung erfuhr die Taubenpost jedoch erst in späterer Zeit und zwar durch die Sarazenen. Die Kalifen des mächtigen Reiches richteten einen Taubentelegraphendienst ein, durch welchen die einzelnen Provinzen des Staates in nahe Beziehungen zu einander traten und wodurch es möglich war, Nachrichten von den entferntesten Grenzen in kurzer Zeit nach Bagdad gelangen zu lassen.

Die Brieftaubenzucht muß im 12. und 13. Jahrhundert in großer Blüte gestanden haben, besonders war es eine „Bagdette" genannte Spielart, die als „Carrier" in England ihre höchste Ausbildung erlangte; einzelne Exemplare wurden mit mehreren tausend Mark nach unserm Gelde bezahlt. Sogar bis nach der maurischen Provinz Spanien erstreckte sich das vielverzweigte Netz der Brieftaubenpost, und bis in unsere Zeit hat sich diese Einrichtung in Städten des Orients erhalten, wie es Niebuhr von Bagdad und Aleppo berichtet.

Obwohl die Kreuzfahrer in ihren Kämpfen mit den Sarazenen Gelegenheit hatten, sich von der Nützlichkeit der Brieftaubenpost im Dienste ihrer Gegner Kenntnis zu verschaffen, benutzten sie ihre Erfahrungen nicht, um diese Einrichtung in ihrer abendländischen Heimat einzuführen; auch in Spanien finden wir im Mittelalter keine Spur mehr von der Brieftaube, nachdem die Herrschaft der Mauren dort gebrochen war, und erst im 16. Jahrhundert haben wir wieder Gelegenheit, die Verwendung von Kriegstauben zu konstatieren und zwar von seiten der Niederländer in ihrem Befreiungskampfe gegen ihre spanischen Unterdrücker. Baron Droste berichtet nach zwei älteren Werken: Amzing: „Beschryving der Stad Haarlem" (1628) und „Beschryving van de Belegering

der Stad Leiden anno 1574 door Adrianus Severinus“ (1674) Näheres hierüber. Zu wiederholten Malen wurden durch Boten aus dem belagerten Haarlem Tauben durch die spanischen Truppen hindurch gebracht, wobei ein Ausfall der Holländer das Unternehmen erleichterte, und auf diese Weise eine Verbindung mit dem Prinzen von Oranien hergestellt.

Im Beginn unseres Jahrhunderts war es kein anderer als Napoleon I., der sich mit dem Gedanken trug, Stationen für einen geordneten Brieftaubendienst einzurichten. Doch blieb es bei dem Plane. Dagegen wurde die Brieftaube im Dienste Merkurs verwandt, indem Nathan Rothschild den Heeren Napoleons diese geflügelten Boten durch seine Agenten nachführen ließ, durch deren Vermittelung wichtige Nachrichten in ganz kurzer Zeit zur Kenntnis des gewiegten Finanzmannes gelangten. So erscheint es nicht unglaublich, daß Rothschild einen Teil seiner Millionen dem Umstande verdankt, daß er zuerst auf die erwähnte Weise in den Besitz der Nachricht von dem Siege von Waterloo gelangte, die er in geschickter Weise auszunutzen verstand, da an der Londoner Börse ein dunkles Gerücht von einer entscheidenden Niederlage der Verbündeten verbreitet war. Zu einer Zeit, wo noch nicht der Telegraphendienst oder das Kabel zur Verfügung stand, um Börsenberichte von einer Handelsmetropole zur anderen zu übermitteln, waren es die sogenannten Kurstauben, durch welche sich Spekulanten von dem Steigen und Fallen der Papiere an der Frankfurter, Pariser oder Londoner Börse benachrichtigten: mit der Zeit wurde diese Art der Telegraphie eine ganz gebräuchliche, sodaß z. B. im Jahre 1844 ein geordneter Brieftaubendienst zwischen London und Paris eingerichtet war.

Ebenso waren Paris, Brüssel und Antwerpen miteinander verbunden, sodaß z. B. die Nachrichten über die Ereignisse der Februartage des Jahres 1849 von der Brüsseler Presse fast ebenso schnell gebracht werden konnten, wie von den Pariser Zeitungen selbst.

Belgien war und ist zur Zeit noch der Staat, welcher sich die Zucht der Brieftauben in ganz besonderem Maße angelegen sein läßt, und die heutigen Brieftauben, die mit dem Namen „Tümmler“ bezeichnet werden und in einer stattlichen Zahl von

Varietäten auftreten, ſtammen von den belgiſchen Botentauben ab. Die Brieftaubenzucht wird völlig ſportsmäßig betrieben, und zahlreiche Geſellſchaften veranſtalten jedes Jahr größere und kleinere Wettflüge, die vollſtändig den Charakter von Volksfeſten haben. Die erſte belgiſche Brieftauben-Geſellſchaft, welche 1818 entſtand, veranſtaltete zum erſten Mal einen Wettflug ihrer Tiere auf größere Entfernungen, und zwar wurden die Tauben nach Frankfurt gebracht und von hier aus fliegen gelaſſen: es handelt ſich alſo hier um die ſchon recht anſehnliche Entfernung von etwa 320 km. Nach dem Beiſpiel dieſer belgiſchen Geſellſchaft entſtanden ſehr raſch nacheinander andere in Frankreich, England und Deutſchland und zwar beſonders in den Rheinlanden, wo Köln der Mittelpunkt dieſer Vereine wurde und bis heute geblieben iſt; auch hier waren es zuerſt Kurstauben, welche zwiſchen London, Antwerpen und Köln zur Verwendung kamen. Auch die Kölniſche Zeitung bediente ſich ihrer, um auf dieſe Weiſe in den Stand geſetzt zu ſein, möglichſt raſch Nachrichten aus Frankfurt und aus Belgien zu erhalten. Heutzutage iſt Köln der Mittelpunkt eines Netzes von Taubenſtationen für Weſtdeutſchland, welches unter der Leitung des Kriegsminiſteriums ſteht, um im Falle eines Krieges zur Verwendung zu gelangen; an der Spitze der Kölner Anſtalt ſteht Direktor Lenzen, einer der hervorragendſten Kenner des Botentaubenweſens.

Naturgemäß mußte die Erfindung des elektriſchen Telegraphen äußerſt hinderlich auf die Entwickelung der Brieftaubenpoſt einwirken: bot ſich doch jetzt ein viel zuverläſſigeres Mittel dar, um wichtige Nachrichten von einem Orte zum anderen in kürzeſter Zeit zu übermitteln. Unentbehrlich blieb die Brieftaube für den Depeſchenverkehr von Schiffen aus nach Häfen des Feſtlandes, doch auch für das Feſtland erſcheint ihre Benutzung von größter Wichtigkeit, wenn kriegeriſche Ereigniſſe eine Störung in dem telegraphiſchen Verkehr herbeiführen.

Mit der Zerſtörung der Telegraphenlinie wird eine belagerte Feſtung vollſtändig von dem Verkehre mit den Landsleuten abgeſchnitten: da zeigt ſich der Nutzen, den ein geregeltes Brieftaubenweſen für den Kriegsfall hat, indem auf dieſe Weiſe eine

Verbindung mit der Außenwelt wiederhergestellt werden kann. Der Krieg von 1870/71 bietet ein klares Beispiel hierfür bei der Belagerung der Stadt Paris, wo mit ziemlich unzureichenden Mitteln doch recht wichtige Resultate erzielt wurden, welche es bewirkt haben, daß man die Erfahrungen in dieser Beziehung in den meisten europäischen Staaten sich zu Nutzen gezogen hat; so auch im Deutschen Reich: das Kriegsministerium ließ Stationen in Köln, Straßburg und Metz unter der sachverständigen Leitung des Direktors des zoologischen Gartens in Berlin, Dr. Bodinus, einrichten, von welchem auch eine besondere Instruktion über Wartung, Zucht und Abrichtung der Brieftauben aufgestellt worden ist.

Der Vortragende verbreitete sich sodann über die sachgemäße Einrichtung des Taubenbodens und dessen Bevölkerung mit geeigneten Tieren, entwirft ein Bild von der Art und Weise, wie man die Botentauben für ihre Bestimmung abrichtet, das heißt sie auf gewisse Touren einübt.

Der Umstand, daß man die einzelnen Tauben auf bestimmte Reisewege einüben muß, spricht wohl dafür, daß wir als die treibende Kraft keineswegs einen gewissen Instinkt annehmen dürfen, welcher das Tier veranlaßt, auch auf weite Entfernung den Weg zu seiner Heimat wiederzufinden, wie manche anzunehmen belieben: man weist auf den Wandertrieb der Zugvögel als eine analoge Erscheinung hin. Wir haben es jedoch bei diesen mit einem von Natur aus in dem Vogel liegenden Wandertrieb zu thun, welcher sie zwingt, bald einzeln bald gesellig vereint bei herannahendem Winter die heimatlichen Fluren zu verlassen, wie er sie wiederum veranlaßt, den sonnigen Gefilden der südlichen Länder Lebewohl zu sagen, wenn unsere Heimat unter dem belebenden Einfluß der milden Sonne im jungen Grün prangt. Anders dagegen bei der Brieftaube, bei welcher weder im Herbst noch im Frühjahre etwas von einem Wandertriebe zu merken ist, da die Domestikation die Wanderlust völlig vernichtet hat. Dagegen hat man bei allen Taubenarten eine um so ausgeprägtere Heimatslust konstatiert, die sie veranlaßt, stets die ihnen bekannten Orte wieder aufzusuchen, wohin sie alte Erinnerungen, die Lebensgefährtin und anderes ziehen. Dieser „Heimatssinn" hat wohl

ſeinen Urſprung in der Heimats- und Gattenliebe, dieſer Trieb wird bei der Brieftaube unterſtützt durch ein ausgezeichnetes Auge und ein ebenſo gutes Gedächtnis, welchen Eigenſchaften dieſer Vogel ſein Orientierungsvermögen verdankt. Die Ausbildung dieſes Orientierungsvermögens iſt es nun, welche ſich der Menſch bei der Zucht zur Aufgabe gemacht und welche er durch eine ſtrenge Zuchtwahl in ſo hohem Grade erreicht hat.

Die Brieftaube iſt wie das Huhn völlig Haustier geworden und nicht etwa nur gezähmt, wie dies beiſpielsweiſe bei dem Faſan der Fall iſt. Während dieſer durchaus keine Anhänglichkeit an den Ort zeigt, wo er das Licht der Welt erblickt hat, kehrt Huhn und Taube ſtets wieder zu dem heimiſchen Schlag zurück.

Daß ein gewiſſer Ortsſinn und das Auge als die wichtigſten Faktoren bei der Ausbildung der Botentauben zu betrachten ſind, wird uns um ſo mehr einleuchten, wenn wir beachten, daß ſie in einer Höhe ihren Flug ausführen, welche ihnen zwar einen ausgedehnten Geſichtskreis bietet, ohne jedoch die beſonderen Merkmale einer Gegend wie Flußläufe, Thäler unkenntlich zu machen. Bei nebligem Wetter iſt die Höhe ihres Fluges eine geringere, woraus wohl ebenfalls zu ſchließen iſt, daß es das Auge und nicht ein unklarer Inſtinkt iſt, welcher die Taube ihren Weg finden läßt, während die Zugvögel wie bekannt ihre Wanderzüge zum Teil bei Nacht ausführen, ohne ein leitendes Objekt auf der Erdoberfläche zu haben. Eine weitere Stütze dieſer Theorie im Gegenſatz zu derjenigen, welche den „Inſtinkt“ als das agens movens der Heimkehr der Brieftaube betrachtet, bieten die Ergebniſſe der Wettflüge, welche man von Rom aus mit belgiſchen Brieftauben veranſtaltet hat. Von den Hunderten von Tauben, welche man in der italieniſchen Hauptſtadt auffliegen ließ, gelangten innerhalb 14 Tagen nur 4 in ihre Heimat zurück und dieſe wohl nur infolge des Umſtandes, daß ſie ihren Flug längs der Küſte richteten und ſo die Seealpen umflogen, worauf ſie von Südfrankreich aus die ihnen ſchon bekannte Route verfolgen konnten. Die übrigen gelangten ohne Zweifel an die Alpen, welche die ihnen bekannten Gegenden ihren Blicken entzogen und gingen dann wohl ermattet von dem vergeblichen Umherfliegen zu Grunde.

Daß sich das Interesse nicht nur des Naturforschers und des Liebhabers, sondern auch besonders militärischer Kreise in erhöhtem Maße unseren geflügelten Boten zuwandte, das verdanken sie den Diensten, welche sie im Jahr 1870/71 der belagerten Stadt Paris zu erweisen Gelegenheit hatten. Am 20. September hatten unsere Truppen die Umzingelung der Stadt bewirkt und sie damit fast von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Nur vereinzelten Personen glückte es, sich bei Nacht und Nebel durch die feindliche Vorpostenkette hindurchzuschleichen, und der Ballondienst, welcher alsbald zur Beförderung sowohl von Briefschaften und Proklamationen der Regierung an die Departements, als auch von Personen eingerichtet wurde, erwies sich als ein nur zu unreichender und allzusehr dem Zufall und der Willkür der Winde preisgegebener Notbehelf. Und im günstigsten Falle gelang es wohl Personen und Nachrichten aus der Hauptstadt hinauszubefördern: in Ermangelung von lenkbaren Ballons dagegen war keine Möglichkeit gegeben, Mitteilungen aus dem Lande und besonders von dem Sitze der Regierungsdelegation in Tours, später von Bordeaux aus, an die eingeschlossenen Landsleute gelangen zu lassen. Da bot sich denn in der Taubenpost ein willkommener Ausweg dar, welchen Trochu mit Freuden benützte, als ihm mehrere Brieftaubenzüchter ihre Dienste anboten. Mittels eines Luftballons gelang es, 32 Tauben aus der belagerten Stadt zu führen, welche ihr Besitzer auch glücklich nach Tours beförderte, trotzdem ihn eine ungünstige Luftströmung nach Metz geführt hatte. So hatte man denn in Tours ein Mittel in der Hand, Nachrichten nach Paris zu befördern und bediente sich dessen in folgender systematischer Weise. Alle aus der Provinz einlaufenden Depeschen wurden auf dem hierzu eingerichteten Postbüreau in Form der Spalten eines Journals zusammengestellt und gedruckt, dieses alsdann auf den möglichst kleinsten Maßstab photographiert und darauf diese photographischen Abbilder durch jene Brieftauben nach Paris befördert, indem man diese Abdrücke in Federspulen legte und diese an einer Schwanzfeder der Taube befestigte. Eine solche Depesche hatte eine Breite von etwa 3,2 cm und eine Länge von 4,2 cm; sie war gekennzeichnet durch die Worte: Service de dépêches par pigeon

voyageur Steenackers. In Paris angelangt wurden die Depeſchen auf photographiſchem Wege auf dem Büreau der Zentral-Poſtverwaltung vergrößert, worauf ſie an die Adreſſaten in der Stadt gelangten. Bei der erſten Sendung enthielt jener Flächenraum von etwa 13 qcm, der alſo einer kleinen Viſitenkarte entſpricht, nicht weniger als 226 Mitteilungen, die aus Frankreich und dem Ausland nach Paris gelangten. Die einzelnen Buchſtaben dieſes typographiſch-photographiſchen Journals waren natürlich nur durch eine ſtarke Loupe erkennbar. Die Vergrößerung und Umſetzung in Paris nahm 4 Stunden Zeit in Anſpruch, ſodaß ſich die um 4 Uhr eingetroffenen Depeſchen um 9 Uhr abends in den Händen der Adreſſaten befanden.

Von zwei anderen aus der Hauptſtadt mit Paſſagieren und Tauben ausgeſandten Luftballons gelangte nur einer glücklich über die Vorpoſtenkette hinweg, während der andere von deutſchen Kugeln durchbohrt zu Boden ſank und preußiſchen Kavalleriepatrouillen in die Hände fiel. Wie Dr. Ruß mitteilt, wurden die Brieftaubenpärchen von dem Prinzen Friedrich Karl ſeiner Mutter, der Frau Prinzeß Karl von Preußen, überſandt und bildeten in Berlin die Stammeltern einer durch ihre guten Eigenſchaften als Brieftauben ausgezeichneten Generation. Dem anderen Ballon glückte es, ſich mit ſeinen Paſſagieren, Tauben und Apparaten bei Zeiten in eine gefahrloſe Höhe zu erheben und ſpäterhin außerhalb des Bereiches deutſcher Truppen zu landen. Unter den größten Schwierigkeiten legten die Pariſer Sendlinge durch das vom Feinde beſetzte Land hindurch zu Fuß ihren Weg zurück und erreichten endlich nach neun mühevollen Tagen ihren Beſtimmungsort Tours. Der Regierungsphotograph Dragon, welcher ſich bei dieſer Expedition befand, führte eine wichtige Verbeſſerung ein, indem er die Mikrophotographien nicht auf Papier, ſondern auf beſonders präparierten, ſehr feinen und durchſichtigen Kollodium-Häutchen herſtellte. Hierdurch wurde einmal die Herſtellungszeit auf ein Minimum (2 Sekunden) reduziert, das Gewicht der Häutchen war ein viel geringeres als das der Papierblättchen und endlich bot die Durchſichtigkeit der Häutchen ein bequemes Mittel zur Vergrößerung der mikroſkopiſchen Depeſchen bei elektriſchem Licht. Durch dieſe Verbeſſerung der

Methode war man im Stande, durch eine Taube bis 18 der erwähnten Häutchen befördern zu lassen, welche je ca. 3000 Depeschen enthielten, sodaß die Anzahl der Mitteilungen mehr als 50,000 betragen konnte. Im Ganzen gelangten etwa 120,000 Depeschen zur Beförderung, da man jedoch mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß die eine oder andere Taube verschlagen, von einem Raubvogel ergriffen, oder von einer feindlichen Kugel getroffen werden konnte, so beschränkte man sich nicht auf die einmalige Entsendung einer Serie, sondern schickte sie durch 20—30 geflügelte Boten ab, sodaß eine Gesamtzahl von 2—3 Millionen Depeschen in die belagerte Stadt gelangte.

Mit Recht müssen wir diese Leistungen als ganz erstaunliche bezeichnen, wenn wir bedenken, daß sie mit einem ziemlich beschränkten Taubenmaterial zu der ungünstigen Jahreszeit (im November, Dezember und Januar des so harten Winters 1870/71) erzielt wurden, und die Vervollkommnungen, welche die Einrichtung durch den erfinderischen Menschengeist erfuhr, erregen wohl verdientermaßen unsere Bewunderung.

Nach dem Kriege organisierten die Franzosen einen wohlausgebildeten Brieftaubendienst für militärische Zwecke, indem das Kriegsministerium im Jardin d'Acclimatation zu Paris die Zucht der Botentaube in großartigem Maßstabe betreiben ließ, um von hier aus die in den wichtigsten Festungen und Kriegshäfen des Landes errichteten militärischen Taubenschläge mit einem guten Material zu versehen. Fast alle Länder Europas folgten dem Beispiel Frankreichs, und es ist erfreulich, daß auch in Deutschland solche Studien zu Kriegszwecken gemacht worden sind, welche im Falle der Not von der größten Bedeutung sein können. Wie ich schon erwähnte, wurden die Stationen (17 Hauptplätze) für Kriegstauben von Dr. Bodinus eingerichtet und in den wichtigeren Festungen unseres Reiches befinden sich wohleingerichtete Stationen, von welchen aus regelmäßige Touren durch die Kriegstauben nach anderen Plätzen unternommen werden. Als Mittelpunkt dieser Taubenpost ist Berlin gewählt. Auch die zahlreichen Sportvereine lassen es sich angelegen sein, ihre Tauben möglichst leistungsfähig zu machen. Daß die Regierung diesem Zweige der Kriegskunst unausgesetzt

ihre Aufmerksamkeit widmet, geht aus der Mitteilung hervor, welche ich im Dezember in der Zeitung las, daß ein Gesetzentwurf betreffend die Regelung des Schutzes der Brieftauben in Vorbereitung sei. Die Erhebungen seien zwar noch nicht völlig zum Abschluß gelangt, doch glaube man, daß der Gesetzentwurf noch in dieser Tagung dem Reichstage zugehen werde. Auch in Frankreich hat man im November ähnliche Schritte gethan, indem Carnot eine Vorlage unterzeichnet hat, welche von den Ministern des Innern und des Krieges empfohlen war, und welche auf die Zählung der Brieftauben durch die Maires Bezug hat. Daß unsere westlichen Nachbarn in ihrem Bemühen, alle auf die Kriegskunst gerichteten Bestrebungen möglichst auf die Spitze zu treiben, zuweilen sehr nahe an die Grenze des Lächerlichen streifen, beweisen ihre Versuche, die Kriegstauben durch die Kriegsschwalben zu ersetzen, die ja freilich die dreifache Geschwindigkeit der ersteren haben, aber den Nachteil bieten, daß man sie nicht überwintern kann. Wollte man sie hierzu zwingen, so würde die Gefahr nahe liegen, daß sie entweder völlig zu Grunde gingen, oder doch verkümmerten in Folge der Berührung von Menschenhand, zumal es ihnen an der passenden, in Insekten bestehenden Nahrung fehlen würde; mit dem Verluste der Flugkraft würden sie ihren Hauptwert völlig verlieren. Das hinderte jedoch die Franzosen nicht, diesem Phantasiegebilde rückhaltlos die Zügel schießen zu lassen; sie hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Kriegsschwalben einzustellen und in Gedanken sie schon in einem zukünftigen Krieg zur Verwendung zu bringen gegenüber einem Feinde, der sich mit den schwerfälligen Kriegstauben, ungelenken Kriegshunden und den noch unvollkommenen elektrischen Kriegsmitteln behelfen mußte. In Gedanken sahen sie sich schon im Besitze von Nachrichten über jede Bewegung des Feindes, die ihnen in Blitzesschnelle von den Kriegsschwalben übermittelt wurden, und welche sie in den Stand setzten, seinen Maßnahmen zuvorzukommen und ihm eine Niederlage nach der anderen zu bereiten.

Als ein wirklicher Erfolg menschlichen Scharfsinnes sowohl als auch als ein Beweis für die Anhänglichkeit und den Verstand der Brieftauben erscheint dagegen der Nachweis, welcher auf das ganze Kriegstaubenwesen völlig umgestaltend wirken kann, daß man

nämlich diese Tiere zum Hin- und Rückflug dressieren kann. Das Verdienst, diesen Beweis erbracht zu haben, gebührt dem Leiter des italienischen Militär-Brieftaubenwesens, dem Hauptmann Malagoli, welcher sich überhaupt um die Erforschung der Intelligenz der Brieftauben wohlverdient gemacht hat. Während man seither für den Verkehr zwischen zwei Städten die doppelte Anzahl von Tauben nötig hatte (Rußland hat z. B. im Jahre 1887 für die Route aus einer Festung nach einer andern, von A. nach B., 250 Tauben festgesetzt und ebenso natürlich für die Reise B.—A. je 250), braucht man, wenn die Versuche zu einem günstigen Resultate geführt werden, in Zukunft jede Flugrichtung nur mit einer geringen Zahl von Tauben zu besetzen, um einen regelmäßigen, täglichen Briefdienst zu organisieren. Schon 1879 hatte sich Malagoli in Ancona mit jener Frage beschäftigt und in einem 1889 erschienenen Werkchen kündigte er den glücklichen Abschluß seiner Versuche an, welche von dem Vortragenden kurz skizziert wurden. Die große Bedeutung dieser Versuche beruht auf dem schon erwähnten Umstand, daß man jetzt nur die halbe Zahl von Tauben zur Verbindung zwischen zwei Plätzen nötig hat; sodann darauf, daß der Vorrat an Tauben in einer belagerten Festung kaum erschöpft werden kann, da die geflügelten Boten stets zurückkehren werden. Endlich ist der Nutzen insofern ein nicht zu unterschätzender, als die Kriegstauben ein zuverlässiges Verbindungsmittel zwischen einer Festung und ihren detachierten Forts darbieten, welches zudem bedeutend billiger zu stehen kommt, als oberirdische Telegraphen und Telephonlinien oder unterirdische Kabel, welche dem Angriff und der Zerstörung des Feindes preisgegeben sind.

Wenn wir bedenken, daß Erfolge, wie ich sie zuletzt geschildert habe, innerhalb eines Zeitraums von nur zwei Dezennien erzielt worden sind, Erfolge, welche trotz ihrer Bedeutung kaum über die Fachkreise hinausgedrungen sind, so glaube ich die Ansicht aussprechen zu dürfen, daß trotz des Mangels an Teilnahme weiterer Kreise, welcher zum Teil ja auf der Unkenntnis der in Betracht kommenden Verhältnisse beruht, die Brieftaubenzucht und zwar speziell diejenige der Kriegstaube eine Zukunft von höchster Bedeutung vor sich hat.

Daß die Fortschritte auf diesem Gebiete von seiten unserer obersten Militärbehörde mit aufmerksamem Auge verfolgt werden, davon dürfen wir überzeugt sein und die Erwartung hegen, daß die von ihr getroffenen Maßnahmen in Bezug auf die strategische Verwendung der Brieftaube, denjenigen anderer Mächte nicht nur nicht nachstehen, sondern sie vielleicht sogar übertreffen werden.

2. Einige Geschwindigkeiten, gesammelt von Herrn Ingenieur Joh. Olshausen bis Mai 1892.

	pro Sekunde mm	pro Stunde mm
1. **Niagarafall** weicht pro Jahr 1 Zoll zurück .	—	0,03
2. **Gletschereis** Montblancgletscher in 41 Jahren 8 km	0,006	21,6
„ Grönland. Nach dänischen Untersuchungen 20—50 Zoll pro Tag	0,07—0,175	252—630
„ Schweiz 60—200 m pro Jahr	0,0019—0,0064	7,2—23
3. **Teilchen**, welche durch die Haare der **Flimmerzellen** bewegt werden	0,07	252
		m
4. **Schnecke**	1,5	5,4
5. **Waldameisen**, beim Transport einer Junikäfer-Leiche durch Gras 25 cm pro Minute . .	4,16	15,0
6. **Grundwasser.** Nach der „Zeitschrift des Archit.- u. Ingenieur-Ver. Hannover 1870, S. 231“.		
a) Nach Versuchen bei der Aller; bei Hochwasser 47 bis 140 m Entfernung vom Fluß in 5 Tagen; pro Tag 10—28 m	0,12—0,32	0,43—1,15
351 m in 17 Tagen = 20 m pro Tag .	0,23	0,83
468 „ „ 19 „ = 24 „ „ „ .	0,28	1,00
584 „ „ 21 „ = 28 „ „ „ .	0,32	1,15
351 „ „ 10 „ = 35 „ „ „ .	0,40	1,44
b) Fodor findet in der Nähe der Donau bei Budapest 30—66 m pro Tag	0,35—0,76	1,25—2,75
und im Mittel aus 52 Beobachtungen 53 m pro Tag oder pro Stunde in m bei sehr kieshaltigem Grund und Boden		2,21
c) Bei München nach Versuchsbrunnen hin 160 bis 600 m pro Tag	1,85—7,0	6,67—25,21

	pro Sekunde mm	pro Stunde m
d) Durch ein 9,5 m starkes Geröllager aus diluvialer Nagelfluhe pro Tag 57 m . . nach Francius und Sonne.	0,66	2,37
e) In sandigem Boden, 1% Gefälle des Grundwasserspiegels, in 4 Jahren 8 km; nach Ingenieur Schmick	0,064	mm 230
7. **Themsefluß** bei London nach Dr. Pettenkofer noch nicht im Mittel	100	m 360
8. **Schneeflocke**, fällt in ruhiger Luft im Mittel nach J. Olshausen	200	—
9. **Blut** in der Halsschlagader eines Hundes . .	200—300	—
„ in den Haargefäßen	0,6—0,9	—
„ beim Menschen von dem Fuß nach dem Herzen	62,5	—
10. **Sielwasser** im Siel im Minimum	350	1260
nach Dr. Pettenkofer	400—600	1440—2160
11. **Kanalschiffahrt**: Finow-Kanal, Treideln mit Pferd. „Zeitschrift für Binnen-Schifff. 1892"	670	2410
12. **Luft**, aufsteigend über einer Petroleum-Lampe mit Rundbrenner	m 0,75	—
13. **Frachtwagen**	0,80	2880
14. **Ströme** der norddeutschen Tiefebene ca. . .	0,90	3240
15. **Elbe** bei Mittelwasser m		
bei Artlenburg 0,60	—	—
„ Darchau 0,80	—	—
„ Lenzen 0,95	—	—
„ Hämerten 1,00	—	—
„ Barby 1,05	1,05	3780
„ Torgau 1,00	—	—
16. **Isar** bei München	1,20	4320
17. **Oder** bei Mittelwasser		
oberhalb Brieg 0,57	—	—
oberhalb Breslau 0,57	—	—
unterhalb Breslau 0,65	—	—
bei Glogau 0,90	—	—
oberhalb Crossen 0,68	—	—
zwischen Bober und Neisse 0,71	—	—
unterhalb Cunitz 0,94	—	—
bei Frankfurt a. d. O. 0,77	—	—

		pro Sekunde mm	pro Stunde m
	oberhalb Görlitz 0,51	—	—
	unterhalb Warthe 0,63	—	—
	bei Hohenwutzen	1,37	4920
18.	**Weser** bei Mittelwasser		
	unterhalb Münden 0,80	—	—
	unterhalb Hameln 1,00	—	—
	oberhalb Hoya	1,50	5400
19.	**Rhein** bei Mittelwasser		
	bei Eltville 0,62	—	—
	„ Niederspay 1,74	bis 2,00	7200
	„ Coblenz . . . . . 0,79—1,80	—	—
	„ Neuwied . . . . . 1,04—1,17	—	—
	„ Andernach 0,65	—	—
20.	**Fluß**, schiffbarer, im Mittel	1,00	3600
21.	**Weichsel** bei Mittelwasser 1887		
	bei Letzkau	2,00	7200
	„ Nogat	1,10	3960
	„ Warschau		
	a) bei 0 m am Pegel . . . 0,81	—	—
	b) „ 2,75 „ „ „ . . . 1,37	—	—
	c) „ 6,40 „ „ „ . . . 2,27	2,27	8150
	mittlere Geschwindigkeit des ganzen Profils.		
22.	**Spaziergang** „mit Familie", 1 Meile geogr.		km
	horizontale Waldwege ohne Rast	1,00	3,6
23.	**Pferd** (ziehend, im Schritt)	1,10	3,9
	(Galopp und Trab siehe unten.)		
24.	**Schwimmer**	1,15	4,15
25.	**Golfstrom** im Sommer pro Tag 45,6 Seemeilen	0,955	3,45
	„ im Winter pro Tag 53,6 Seemeilen	1,15	4,14
26.	**Infanterie**, deutsche, 30—35 km Maximum		
	pro Tag in 8 Stunden	1,04—1,22	4,4
	Letzteres ist forcierter Marsch.		
	Im Durchschnitt . . . 22,5 km pr. T.		
	bei guter Verpflegung 30—33,75 „ „ „		
	„ „ „ 37,50—45 „ „ „		
	was sie jedoch nur 3—4 Tage nach einander erträgt.		
	Die Geschwindigkeit pro Sekunde wird auch angegeben mit	1,30	4,68

	pro Sekunde m	pro Stunde km
27. Fußgänger, wenige Minuten	2,40	—
„ eine Stunde	1,75	6,3
„ drei Stunden	1,66	6
„ einen Tag	1,32	4,75
„ mehrere Tage, bequeme Fußtour	1,11	4

28. Fußgänger-Läufer, ad libitum, Maximale Leistung: sogenanntes Sechs-Tage-Rennen weniger 2 Stunden gleich 511 200 Sekunden in Amerika:

	km	inkl. Ruhe m	exkl. Ruhe m	
1875 Weston . .	685	1,34	1,55	5,6
1882 Hazael . .	965	1,89	2,18	7,85
1884 Fitzgerald .	981	1,92	2,23	8,00
1889 24 Mann von 50 Mann .	160,9	ohne Pause	1,86	6,70
„ 1 „ .	210	„ „	2,42	8,70
„ 8 „ über	844	1,64	1,93	6,95
		inkl. Ruhe m	exkl. Ruhe m	
„ Strockel . .	848	1,65	1,93	6,95
„ Hart . . .	880	1,72	2,01	7,22
„ Guerrera .	911	1,78	1,98	7,10
„ Herty . .	940	1,84	2,15	7,72
„ Cathart . .	1000,395	1,95	2,255	8,10

29. Fliege bei ruhigem Fluge :	1,6	5,75
30. Reiter, Japanesischer Major Jasumasa-Fukuschima von Berlin nach Wladivostock, von Berlin nach Petersburg in 43 Tagen 1700 km	1,36	4,90

31. Kavallerie-Offiziere.

In 13 Tagen . . . . 835—880 km
im Mittel . . . . 64—68 km pro Tag
im Maximum . . . 122 „ „ „
im Minimum . . . 37 „ „ „

Eine langandauernde Tourenleistung wird durchschnittlich 50 km . . . . . nicht übersteigen dürfen, bei einer Futterrast von wenigstens 4 Stunden Mittags. 8 Stunden Ritt.	1,70	6,12
32. Meeresströmungen,		
a) Golfstrom		
1) in der Straße von Florida 38 km breit	1,94	7,00

	pro Sekunde m		pro Stunde km
2) bei Kap Hatteras 525 km breit . . . Buch. d. Erf. Bd. III. S. 447.	1,11		4,00
b) 1) Südl. Äquatorialstrom 16 Knoten pr. Tg.	0,34		1,22
2) Nördl. „ 9 „ „ „	0,19		0,68
c) Labrador Trift 4 „ „ „	0,13		0,47
d) Peru-Strom 14 „ „ „	0,275		0,99
33. **Pferd** im Trab, gewöhnlich . . . . . (Traber siehe weiter unten)	2,10		—
34. **Postwagen**	2,20		—
35. **Droschke** in Frankfurt a. M. von Bahnhof zu Bahnhof auf den verschiedenen Strecken je nach Pflaster und Steigung	2,0—2,75		—
36. **Torpedoboot** „Pereal", 17. Juli 1890. Madrid.			
Ueber Wasser 9—10 Knoten . 5,00 m	—		—
Unter „ 6—7 „ . 3,10 „	3,60		13,0
als mittlere Geschwindigkeit bei einer Probefahrt von mehreren Stunden unter Wasser.			
37. **Luft- oder Segelschraube.** „Zeitschr. Deutscher Ing.", März 1890.			
1) Boot 4,88 × 1,37 m, 3 Knoten	1,52		5,50
2) „ 6,10 × 1,67 „ 5 „	2,58		9,25
Segelschraube über Wasser 2,6 m Durchmesser, 110 Umdrehungen, 10,97 m Geschwindigkeit des Druck-Mittelpunktes.			
3) Boot 9,45 × 2,66 m, 7 Knoten	3,60		13,00
5 m³ Wasserverdrängung, 50 Touren der Luftschraube, 23 m² der Luftschraube, 4 Flügel.			
38. **Mississippi**, im Stromstrich, 6 m tief, abwärts durch Sturmwind in Aufwärts-Geschwindigkeit verwandelt, nach Grebenau . . .	0,30 3,60	bis	1,08 13,00
39. **Einskeller** (Ruderboot)	3,83		13,75
40. **Schnellläufer**, auf längeren Wegen	2,60		9,35
„ 1450 m in 6½ Min. . . .	3,72		—
„ 1000 „ „ 4½ „ . . .	4,00		—
41. **Rheindampfer**, Bergfahrt	2,5		9
„ Thalfahrt	4,2		15
42. **Ruderboot**: 8 Ruderer	4,5		—
Frankfurt a. M. 2000 m Bahn 6' 43" .	4,96		—
Im Mittel 11 Boote	4,38		—

	pro Sekunde m	pro Stunde km
43. **Pferd im Galopp**, gewöhnlich . . . . . (Maximum siehe weiter unten.)	4,50	16,2
44. **Segelschiff**	4,60	16,5
45. **Zugluft** mit dem Munde geblasen	5,00	—
46. **Wind** in den Niederlanden im Mittel während des ganzen Jahres	5,00	18
47. **Schnellläufer** auf kurzer Strecke	7,18	—
48. **Catamaran**, Segeldoppelboot	7,71	27,70
49. **Segeljacht**	8,02	28,80
50. **Puls** des Menschen. In der Welle des Arterienrohres	9,25	—
51. **Schlittschuhläufer**, Frankfurt a. M. Palmengarten, künstl. Bahn. 1609 m 4′ 39½″ .	5,70	20,50
do. do. 300 m, 3 Läufer 6′ 49⅕″ . .	7,33	26,40
Geübter Schlittschuhläufer im Maximum .	9,50	34,10
52. **Fallgeschwindigkeit**, $v = \sqrt{2gh} = gt$, worin v die Geschwindigkeit in Meter, g eine Konstante für Mittel-Deutschland: 9,80557 (1 — 0,002588 cos 2 φ), worin φ = geographische Breite des Ortes, h = Fallhöhe in Metern. Für $\varphi = 50^0$ ist g = 9,809 . v = 9,809 m nach der ersten Sekunde t = Zeit in Sekunden	9,809	—
53. **Torpedoboote**, 22 Knoten. Deutsche Marine.	11,4	41,00
54. **Radfahrer.**		
a) 550 km, 2 Tage, 6 Stunden, 50 Minuten Tag und Nacht gefahren, nur beim Essen abgestiegen	2,785	10,00
b) auf guter Landstraße, kleines Zweirad . .	4,75—5,55	20,00
c) Maximal-Leistung pro Tag 150 km, 10 Stunden	4,18	15,00
d) Parforce-Tour 188 km, 12 Stunden . .	4,35	15,60
e) Zweirad im Dienste des Heeres, Sicherheitsrad 50 km, 2 Kavallerie-Offiziere zu Pferde, gegen 3 Radfahrer auf chaussierten Straßen	6,50	23,4
f) Hohes Zweirad, 20 km in 39′ 50″ „Huysser“	8,40	30,0
„Kiderlen“	8,60	31,0

	pro Sekunde m	pro Stunde km
g) Wettfahren, Frankfurt auf cementierter Bahn.		
1. Sicherheits-Zweirad, 3000 m, 3 Fahrer 8,97; 9,00	9,10	—
2. Einradfahren 1000 m, 3 Fahrer 5,5; 5,7	6,30	—
3. Tandemfahren, 3000 m, 3 Fahrer 8,91; 8,98	9,00	—
4. Dreirad, 5000 m, 2 Fahrer 8,41 m	8,88	—
5. Hohes Zweirad und Sicherheitsrad: Maximum auf cementierter Bahn, letzte Tour, äußerste Anstrengung, sausende Speichen	9,72	—
h) Im Allgemeinen: Sicherheits-Zweirad auf guten Wegen und Chausseen 1 km in 3 Min.	5,50	20,00
i) Desgleichen für längere Touren dreimal schneller als zu Fuß	3,75	13,50
k) Frankfurt a. M., Zweirad, Sicherheitsrad, Frankfurter Radfahrer gegen einen Traber. 1500 m von Gelnhausen nach Lieblos . .	10,4	—
l) Von Paris nach Bordeaux, Mr. Stéphané 527 km, per km 2,7 Minuten	6,2	22,3
m) Maximum 400 m in 36"	11,1	40,0
n) Tricycle, Maximum 1 Ml engl. 2' 28²/₅"	10,85	39,0
o) Savety bicycle, 1 Meile, englische 2' 15" .	11,95	43,0

p) **Deutsche Records** bis ultimo Mai 1892 für Hochrad und Niederrad:

Strecke in m	Fahrer	Hochrad pro Sekunde in m	Fahrer	Niederrad pro Sekunde in m	pro Stunde in km
400	Lehr	12,2	Vater	12,4	44,6
500	„	11,8	Lehr	12,2	43,9
1000	Trinkaus	10,6	„	11,5	41,4
2000	Bultmann	10,1	Vater	10,4	37,5
3000	Lehr	10,0	„	10,4	37,5
4000	„	9,7	Koppold	9,9	35,6
5000	„	9,55	„	9,8	35,3
6000	„	9,6	Lehr	9,7	35,0
7000	„	9,5	„	9,7	35,0
8000	„	9,5	„	9,65	34,7
9000	„	9,4	„	9,61	34,6
10 000	„	9,5	„	9,65	34,7

	pro Sekunde m	pro Stunde km
55. **Seedampfer, Schnelldampfer:** „Aller" von New-York — Southampton 3058 Seemeilen in 172 Stunden schnellste Fahrt bis 16. September 1887	9,15	33
„Cimbria" im Mittel	5,70	20
„ „ Maximum	7,30	26
„ „ Minimum	4,65	16,7
56. **Seedampfer.** Hamburger Schnelldampfer, Doppel-Schraube 21 Knoten. 16000 Pferdestärken	10,8	39,0
57. **Seedampfer.** (Forts.) „Columbia" Hamburg — New-York in 6 Tagen 15 Stunden schnellste Fahrt bis 1891. ca. 3583 Seemeilen: 22,5 Knoten = . . .	11,6	41,7
58. **Seedampfer:** City of Paris. Queenstown bis Sandy-Hook 2900 Seemeilen in 5 Tagen 23 Std. 40 Min. 20,14 Knoten pro Stunde	10,4	37,5
Maximum während 24 Std. 511 Seemeilen	11,0	39,5
59. **Panzerkorvette:** mit 3 Schrauben: 23 Knoten	11,80	42,5
60. **Dampfer auf dem Hudson**	12,00	43,2
61. **Traber:** „Blue Belle" 1 Meile engl. 2 Minuten 24 Sekunden .	11,20	—
„Sonja" Traber-Stute 1500 m 2 Minuten 27 Sekunden . . .	10,20	—
gegen Radfahrer, siehe diesen, 2 Minuten 24 ½ Sekunden	10,40	—
Schnellster Traber 1892 1 Meile engl. = 1609 m	13,15	47,20
62. **Torpedo,** 25—28 Knoten	13—14,5	52,20
63. **Rennpferd,** Englisches im Maximum . . .	25,0	90,00
64. **Jagdhund**	25,0	90,00
65. **Gewitter.** Fortpflanzungs-Geschwindigkeit. Nach Dr. Lang, München.		
a) In Deutschland . . . . . im Winter schneller als im Sommer, bei Nacht schneller als bei Tage.	10,8	38,9

	pro Sekunde m	pro Stunde km
b) Nach Mohn, Meteorologie. In Norwegen 16. August 1868 in 21 Stunden 1150 km	15,2	55,0
c) Meistens in Norwegen gleich der eines starken Windes	10,6	38,2
d) Zuweilen 1/3	3,5	12,6
e) Zuweilen 3 mal so groß	31,8	125,0
f) Nach v. Bezold 1892		
Gewitter aus Südwest	13,35	48,0
„ „ Osten	9,15	33,0
66. Eisenbahn.		
a) Frankreich: Paris-Orleans	20,0	72
Paris-Marseille	17,2	62
b) Deutschland: Berlin-Köln 1890	16,7	60
Auf freier Strecke	20,0	72
Berlin-Frankfurt a. M . .	12,9	46,5
Berlin-Stuttgart	11,7	42
Berlin-Linden	12,0	43
Berlin-Straßburg	12,1	43
c) England: London-Dover	22,4	80,5
London-Bristol	21,5	77,5
London-Manchester . . .	19,9	71,2
London-Edinburg	17,9	64,5
London-Edinburg Schnellzug	20,95	75,5
Der „Fliegende Schotte“ . .	29,20	105,0
Auf einer Probefahrt wurde von einem Schnellzuge 1 Ml. engl. = 1609 m einmal in 50 3/4 Sekunden, einmal in	33,3	120,0
48 Sekunden zurückgelegt	35,2	126,5
d) Deutschland, allgemein:		
1. Max. der Personenzüge	16,2—20,8	75,0
2. „ „ Schnellzüge bis . . .	25,0	90,0
3. Eilzüge in Preußen inkl. Stations-Aufenthalt	13,0	47,0
4. Eilzüge in Sachsen und Württemberg inkl. Stationsaufenthalt . .	12,0	43,0
5. Jagdzug: Berlin-Köln	23,6	85,0
6. Güterzüge	8,33—12,5	45,0

	pro Sekunde m	pro Stunde km
e) Vorschrift des Deutschen Reiches:		
1. Hauptbahnen, höchstens . . . . sofern der Radius der Geleise gleich oder kleiner als 1000 m und die Steigung gleich oder kleiner als 5‰	20,8	75
2. Güterzüge	12,5	45
3. Ausnahmsweise kann 90 km pr. Std. genehmigt werden	25	90
4. auf Nebenbahnen	8,3	30
67. **Nervenerregung.**		
a) beim Frosch	26—30,0	—
b) „ Menschen	30—40,0	—
68. **Ocean-Wellen.**		
a) Am Kap der guten Hoffnung im Maximum	40,33	145,0
b) Westlich von Kapstadt 29. Februar 1840 . James Clark Ross, aus: „Der Ocean" von Dr. O. Kümmel.	39,67	143,0
c) Im südlichen Atlantischen Ocean	14,0	50,5
d) 24 Stunden nach dem Sturm noch . . .	13—15,0	54,0
e) Peripheriegeschwindigkeit der obersten Wasserteilchen	4,20	—
f) Am Kap der guten Hoffnung 10—11 m hoch, 3—400 m lang, horizontale Richtung .	40,0	144,0
g) Vertikalgeschwindigkeit, ab und auf: . .	2,7	—
h) Atlantischer Ocean, 2 m hoch 63 m lang. Horizontal	15,00	—
i) Vertikal im Mittel	0,95	—
k) Peripheriegeschwindigkeit der obersten Teilchen	1,50	—
69. **Eissegelboot** (Eisyacht).		
a) von Rotterdam nach Dortrecht in 20 Min. 2 Meilen geographisch	12,5	45
b) „Eisschifflein" Holland	23,0	83
c) Eisyacht, nach anderen Angaben	33,6	—
d) von Marken nach Edam in 7 Minuten, dazu gebraucht ein geübter Schlittschuhläufer 45 Minuten	50,0—60,0	216
70. **Elektrische Eisenbahn.**		
Experiment: nach Crosby. 1891 . . . nach Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse Bd. LXI. Projektiert. . . .	55,7 70,0	200,0 250,0

	pro Sekunde m	pro Stunde km
71. **Luftballon** nach Buch der Erfindungen:		
a) Nadar 1860 v. Paris 6000 m³ Gas 360 Lieux in 14 Stunden	71,4	256
Route: Compiègne — St. Quentin — Brüſſel — Mecheln — ten Boſch — Arnheim — Niemburg — Rethem ꝛc.		
b) Mödebeck, Premier-Lieutenant, 22. Januar 1890. im Mittel	30,0	108
440—500 m hoch	30,0	„
800—900 „ „	30,0	„
155 km in 1 Stunde 53 Minuten . . .	22,7	82
Max. zeitweiſe	33 und 41,0	148
c) Gurlitt, Lieutenant, 11. Juli 1889. 267 km in 3 Stunden 35 Minuten	20,7	74,5
Maximum zeitweiſe	40,0	144
72. **Vogelflug.**		
a) Saatkrähe	8—12	43,2
b) Haustaube	13	46,9
c) Wandertaube	20	72
d) Falke	21,5	77,3
e) Adler nach Buffon	24	86,3
f) Brieftaube		
1. nach „Militär-Wochenblatt“ 1890 .	16,7	60
2. ferner 3h 30 a. m — 8h 30 p. m, 1000 km am Sommertag . . .	16,3	58,5
3. 9h a. m — 4h p. m, 400 km am Wintertag	16,7	60
4. Paris-Brüſſel, 36 geogr. Meilen in 3¾ Stunden	20,0	72
5. Paris-Aachen, 48 geogr. Ml. in 4h 50′	20,7	74,5
6. Paris-Lion, 600 km in 10¼ Stunden	16,25	58
7. Maximum	30,0	108
nach Dr. Reinhardt, 1892, Frankf. a. M.		
g) Mauerſchwalbe	36,0	130
h) Hausſchwalbe	45—60,0	216
i) Rauchſchwalbe oder Briefſchwalbe, 1891 von den Franzoſen zuerſt als Kriegsbriefſchwalbe abgerichtet, ſpäter wieder aufgegeben. Fliegt dreimal ſo ſchnell als Brieftaube.		
1. Im Mittel	50,0	180

	pro Sekunde m	pro Stunde km
2. Maximum	90,0	324
3. In 2 Stunden 16 Min. 240 km .	29.4	106

73. **Wind.**

a) Beaufort-Skala. Die zur See angewandte englische Skala:

	Landskala.	Seeskala.	Knoten pr. Std.	Geschwindigkeit und Segelführung eines Schiffes.	pro Sekunde m	pro Stunde km
Still . . .	1	0	3	Keine Fahrt . . .	1,3	4,7
Leiser Zug .		1	8	Das Schiff steuert .	3,6	13
				Knoten		
Leicht . . .	2	2	13	Das Schiff fährt 1—2	5,8	21
Schwach . .		3	18	„ „ „ 2—4	8,0	28,8
Mäßig . .	3	4	23	„ „ „ 4—6	10,3	37
Frisch . . .		5	28	Ober-Bramsegel . .	12,5	45
Stark . . .	4	6	34	Einf. gereff. Marssег.	15,2	55
Steif . . .	5	7	40	Dopp. „ „	17,9	64,5
Stürmisch . .		8	48	Dreif. „ „	21,5	77,4
Sturm . . .		9	56	Dicht „ „	25,0	90
Starker Sturm	6	10	65	„ „ Großsegel	29,1	105
Heftiger Sturm		11	75	Sturm Stagsegel .	33,5	120,5
Orkan . . .		12	90	Kein Segel kann geführt werden . .	40,2	144

b) 4,5 mm Barometer Gradient (Gefälle) pro Meridian-Grad ist durchschnittl. ein Sturm.

c) Auf dem Eifelturm, 303 m hoch über der Erde, im Mittel 7,0 25
39% mehr als 8,0 28,8
21% „ „ 10,0 36
21 m hoch über der Erde im Mittel . 2,0 7,2
aus 101 Beobachtungstagen im Monat Juni, Juli, August, September 1889. Das Minimum bei Sonnenaufgang und Maximum Abends 6h und 11h Nachts.

d) Da Luftballonfahrten mit einer Geschwindigkeit von 70 und 71,4 m pro Sekunde gemacht worden sind, muß in höheren Regionen auch diese Geschwindigkeit als Wind-Geschwindigkeit vorkommen . . 71,4 256
wird jedoch im Ballon als Windstille empfunden.

	pro Sekunde m	pro Stunde km
e) Tornado (nach Mohn, Meteorologie)		
1. Geschwindigkeit des Centrums . .	6—30	108
im Mittel Fortbewegung desselben	15	54
2. Geschwindigkeit des Wolkenwirbels	15—150	540
im Mittel	100	360
74. **Bombe** (Dynamitbombe) der Graydonschen Kanone aus der Fabrik Saunton, Delmard, Lane & Co., Birmingham. Schmalröhriger Hinterlader 15" engl. Kaliber. 600 Pfund Dynamit im Geschoß. Durch Expansion von komprimierter Luft in 30 Sek. 3 engl. Mln. Geschoß 6' 3" engl. lang; Geschütz 30' engl. lang.	187	673
75. **Flutwelle** nach neueren übereinstimmenden Untersuchungen.		
a) In großen, weiten Fluß- oder Meerbusen-Mündungen $v = \sqrt{}^{2/3}\, g\, h$		
b) In kleinen, engeren Mündungen $v = \sqrt{}^{1/3}\, g\, h$		
worin v = Geschwindigkeit in m		
g = Beschleunigung der Schwere = 9,8 siehe Fallgeschwindigkeit		
h = mittlere Tiefe in m.		
1. Elbe bei Glückstadt	6,45	23,2
„ „ Brunshausen	5,55	20
„ „ Hamburg	6,68	24
2. Weser bei Farge	7,50	27
„ „ Hasenbueren	3,82	13,7
3. Hudson bei Governors Island . .	12,80	46
„ „ Dobbs Ferry . . .	9,00	32,4
„ „ Verplanks Point . .	7,30	26,25
„ „ Fishkill landing . . .	9,45	34
„ „ Esopus Island . . .	9,95	35,8
„ „ Tivoli	6,70	24,1
„ „ Albany	4,80	17,2
4. Delaware bei Port Penn . . .	9,65	34,7
„ „ Edgemoor	7,12	25,6
„ „ Fort Mifflin . . .	6,80	24,5
„ „ Five Mile Point .	5,52	20,0

	pro Sekunde m	pro Stunde km
Delaware bei Burlington . . .	5,32	19,2
„ „ Trenton . . .	4,57	16,5
5. St. Johns Fluß bei Jacksonville .	4,00	14,4
6. Ravitan Fluß bei New Brunswick .	4,64	16,7
7. James Fluß bei Brauerei Richmond	6,05	21,8
c) im Ocean		
1. bei 8000 m Tiefe	236,5	850
2. „ 100 m „	26,7	96
3. „ 10 m „	7,0	25
4. zwischen Cap de la Hayne und der englischen Insel Alderney im Kanal	4,5	16
5. in den Hebriden, Lofodden, Farör Inseln	5—5,6	20
6. die sogenannte Barre in der Seine-Mündung 2 m hoch	5—7,5	27
76. **Wolken**, leuchtende, 83 km hoch über dem Erdboden, meistens 75 bis 76 km hoch. 100° C und mehr Grad Kälte. 7 mal so schnell wie die schnellsten Wolken gewöhnlicher Art und fast die gleiche Geschwindigkeit des Schalles Aus „Gaea" 1891. S. 121.	308	1110
77. **Schall** bei 0° C und 760 mm Barometerstand	332,5	1197
„ 10° C	338,5	1210
„ 20° C	344,4	1235
„ 30° C	350,3	1261
78. **Infanteriegewehrkugel** und Büchsenkugel . .	430	1548
79. **Geschoß** der deutschen Feldartillerie . . .	450	1620
80. **Erde**. Bei der Axendrehung ein Punkt des Aequators	464	1670
81. **Kanonenkugel**	350 — 465	1674
82. **Geschoß** der deutschen Küstenartillerie . .	510	1836
83. **Pulverexplosion** in Rom (nach „Int.-Bl. Frankfurt a. M. 1891"), auf 22 km Entfernung pflanzte sich die Bodenerschütterung fort mit	600	—
84. **Atome** bewegen sich nach Clausius Pogg. Ann. Bd. 100, um die Spannkraft der Gase zu erklären, mit einer Geschwindigkeit beim		
Sauerstoff mit ca	461	1660
Stickstoff „	492	1770
Wasserstoff „	1844	6638

	pro Sekunde m	pro Stunde km
nach Maxwell beim Wasserstoff mit	2000	7200
und pro Sekunde 18 000, nach anderen 4 Milliarden Schwingungen.		
85. **Erdstöße** von Japan bis Birnel, den 28. Oktober 1891 in 49 Minuten	3000	—
ähnlich dem Erdbeben in Taschkent Mittel-Asien und Patras.		
Berliner Sternwarte.		
86. **Planeten** auf ihrer Bahn um die Sonne:		
a) Neptun 0,75 Meilen geogr.	6500	23400
b) Uranus 0,95 „ „	7100	25500
c) Saturn 1,33 „ „	9920	35700
d) Jupiter 1,81 „ „	13500	48600
e) Mars 3,34 „ „	24900	89500
f) Erde 4,12 „ „	30700	110000
g) Venus 4,84 „ „	33300	120000
h) Merkur 6,62 „ „	49500	178000
87. **Planetarische Nebel** in der Gesichtslinie (nach „Publ. of the Astron. Society of the Pacific No. 11“):		
Nebelfleck G.C. 4234 (Σ 5)	— 17100	
5851	— 10200	
4373	— 47200	
4390 (Σ 6)	+ 7300	
N.G.C. 6790	+ 58500	
G.C. 4510	— 1700	
4514	+ 10800	
4628	— 26200	
N.G.C. 7027	+ 25600	
G.C. 4964	+ 2300	
— bedeutet Annäherung; + Entfernung.		
88. **Sternschnuppen** im Mittel	643 800	
89. **Kometen.** Kometenkern von 1843 im Perihelium	593 600	
Dessen Schweif an seinem Ende ca . .	2 100 000	
	pro Sekunde m	
90. **Elektrizität.**		
a) nach Walker im Eisendraht 4000 Ml. geogr.?	29 680 000	
b) nach Fizeau und Gounelle		
im Eisendraht 13500 Meilen . . .	100 000 000	
im Kupferdraht 24300 „ . . .	180 306 000	

		pro Sekunde m
c) nach Kirchhoff	41940 „ . . .	311 195 000
d) nach Weber	59321 „ . . .	440 162 000
e) Von Cambridge bis San Francisco und zurück bei geschlossener Leitung 2 mal 5560 km in 0,8 bis 0,65 Sekunden d. i.		13 900 000—17 108 000
f) im Kupferdraht		450 000 000

91. **Licht.**

a) nach Foucault und Fizeau 40130 Ml. geogr. nach indischen Messungen in atmosphär. Luft	297 900 000
b) nach Cornu	300 400 000
c) nach anderen	305 684 636
d) nach Römer aus den Jupiter-Monden 42 000 Meilen geographisch	311 640 000
e) aus der Aberration des Lichts nach Bradley 40 130 Meilen geographisch	316 446 000

f) Die Geschwindigkeit des Lichtes in verschiedenen Körpern verhält sich umgekehrt wie deren Brechungszahlen.

Dieselben sind für

Leeren Raum	1,000 000
Wasserstoffgas	1,000 138
Sauerstoffgas	1,000 272
Stickgas	1,000 300
Atmosphärische Luft . . .	1,000 294
Eis	1,308
Wasser	1,336
Alkohol, absoluter	1,375
Terpentinöl	1,476
Kalkspat	1,483—1,654
Crownglas	1,503
Bergkrystal	1,547
Flintglas	1,584—1,642
Diamant	2,500

g) Jedes Ätherteilchen schwingt pro Sekunde beim roten Licht 400 billionenmal und pro Sekunde beim violetten Licht etwas weniger als 800 billionenmal.

Diese Zahlen gelten nur für mittlere Temperaturen und für gelbes Licht.

6. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

In dieser Sektion sprachen am

18. Januar: Herr Dr. Benkard und Herr Dr. P. Neumann über
„den Entwurf eines Gesetzes betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung".

1. und 15. Februar: Herr Dr. Wurzmann über
„das neue Statut der Stadt Frankfurt für das gewerbliche Schiedsgericht".

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis 30. April 1892 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. Ph. Pauli, Direktor der Höchster Farbwerke, hier;
„ H. Hohenemser, Bankdirektor, hier;
„ F. Levy, Direktor des „Herold", hier;
„ A. Müller, Redakteur des „Herold", hier;
„ Dr. F. Müller, Chemiker, Mainkur;
„ S. Katzenstein, Gerichtsakzessist, Gießen.

Es sprachen am

8. Januar: Herr Moritz A. Loeb über
„die Frau, von Bebel".

25. Januar: Herr Dr. C. Junghans über
„die volkswirtschaftlichen Wirkungen des Genossenschaftsgesetzes vom 1. Mai 1888".

8. Februar: Herr Gustav Maier über
„Rückblick auf die Geschichte der Vereinigung und allgemeine Betrachtungen";

22. Februar: Herr S. Uhlfelder über
„den neuen Entwurf des Checkgesetzes".

28. März: Herr Dr. Stamm über
„Soziale Anforderungen an die Volksschule".

4. April: Besprechung des Lehrganges des Herrn Dr. Diehl.

25. April: Herr Dr. Quarck über
„die persönliche Freiheit im Wirtschaftssysteme des Individualismus".

Die eingesandten Berichte lauten:

1. Bebel: „Die Frau und der Sozialismus"[1]) von Herrn Moritz A. Loeb.

Das vielbesprochene Buch Bebels behandelt zwei verschiedene Gegenstände, die, wenn sie auch in inniger Beziehung zu einander stehen, doch weit besser getrennt besprochen worden wären.

Zunächst will Bebel seine Leser über die gesellschaftliche Stellung der Frau in Vergangenheit und Gegenwart unterrichten. Nachdem sich ihm als Fazit dieser Betrachtungen ergeben hat, daß die Frau in allen uns historisch bekannten Perioden eine unfreie und dem Manne untergeordnete Stellung eingenommen hat, kommt er zu dem Schlusse, daß die Frau eine Befreiung aus ihrem „Sklavenjoche" nur von dem Sozialismus zu erhoffen hat. Die Notwendigkeit einer Ablösung der heutigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung durch den Sozialismus ist aber, nach Bebel, nicht nur durch die Frauenfrage bedingt, sondern auf fast allen Gebieten weist die moderne Gesellschaft Schäden auf, für die sie keine Heilung findet. Daß diese Schäden mit der heutigen Wirtschaftsordnung organisch verknüpft sind, sowie die Möglichkeit ihrer Vermeidung in der sozialistisch organisierten Gesellschaft der Zukunft, versucht Bebel in dem zweiten und interessanteren Teile seines Buches nachzuweisen.

Bebel geht davon aus, daß das Mutterrecht die Urform der menschlichen Gesellschaft bilde; als dieses verschwand, um dem Vaterrechte Platz zu machen, nahm die Unterdrückung der Frau ihren Anfang. Kritiklos folgt hier Bebel den Ausführungen von

[1]) 10. Auflage. Stuttgart. J. H. W. Dietz.

*

Morgan, Bachofen und Engels und unterläßt jeden Hinweis, daß dieses „Mutterrecht“ nur eine Hypotheſe iſt, die zahlreiche Gegner hat und deſſen vereinzelte Anhänger dieſen hypothetiſchen Charakter zum Teil ſelbſt zugeben. So z. B. Lamprecht.[2])

Unter dem Vaterrechte, führt Bebel weiter aus, herrſchte neben der Kaufehe die Raubehe. Ob man als Beweis für letztere den Raub der Sabinerinnen anführen darf, muß mindeſtens fraglich erſcheinen; gänzlich falſch aber iſt es, als Beweis für die Inſtitution der Raubehe auch unter den jüdiſchen Stämmen den Raub der Töchter Silos durch die Benjaminiten anzuführen, wie Bebel dies thut.[3]) Aus der angegebenen Stelle geht vielmehr genau das Gegenteil hervor, nur muß man ſich die Mühe nehmen, nicht nur die von Bebel angezogenen Verſe,[4]) ſondern auch die beiden vorhergehenden Kapitel zu leſen. In dieſen wird ausführlich geſchildert, wie der Stamm Benjamin wegen einer in ſeiner Stadt Gibeah begangenen und ungeſühnt gelaſſenen, grauenhaften Unthat von den übrigen Stämmen der Vernichtung preisgegeben wird. In dieſem Bruderkriege findet der ganze Stamm Benjamin einſchließlich der Frauen und Kinder ſeinen Untergang; nur 600 kriegsfähige Männer bleiben übrig. Auch dieſe ſind zum Ausſterben verurteilt, weil die übrigen Stämme ſich durch Eid verpflichtet haben, keine ihrer Töchter einem Benjaminiten zur Frau zu geben. Nachdem jetzt das Verbrechen ſeine Sühne gefunden hat, greift das Erbarmen Platz, und um das Ausſterben des Stammes Benjamin zu verhindern, gaben die Älteſten des Volkes den übriggebliebenen Sechshundert die Erlaubnis, bei dem Feſte der Stadt Silo Töchter dieſer Stadt als Frauen hinwegzuführen. Auf dieſes in der Bibel einzig daſtehende und deshalb wohl in ſolcher Ausführlichkeit geſchilderte Ereignis baſiert Bebel ſeinen Satz: „Auch jüdiſche Stämme pflegten Frauenraub“.

---

[2]) Deutſche Geſchichte B. I. S. 95. „.... Es iſt keine Reihe feſtſtehender Thatſachen im gewöhnlichen Sinne geſchichtlicher Beglaubigung, von der ſoeben die Rede geweſen iſt. Es handelt ſich um Wendungen und Wandlungen, welche vor aller geſchriebenen Geſchichte liegen.“

[3]) S. 33 a. a. O.

[4]) Buch der Richter, Kap. 21, V. 20 und weiter.

Es würde sich nicht verlohnt haben, auf diesen Irrtum Bebels so ausführlich hier einzugehen, wenn dieses Beispiel nicht typisch wäre für jene zahlreichen Fälle, wo Bebel in seinem Buche Zitate anführt und Beweise bringt, die sich bei näherer Betrachtung in nichts auflösen oder gar das Gegenteil dessen darthun, was sie eigentlich beweisen sollen.

In diese Kategorie gehört fast alles, was Bebel aus dem Alten Testament über die Frau und die Ehe zitiert. „Die zehn Gebote des Alten Testaments richten sich nur an den Mann, denn die Frau wird im neunten Gebot mit dem Gesinde und den Haustieren zugleich genannt und der Mann gewarnt, sich weder nach des Nächsten Weib, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Esels, noch alles, was der Nächste habe, gelüsten zu lassen. Die Frau erscheint also hier als Objekt, sie war ein Stück Eigentum . . . .“ [5])

Es ist schwer diese Ausführungen Bebels ernst zu nehmen, denn allein aus dem 5. Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren!“ ergiebt sich klar genug, welche Stellung das Alte Testament der Frau zuweist. Bebel geht dann über zu der Einwirkung, die das Christentum auf die Stellung der Frau ausgeübt hat, und findet, daß die in der abendländischen Welt hierbei eingetretene Besserung nicht durch, sondern gegen den Einfluß des Christentums erfolgt sei. Nach kurz gehaltenen Betrachtungen über die sozialen Verhältnisse im Mittelalter, die nur bei der Reformation etwas eingehender verweilen, kommt Bebel auf die Frau der Gegenwart zu sprechen. Auch hier sieht er in der Frau nur die Unterdrückte, die Sklavin, ein Verhältnis, das sich nicht etwa auf die proletarischen Kreise beschränkt, sondern in allen Schichten der heutigen Gesellschaft macht die Ehe den Mann zum Herrscher, die Frau zu seiner ersten Dienerin. So heißt es im Eingange des betreffenden Kapitels [6]): „Eine Menge Bande und Hindernisse, die der Mann nicht kennt, bestehen für sie und hemmen sie auf Schritt und Tritt. Vieles, was dem Mann erlaubt ist, ist ihr

[5]) Die Frau und der Sozialismus S. 42.

[6]) 6, 72 a. a. O.

verſagt; eine Menge geſellſchaftlicher Rechte und Freiheiten, die jener genießt, ſind, von ihr ausgeübt, ein Fehler oder ein Verbrechen.“

Die beſtehende Einehe iſt, nach Bebel, lediglich das Produkt des Privateigentumrechts, das legitime Erben verlangt und deshalb zur Zwangsehe führt. Der Druck, den die oberen Klaſſen der Geſellſchaft ausüben, iſt ſtark genug, um auch die unteren Klaſſen der Zwangsehe zu unterwerfen, trotzdem dieſe gar nichts zu vererben haben. Fällt aber dereinſt mit dem Siege des Sozialismus das Privateigentum, ſo fällt damit auch der Hauptgrund für die Einehe, und die freie Liebeswahl tritt an ihre Stelle. Bebel ſucht nachzuweiſen, daß bereits in der Gegenwart dieſe Entwickelung ſich geltend macht, daß die Ehe von heute als Feſſel nur für die Frau gilt, während der Mann ſich, trotz nominell gleicher Pflichten, einer thatſächlichen Ungebundenheit erfreut.

Zu dieſen Schlüſſen gelangt Bebel, indem er Ausnahmefälle, insbeſondere aus den höheren Schichten, Zeitungsartikel, ja ſogar einzelne Annoncen als genügendes Beweismaterial betrachtet, um die Schlechtigkeit der beſtehenden Zuſtände zu veranſchaulichen und uns glaubhaft zu machen, daß die Ehe-Inſtitution von innen heraus ihrer Auflöſung entgegengehe.

Weit ernſter iſt es zu nehmen, was Bebel über die äußeren Faktoren ſagt, die die Ehe und das Familienleben ſpeziell der arbeitenden Klaſſen verkümmern und zerſtören. Hierher rechnet er die übermäßig lange Arbeitszeit, 10—14 Stunden, die dem Familienvater keine Zeit läßt, ſich ſeiner Frau und ſeinen Kindern zu widmen. Ferner in den Großſtädten die ſchrecklichen Wohnungsverhältniſſe, die es verſchulden, wenn auch der verheiratete Arbeiter ſeine wenigen Freiſtunden lieber in dem Wirtshauſe verbringt, als in ſeinem eigenen Heim, das in den meiſten Fällen keine „Wohnung“ iſt, ſondern nur eine Schlafſtätte, in der zugleich gekocht, gewaſchen, gebügelt wird und alle die anderen Verrichtungen des häuslichen Lebens ihre Erledigung finden.

Wie aber Bebel bei ſeiner Kritik der Ehe in den bürgerlichen Kreiſen überſehen hat, daß die von ihm gerügten Zuſtände Ausnahmen bilden, während die große Mehrzahl der Ehen ſich rein und vorwurfsfrei erhält, ſo überſieht er hier bei Beurteilung

der Ehe der arbeitenden Klassen, wie eine Wendung zum Besseren sich auf dem Boden der bestehenden Ordnung anbahnt. Es sind hier in erster Linie zu nennen die Beschränkung der Sonntagsarbeit, das Verbot der Kinder- und teilweise auch der Frauenarbeit. Der gewaltigste Fortschritt auf diesem Wege, der Maximalarbeitstag, wird leider in Deutschland noch lange auf sich warten lassen, aber die Möglichkeit seiner Einführung ist heute schon gegeben, und die allein kann hier ausschlaggebend sein.

Wenn Bebel ferner gegen den Zwang ankämpft, den die einmal geschlossene Ehe den Gatten auferlegt, auch wenn die Zuneigung, die den Bund veranlaßte, schon geschwunden ist, so übersieht er, daß die Ehe sich doch in den meisten Fällen nicht nur als eine Vereinigung zweier Menschen darstellt, die auch auf den bloßen Wunsch des einen Teiles gegebenen Falles sofort wieder aufzulösen ist. In den meisten Ehen tritt durch den Kindersegen ein drittes Moment hinzu, das beiden Gatten von ihren Rechten nimmt und ihnen Pflichten auferlegt. Sind doch die Erschwerungen, mit welchen unsere Gesetzgebung die Ehescheidung umgiebt, wesentlich mit Rücksicht auf die künftige Generation getroffen, und wenn Bebel in ihnen hauptsächlich ein privilegium odiosum des Mannes erblickt, so ist dies insofern unrichtig, als diese Erschwerungen ebenso den Mann benachteiligen, wenn die Frau einer Trennung sich widersetzt.

Von der Ehe der Zukunft meint Bebel: „Dieser Bund ist Privatvertrag ohne Dazwischentreten irgend eines Funktionärs“ [7]) und ferner: „Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist genau ebenso jedes einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jedes anderen Naturtriebes. Es hat niemand darüber anderen Rechenschaft abzugeben, und kein Unberufener hat sich einzumischen“. Die sozialistische „Gesellschaft“, den „Staat“ perhorresziert Bebel ausdrücklich, kümmert sich also in keiner Weise um die geschlossenen Verbindungen, wobei nur die Frage offen bleibt, was geschehen soll, wenn Fälle von Inzest vorkommen oder wenn eine Verbindung mit Minderjährigen eingegangen wird.

---

[7]) S. 337 a. a. O.

Um die Frau der Zukunft so zu stellen, daß sie ihren Gatten wirklich wählen kann und nicht um einer Versorgung willen sich einem ungeliebten Manne verbinden muß, statuiert Bebel die gleiche Arbeitspflicht für beide Geschlechter.

Bebel hat vollkommen Recht, wenn er den heutigen Gegnern der Frauenemanzipation vorwirft, daß sie die Frauenarbeit für alle schweren und gesundheitswidrigen Beschäftigungen, wie z. B. Textilindustrie, Kohlenbergwerke, ruhig hinnehmen, und daß ihr für die Frauenwürde so besorgtes Gemüt sich erst dann zu empören beginnt, wenn eine Frau die kaufmännische oder gar die akademische Laufbahn einzuschlagen wünscht. Mag es aber auch für die Gegenwart nötig erscheinen, der Frau den Zugang zu den meisten Berufen zu eröffnen, weil ihr natürlicher Beruf, die Ehe, Hunderttausenden verschlossen ist, so bleibt doch immer die Frage offen, ob dies auch für alle Zukunft wünschenswert sei. Bebel bejaht diese Frage, wie wir gesehen haben, nachdem er sich in längerer Ausführung zu erweisen bemüht, daß die heute unleugbar vorhandene Verschiedenheit der physischen und der geistigen Leistungsfähigkeit beider Geschlechter einzig die Folge der durch Generationen geübten Unterdrückung der Frau darstellt. Es würde zu weit führen, hier auf diese Frage näher einzugehen, nur so viel sei bemerkt, daß Bebel auf die Verschiedenheit des Körperbaues beider Geschlechter, die von jeher bestand, doch wohl zu wenig Gewicht legt.

Ein besonderer Abschnitt „Staat und Gesellschaft“ verläßt die Frauenfrage und beschäftigt sich mit anderen Seiten der sozialen Frage. Die Anhäufung der Reichtümer in wenigen Händen, die Zerreibung des Mittelstandes, die Schäden des Militarismus und der Prostitution finden eine treffende Beleuchtung. Allerdings geht es auch hier nicht ohne Übertreibungen und Unrichtigkeiten ab, von denen einige, zusammen mit solchen aus früheren Kapiteln, hier Erwägung finden sollen. S. 248 spricht Bebel davon, daß weite Waldgebiete, die leicht urbar gemacht werden könnten, dem Jagdvergnügen vornehmer Herren reserviert sind; die Befürchtung, als ob Abholzungen verminderte Feuchtigkeit bedingen, weist er zurück und fährt wörtlich fort: „Was die Feuchtigkeitsentwickelung betrifft, so bestreitet die neuere wissenschaftliche Forstwirtschaft über-

haupt den großen maßgebenden Einfluß des Waldes auf die Feuchtigkeitsentwickelung". 50 Seiten weiter lesen wir: „Große Waldverwüstungen, namentlich auf den Bergen und insbesondere durch Private, verstärken die Überschwemmungsgefahr. Der unsinnigen, auf „Profit" berechneten Waldverwüstung soll die merkbare Verschlechterung des Klimas und eine Abnahme der Bodenfruchtbarkeit in den Provinzen Preußen, Pommern 2c. geschuldet sein."

S. 250 bringt Bebel eine Tabelle der größten Grundbesitzer Deutschlands, die einem Buche Flürscheims*) entnommen ist. Flürscheim selbst hat diese Aufstellung einem Buche des Professor Walker entlehnt und inzwischen wiederholt erklärt, daß die ungeheuren Zahlen, welche diese Tabelle aufführt, auf einem Irrtum beruhen.

S. 156/157 bespricht Bebel die erhöhte Sterblichkeit in Findelhäusern, empfiehlt aber trotzdem die kommunistische Kindererziehung durch den Staat.

S. 159 will Bebel eine Zunahme der Sittlichkeitsverbrechen in Deutschland aus einer Tabelle beweisen, die die Jahre 1882 bis 1888 umfaßt.

Hiernach war die Zahl der Verurteilten 1882 . . . 2918
1888 . . . 3088

was, wie Bebel meint, eine geringe Zunahme bedeutet. Berücksichtigt man aber, was Bebel völlig übersehen hat, das inzwischen eingetretene Wachstum der Bevölkerung (pro Jahr durchschnittlich 1 %), so ergiebt sich statt der Zunahme eine Abnahme.

Viel bedauerlicher aber als Unrichtigkeiten der vorerwähnten Art ist es, daß Bebel sich nicht entschließen kann, mit dem Schlagwort von der „anarchischen Produktion" zu brechen. An verschiedenen Punkten urteilt er, unter augenscheinlicher Benutzung der Ausführungen Flürscheims, ganz richtig, daß wir nicht an einer „Überproduktion", sondern an einer Unterkonsumtion kranken. Bebel sieht ein, daß es nicht angeht, von überproduzierten Gütern zu sprechen, so lange Hunderttausende, ja Millionen Menschen vor-

*) Michael Flürscheim: „Der einzige Rettungsweg".

handen sind, die an diesen gleichen Gütern Mangel leiden. Trotzdem führt er uns die „anarchische“ Produktion als Ursache aller Krisen vor. Von einer anarchischen Produktion könnte man aber nur dann sprechen, wenn heute von einer Warengattung zu viel, von einer anderen zu wenig produziert würde. In Wahrheit liegen die Dinge so, daß von jeder Warengattung zu viel produziert wird, so weit es sich um die Kauffähigkeit handelt, und von jeder Gattung zu wenig, wenn man die Konsumfähigkeit der in ihrem Verbrauche künstlich eingeschränkten breiten Massen mit in Betracht zieht.

Bebel steht hier ganz unter dem Einflusse der Anschauungen seiner Partei, zu deren eisernem Inventar das Schlagwort von der „anarchischen Produktion“ heute noch so gehört, wie früher das eherne Lohngesetz. Aus diesem Begriffe schöpft der Sozialismus den Glauben an seine Mission, die Zertrümmerung des „Staates“ und seine Ersetzung durch die Gesellschaft der Zukunft. Zur Begründung dieser Forderung würde nämlich das ganze düstere Bild, welches Bebel von der heutigen Gesellschaft entwirft, nicht ausreichen. Alles was er hier an Beweisen zusammenträgt, um die verheerenden Wirkungen der kapitalistischen Produktion darzuthun: die ungleiche Verteilung des Einkommens, das Anwachsen des Proletariats einerseits und der Riesenvermögen andererseits, die Vernichtung des Kleingewerbes, das Wachstum der Prostitution und der Wohnungsnot u. s. w., alle diese Momente, sie lassen sich direkt oder indirekt darauf zurückführen, daß Grundrente und Zins den Löwenanteil aus der Produktion an sich ziehen, und das reine Arbeitseinkommen auf eine Stufe herabdrücken, wo für die Massen nur noch ein Existenzminimum bleibt. Würde es gelingen, jene Abzüge für Grundrente und Zins zu beseitigen oder sie wenigstens auf ein Minimum zu reduzieren, so könnte das Arbeitseinkommen unter Benutzung des heutigen Standes von Wissenschaft und Technik so steigen, daß eine behagliche Existenz auch für die Massen möglich wäre. Ist die Beseitigung jener Faktoren aber auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung zu erzielen? Wenn wir sehen, wie der Zinsfuß seit Jahrzehnten sinkt, wenn wir ausführbare Vorschläge hören, durch Verstaatlichung des Grundes und Bodens,

die Grundrente in den Besitz der Allgemeinheit überzuführen und als unmittelbare Folge den Zinsfuß bis auf eine Risikoprämie verschwinden zu lassen, dürfen wir diese Frage wenigstens im Prinzip bejahen. Bebel ist von seinem Parteistandpunkte aus anderer Ansicht; ihm sind „Unternehmergewinne" und „anarchische Produktion" die Quelle aller Übel, deshalb muß die ganze Produktion der Willkür des Einzelnen entzogen und der „Gesellschaft" als Monopol übergeben werden.

Sehen wir also, wie Bebel in seiner Gesellschaft sich die Regelung der Produktion denkt. Selbstverständlich müssen als Vorbedingung Grund und Boden wie Produktionsmittel konfisziert werden; den hierfür nötigen Rechtstitel holt sich Bebel aus der Geschichte. Die Legung der freien Bauern durch den Adel, die Säkularisation der Kirchengüter u. s. w. sind ihm Vorbild genug. Wir wollen uns hier nicht mit dem Bedenken aufhalten, daß Unrecht auch durch tausendfältige Wiederholung nie zum Recht werden kann, sondern annehmen, es sei geschehen: was dann?

Die Gesellschaft stellt durch ihr Zentralkomitee den voraussichtlichen (?) Bedarf in jedem Produktionszweige fest. Hier heißt es dann wörtlich: „Der Einzelne entscheidet selbst, in welcher Thätigkeit er sich beschäftigen will, die große Zahl der verschiedensten Arbeitsgebiete trägt den verschiedensten Wünschen Rechnung. Stellt sich auf einem Gebiet ein Überschuß, auf dem andern ein Mangel an Kräften heraus, so hat die Verwaltung die Arrangements zu treffen und einen Ausgleich herbeizuführen." Entkleiden wir den letzten Satz seiner Verbrämung, so stellt er sich als eine strikte Verneinung der freien Berufswahl dar; es ist dies auch ganz folgerichtig, da unmöglich angenommen werden kann, daß sich für jeden Produktionszweig genau so viele Kräfte melden, als eben nötig sind. Die Schäden, die mit einer Aufhebung der Berufswahl verknüpft sind, zu erörtern, ist hier nicht der Platz. Sehen wir vielmehr, wie die „Gesellschaft" ihre Glieder lohnt. Von einer Löhnung in Geld kann natürlich keine Rede sein; der einzige Wertmesser, den die Gesellschaft anerkennt, ist die Arbeitszeit. „Die Arbeitszeit, die durchschnittlich nötig ist, um einen Gegenstand herzustellen, ist allein das Maß, an dem er für den gesellschaftlichen

Gebrauch gemeſſen wird. . . . . Irgend ein Zertifikat, ein bedrucktes Stückchen Papier, Gold oder Blech, beſcheinigt die geleiſtete Arbeitszeit und ſetzt den Inhaber in die Lage, dieſe Zeichen gegen ſeine Bedürfnisgegenſtände von der verſchiedenſten Art umzutauſchen.“ [9])

Bebel fühlt offenbar das Bedürfnis den reinen Kommunismus, wie er in dem Satze des Gothaer Programms niedergelegt war: „Jedem Arbeit nach ſeinen Fähigkeiten, Genuß nach ſeinem vernunftgemäßen Bedürfnis“, abzulehnen und die individuelle Arbeitsleiſtung nach ihrem Gebrauchswerte zu lohnen. Leider hat er hier von all den Dingen, an welchen man das Wertverhältnis der Güter meſſen kann, das denkbar veränderlichſte gewählt. Zunächſt würde es ſich in der Praxis wohl als unmöglich erweiſen, die Tauſende von Gebrauchsgütern in ihren unzähligen Abarten, wie ſie der moderne Konſum verlangt, richtig auf die in ihnen enthaltene durchſchnittliche Arbeitszeit zu tarifieren. Aber ſelbſt zugegeben, daß die Zentralbehörde dies ſchier übermenſchliche Kunſtſtück fertig brächte, wie will ſie jener anderen Schwierigkeit begegnen, die aus der fortwährenden Veränderung des Arbeitsprozeſſes ſelbſt erwächſt? Tagtäglich werden in den verſchiedenſten Induſtriezweigen Verbeſſerungen und Erfindungen eingeführt, die eine Abkürzung der auf das einzelne Gebrauchsobjekt verwendeten Arbeitszeit ermöglichen. Einmal endgiltig feſtgeſetzte Tarife für die durchſchnittliche Arbeitszeit kann es ſonach nicht geben; die Tarife müßten vielmehr nach jedem kleinen Fortſchritt in der Produktion geändert werden, was natürlich unausführbar iſt.

Bebel ſcheint ſich über die Wirkung dieſer Entlohnung nach der Arbeitszeit ſelbſt nicht ganz klar geworden zu ſein, denn er läßt ſich — Seite 85 — die Frage entgegenwerfen: „Aber wo bleibt der Unterſchied zwiſchen Faulen und Fleißigen? zwiſchen Intelligenten und Dummen?“ Hierauf lautet die Antwort: „Einen Unterſchied giebts nicht, weil das, was wir unter dieſen Begriffen verſtehen, nicht mehr exiſtiert.“

Bebel hat hier die Konſequenzen ſeines eigenen Syſtems vergeſſen, denn lohnt die Geſellſchaft die für ſie erzeugten Gebrauchs-

[9]) S. 283 und 284 a. a. O.

werte nach der hierzu nötigen durchschnittlichen Arbeitszeit, so wird nicht nur der Fleißige mehr an Gütern erhalten können, als der Faule, sondern der Intelligente wird, was für den echten Sozialisten noch schrecklicher ist, in der gleichen Arbeitszeit noch mehr verdienen, als der Ungeschickte.

Die Widersprüche, in die sich Bebel hier verwickelt, sind keine zufälligen, die etwa von einem logisch schärfer gefaßten Systeme hätten vermieden werden können. Sie sind vielmehr die notwendige Folge aus dem unmöglichen Unterfangen, die gesamte Produktion durch eine Behörde regeln zu wollen: an dieser Aufgabe muß jede Kraft scheitern. Bebel fügt nur der einen Unmöglichkeit noch eine zweite hinzu, indem er innerhalb der gesellschaftlich geleiteten Produktion, der Individualität und dem Egoismus einen gewissen Spielraum geben will. Beides sind aber Gegensätze, die nicht zugleich herrschen können.

Der Egoismus ist die Triebfeder unserer wirtschaftlichen Verhältnisse, und er wird es so lange auch noch sein müssen, als die Menschen eben Menschen bleiben mit all ihren Fehlern, Schwächen und Leidenschaften. Jede Sozialreform, die mehr thun will, als sich unter Ausmalung einer rosigen Zukunft die Herrschaft über die Massen zu erringen, muß mit dem Egoismus als bleibendem Faktor rechnen. Die Aufgabe liegt darin, einen Weg zur Abschaffung des arbeitslosen Zins- und Grundrenten-Einkommens zu finden, ohne daß gleichzeitig eine Aufhebung der wirtschaftlichen Freiheit des Individuums eintritt.

Versuche hierfür liegen in den Arbeiten von Flürscheim und Hertzka vor, und wenn hier auch unerörtert bleiben kann, wie weit deren Vorschläge zum Ziele führen können, so ist doch anzunehmen, daß die Lösung des Rätsels, das unter dem Namen der sozialen Frage die Kulturwelt beherrscht, in der von jenen Autoren angegebenen Richtung zu suchen sein wird.

Wenn sonach die Lösung, wie sie uns Bebel bietet, sich als unausführbar erweist, so bleibt von seinem Buche anzuerkennen, daß es die Schäden unserer Zustände in scharfer, unerbittlicher Weise in einer stets fesselnden Darstellung bespricht. Allerdings läuft auch hier, wie wir gesehen haben, mit dem Wahren so viel

Falsches unter, daß man füglich bezweifeln darf, ob das Buch wirklich „die Menschen klüger und einsichtiger zu machen" geeignet ist, zu welchem Zwecke es der Verfasser nämlich geschrieben hat, wie er in edlem Selbstgefühl ausdrücklich bemerkt. [10])

2. Die wirtschaftlichen Wirkungen des Genossenschaftsgesetzes vom 1. Mai 1889. Von Herrn Dr. jur. C. Junghans.

Nachdem seit Bestehen des neuen Genossenschaftsgesetzes etwa zwei Jahre verflossen sind, ist es jetzt schon möglich einen großen Teil der Wirkungen des Gesetzes zu übersehen. Im Großen und Ganzen sind die Erwartungen, welche man an dieses Gesetz in betreff der Fortentwickelung des Genossenschaftswesens auf der verbesserten gesetzlichen Grundlage geknüpft hatte, erfüllt worden. Es ist zu konstatieren, daß das deutsche Genossenschaftswesen, namentlich das landwirtschaftliche, durch Bildung neuer Genossenschaften einen bedeutenden Aufschwung gewonnen hat, und daß auch innerhalb der bestehenden Genossenschaften eine regere Thätigkeit und eine vermehrte Bethätigung echt genossenschaftlicher Denk- und Handlungsweise Platz greift.

Mit Befriedigung konnte bei dem Erscheinen des neuen Genossenschaftsgesetzes der Grundsatz begrüßt werden, daß das Aufsichtsrecht des Staates auf nur wenige Fälle beschränkt war und sich im wesentlichen nur auf gewisse Ordnungsstrafen gegen den Vorstand bezog, welche der Amtsrichter bei Unterlassung gewisser Förmlichkeiten, Veröffentlichung der Bilanz, Anmeldungen zum Genossenschaftsregister ꝛc. verhängen konnte. Diese Freiheit von polizeilicher Beaufsichtigung hat den Erfolg gehabt, daß sich willig einflußreiche und wohlsituierte Personen zur Leitung der Genossenschaften als Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder hergaben und andererseits in der Gesamtheit der Genossen, welcher als oberster Instanz die Aufsicht über die Geschäftsführung obliegt, die sie in der Generalversammlung bethätigt, ein erhöhtes Interesse für das Wohlergehen der Genossenschaft erweckt wird. Dem Grund-

[10]) S. 317 a. a. O.

ſatze der Fernhaltung ſtaatlicher Oberaufſicht entſprechend iſt auch die Reviſionsfrage im neuen Geſetze geordnet. Die hierfür vorgeſehene Verbands-Organiſation iſt zur Thatſache geworden. An Stelle früher ſchon beſtehender Vereinigungen zur Wahrung gemeinſamer Intereſſen ſind überall neue Verbände getreten, und die Zahl derjenigen Genoſſenſchaften, welche einem Verbande noch nicht angehören, iſt eine relativ geringe. Es iſt anzunehmen, daß in nicht allzuferner Zeit alle deutſchen eingetragenen Genoſſenſchaften ausnahmslos an Verbände angeſchloſſen ſind. Die Verbände haben ſich inſofern trefflich bewährt, als ſie durch ſachverſtändige Perſönlichkeiten die Reviſionen bewirken und es ſich angelegen ſein laſſen, durch Rat und That die Intereſſen der Verbandsgenoſſenſchaften zu fördern und das Genoſſenſchaftsweſen im Verbandsbezirke auszubreiten. Etwas anderes iſt es mit der nach § 53 des G.-G. zuläſſigen Unterhaltung gegenſeitiger Geſchäftsbeziehungen. Von dieſer Beſtimmung haben nur der Reiffeiſenſche Verband und einige kleinere, z. B. die von Dr. Böckel und Dr. Wenkler geleiteten, Gebrauch gemacht. Die übrigen Verbände haben es für beſſer gehalten, die Unterhaltung gegenſeitiger Geſchäftsbeziehungen auf die durch das neue Geſetz zugelaſſenen Zentral-Genoſſenſchaften d. i. Genoſſenſchaften die wieder aus Einzelgenoſſenſchaften beſtehen, zu übertragen. Dieſe wurden regelmäßig im Anſchluß an die Verbände und auf der Grundlage der beſchränkten Haftpflicht gegründet und funktionierten ausnahmslos infolge der für den Geſchäftsbetrieb geeigneteren Organiſation zu vollkommener Zufriedenheit. Es beſtehen Zentral-Genoſſenſchaften für die Kreditbeſchaffung, den gemeinſamen Ankauf von Konſumartikeln und den gemeinſamen Verkauf genoſſenſchaftlich produzierter Waren. Von einiger Bedeutung war zur Zeit des Inkrafttretens des neuen Geſetzes das Verbot der Krediterteilung an Nichtmitglieder bei Darlehenskaſſen und die Vorſchrift, daß Konſumvereine nur an Mitglieder verkaufen dürfen. Es löſten ſich damals einige Genoſſenſchaften auf oder nahmen die Form der Aktien-Geſellſchaft an. An dieſen Genoſſenſchaften dürfte indeſſen das deutſche Genoſſenſchaftsweſen wenig verloren haben. Waren dieſe doch offenbar nicht von echt genoſſenſchaftlichem Geiſte erfüllt, indem ſie die Erzielung eines großen Geſchäftsgewinnes

zu gunsten einer relativ geringen Anzahl von eingetragenen Genossen erstrebten, anstatt die gegenseitige Förderung des Erwerbes und der Wirtschaft der Mitglieder im allgemeinen ins Auge zu fassen. Der Abgang ist durch Neubildungen übrigens längst überholt.

Das neue Gesetz läßt neben der Solidarhaft, die vordem die Regel war, die Teilhaft zu und gestattet noch ferner Genossenschaften mit unbeschränkter Nachschußpflicht. Von letzterer Organisation ist nur in wenig Fällen, ausschließlich bei Molkerei-Genossenschaften, Gebrauch gemacht worden. Dagegen haben vielfach bereits bestehende Vereine mit Solidarhaft die Teilhaft angenommen, und neue Vereine haben sich gleich auf Grundlage der Teilhaft gegründet. Vereine, welche große eigene Mittel im Laufe der früheren Zeit angesammelt haben und solche, welche vermöge ihres Geschäftsbetriebes nicht darauf angewiesen sind große Kredite in Anspruch zu nehmen, erzielen auch mit der Teilhaft gute Erfolge. Auch Zentral-Genossenschaften, deren einzelne Mitglieder eine unbedingte Sicherheit für die Haftsummen bieten, machen mit ihr gute Erfahrungen, anders ist es bei kleineren neu gegründeten Vereinen, namentlich bei Kreditgenossenschaften. Hier fehlt, besonders dann wenn die Haftsummen nicht sehr hoch gegriffen sind, das Zutrauen, und es ist ihnen schwer, ja fast unmöglich die zum Geschäftsbetrieb nötigen Kredite zu erlangen. Freiherr von Broich hat in dieser Richtung mit den von ihm ins Leben gerufenen Kreditgenossenschaften, die sämtlich auf der Teilhaft basieren, sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Von hoher Bedeutung ist ferner eine Reihe von Einzelbestimmungen des Gesetzes gewesen, welche darauf ausgehen, den Genossenschaften eine möglichst solide materielle Grundlage zu schaffen und die Gläubiger der Genossenschaft einerseits, ihre Mitglieder andererseits nach Möglichkeit vor Verlusten zu schützen. Es gehört hierher die Vorschrift, daß Geschäftsguthaben der Genossen und ein Reservefonds gebildet werden sollen. Die hiermit geschaffenen eigenen Mittel der Genossenschaft, welche in ein gewisses angemessenes Verhältnis zu den im Geschäftsbetriebe verwendeten fremden Kapitalien gebracht werden müßen, erhöhen die Sicherheit der Genossenschaft ganz erheblich und mindern jedenfalls die Gefahr,

daß die Haftpflicht der Genossen in Verlustfällen in Angriff genommen werde, sehr herab. Die Reiffeisenschen Vereine allein verhalten sich hier ablehnend. Sie, die früher Geschäftsanteil und Reservefonds nicht hatten, haben blos, um der gesetzlichen Vorschrift zu genügen, ganz minimale Geschäftsanteile (Mk. 1—3) festgesetzt, und dies mag wohl wesentlich der Grund dafür sein, daß die Vereine Reiffeisenschen Systems nicht über den Rahmen des allerbescheidensten Geschäftsbetriebes hinauskommen, und daß die General-Anwaltschaft dieser Vereine jährlich mit einem Defizit schließt, von dem man heute noch nicht weiß, wie es gedeckt werden soll. Die weitere Bestimmung, daß jede Genossenschaft einen aus mehreren Mitgliedern bestehenden Vorstand und Aufsichtsrat haben soll, hat auch wesentlich zur soliden Fundierung des Genossenschaftswesens beigetragen. Eine Reihe weiterer Bestimmungen über Beginn und Endigung der Mitgliedschaft, über die Führung des Genossenschaftsregisters und die Geltendmachung der Ansprüche an die haftpflichtigen Genossen, welche bezüglich letzterer die früheren strengen Grundsätze bedeutend abschwächten, ohne die Rechte des Gläubigers erheblich zu beeinträchtigen, haben den Genossen selbst weitgehende Garantien gegeben. Der Fall des Konkurses einer Genossenschaft ist in den letzten Jahren relativ wenig vorgekommen. Wo ein Konkurs ausbrach, hatte er seinen Grund in Unredlichkeiten der leitenden Organe und in Nichtbefolgung der Pflichten, welche den Mitgliedern der Aufsichtsräte gesetzlich oblagen. Hier kann das beste Genossenschaftsgesetz Mißstände nicht verhüten.

Die Vorzüge des neuen Gesetzes werden auch von Fachkreisen, sehen wir von dem Reiffeisenschen Verbande ab, rückhaltlos anerkannt. Ist doch die jetzige gesetzliche Normierung das Resultat jahrelanger Arbeit auf genossenschaftlichem Gebiete und die logische Fortentwickelung der großen von dem Vater des deutschen Genossenschaftswesens Schultze-Delitzsch aufgestellten und in der Praxis vielfach bewährten Grundsätze. Sie weiter zu entwickeln und an der Hand der gewonnenen Erfahrungen weiter auszugestalten, muß Sache der praktischen Genossenschaftsarbeit sein; wenn wieder einmal die Notwendigkeit einer gesetzlichen Regelung dieser Rechtsmaterie eintreten sollte, so werden stets wieder die auch in dem

neuen Gesetze zu Grunde gelegten Schultzeschen Ideen den Ausgangspunkt der Reformen bilden.

3. Die persönliche Freiheit unter dem individualistischen Wirtschaftssysteme, von Herrn Dr. Max Quarck.

Anlaß zu diesem Vortrage, so führte der Redner aus, hat der Umstand gegeben, daß namentlich in den Diskussionen der unmittelbar vorhergegangenen Sitzungen gegenüber der Anschauung, daß sich unsere wirtschaftliche Entwickelung immer mehr zur Stufe der kollektivistischen Leitung des gesamten Wirtschaftslebens entwickele, die Gefahr einer zu starken Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit im künftigen Sozialstaate betont wurde. Daraus entstand die Frage, wie groß denn die persönliche Freiheit unter dem heutigen Wirtschaftssysteme sei, und es war die Anregung gegeben, einmal etwas näher, als es bei der gewöhnlich nur hingeworfenen Behauptung geschieht, zu untersuchen, inwieweit die Benennung unserer heutigen Produktionsweise als individualistische in Wirklichkeit die Wirtschaftsfreiheit des Individuums sichert, und ob etwa über dem Klange des Namens nicht das Wesen der Sache in manchen Richtungen übersehen wird. Die Betrachtungen hierüber müssen sich an ökonomische Thatsachen halten: bekanntlich sind juristische Freiheit und ökonomische Freiheit, wie schon Lassalle im „Bastiat-Schulze" dem letzteren gegenüber unterscheidet, zweierlei sehr verschiedene Dinge, und es ist selbstverständlich, daß es hier lediglich die ökonomische Freiheit zu betrachten gilt. Als Definition dieser Freiheit kann wohl gerade diejenige des oben genannten Vertreters der individualistischen Wirtschaftslehre, diejenige von Schulze-Delitzsch, genommen werden, die in wesentlicher Übereinstimmung mit den Autoritäten der individualistischen Schule ungefähr dahin geht: „Die individuelle Freiheit in der Volkswirtschaft besteht darin, daß jeder Einzelne unabhängig von einem seinem Wesen fremden Einfluß vollen und freien Gebrauch der von der Natur in ihn gelegten Kräfte zur Selbsterhaltung im höchsten, von ihm erreichbaren Ausmaße machen kann." Die Frage ist nun: inwieweit ge-

ſtattet das heutige Wirtſchaftsſyſtem dieſen vollen und freien Gebrauch jedem Einzelnen?

Als wichtigſte und hauptſächlichſte Gelegenheit, bei welcher ſich dies bewähren muß, wird wohl den meiſten die erſte Berufswahl erſcheinen. Hier treten dem Beobachter unſerer modernen wirtſchaftlichen Entwickelung zwei Hauptzüge mit großer Deutlichkeit entgegen, die erſehen laſſen, wie wenig allgemein heute gerade unter dem individualiſtiſchen Wirtſchaftsſyſteme noch von einer freien Berufswahl die Rede ſein kann: die Thatſache, daß gewiſſe Berufszweige Geldmonopole ſind, und daß der größte Teil unſerer heutigen Jugend bereits in einem Alter zur wirtſchaftlichen Thätigkeit beſtimmt wird, welches die Möglichkeit einer vernünftigen Selbſtbeſtimmung noch völlig ausſchließt. Geldmonopole ſind heutzutage die meiſten ſogenannten höheren und gelehrten Berufe, und Ausnahmen beſtätigen nur die Regel. Wir treffen ja heute noch auf Männer, die den ſogenannten koſtſpieligen Berufen angehören und ſich doch aus Armut zu ihnen emporarbeiteten. Das war häufiger möglich unter den früheren, weniger zugeſpitzten Verhältniſſen, von denen dieſe Männer noch erzählen können. Heute iſt aber der Fall bereits ein viel ſeltenerer, daß ein armer Junge es wagt, das juriſtiſche Studium mit ſeinen 10—12 einkommenloſen Jahren, oder gar das mediziniſche mit ſeinen hohen Univerſitätsauslagen zu beginnen. Stipendien verhelfen noch dem oder jenem zum Emporkommen, aber von der Maſſe geeigneter Kräfte, die im Volke untergehen, erfahren wir eben nichts. Und doch wiſſen wir aus den Äußerungen der Kenner unſeres Volksſchulweſens, wie viele Talente im Volke auch für das Studium vorhanden ſind, mangels größerer Mittel aber im Alltagsleben niemals zur Entfaltung gelangen.

Und dann die andere Erſcheinung, daß der Nachwuchs unſerer geſamten Arbeiterbevölkerung nicht blos, ſondern auch unſerer ländlichen und kleinbürgerlichen Schichten meiſt ſofort nach Abſolvierung der Volksſchule — und welcher mangelhaften Volksſchule oft, z. B. auf dem Lande! —, alſo mit 13 höchſtens 14 Jahren durch geringe Einkommensverhältniſſe genöthigt wird, einen beſtimmten Beruf und Erwerb zu ergreifen. Daß bei dieſer Berufswahl von 80 Prozent

unſerer Bevölkerung von individueller Selbſtbeſtimmung die Rede ſein könne, wird kaum Jemand behaupten wollen. Der Möglichkeit dieſer Selbſtbeſtimmung würde man ſich nähern, wenn die Schulpflicht bis zu dem Jahre dauerte, in dem von einer halbwegs gereiften körperlichen Entwickelung geſprochen werden kann, und wenn die Volksſchule ſtatt leeren Formelkrams ihren Schülern wirkliche Begriffe vom lebendigen Erwerbsgetriebe beibrächte. Aber wir hören es jede Woche bei der im Gange befindlichen Schuhmacherenquete unſerer Sektion: „Ich bin Schuhmacher geworden, weil es von meinen Angehörigen als das Vorteilhafteſte für unſere ſchwachen Mittel betrachtet wurde; Neigung zum Handwerk hatte ich nicht.“ Vielfach wird ja noch früher über die wirtſchaftliche Freiheit der Kinder für ihr ganzes Leben verfügt. Schon vor Beendigung der Schulzeit, im Alter von 12 bis 14 Jahren, arbeiten gegenwärtig etwa 30,000 Kinder in deutſchen Fabriken und die 230,000 jugendlichen Arbeiter von 14 bis 16 Jahren, die dort außerdem beſchäftigt ſind, würden uns ſicher zu einem ganz erheblichen Bruchteile wie die Schuhmacher antworten: „Wir ſind durch unſere Armut in die Fabrik geſtoßen worden.“ Dabei fehlen noch die unter teilweiſe ſehr ſchädlichen Verhältniſſen in der Hausinduſtrie beſchäftigten Kinder, die oft ihr lebelang an dieſen traurigen Beruf gebannt bleiben. Der Einwand, daß die erſte, unfreiwillige Berufswahl, welche durch materielle Zwangsverhältniſſe diktiert wurde, ſpäter korrigiert werde oder wenigſtens werden könne, wenn die Einſicht des einzelnen Arbeiters größer werde, iſt wenig zutreffend. Einmal hindern dieſelben materiellen Verhältniſſe den Ärmeren vielfach an der Fortbewegung überhaupt; ſodann iſt er meiſt darauf angewieſen, nicht blos in der Klaſſe zu bleiben, in die ihn ſeine Lage zuerſt verwies, ſondern manchmal ſogar in der Branche (vgl. Thun, Induſtrie am Niederrhein, I, S. 129: „Gar zu leicht darf man ſich das Unterkommen des Webers in anderen Beſchäftigungen nicht denken . . . die Arbeit auf dem Lande iſt ihm zu ſchwer“, und wegen des Senkrückens und verbildeten Bruſtkaſtens der Nagelſchmiede Schnapper-Arndt, Fünf Dorfgemeinden auf dem Taunus, S. 75). Endlich ſind für jugendliche gewerbliche Arbeiter ſpeziell in Deutſchland die Fortbildungsgelegenheiten (oft bloße Sonntags- und

Nachtschulen meist ohne Tagesunterricht) so unvollkommen und ohne Zwang für die Unternehmer, die ihre jugendlichen Arbeitskräfte ungern auch nur stundenweise vermissen, daß von einer wirksamen Unterstützung jugendlichen Strebens zu freier Selbstbethätigung kaum die Rede sein kann.

Innerhalb seines Berufes wird dem gewerblichen Arbeiter, der doch die Mehrzahl unserer Bevölkerung bildet, sodann die freie Verwendung der von der Natur in ihn gelegten Kräfte sehr oft unmöglich gemacht durch die dem individualistischen Wirtschaftssysteme eigentümlichen Produktionskrisen, auf welche der Arbeiter ohne jeden Einfluß ist, und jede neue Krise bringt die von ihr betroffenen Arbeiter in größere Abhängigkeit von Anderen (Schulden beim Kleinhändler, Mietsrückstände, Kollisionen arbeitsloser Arbeiter mit den Gerichten wegen „Bettelns“ 2c.). Hieran reihen sich als Einflüsse, welche sich auch innerhalb des Berufes gegen die persönliche Freiheit richten, die Kennzeichnung mißliebiger Arbeiter durch Vermerke oder versteckte Merkmale auf den Arbeitszeugnissen, die langen Kündigungsfristen (bis zu einem Jahr), die dem Arbeiter manchmal zugemutet werden, während der Unternehmer eine viel kürzere einzuhalten hat, und die aus den Engagementsverträgen der Handlungsgehilfen bekannten Konkurrenzklauseln, in welchen das Verbot einer Beschäftigung in der gleichen Branche mindestens während eines gewissen Zeitraumes bei hoher Konventionalstrafe ausgesprochen ist. Ferner sind hier anzuführen jene Arbeitsordnungen, welche von einsichtigen Fabrikinspektoren schon oft als eine Art Sklavereiverträge bezeichnet worden sind, und in welchen das politische und geistige Leben des Arbeiters zu beeinflussen gesucht wird, die Entnahme von Lebensmitteln an bestimmter Stelle vorgeschrieben ist u. s. w. Dem Einwande, daß das Gesetz solche Mißbräuche entweder bereits abschneide oder noch abschneiden werde, ist entgegenzuhalten, daß einer der größten Industriellen Deutschlands, Herr von Stumm, kürzlich bei den Reichstagsdebatten über diesen Gegenstand öffentlich erklärte, er werde neben der gesetzlichen Arbeitsordnung seinen Arbeitern doch noch vorschreiben, was er wolle. Und diese weitgehenden Beschränkungen der persönlichen Freiheit mit ihrem immer demütigenden Charakter haben nicht nur

gewerbliche Arbeiter zu verspüren, sondern auch kaufmännische Angestellte (vgl. das Verbot des H.G.B. für Handlungsdiener, Nebengeschäfte zu machen, ferner die Geschäftsordnungen großer Magazine, abgedruckt in der „Kaufmännischen Presse", Frankfurt a. M.; bezüglich der Techniker Reulings Schriftchen „Die Anrechte der Auftraggeber und Dienstherren an den Erfindungen ihrer Beauftragten und Angestellten", Berlin, Heymann, 1892). Im Anschluß hieran kann auch auf die Beschränkungen verwiesen werden, welche sich andere geistige Arbeiter (Journalisten ꝛc.) eventuell wegen ihres materiellen Abhängigkeitsverhältnisses von Verlegern in ihrer Bewegungsfreiheit unter dem jetzigen Wirtschaftssystem gefallen lassen müssen (vgl. Wuttke, „Geschichte der deutschen Zeitschriften" und Mehring, „Kapital und Presse").

Allein es wäre einseitig, nur die Unfreiheit hervorzuheben, welche dem abhängigen Arbeiter durch die heutige Wirtschaftsordnung im weitesten Maße auferlegt wird. Auch der sogenannte selbständige Unternehmer fühlt, allerdings wohl in weit geringerer Stärke, den freiheitswidrigen Einfluß des individualistischen Wirtschaftssystems. Er wird als einzelner durch die Krisen ebenso in seiner ökonomischen Verfügungsfreiheit gehemmt, wie der Arbeiter, und ist als Individuum ebenso ohne Einfluß auf sie. Er sieht sich genötigt, infolge der verderblichen Wirkungen der unbeschränkten freien Konkurrenz wenigstens im Großgewerbe das Verfügungsrecht über sein Einzelunternehmen immer mehr an größere Verbände abzutreten (Syndikate, Kartelle; vgl. die weitgehenden Eingriffe eines solchen, des Verbandes deutscher Spiegelglasfabriken, in die Sphäre des Einzelunternehmers im Berichte des Kgl. Bayr. Fabrikinspektors für Mittel- und Oberfranken, München, Th. Ackermann, 1892). Hierher gehören auch die schwachen Versuche der Innungen, das Recht zum Halten von Lehrlingen zu beschränken, sowie die bekannte Tarifgemeinschaft Deutscher Buchdrucker. Beim Kleingewerbe wird der ehemalige „selbständige" Meister durch das Großgewerbe auf immer kleinere Gebiete der „freien Bethätigung der von der Natur in ihn gelegten Kräfte" zurückgedrängt; er wie der kleine Kaufmann ziehen es oft vor, lieber ganz abhängig (Werkführer oder Magazinier) zu werden, da die

Scheinfreiheit mit zu großen Entbehrungen erkauft wird. Arbeiterausstände oder von Unternehmern gemeinsam verabredete Arbeiteraussperrungen thun dann ihr Übriges, um die Wirtschaftsfreiheit des Einzelnen auch auf der Unternehmerseite unter dem individualistischen Wirtschaftssysteme zu beschränken bezw. vielfach gänzlich aufzuheben.

Aus dieser Analyse der thatsächlichen ökonomischen Erscheinungen ergiebt sich, daß die persönliche Freiheit schon längst nicht mehr das Charakteristikum der individualistischen Wirtschaftsordnung ist, sodaß der vermutete Mangel dieser Freiheit in einem eventuellen, späteren kollektivistischen Wirtschaftssysteme vom Boden jener Wirtschaftsordnung aus kaum gerügt werden kann. Es darf vielmehr gesagt werden, daß unter den aufgezählten Beschränkungen der persönlichen Freiheit durch die individualistische Wirtschaftsordnung — und ihre Liste kann noch sehr vervollständigt werden — eine große Zahl solcher sich befindet, die direkt kulturfeindlich sind, die Thätigkeit des Einzelnen zum Schaden des Ganzen hemmen und nicht durch die Rücksicht auf das Ganze begründet werden können. Was die Befürchtungen wegen allzugroßer persönlicher Unfreiheit unter einer künftigen, etwa kollektivistischen Wirtschaftsordnung angeht, so sind sie deshalb wohl ziemlich überflüssig. Dafür gilt vielleicht das Wort von Schäffle („Bau und Leben des sozialen Körpers", II, S. 149/150): „Für ein künftiges Reich der Freiheit und Gleichheit in dem Sinne der höchsten Steigerung besonderer Kräfte und der allgemeinen Befugnis ihrer Ausnutzung nach der Rangordnung ihres wahren Wertes giebt hiernach das Entwickelungsgesetz die besten Verheißungen."

Am 8. Februar 1892 beging die Volkswirtschaftliche Sektion die Feier ihres Stiftungstages unter zahlreicher Teilnahme, auch von Gästen und Damen. Bei diesem Anlasse hielt Herr Gustav Maier, als Mitgründer des vor zehn Jahren entstandenen Volkswirtschaftlichen Vereins, aus dem die Sektion seiner Zeit hervorging, die Festrede, in der er einen Rückblick auf die Geschichte der Vereinigung warf: sodann ging er zu allgemeinen Betrachtungen über, die nachstehend im Auszuge folgen.

Es ist eine überaus merkwürdige Thatsache, daß, während der einzelne Mensch sich von jeher mit seinem wirtschaftlichen Wohle fast ausschließlich beschäftigte, die Gesamtheit der Menschen bis auf die jüngste Zeit niemals dem Begriff des wirtschaftlichen Gesamtwohls eine wissenschaftliche Ausbildung hat zu teil werden lassen, während die Menschheit von jeher sich mit übersinnlichen Dingen stark beschäftigt hat. Vielleicht liegt der Grund hierfür vor allem in einer gewissen Trägheit, die wir ja selbst heute noch finden, sobald es sich um die Vertretung der Gesamtinteressen handelt. So werden oft Zustände von den einzelnen Individuen aufs strengste verurteilt wie die Kriege, die infolge der Indolenz der Masse doch ruhig weiter bestehen können. Ein weiterer Grund liegt in dem allgemeinen Bildungsgange der Menschheit. Sie entwickelt sich von der absoluten Monarchie und der Priesterherrschaft zum Begriffe der Freiheit und Menschenwürde, vom Glauben an die Gottähnlichkeit des Menschen zur Betrachtung des Menschen als einfachen Naturwesens und verlegt demgemäß allmählich den Schwerpunkt des Lebens, seiner geistigen Thätigkeit, seiner Hoffnungen, seiner Bestrebungen vom Himmel auf die Erde.

Eine entschiedene Wendung nach dieser Richtung hat die westliche Menschheit erst seit dem kurzen Zeitraum von 150 Jahren gemacht. Die Aufklärungslitteratur, später die Naturwissenschaften und die Technik begannen die Menschheit und sogar die Erde umzuformen. Da erst fing man an, dem wirtschaftlichen Gesamtleben eine ernstere und entschiedenere Bedeutung beizumessen, und erst zu Anfang dieses Jahrhunderts kam man zu der Überzeugung, daß die wichtigste Grundlage einer solchen Wissenschaft das Zahlenverhältnis, die Statistik, sei. (Die erste preußische Volkszählung fand im Jahre 1817 statt.) Ein weiterer Schritt war u. a. die Hygieine, jene Wissenschaft, die die durchschnittliche Lebensdauer und damit das Leben jedes einzelnen Menschen zu verlängern sucht. Auf diesem Boden arbeitete sich die soziale Wissenschaft von einer edel gedachten aber zwecklosen Philanthropie zu der Höhe einer umschauenden und ersprießlichen Vorsorge hinauf, gleich wie die Heilkunde zur gleichen Zeit von dem System der Krankheitsheilung zu dem höheren Beruf der Krankheits-

verhütung überging. Und über die Betrachtung der Gegenwart hinaus fing auch die Geschichtsforschung an, die Folgerungen der neuen Erkenntnis für sich nutzbar zu machen, und unter dem Vortritte des hochverdienten englischen Schriftstellers Thomas Henry Buckle begann man Geschichte zu schreiben nicht nur nach Dynastien und Schlachten, sondern nach der Entwickelung der Kultur an der Hand der auf natürlichen und besonders auch auf klimatischen Verhältnissen beruhenden Verschiedenheit der Menschen.

Dieser neuen Zeit wird häufig der Vorwurf einer allzu sozialistischen Auffassung gemacht. Ist diese Auffassung berechtigt? Sozialismus bedeutet die Bestrebung, das wirtschaftliche Leben womöglich nach dem gemeinsamen, dem gesellschaftlichen Standpunkte zu beurteilen und zu regeln, um dadurch auch den Interessen des einzelnen Individuums besser zu dienen, als wenn das Ganze nur von seinem beschränkten Gesichtskreise aus angesehen wird. Wenn nun auch dieser Grundgedanke des Sozialismus einen wesentlichen Inhalt des sozialdemokratischen Parteiprogramms bildet, so kann sich doch die Wissenschaft niemals auf den Standpunkt einer Partei stellen, zumal einer solchen, die wiederum nur ein Klasseninteresse, das des Arbeiterstandes, vertritt. Die Wissenschaft, wenn sie auch eine bestimmte Richtung verfolgt, hat nicht im Dienste einer Partei zu stehen.

In den geschichtlichen Urzuständen der Menschheit finden wir den reinen Kommunismus ausgeprägt: gemeinsamen Erwerb, gemeinsames Eigentum und gemeinsame Verzehrung. Bald aber tritt der Individualismus in seinen verschiedenen Formen auf und offenbart sich zunächst als Recht des Stärkeren in den Formen der Sklaverei, des Frohndienstes ꝛc. Mit der Revolution des vorigen Jahrhunderts tritt theoretisch eine scharfe Reaktion gegen dieses „Recht des Stärkeren“ ein, und es wird folgerichtig das gleiche Recht aller Menschen zum allgemeingiltigen Grundsatze erhoben. Gleichzeitig aber führt auf einem ganz verschiedenen Wege die immer weiter um sich greifende Naturbeherrschung, die Entwickelung der Technik und die Hebung der Maschinenindustrie mit ihren großen, nur durch einen einheitlichen Geist zu regierenden Arbeitermassen zu einer anderen Form, in der sich das Recht des Stärkeren, dies-

mal des geiſtig Stärkeren, wiederum erhebt und ſich allmählich zum Rechte des Kapitals über die Arbeit ausbildet. Gegen dieſe in natürlichen Verhältniſſen begründete Entwickelung tritt von neuem ein ſchroffer Kommunismus in die Schranken, wie er ſich ganz beſonders bei St. Simon und ſeiner Schule ausprägt. Es iſt ein großer Irrtum, den Kommunismus, wie auch den Sozialismus, mit dem Schlagwort des „Teilens“ abthun zu wollen. Denn nicht einmal der Kommunismus will „teilen“; er ſetzt vielmehr nur voraus, daß auch eine größere Anzahl von Menſchen ebenſo gemeinſam verbunden leben könnten, wie es ja bei der kleineren Geſamtheit der Familie, in China ſogar bei der Geſamtheit von Familiengruppen heute der Fall iſt. Es iſt bedeutſam, daß die Zeit des reinſten, gewiſſermaßen als Evangelium verkündeten Individualismus zuſammenfällt mit dem Augenblick, in welchem auf philoſophiſchem Gebiete der reine Materialismus vielfach herrſchend auftritt. Aber auch die ausgleichende und verſöhnende Strömung auf beiden Gebieten, die Reaktion auf philoſophiſchem Gebiete, die vielfach bis zum Spiritualismus fortſchreitet, läuft ziemlich parallel mit der ſozialiſtiſchen Reaktion gegen den Individualismus. Hierbei ſollte beachtet werden, daß der gewöhnlich angenommene Gegenſatz zwiſchen „Individualismus und Sozialismus“ nicht richtig gefaßt iſt. Gegenſätze ſind vielmehr die Begriffe von „Individualismus und Kommunismus“; der Sozialismus ſtellt gewiſſermaßen bereits einen Kompromiß zwiſchen beiden dar. Es iſt lediglich ein Zufall, vielleicht eine Verſündigung unſerer bürgerlichen und gebildeten Kreiſe, daß auch ſie den ſozialiſtiſchen Gedanken, der ſie ſehr ſtark beherrſcht, noch nicht in eine organiſierte Parteiform gebracht und dies lediglich den Kreiſen der Arbeiter überlaſſen haben. Vielleicht wird uns eine nahe Zukunft auch eine „ſozialiſtiſche Bürgerpartei“ bringen, wie ich denn das vor einigen Jahren geſprochene Wort unſeres früheren Oberbürgermeiſters, des jetzigen Finanzminiſters Herrn Dr. Miquel, vollkommen richtig finde, daß wohl die Zukunft eine Auflöſung der jetzigen politiſchen Parteien zu Gunſten lediglich wirtſchaftlicher Parteien bringen werde. Dieſer Ausblick iſt in der That in mehr als einer Bezeichnung bedeutungsvoll und kennzeichnet ſcharf die moderne Ausbildung, die dazu berufen erſcheint, Stadt

und Gemeinde aus politischen Organisationen nach und nach immer mehr in wirtschaftliche Korporationen zu verwandeln, innerhalb deren allmählich jedem Einzelnen sein volles Recht werden muß mit Bezug auf wirkliche Gleichstellung nach Rechten und Pflichten, mit Bezug auf Anteil am Besitz und am Bildungskreise der Gesamtheit. Diese Grundrichtung ergiebt an sich schon eine fortdauernde Entwickelung in sozialistischer, d. h. gesellschaftlicher Richtung, die indessen niemals eine ausschließliche und einseitige sein kann und sein wird. Auch in der zukünftigen Gesellschaft wird alles das, was besser von der Einzelthätigkeit verfolgt und erreicht werden kann, Aufgabe der individualistischen, alles das dagegen, was besser von der Gesamtheit geleistet werden kann, Aufgabe einer sozialistischen Wirtschaft sein. Nach diesem Grundsatze wird im wesentlichen das Gebiet der Konsumtion ein vorwiegend individualistisches bleiben, das Gebiet der Produktion dagegen immer mehr im gesellschaftlichen Ausbau genommen werden. Beides jedoch nicht ausschließlich: schon unsere heutigen Verhältnisse beweisen, daß weite Gebiete der Konsumtion besser auf sozialistischem Wege gepflegt werden, während andererseits das Reich der geistigen Produktion für alle Zeit unter der Herrschaft der rein individualistischen Thätigkeit stehen muß und stehen wird. Diese theoretischen Gedanken verkörpern sich denn auch heute schon bei den verschiedensten Formen unseres wirtschaftlichen Lebens in stetigem Fortschritt. Längst sind die bedeutendsten Verkehrsmittel, in einem nach ihrem Umfange aufsteigenden Gange, zuerst die Post, dann die Telegraphie, dann die Eisenbahnen, dann die Trambahnen in gemeinschaftlichen Betrieb übernommen worden, und als die wichtigste Erfindung der Neuzeit, die Telephonie, die Welt überraschte, da hat — wenigstens bei uns in Deutschland — niemand mehr an etwas anderes als an das Staatsmonopol gedacht. Der Weltpostverkehr mit seiner vereinfachten Abrechnung auf einem von 1000 Millionen Menschen bewohnten Gebiete ist bereits ein großartiges Beispiel sozialistischer Weltwirtschaft. In unserer Großindustrie zeigt sich ebenfalls die gleiche Richtung. Neben den eigentlichen Staatsbetrieben, als einer Art Übergangsstadium, erscheinen die auf rein individualistischer Basis geschaffenen und heute noch von individualistischen Triebfedern

geleiteten großartigen Aktienunternehmungen, insbesondere in ihrer Vereinigung zu industriellen Konventionen und Kartellen. Diese Kartelle (wie die Vereinigungen der Kohlenzechen u. a. m.) unterscheiden sich von einer gesellschaftlichen Produktion fast nur dadurch, daß ihre Erträgnisse nicht der Gesamtheit zukommen, sondern einer Anzahl von Einzelnen. Auch die Schule, in ihrer heutigen und mehr noch in ihrer idealen Gestalt, beruht auf dem gleichen Grunde. Ja selbst die Haushaltung zeigt Bestrebungen in derselben Richtung; wie die gemeinsame Lichtherstellung schon vielfach durchgeführt ist, so wird gemeinsame Heizung wohl auch bald bei uns Platz greifen, wie sie schon in Amerika vielfach eingeführt ist, und auch die Herstellung der Nahrung vollzieht sich immer mehr auf gemeinsame Weise.

Wenn auch auf einem ganz anderen Gebiete und in verschiedenartiger Organisation, so ist doch immerhin auch unser modernes Genossenschaftswesen ein wichtiges Zeugnis gesellschaftlicher Thätigkeit; vor allem aber beweist das in unserer Zeit in ungeahntem Maßstabe sich entwickelnde Versicherungswesen einen starken Zug nach der Überwindung des schwachen und unglücklichen Zustandes des Einzelnen durch die Hilfe der vereinigten Gesamtheit. Besonders scharf tritt dies auf dem Felde der zumeist auf Gegenseitigkeit gepflegten Lebens- und Unfallversicherung hervor, die im Grunde nichts anderes ist, als eine Sicherstellung des Einzelnen gegen unvorhergesehene Wechselfälle des Lebens durch das Zusammentreten aller. Diese Einrichtungen waren nur möglich infolge der Ausbildung der sozialen Wissenschaften, vornehmlich der Statistik, und es erscheint nach unseren heutigen Verhältnissen durchaus nicht ausgeschlossen, daß das ihr zu Grunde liegende Prinzip zur vollen Herrschaft gelangt, indem eines Tages in einer oder der anderen Weise die Lebensversicherung im gewissen Umfang zu einer obligatorischen Pflicht eines jeden Staatsbürgers gemacht und damit eine der stärksten Quellen des Elends verstopft wird. Alle diese Umwälzungen, die wir mit erleben, ohne uns ihrer immer voll bewußt zu werden, vollziehen sich ruhig und ohne Überstürzung und ohne daß es nötig und möglich wäre, alles in einer einzigen leitenden Hand zu vereinigen. Diese Erfahrung giebt uns die sichere Ge-

währ, daß nicht durch einen Umſturz unſerer Geſellſchaftsordnung und nicht durch eine abſolute Umdrehung der heute beſtehenden Klaſſenherrſchaft das Heil der Zukunft erreicht werden wird, vielmehr durch eine langſame und bewußte Entwickelung unſerer heutigen Zuſtände, in deren Mitte wir uns bereits befinden.

Der Vortragende glaubte in dem ſkizzierten Gedanken im allgemeinen die Richtung der Sektionsthätigkeit richtig erfaßt zu haben und wies zum Schluſſe noch darauf hin, daß die Sektion zu allen Zeiten Träger der verſchiedenſten, auch der extremſten wirtſchaftlichen und politiſchen Parteibeſtrebungen zu friedlichem Gedankenaustauſche vereinigte, und daß ihre Bedeutung nicht zum geringſten Teil auf dem Umſtand lebhafter Teilnahme von Männern aus praktiſchen Lebenskreiſen beruhte, die Gelegenheit fanden, wiſſenſchaftliche Theorien an eigenen Erfahrungen zu prüfen. Er gab dem Wunſche und der Hoffnung Ausdruck, daß in nicht zu ferner Zeit auch die Frauen lebhafteren Anteil an der Löſung wirtſchaftlicher Fragen nehmen werden.

II. Litterarische Mitteilungen.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur V.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Nicht mit der kritischen Erwähnung von Büchern, sondern mit herzlichen Worten der Trauer um den Hingang eines edlen Menschen und verdienstvollen Forschers möchte ich diesen Bericht eröffnen. Wer über Goethe, aus der Goethelitteratur berichten will, heute und noch in langer Zeit, der wird immer rühmend des gelehrten Herausgebers von „Dichtung und Wahrheit", des ersten Kommentators der Goethischen Sprüche und Festspiele, der trefflichsten leider unvollendet gebliebenen, kommentierten Gedichtausgabe gedenken müssen: Gustavs von Loeper. Des im letzten Jahre Verstorbenen gerade an dieser Stelle zu gedenken, haben wir aber noch besonderen Grund: der sachkundigste Leser dieser Übersichten war zugleich ihr freundlichst gesinnter Leser. „Lassen Sie mich wiederholen", schrieb von Loeper mir noch am 27. April 1891, „daß Ihre Berichte in den blauen Heften mir immer ein großes delectamentum gewähren und eine große Belehrung." Vom Beginne dieser Übersichten an hat er ihnen Teilnahme und mir manch kritisch fördernde Bemerkung zu teil werden lassen; schon nach dem Erscheinen des zweiten Artikels erfreute er mich durch die Zuschrift: „Es drängt mich, Ihnen mit einem Worte auszusprechen, wie sehr Ihre Berichte in diesen Heften mich immer erfreuen und belehren." Ich mußte hie und da in Kleinigkeiten auch gegen Loepers eigene Arbeit mich wenden: der geistige Führer der Berliner Goetheforschung hat sachlichen Widerspruch stets gerne gehört, dankte er mir doch eigens, daß ich in die vielfach kritiklose Anpreisung der Weimarer Ausgabe nicht ohne weiteres einstimme. „Etwas Strenge

in der Beurteilung der Weimarer Ausgabe wirkt nicht nachteilig auf deren Fortgang, treibt vielmehr zur Anspannung aller Kräfte.“ *)

*) Wir schließen hieran nachfolgende, an den letzten Bericht über die Goethe- und Schiller-Litteratur anknüpfende Berichtigung des Herrn Professor Suphan, Direktors des Goethe- und Schiller-Archivs, sowie eine Beantwortung von Seiten des Verfassers dieser Litteratur-Berichte. Durch die ebenso maßvolle wie freimütige Erklärung von beiden Seiten scheint uns der Zwischenfall die Erledigung gefunden zu haben, wie sie der befreundeten Stellung der Goethe-Gesellschaft und des Hochstiftes und ihrer vielfach Hand in Hand gehenden Thätigkeit entspricht.

Der Akademische Gesamtausschuß.

In der Besprechung der neueren Goethe- und Schiller-Litteratur-Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes, N. F. VIII, 274 — wird als „sehr nahe liegende Vermutung“ ausgesprochen: es seien im neunten Bande von Goethes Briefen (Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Vierte Abteilung) absichtlich Briefe an Christiane Vulpius zurückgehalten worden. Der Herr Berichterstatter, Professor Max Koch, motiviert diese Vermutung mit dem Satze: „Daß auch in den Briefabteilungen wie in den Werken selbst die Unterdrückung einzelner Stellen, ja sogar ganzer Briefe stattfindet, ist VII, 301 und IX, 374 zugestanden“ — und noch mit dem allgemein gehaltenen Vorwurf „der die Weimarische Ausgabe nicht im guten Sinne auszeichnenden Engherzigkeit“.

Im nächst vorliegenden Falle nun ist dieser Vorwurf, was er auch bedeuten soll, durch den inzwischen erschienenen zehnten Band der vierten Abteilung erledigt, der 39 Briefe Goethes an Christiane enthält. Die ganze Reihe dieser Briefe wird, wie sie erhalten ist, selbstverständlich ohne Auslassung gegeben werden. Zu einer Entgegnung also nötigt nur jener direkt ausgesprochene Verdacht der „absichtlichen“ Zurückhaltung, unverblümt also gesagt, der bewußten Unterschlagung. Diesem gegenüber brauche ich nur darauf hinzuweisen, daß an den beiden vom Herrn Referenten angeführten Stellen die Notwendigkeit, der zwingende Grund der Auslassung angegeben ist. Bei Veröffentlichung von Stücken, die nicht zum Eigentum des Goethe-Archivs gehören, ist man durch den Willen und Befehl des Besitzers bedingt. Und an der ersten Stelle (VII, 301) ist ausdrücklich eine Erklärung abgegeben (deren Wortlaut ich, als Redaktor dieser Bände mit dem Herrn Herausgeber vereinbart hatte), die unser Verhalten darlegt. Sie lautet: „Gelegentlich dieses ersten derartigen Falles sei bemerkt, daß in dieser Ausgabe der Briefe Goethes nichts heimlich unterdrückt wird, daß vielmehr die „Lesarten“ in allen Fällen ausdrücklich, wie hier, darauf hinweisen werden, so daß derartige Stellen der Forschung durch die Quellen selbst zugänglich bleiben“.

Großtaberz i. Thüringen, Juli 1892.

Bernhard Suphan.

Indem ich diese Urteile anführe, verdiene ich ja wohl den Vorwurf, mehr den zweiten als den ersten Vers des Goethischen Sprüchleins über die Bescheidenheit vor Augen zu haben; es ist aber nicht Ruhmredigkeit, wenn ein Angegriffener (vgl. z. B. Goethe-Jahrbuch und F. Kerns Polemik) ein Zeugnis zu seinen Gunsten anführt. Ich bin bei jeder Beurteilung viel eher geneigt, etwas Gutes herauszufinden und zu loben, als das offen liegende Verfehlte zu tadeln; der Vorwurf, in diesen Berichten öfters das Nichtige nicht entschieden genug als nichtig scharf zurückgewiesen zu haben, könnte mir wohl mit Recht gemacht werden. Aber so wenig ich für meine Person von irgend einer Partei Gunst verlange, so fern bin ich von jeder Parteistellung überhaupt. Nicht blos bei den Künstlern, auch bei den Gelehrten spielt sich recht oft die Geschichte von Gil Blas' Erzbischof ab: das Lob ist selbstverständlich und sachlich, der kleinste Tadel aber Parteilichkeit des Kritikers. Da ist es denn eine wahre Beruhigung, wenn die Vorwürfe gegen den Beurteiler von rechts und links kommen, denn dies kann als Zeichen gelten, daß er seiner höchsten Pflicht, nach Unparteilichkeit zu streben, nachgekommen ist.

Die persönliche Zwischenbemerkung war diesmal um so mehr geboten, als zwei neu erschienene Streitschriften, von denen die eine wohl einen heftigen Sturm gegen ihren Verfasser erregen

---

Wenn der Wunsch nach möglichster Vollständigkeit der Goethischen Briefe mich einen vorwurfsvoll klingenden Ausdruck gebrauchen ließ, so nehme ich nach Herrn Direktor Suphans freundlicher Erklärung diesen Vorwurf gern zurück. Ich habe bei meiner ersten Erwähnung der Weimarischen Ausgabe in den Berichten betont, daß einem so umfangreichen und bedeutsamen Unternehmen gegenüber einzelne Zweifel und Ausstellungen nur das lebhafte Interesse bekunden sollen, und jeden Tadel so von vornherein eingeschränkt. Gegen den durch seine Herderausgabe seit langem als musterhaften Verwalter und Erschließer schriftstellerischen Nachlasses bewährten Direktor des Goethe- und Schiller-Archives irgend einen Vorwurf zu erheben, ist mir nie in den Sinn gekommen. Wohl aber konnte gehofft werden, daß von der Kritik geäußerte Wünsche nach Vollständigkeit dem Redaktor und seinen bestimmenden Mitarbeitern selbst nicht ganz unwillkommen seien. Das Fehlen sämtlicher von Zarncke für die schlesische Reise nach gewiesener Briefe an Christiane mußte die zweifelnde Frage nach dem Verbleib dieser Briefe nahe legen: Herrn Direktor Suphans dankenswerte Erklärung hat nun diese Frage erledigt. Max Koch.

wird, die Art und Weise unserer litterarischen, insbesondere Goethe-Schillerstudien einer scharfen Kritik unterziehen. Hugo Falkenheim hat sich die positive und angenehmere Aufgabe gestellt in seiner Studie „Kuno Fischer und die litterarhistorische Methode“ [1]) die Goethe- und Schillerschriften des berühmten Heidelberger Philosophen als Muster litterargeschichtlicher Untersuchung und Darstellung nachzuweisen; Fr. Braitmaier hat seine Streitschrift [2]) „Göthekult und Göthephilologie“ überschrieben. Falkenheim schreibt als begeisterter Schüler zum wohlverdienten Lobe seines trefflichen Lehrers. Fischers Goethe- und Schillerschriften habe ich zu wiederholtenmalen in diesen Berichten als das geistvollst Anregendste unter den neueren Arbeiten erwähnt, besonders der für Falkenheims Absicht wichtigen Abhandlung von 1889 „Die Erklärungsmethoden des Goethischen Faust“ durchaus zugestimmt (V, 497). Über Ziele und Methode der Litteraturgeschichte sind, nachdem Erich Schmidt seine Wiener Antrittsvorlesung in den „Charakteristiken“ wieder hatte abdrucken lassen, mehrere einander bekämpfende Abhandlungen von ten Brink, Wetz, Eugen Wolff, Alfred Biese erschienen, auf deren Berücksichtigung Falkenheim sich nicht eingelassen hat. Hatte Kuno Fischer „mit vornehmer Schonung wie sie gegen den Frühvollendeten für den Sieger geboten war“ Scherers Faustzergliederung als durchaus verfehlt zurückgewiesen, so geht Braitmaier in grimmer Kampfesstimmung gegen Scherer, H. Grimm, v. Biedermann, E. Schmidt u. a. m. an. Ein unbekannter Tübinger Gymnasiallehrer, wie „das Magazin“ ihn nennt, ist nun Braitmaier nicht. Wer seine gediegenen, philosophisch wie litterarhistorisch vorzüglichen zwei Bände „Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Diskursen der Maler bis auf Lessing“ [3]) nicht kennt, darf seine eigene zufällige Unkenntnis, die ihn beim Mitreden in diesen Dingen zur Vorsicht mahnen sollte, nicht zum Vorwurf gegen Braitmaier ausbeuten. Für die Vorgeschichte der jetzt von Otto Harnack so ausgezeichnet dargestellten Schiller-Goethischen Ästhetik giebt Braitmaiers Werk die beste Quellenkunde. Zweifellos hat

[1]) Berlin 1892 (Verlag von Speyer & Peters).
[2]) Tübingen 1892. (In Kommission bei G. Fock, Leipzig.)
[3]) Frauenfeld i. d. Schweiz 1888 und 1889. (J. Hubers Verlag.)

Braitmaier mit den meisten seiner gegen das moderne Goethestudium gerichteten Vorwürfe recht, in vielen anderen schießt er über das Ziel hinaus. Zu einem Gegner Goethes könnte nur böswillige Verdrehung seiner eigenen Worte ihn machen; ich meine überhaupt, man soll bei einer sachlichen Beschuldigung, wie sie z. B. Froitzheim gegen Goethe erhoben hat (V, 518), nicht gleich so überempfindlich von Goethefrevel reden, die unbefleckte Reinheit des Verhältnisses zwischen Goethe und Frau v. Stein lieber nicht zum Dogma erheben. Es ist wohl zu verstehen, daß in einem dem Weimarer Theater zum Jubelfeste dargebrachten Buche der Goethegesellschaft die berüchtigte mit dem Hunde des Aubry in Verbindung stehende Kabale als bekannt übergangen wird, man soll aber deshalb nicht den traurigen Ausgang von Goethes Theaterleitung aus der Erinnerung tilgen wollen. Karl August und Goethe können schon vertragen, daß man die volle Wahrheit spricht. Wäre der Herzog stets eine willenlose Puppe in der Hand Goethes geblieben, so wäre das Verdienst dieser Freundschaft viel geringer; daß er aber bei seinen heftigen Leidenschaften und seinem fürstlichen Eigenwillen, bei aller Verschiedenheit des Lebens und Meinens doch über fünfzig Jahre dem Jugendfreunde verbunden blieb, das erst macht dies Verhältnis einzig schön und groß. Braitmaier selbst hebt auch hervor, daß die Schwächen die er an Goethe zu erkennen glaubt, mit Vorzügen, die er nicht missen möchte, mit Goethes ganzer Eigenart untrennbar zusammenhängen. Auf die abgestandenen Vorwürfe wegen des Verlassens Friederikens und Goethes Stellung zu den Frauen mag man sich wirklich nicht mehr einlassen; zugegeben daß Schröer in seinem begeisterten Schriftchen „Goethe und die Liebe" das Verhältnis zu ideal ansieht, im ganzen hat er mit seiner tieferen Auffassung doch recht. Goethe war wie jeder große Künstler eine stark sinnliche Natur; der Goethekultus soll die bloß sinnliche Grundlage der ersten Verbindung mit Christiane nicht verschleiern, aber Braitmaiers unbeschränkte Aufnahme der gehässigen Frauenurteile Altweimars ist nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse durchaus unzulässig. Wären nur statt des abscheulichen unsympathischen Raabeschen Bildes der dicken Frau Geheimrätin von 1810 die erst vor fünf Jahren in den „Schätzen des Goethe-National-Museums"

*

zugänglich gewordenen Aquarelle und Zeichnungen von Heinrich Meyer (1793) und Bury (1800) allgemein bekannt, das Urteil würde sich dem günstigen Frau Ajas viel leichter anbequemen. Viel ernster jedoch als die ganze Goethische Frauenfrage nehme ich den alten von Braitmaier voll aufgenommenen Vorwurf: „Goethe fehlte notorisch der rechte historische Sinn". Schon zweimal (V, 236. VII, 410) habe ich in den Übersichten Beweise für das Gegenteil angeführt. „Wer eine Anlage hat klug zu werden", schrieb Goethe 1782 an Johannes v. Müller, „mags nächst dem Leben in der Geschichte suchen", und 1825 rühmte er im Gespräche mit dem Kanzler Müller, wie er wohl wisse, was an jedem Staate war, „und ich halte die Hauptumrisse aller jener Zustände fest in mir". Freilich ist die Anführung einzelner Äußerungen immer anfechtbar; auch Braitmaier führt für seine Behauptungen Belegstellen an. Die Gespräche mit Falck hätte er nicht ohne weiteres benutzen dürfen, sie sind, wie ich gelegentlich der Biedermannischen Gesprächsammlung hervorhob, allzu unzuverlässig. An einen Erfolg der Erhebung von 1813 hat Goethe wirklich im Anfange nicht geglaubt, und ganz zufriedenstellend ist sein Verhalten nicht gewesen. Die Begeisterung, mit der Lotte Schiller und Knebel ihre Söhne ins Feld schickten, hat er keineswegs geteilt. Das weitaus bedeutendste Zeugnis für seine patriotische Gesinnung hat Goethe selbst in der großen Unterredung mit Luden (v. Biedermann Nr. 590) abgelegt. Die Erregung drängte ihn hier zum Aussprechen seiner tiefsten, dauernden und gerade deshalb zurückgehaltenen Überzeugung, nicht, wie Braitmaier darstellt, zu einer augenblicklichen Aufwallung. Die epische Sachlichkeit Goethes, mit der er bei jedem Dinge abwechselnd das Für und Wider hervorhob, hat Braitmaier auch verleitet, Goethe einer Abneigung gegen die Reformation[4]) zu beschuldigen: habe er doch in den Xenien Franztum und Luthertum die Störung ruhiger Bildung zum Vorwurfe gemacht. Daß Goethes Stellung gegenüber der französischen Revolution durchaus nicht so aristokratisch ablehnend

[4]) M. Borberg, die Reformation und die klassische deutsche Litteratur Gotha 1892 (Fr. A. Perthes), rühmt nur im allgemeinen, daß Goethe und Schiller das Zeichen des Protestantismus, das der Wahrhaftigkeit tragen, Luther ihr Sprachmeister gewesen sei.

war, wie man gewöhnlich annimmt, habe ich in meinem schon erwähnten Vortrag: „Die deutsche Litteratur und die französische Revolution“ (Deutsches Wochenblatt 1892, Nr. 5 u. 6) nachzuweisen versucht. Wie aber Goethes Endurteil über die Reformation, ihre segensreichen und weniger erfreulichen Wirkungen gegeneinander abgewogen, sich festsetzte, das zeigt noch entschiedener als die dem ersten Bande von „Kunst und Altertum“ vorgesetzten Verse:

Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Prediger steht zur Wache,

seine Gegenüberstellung Shakespeares und Calderons, die ihm (1822) Gelegenheit giebt öffentlich zu bekennen, „was wir schon oft im Stillen ausgesprochen: es sei für den größten Lebensvorteil, welchen Shakespeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden“. Wie er hier vor allem den Vorzug freier geistiger Ausbildung, das Kulturelement als Folge des Protestantismus preist, so stand ihm die Frage der Kultur stets über dem nationalen und dem religiösen Interesse. Wenn nicht in Goethes Auftrage so doch völlig in Goethes Sinne hat Eckermann zum Titel des merkwürdigen, den neuesten Band des Goethejahrbuches[5]) eröffnenden „Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen“ hinzugefügt: „Um eine höhere Kultur der niederen Klassen zu bewirken“. Deutsche Schauspielertruppen sollten mit eigens verfertigten, sich auch zur Schullektüre eignenden kleinen Dramen die für Preußen neugewonnenen polnischen Provinzen durchziehen, um Kenntnis der deutschen Sprache und mit der Einsicht ihres Nutzens die Neigung zu ihr zu verbreiten. Von der Ausführbarkeit seines Vorschlages scheint Goethe selbst nicht recht überzeugt gewesen zu sein, er will aber zeigen, „wie die Kunst, wenn sie erst in ihrer Tiefe, Fülle und Gewandtheit bestände und anerkannt würde, sich willig und geistreich zu großen und würdigen äußeren Zwecken hergeben könnte und dabei für sich zugleich unendlich gewinnen müßte“. Die einmal errungene Kultur unter allen Umständen festzuhalten

[5]) Herausgegeben von L. Geiger. Dreizehnter Band. Mit dem siebenten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1892. (Litterarische Anstalt Rütten & Löning.)

**

ſchien Goethe, in bewußtem Gegenſatze zu Rouſſeaus ſozialpolitiſchem Radikalismus ‚unerläßlich. Das hat auch Gerlach in ſeiner Flugſchrift „Goethe als Sozialpolitiker“[6]) betont. Gerlach rühmt unſerer klaſſiſchen Litteratur nach, daß ſie den Ideen der Philoſophen durch die Hilfsmittel der Dichtkunſt, Schönheit und ſinnlichen Anſchauung viele Volkskreiſe erſchloſſen habe. „Bei Leſſing erſcheint die Humanitätsidee als religiöſe Toleranz, bei Schiller führt ſie zur Begeiſterung für politiſche Freiheit, bei Goethe endlich findet ſie ihre Anwendung auf die ſoziale Frage.“ Das Schreckgeſpenſt der Richteriſchen Zukunftsbilder verlachend ſpricht Profeſſor Gerlach über den Zuſammenhang der ſittlichen und der wirtſchaftlichen Freiheit, die beide unter der heutigen kapitaliſtiſchen Geſellſchaftsordnung in gleicher Weiſe leiden. Er betont, daß Goethe die Erfahrung zehnjähriger Staatsleitung beſeſſen habe und in den zehn Jahren die Laſten der unteren Volksklaſſen zu erleichtern geſucht habe, um dann eine Reihe bedeutender Grundſätze, nach denen die Vorſteher der pädagogiſchen Provinz der Wanderjahre handeln, beiſtimmend anzuführen. Das Geſagte iſt alles ganz gut und ſchön, will man aber einmal einen „Beitrag zur Beurteilung der ſozialen Frage“ durch Erörterung des von Goethe Geleiſteten und Gedachten liefern, ſo darf das Thema nicht ſo durchaus ungenügend behandelt werden. Ad. Schölls grundlegende Darſtellung „Goethe als Staats- und Geſchäftsmann“, V. Hehns Betrachtungen „Naturformen des Menſchenlebens“ und „Stände“, O. Harnacks Zuſammenſtellung „Goethes Betrachtung der politiſchen und ſozialen Verhältniſſe“ zuſammen mit Langguths drei Schriften über Goethes pädagogiſche Grundſätze und Leiſtungen bieten ein ausgedehntes und ziemlich vollſtändiges Material, bis aus den Weimariſchen Archiven eine gründlichere Beurteilung von Goethes amtlicher Thätigkeit im einzelnen ermöglicht wird. Goethes „Liebe zu der Klaſſe von Menſchen, die man die niedere neunt“, in der aber „doch alle Tugenden beiſammen, Beſchränktheit, Genügſamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichſte Gute, Harmloſigkeit, Dulden, Ausharren“ beiſammen ſeien (4. Dezember 1777 an Frau

[6]) Deſſau-Leipzig 1892 (Rich. Kahles Verlag).

v. Stein), „das gemeine Volk, das doch die besten Menschen sind“ (1. Juni 1774 an Schönborn; vgl. Werthers Brief vom 4. September), würde ich als Ausgangspunkt der Betrachtung nehmen. Daß Gerlach von Goethes Auffassung der sozialen Bedeutung der Ehe, seinen Ansichten über Auswanderung schweigt, nicht einmal von seinen Vorschlägen, durch genossenschaftliche Produktion eine neue wirtschaftliche Grundlage zu bilden, Erwähnung thut, ist sehr bedauerlich. Diesen die Abhandlung völlig entwertenden Mängeln gegenüber kommt das nicht blos litterarhistorische Verlangen, den pädagogischen Idealstaat der Wanderjahre mit anderen Staatsromanen, wie sie vor und nach der Utopia und Argenis geschrieben wurden, zu vergleichen, freilich nicht mehr in Betracht. Aber eine neue und gründlichere Darstellung Goethes als Sozialpolitikers wird gerade durch diesen durchaus mißglückten Versuch wünschenswert.

„Baumwolle und Fabrikation derselben“ verzeichnen die Tagebücher unterm 2. Mai 1810. Den Aufsatz Heinrich Meyers, den Goethe in den Wanderjahren für die Schilderung der Weber benützte, mußte Suphan noch vor kurzem in der Weimarischen Ausgabe als verloren angeben: neuerdings hat er sich vorgefunden, und da stellt sich heraus, daß die lebendig bewegte Schilderung in den Wanderjahren Meyer angehört. Mit Freude las ich Suphans Urteil: „Es steckt doch mehr in dem Manne als man insgemein zugesteht und Goethe hat wohl gewußt, was er an ihm besaß“. Es gehörte eine Zeitlang zum guten Tone, Goethes nächste Freunde Meyer und Zelter als völlig unbedeutende, beschränkte Menschen von obenherab zu behandeln, womit sich ein versteckter Tadel Goethes selbst verband. Zu Goethes Urteilen über Meyer unmittelbar nach der italienischen Reise tritt jetzt das weitere in dem einzig erhaltenen Briefe (September 1797) an Barbara Schultheß: „Meyern habe ich gefunden wie einen Steuermann, der aus Ophyr zurückkehrt, es ist eine herrliche Empfindung mit einer so bedeutenden Natur nach einerlei Schätzen zu streben und sie nach einerlei Sinn zu bewahren und zu verarbeiten.“ Zu den im vorigen Hefte von O. Heuer veröffentlichten Briefen der treuen Züricher Freundin an Kayfers Schwester bringt das Jahrbuch nun siebzehn

Briefe an Goethe aus dem Zeitraume 1792—1797, so daß von dem langjährigen Briefverkehre nur ein kleiner Bruchteil sich erhalten zeigt. Der Ausgabe der Briefe hat jedoch Suphan eine das Verhältnis erschöpfende Abhandlung „Goethe und Barbara Schultheß" beigegeben, so daß das Bild der, eigentlich erst 1888 durch L. Hirzels Züricher Neujahrsblatt in der Goethelitteratur mehr hervortretenden Freundin sich nun ziemlich abgerundet herausstellt. Friedr. Bertheaus Versuch, Bäbe als das Urbild der Fabrikantenfrau Susanna in den Wanderjahren nachzuweisen, konnte Suphan aber auch jetzt, wie ich früher (Berichte V, 237), nicht als gelungen bezeichnen. Zu den von Hirzel, Bertheau, Herzfelder behandelten Goethebeziehungen zur Schweiz bringt das Jahrbuch eine Ergänzung. C. Ruland hat in gewohnter gehaltvoller Knappheit und Anschaulichkeit Goethes Reiseskizzen von seiner ersten Schweizerreise beschrieben und den „Scheideblick vom Gotthardt" wie eine Silhouette Frau Bäbes dem Jahrbuche als Bilderschmuck beigefügt. Von den 22 Goethischen Handzeichnungen des Berliner Kupferstichkabinetes hat Jaro Springer ein beschreibendes Verzeichnis geliefert. Aus Goethe-Archiv und -Museum stand K. v. Bardeleben das Material für die Abhandlung „Goethe als Anatom" zur Verfügung. Wie für die morphologischen so ist auch für die anatomischen Studien eine kaum erwartete Fülle von Aufzeichnungen, Studien, Plänen vorhanden. Die bekannte Abhandlung über den Zwischenknochen sollte wesentlich erweitert werden, ein größeres Werk über vergleichende Anatomie folgen. Das Schema der Inhaltsangabe und wichtige Einleitungssätze sowie einen Brief Loders an Goethe vom 31. Oktober 1784 teilt Bardeleben mit, eine Probe der reichhaltigen Mitteilungen, die wir in der Weimarer Ausgabe der naturwissenschaftlichen Werke zu erwarten haben. Aus den Entwürfen zur dritten, nicht mehr vollendeten Epistel bereicherte noch v. Loeper das Jahrbuch mit elf Hexametern zum Lobe Friedrichs des Großen. Das Kreuz der Ausleger, das Gedicht „Deutscher Parnaß" sucht Richard M. Mayer einmal der Abwechselung wegen auf die Romantiker zu deuten, während Alexander Tille sich durch den Nachweis der Quelle zur Ballade „Der getreue Eckart", er hat sie bei Prätorius gefunden, Dank erwirbt.

Seinen bestimmten Charakter erhält der dreizehnte Band des Jahrbuchs, über dem diesmal entschieden ein günstigerer Stern als im Vorjahr gewaltet hat, durch die Briefe und Beziehungen dreier Frauen zu Goethe: Barbara Schultheß, „die Immergleiche", Elisabeth v. Türckheim, die Lilli „der glücklichsten Tage meines Lebens", und Charlotte von Kalb, die Titanide. Auch in den nicht vollständig mitgeteilten 32 Briefen an Goethe ist Charlotte die leidenschaftlich erregte, phantasiereiche Gefühlsverschwenderin; zu den von E. Köpke schon 1843 veröffentlichten Briefen Goethes an Charlotte ist kein neuer gekommen, während den zwei Briefen der Frau v. Türckheim auch zwei Briefe Goethes gegenüberstehen. Die bittere Empfindung über Schillers Zurückhalten bricht in Charlottens Briefen öfters hervor, Egmont scheint sie besonders zu lieben. „Mich dünkt das ganze Leben eines Weibes ist mit nichts erfüllt als stets den Schutt wegzuräumen, der von den Decken unserer großen moralischen, kirchlichen und Polizei-Gebräuche über sie fällt und sie zu ersticken droht. ... Das Leben, das schale Ding durch die Form die ihm unsere Sozietät gegeben." Diese Schmerzensrufe Charlottens hätte auch Ibsen Frau Alving in den Mund legen können. Im Briefwechsel mit Minister v. Gersdorff, dem Schöpfer der Weimarischen Verfassung, sind Goethes Dankbillete für erhaltene Nachrichten unbedeutend. Gerade für die sorgenvolle Gegenwart erwähnenswert erscheint, daß Goethe aus einer Denkschrift des Generals v. Wolzogen sich den Satz herausschrieb: „Die Not der Selbsterhaltung wird zur Offensive zwingen, indem einen gerüsteten auf die Defensive berechneten Zustand kein Staat aushalten kann." Die Aufzeichnungen des Archäologen Freiherrn v. Stackelberg über seinen Besuch bei Goethe (November 1829) hätten ebenso wie die unter den Miszellen mitgeteilte Begegnung des schwedischen Grafen Trolle-Wachtmeister von 1804 zu den nach zweijähriger Pause wieder aufgenommenen „Mitteilungen von Zeitgenossen" gehört. Das in der Reisebeschreibung des Schweizers J. H. Landolt 1782 dem geräumigen, wohlgepflasterten Frankfurt gespendete Lob muß an dieser Stelle wohl eigens hervorgehoben werden. Wenn Rudolf Jungs aktenmäßige Darstellung von „Goethes Ausscheiden aus dem Frankfurter Bürgerverbande" dem Frankfurt von 1817 weniger

zum Lobe gereicht, so muß doch die von jedem Beschönigen und Vertuschen freie Art, in welcher der gegenwärtige Leiter des Frankfurter Stadtarchivs über gesühnte Fehler der älteren Generation berichtet, nach Verdienst gerühmt werden. Möchte solch rückhaltlose Sachlichkeit, wie Jung sie in vornehm geschichtlicher Darstellung ausübt, der Goetheforschung überall zum Muster dienen. Goethes Abstehen von der Erwerbung des Frankfurter Bürgerrechtes für Frau und Sohn im Jahre 1808, „da so manche Dinge dabei zur Sprache kommen, die man lieber nicht anregt", war wohl weniger, wie Jung meint, durch die Scheu Vermögensverhältnisse zu offenbaren, als durch die nachträgliche Erörterung über Auguſts uneheliche Geburt veranlaßt. Zu den „Mitteilungen von Zeitgenossen" über Goethe und Schiller ist soeben ein älterer Beitrag aufs neue aufgefrischt worden. Th. A. Fischer hat einen nicht völlig genügenden Auszug aus Henry Crabb Robinson's Memoiren (Diary, Reminiscences and Correspondence. London 1869) als „Erinnerungen eines Jenenser Studenten. Aus dem Tagebuch eines Engländers" [7]) übersetzt. Robinsons Gespräche mit Goethe stehen in v. Biedermanns Sammlung. Der tüchtige junge Engländer nahm während seiner Jenenser Studienzeit, 20. Oktober 1802 bis August 1805, wo er besonders Knebel nahe stand, eine hervorragende Stellung ein; er weiß über alle Mitglieder der Weimarischen Ruhmeszeit, über erste Aufführung Schillerischer und Goethischer Stücke, Jenenser Studenten- und Professorenskandale zu berichten. Daß bei der Aufführung der „Turandot" alle Schauspieler Gesichtsmasken trugen, ist mir wenigstens aus keinem anderen Berichte bekannt und vielleicht nur ein Irrtum des Übersetzers, dem auch die Irrung bezüglich Maximiliane Brentanos, statt deren er ihren Gatten sterben läßt, zur Last fällt. Bei Robinsons letztem Besuche in Weimar 1829 schrieb er unter Mitwirkung Goethes einen verlorengegangenen Aufsatz über Goethes Verhältnis zu Byron. Der im vorigen Hefte S. 22 von mir erwähnte Essay Mazzinis von 1838 „Byron und Goethe" ist vom Grafen Schack im Anhang zu seiner Biographie

[7]) Drei Studien zur englischen Litteraturgeschichte. Gotha 1892. (Fr. A. Perthes.)

Mazzinis[8]) übersetzt worden. Mazzinis Vorliebe wendet sich natürlich dem brittischen Freiheitsdichter und philhellenischen Freiheitshelden zu, dabei bewahrt er aber auch Goethe gegenüber eine Größe der Auffassung, wie sie den deutschen Goethephilologen nur zu wünschen ist.

Von der eigentlichen Goethephilologie, gegen die Braitmaier seine Angriffe richtet, bringt das neueste Goethejahrbuch eine Probe, die, so gerne ich harte Worte vermeide, doch ein offenes Aussprechen dringend zur Pflicht macht. O. Pniower geht in seiner Studie „Faust und das hohe Lied" von der ihm höchst auffälligen Thatsache, daß Goethe die Worte des hohen Liedes et venter meus intremuit ad tactum mit dem auch von Gretchen und Klärchen gebrauchten Ausdruck „mich überläufts" übersetzt hat, aus, um die Abhängigkeit der beiden dramatischen Stellen von der biblischen Liebespoesie zu erweisen. Zwar hat er gehört, daß der Ausdruck noch heute dialektisch vorkomme, er scheint ihm aber zu prägnant, um nicht das Zusammentreffen des „Faust" und des „hohen Liedes" in einer so charakteristischen Wendung als Beweis „für irgend einen näheren Zusammenhang der Übersetzung mit dem Drama" anzusehen. Es kommt wohl öfters vor, daß norddeutsche Erklärer den dialektisch ziemlich abgegriffenen Ausdruck eines süddeutschen Schriftstellers als eine sprachliche Seltenheit behandeln. Und der Ausdruck „da überläufts einen" ist, obwohl ich ihn bei Schmeller so vergeblich gesucht habe, wie Pniower bei Adelung und Sanders, doch eine in Süddeutschland und, wie mir gesagt wird, auch in Schlesien ganz gewöhnliche Redensart. Goethe selber hat sie noch in seiner klassischen Periode im „Tankred" und „Epimenides' Erwachen" gebraucht, deren Entstehungszeit Pniower, wenn seine Beweisgründe überhaupt gelten sollen, gleichfalls in den Herbst 1775 verlegen muß, denn das „mich überliefs" in der Übersetzung des „hohen Liedes" und „Gretchens" „mich überläufts" ist für Pniower ein Beweis, daß die Gretchenszenen im Herbste 1775 entstanden sind. Genau in derselben Weise hat Scherer aus dem Vorkommen des Wortes

---

[8]) Ad. Fr. Graf v. Schack, Joseph Mazzini und die italienische Einheit. Stuttgart 1891. (Cottas Nachfolger.)

„Jahrtauſende“ den Beweis für gleichzeitige Entſtehung ſchöpfen wollen, und Kuno Fiſcher wie ſchon vor ihm W. Creizenach 1887 im 26. Hefte der „Grenzboten“ haben die Unmöglichkeit auf ſo unſicherem Grunde zu bauen unwiderleglich erwieſen. Pniower bringt freilich noch weitere Belege für ſeine Anſicht bei: in den Noten zum „Weſtöſtlichen Divan“, 1819, charakteriſierte Goethe das hohe Lied: „Durch und durch wehet eine milde Luft des lieblichſten Bezirks von Kanaan; ländlich trauliche Verhältniſſe, Wein-, Garten- und Gewürzbau, etwas von ſtädtiſcher Beſchränkung“. Iſt, fragt Pniower, „mit dieſen Worten nicht auch wenigſtens ungefähr die Atmoſphäre der erſten Gartenſzene“ — nach ſeiner eigenen Behauptung 1775 geſchrieben! — „gekennzeichnet? Atmet nicht auch hier der Geiſt ſtädtiſcher Beſchränkung?“ Ich fürchte allerdings, daß wir auf dieſem Wege wohl die Beſchränkung finden, aber ohne daß zugleich ſich der Meiſter zeigte. Der Verfaſſer hat den Skeptikern unter ſeinen Leſern, die noch dazu der litterariſchen Motivjagd abhold ſeien, ihr Unrecht klar zu machen geſucht. Ganz von ſelbſt produziere der Dichter überhaupt nicht, zu dem vom Innern Geſpendeten gehöre allemal ein von außen gekommenes Moment. Gewiß hat Goethe ſelbſt in Geſprächen wie in den Zahmen Xenien, v. Loepers Ausgabe Nr. 381—383, und in den paraboliſchen Verſen „Bildung“ die Abhängigkeit des Menſchen wie des Dichters von der Überlieferung jederzeit ſtark betont. Niemand kann entfernter davon ſein als ich, die Nachweiſe litterariſcher Einflüſſe und Entlehnungen gering zu ſchätzen. Georg Ellingers Studie „Goethe und Johannes Secundus“, die im Jahrbuche auf Pniowers Motivjagd folgt, halte ich für eine höchſt ſchätzbare Arbeit. Ellingers Nachweis, daß der holländiſche Neulateiner (1511—1536), aus deſſen Baſia Goethe im Herbſt 1776 frei überſetzte, auch noch auf die römiſchen Elegien von Einfluß geweſen ſei, nehme ich dankbar als Belehrung an. Allein wie vorſichtig und ſichere Stützen aufſtellend hat Ellinger ſeine Unterſuchung geführt. Pniowers Entlehnung um jeden Preis erinnert dagegen an einen früheren Aufſatz des Jahrbuches, in dem, um nur dem verhaßten Schiller eines zu verſetzen, die Jungfrau nur deshalb aus dem Dom zu Reims ſtürzt, weil Gretchen im Dome übel geworden iſt, und Maria Stuart

ebenfalls in Nachahmung Gretchens aus Liebesleidenschaft einen Mord, Gretchen an ihrer Mutter, Maria an ihrem Gatten, begeht. Ganz so findet Pniower in Gretchens Preise des hohen Gangs des Geliebten den biblischen Text „Seine Beine wie Marmorsäulen auf güldnen Sockeln"; Gretchens Wunsch „Und küssen ihn so wie ich wollt" ist durch Sulamiths „Fänd ich dich draus, ich küßte dich" hervorgerufen u. s. w., denn ausdrücklich erklärt Pinower nicht nur eine beachtenswerte Übereinstimmung, sondern auch eine wirkliche Beeinflussung des Faust durch das hohe Lied sei durch diese Stellen bewiesen.

Nun, derartige Verirrungen sind auch in der klassischen Philologie des öfteren vorgekommen, und es heißt wohl sie schadeten schließlich nur ihrem allzuscharfsinnigen Erfinder. Mit Verlaub, der Schaden, den sie anrichten, erstreckt sich viel, viel weiter; im andern Falle wäre es wahrhaftig nicht der Mühe wert, darüber viele Worte zu machen. Blicken wir auf die Zahl der Bücher und Abhandlungen, Programme und Dissertationen, die über Goethe und seine Werke veröffentlicht werden, so erscheint das Goethestudium, die allgemeine Teilnahme für genauere Erkenntnis seines Seins und Wirkens auf nie erreichter Höhe. Geiger beklagt sich in der Vorrede zum neuesten Bande des Jahrbuches, daß dies der anschwellenden Bibliographie nicht mehr den nötigen Raum gewähren könne. Gestehen wir aber, anstatt uns selbst mit einem angenehmen Scheine zu betrügen, doch offen ein, daß gerade die kleinen gebildeten Kreise, die sich überhaupt noch für deutsche Litteraturgeschichte und Litteratur interessieren, diesem ganzen Betrieb der Goethelitteratur nichts weniger als freundlich gegenüberstehen. Ich denke dabei natürlich nicht an solche, welche das Sammeln von Briefen und älteren Gedichtfassungen mit dem beliebten banausischen Hohne des Waschzettelsammelns abzuthun glauben. Nein, es sind, wie jeder sich leicht in seinem Kreise überzeugen kann, ernste Leute, auch Philologen, welche im Staate der Goethephilologie manches nicht ganz gesund finden. Noch besteht gegen die meiner Überzeugung nach dringend notwendige historisch-philologische Behandlung der deutschen Litteraturgeschichte ein weitverbreitetes Vorurteil. Durch Mißgriffe wie Pniowers Faustischer Jagdzug durch das hohe Lied muß dies Vor-

urteil anwachsen. Das Goethestudium, ja das Studium der deutschen Litteraturgeschichte überhaupt wird dadurch aufs empfindlichste geschädigt. Ich nehme die Geduld der Leser dieser blauen Hefte für manche Kleinigkeit in Anspruch, ich fühle mich gerade ihnen gegenüber verpflichtet, die Goethephilologie — das Wort hat, glaube ich, W. Scherer 1877 zuerst als Überschrift eines Aufsatzes „Im neuen Reich“ angewandt — und ihre Auswüchse scharf zu unterscheiden.

Ungleich harmloser als Pniowers Faststudie ist eine neue, von warmer Bewunderung des Werkes erfüllte, aber doch recht seltsame Arbeit über Goethes Faust. Im elften Buche von „Dichtung und Wahrheit“ hat Goethe zwar den prosaischen Übersetzungen das Wort geredet, da sie auf die Menge am meisten wirkten, während der Fall der Silben und der Schall der Worte dem Eindringen in den tiefen Gehalt des edelsten Werkes oft hinderlich werde; ich zweifle indessen sehr, ob er auch einer Prosaparaphrase seines eigenen Faust Lob gespendet haben würde. Jedenfalls weiß ich, daß es Julius Kupffer nicht gelungen ist mit seinem Buche „Goethes Faust als Erzählung“ [9]) Ähnliches zu Wege zu bringen wie Charles Lamb in seinen berühmten Tales from Shakespeare in klassischer Weise geleistet hat. Die Mischung von prosaischer Inhaltsangabe und Erläuterung wurde Goethes Faust gegenüber schon vor einem Jahrzehnt von Oswald Marbach durchgeführt, doch hat Marbach die Erläuterung, Kupffer die erzählende Wiedergabe zur Hauptsache gemacht. Schon diese wenig geschickte Inhaltsangabe ist nicht ganz frei von Irrtümern, in den mit eifriger Polemik gegen die Vorgänger versetzten Erklärungen ist das Neue höchst fragwürdiger Art, das Ganze Vermehrung nicht Bereicherung der Faustlitteratur. Nicht günstiger kann ich Karl Schmidts „Gedanken über Faust“ [10]) beurteilen. Wie über Goethes und Schillers Verhältnis zum Christentum im allgemeinen so ist insbesondere über den christlichen Gehalt der Faustdichtung schon ziemlich viel geschrieben worden. In des Dichters christlicher Gesinnung findet Schmidt den Ausgangspunkt der Erklärung des zweiten Teiles,

[9]) Zur Einführung in das Verständnis des Originals. Naumburg a. S. 1892 (Verlagsbuchhandlung Albin Schirmer).

[10]) Jahresbericht des Realgymnasiums am Zwinger. Breslau 1892.

denn nur dieſer bildet den Inhalt der Gedanken. Goethes Wertſchätzung und genaue Kenntnis der Bibel bedarf, zumal nach Henkels erſchöpfender Zuſammenſtellung, keines Beweiſes mehr; wenn aber Schmidt meint, elterlicher Einfluß habe dabei nicht mitgewirkt, ſo iſt im Gegenteil gerade hier der Einfluß der bibelfeſten Frau Rätin nachzuweiſen. Ihre Vertrautheit mit Luthers Schriften zeigt aufs neue ihr köſtlicher Brief an Zimmermann, den Geiger mit vollem Rechte durch Wiederabdruck im Jahrbuch vor der Gefahr mit Tagesblättern vergeſſen zu werden, geſichert hat. Das Gefühl eines unerſchöpflichen Wirkungsdranges war die Grundlage von Goethes Glauben an eine Fortdauer; den Glauben an den perſönlichen Gott der Bibel hat aber der ſpinozagläubige Naturforſcher nicht, wie Schmidt uns einreden möchte, beſeſſen noch geäußert.

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!

Dichteriſche Einkleidung, der Herr und ſeine Engel, und die Ideen der Dichtung ſind von einander zu halten. Nach Schmidt iſt der ganz einfache Sinn der Dichtung: das Ringen und Streben aus eigener Kraft iſt unzulänglich, nur die göttliche Liebe kann erlöſen. Dieſe Klarheit werde nur getrübt durch die Einführung der Helena. Gretchen ſchildere uns die zwar ſchuldige aber immerhin noch edle Liebe, Helena die gemeine „abſolute Sinnlichkeit". Aus Sinnlichkeit wolle der Kaiſer Helena beſitzen, wofür ſich nicht die geringſte Andeutung findet. Nach Schmidt will Mephiſto den Fauſt mit Helena zuſammenbringen, während in Wirklichkeit dem Teufel bei Fauſts Verlangen nach der Heroine gar nicht behaglich zu Mute iſt. Das Wort Mütter erfülle Fauſt mit Schaudern, weil es ihn an Gretchen erinnere! Damit wären wir freilich wieder wie leider ſo oft bei Fauſterklärungen an der Grenze des ernſthaft zu Erörternden angelangt. Lynkeus iſt nach Schmidt die Pflicht, und es zeigt die Größe von Fauſts Schuld und Sinnentaumel, daß er der gefeſſelten Pflicht von Helena, der Sinnlichkeit, das Urteil ſprechen laſſe. Den Ableitungsverſuch des gefährdenden Sumpfes nennt Schmidt Arbeit für egoiſtiſch frivole Zwecke. Euphorion lehrt uns, „was leichtſinniger, auf Pflichtvergeſſenheit und bloß ſinnlichem Streben beruhender Genuß hervorbringt, ſchafft dem Erzeuger ſelbſt

nur Angſt und Furcht", eine irreligiöſe Poeſie wollte Goethe damit geißeln. Ich weiß nicht ob dieſe Gedanken neu ſind: Goethe und ſeiner Dichtung ſind ſie fremd. Freilich iſt dieſe religiöſe Vergewaltigung der Helena auch nicht ſchlimmer als wenn Julian Schmidt in ſeinem neuen Erklärungsverſuch (1877) orakelte: „Helena hatte Fauſt in einen Venusberg verlocken wollen, aber er bannt ſie in das Gewölbe der abſoluten Kunſt." Da möchte man fragen, hat denn Herr Julian Schmidt Goethes Heleuadichtung ebenſowenig geleſen wie früher den Schwabenſpiegel, als er ihn für eine Sammlung alter Volkslieder erklärte?

Die „Wandlungen der Goethiſchen Fauſtidee" bei einigen ihrer verſchiedenen Erklärer von den früheſten A. W. Schlegel und Schelling angefangen, hat W. Gwinner im erſten Teile ſeines umfangreichen Buches[11]) erörtert, während er im zweiten „Goethes Fauſtidee nach der urſprünglichen Konzeption" klarzulegen ſuchte. Die Auseinanderſetzung mit Fr. Th. Viſcher, Julian Schmidt, Karl Biedermann und Kuno Fiſcher, welch letzterem Gwinner noch am meiſten Lob erteilt, iſt eine Erneuerung der 1879 in der Münchener Allg. Zeitung veröffentlichten Kritiken „Jüngſte Phaſen der Goetheſchen Fauſtidee", Gwinners eigene Darlegung des Fauſtproblems ward bereits damals in Ausſicht geſtellt, erſcheint jedoch hier zum erſtenmale. Gwinner, deſſen philoſophiſcher Standpunkt durch ſeine Arbeiten über Schopenhauer ja ſcharf genug beſtimmt iſt, ſtellt ſich in ſchroffſter Weiſe der Geſamtheit der Fauſterklärer gegenüber. Mit Viſcher ſtimmt er in der völligen Ablehnung des zweiten Teiles, den er von der Betrachtung ausſchließt, überein. Mit Viſchers „Neue Beiträge zur Kritik von Goethes Fauſt" (Stuttgart 1876) wäre Gwinners Buch überhaupt zuſammenzuſtellen. Beide bewegen ſich in ſchwerſter philoſophiſcher Rüſtung und ſuchen der Dichtung ſelbſt, ganz unbekümmert um den von Ruhm und Gewohnheit über ſie ausgebreiteten Glorienſchein, kritiſch auf den Leib zu rücken. Allein beide Werke gründlichſter, zum Teil auch höchſt ſcharfſinniger Forſchung verfehlen in der Hauptſache ihr Ziel. Viſcher hat ſich als Philoſoph Schwierigkeiten herausgegrübelt, die für den unbefangenen Leſer ſo

[11]) Goethes Fauſtidee nach der urſprünglichen Konzeption aufgedeckt und nachgewieſen. Frankfurt a. M. 1892. (Joſef Bär & Komp.)

wenig als für den Dichter selbst vorhanden waren. Gwinners Heranziehung der Baaderischen Philosophie dient wohl zur Erläuterung seiner Ansichten, muß aber das Bedenken gegen seine eigene Interpretation erheblich steigern, denn zwischen Jakob Böhme und Baaders Weltanschauung einerseits, Goethes Gedanken über göttliche und menschliche Dinge andererseits liegt doch eine gewaltige Kluft. Gwinner bietet im einzelnen treffliche Bemerkungen, die aber ebenso wie seine Hauptsätze nur mühsam aus den fünfhundert Seiten seiner weitschweifigen und nicht gerade leichtfaßlichen Darstellung herausgefunden werden.

Auf Widersprüche im ersten Teil von Goethes Faust ist früh hingewiesen worden; am übersichtlichsten hat wohl Kuno Fischer in der ausgezeichneten Neubearbeitung seiner älteren Vorträge über Entstehung, Idee und Komposition des Gedichtes (Stuttgart 1887) die Elemente der alten und neuen Dichtung einander gegenübergestellt, während „die Einheit der Goetheschen Faustdichtung" beider Teile in Veit Valentin, vgl. VII, 440, ihren trefflichsten und jedenfalls am vorurteilsfreisten, den Absichten des Dichters selbst nachforschenden Darsteller gefunden hat. Gwinner sieht in dem „Prolog im Himmel" mit seiner Wette nur den Abfall des Dichters von seinem großen Jugendplane. Von Faust als einem symbolischen Vertreter des Menschen und seines irrtumsvollen Strebens will er schlechterdings nichts wissen. Daß bei der Jugenddichtung an solche symbolische Auffassung nicht zu denken sei, hat bereits Scherer scharf und durchaus zutreffend hervorgehoben; ursprünglich sei der Zauberer des 16. Jahrhunderts, der in der Magie sein Heil sucht, von Goethe ganz naturalistisch als ein merkwürdiges Individuum, als ein singularer Mensch behandelt worden. Auch nach dem Prolog ist Faust, Scherer „Aufsätze über Goethe" S. 301, kein allegorischer Vertreter des Menschen überhaupt, d. h. der Dichter erhebe nicht den Anspruch das Wesen der Menschheit vollständig darzulegen. Diese Sätze, mit denen Scherer unter so manchen rasch verwehenden Hypothesen etwas Bleibendes für die Erklärung der Faustdichtung gegeben hat, stimmen wohl zu Valentins Ausführung von der „Beschränkung, die das Wesen des Kunstwerkes dem Künstler auferlegt". Zwischen dem in den Monologen, Gesprächen mit Wagner und

Mephisto strebenden und verzweifelnden Forschergeiste, der das Höchste und Tiefste der Natur erfassen möchte, und dem sinnlich übersinnlichen Freier Gretchens bleibt ein ungelöster Widerspruch; die Liebestragödie, gegen ihre Bezeichnung als Idylle wendet sich Gwinner mit Recht, mag dichterisch noch so herrlich sein, die Erwartungen, welche der titanische Stürmer und Dränger der Monologe, des Spaziergangs, der grübelnde Bibelübersetzer erregt hat, werden durch die Liebes- und Verführungsgeschichte nicht erfüllt. Die wunderbare Poesie der Gretchenszenen, die altgewohnte Verherrlichung des ganzen Werkes kann uns diesen Widerspruch verhüllen, er bleibt aber thatsächlich für jeden Unbefangenen bestehen. Für Gwinner freilich ist dieser Widerspruch nicht vorhanden, da er nicht nur vom ganzen zweiten Teile als einer späteren äußeren Zuthat absieht, sondern Faust eben wegen seiner Schuld an Gretchen dem bösen Geiste verfallen läßt. Das „Her zu mir" beendet ihm die Tragödie mit Fausts Höllenfahrt. Erst der aus Verkennung der eigenen Dichtung hervorgegangene Prolog, der zum Ideenkreis der Faustdichtung schlechter als Himmel und Erde unter ein Dach passe, habe alles verwirrt. Müller und Klinger, um nur die bedeutendsten Faustdichter der Geniezeit zu nennen, haben wie später Grabbe und Lenau ihren Faust dem Teufel verfallen lassen; es wäre von vornherein immerhin möglich, daß auch Goethe den gewöhnlichen Gang der Fabel befolgen wollte und Lessing mit seinem der Hölle entgegengesetzten „Ihr sollt nicht siegen" ganz allein stünde. Für mich ist aber solche Annahme durch Goethes Briefe an W. v. Humboldt (1. Dez. 1831 u. 17. März 1832) völlig ausgeschlossen. In Einzelnheiten hat das Gedächtnis Goethe oft getäuscht, ein abgesonderter zweiter Teil ist wahrscheinlich, ja gewiß erst spät geplant worden, wenn auch die Einführung Helenas bereits in Frankfurt beschlossen war; daß aber Goethe von der Ausführung der ihm seit 60 Jahren klar vorschwebenden Konzeption sprechen sollte, wenn er noch 1790 Faust dem Teufel überantworten wollte, das anzunehmen habe ich doch zu viel Glauben an des Dichters Zeugnis in eigener Sache. Dagegen muß ich gestehen, den von Gwinner enthüllten Kern der Faustidee, den Goethe im Volksbuch erkannt und aus ihm beibehalten haben soll, nicht so allbe-

herrſchend in der Dichtung finden zu können: vermeſſene Intimation der Natur (S. 459). Das Grundproblem der Sage, der Konflikt zwiſchen Geiſt und Natur (S. 161), ſei der Reformations- wie der Geniezeit am Herzen gelegen. In der Geiſterbeſchwörung und dem Teufelsbündnis, zweitens in der magiſchen Verjüngung (Hexenküche), welche die Erregung der Sinnlichkeit und Mißbrauch des Zeugungstriebes (Gretchenſzenen) zur Folge hat, endlich in der hölliſchen Einweihung (Walpurgisnacht) ſtelle das Gedicht Anfang, Verlauf und Ausgang des ethiſchen Prozeſſes dar. Gwinner erklärt, für die neuere Goethephilologie wohl in allzu ſchulmäßiger Terminologie abgefaßt, Fauſts Magie für „den Verſuch, ſich mit dem Grunde der Natur mittels Imagination intim zu machen, den Konat eines imaginativen Eindringens in das Radikalprinzip der Schöpfung, das ſpezifiſche Gelüſten nach Enthüllung des Myſteriums des Lebens, nach Öffnung der verſchloſſenen Werkſtätte der Natur, nach Aufregung und Entblößung ihrer ewig verborgen zu haltenden Wurzel oder Sonnenkraft, ein Sichunterfangen, das in ſeinem Urſprunge wie in ſeinen Folgen die ſchwerſte Verſchuldung involviert und deshalb tragiſche Bedeutung hat, indem es, entſprungen aus einem Sichverſehenhaben an der Natur oder einem Sichvergaffthaben in die Natur, mit verhängnisvoller Verirrung und hochgefährlichem Mißbrauche des Doppeltriebes der Erkenntnis und der Zeugung (Verführung Gretchens) zuſammenfällt und in die beiden Pole des Seelenverderbs: geiſtige Hoffart und ſinnliche Niedertracht ausläuft". Gwinner bringt als Anhänger Schopenhauers eine dem alten wie dem jungen Goethe völlig fremde Auffaſſung in die Sache, wenn er in der Bethätigung des Geſchlechtstriebes die ſündvolle Bejahung des Lebenswillens Fauſt als Schuld anrechnet. Daß zwiſchen der Idee des Prologs im Himmel und der Liebestragödie ein Widerſpruch vorhanden iſt, gebe ich Gwinner gerne zu. Ich glaube aber, daß dieſer Widerſpruch nicht erſt durch den unter Schillers Einwirkung gedichteten Prolog entſtanden iſt, ſondern ſchon in der Frankfurter Zeit durch die erſte Verbindung der, wie bereits v. Loeper bemerkt hat, „urſprünglichen, im Stil des bürgerlichen Trauerſpiels gearbeiteten Gretchentragödie" mit dem Mythus vom Spekulierer, der auf Adlers Flügeln alle Gründ am Himmel

*

und Erden erforschen wollt, mit dem Zusammenschließen der Dichtungselemente[12]) sich entwickelt habe.

Gwinner wie Karl Schmidt erklären sich gegen die Theateraufführungen des Faust. In dem aus neuen Quellen bearbeiteten sechsten Bande der Schriften der Goethegesellschaft „das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung" ist von dem „seltsamen Unternehmen" einer Faustaufführung, von dem Goethe 1810 und 1811 an Zelter, 1815 an Graf Brühl, den Leiter der Berliner Hofbühne berichtete, nicht die Rede. Mit Anselm Webers, des Komponisten von Epimenides' Erwachen, Anfrage (Juni 1810), ob Goethe wohl eine Umgestaltung seines Faust zur Oper gestatten würde, scheint Kirms den Dichter verschont zu haben, der in der Folge freilich den musikalischen Wünschen Radziwills weites Entgegenkommen zeigte. Die Weimarischen Inszenierungsversuche von 1812 brachte erst 1887 die Weimarische Ausgabe an die Öffentlichkeit. Julius Wahle hat in seiner ganz ausgezeichneten Arbeit[13]) durchaus nicht eine erschöpfende Darstellung der Geschichte von Goethes Theaterleitung geben wollen, sondern in sehr geschickter Weise einesteils für seine Darstellung den in Suphans einleitendem Vortrage charakterisierten Urkundenfund zur Grundlage genommen, andererseits eine alles wesentliche enthaltende Gesamtskizze zu liefern versucht. Nach Burkhardts statistischem Quellenwerke mochte der Wunsch nach gefälliger Verarbeitung des reichen neuentdeckten Materials sich geltend machen. Und wenn auch im allgemeinen für die Schriften der Goethegesellschaft die Einhaltung der bisher bewährten Praxis, Mitteilung von Dokumenten, wünschenswert erscheint, als nachträgliche Festschrift für das Weimarer Theaterjubiläum ist Wahles darstellende Verarbeitung mehr geeignet als die ursprünglich geplante trockene Veröffentlichung von „Urkunden zur Geschichte von Goethes Theaterleitung". Begründung und erste Entwickelung, Schauspielkunst und Schauspieler, das Repertoire, auswärtige Gastspiele, (Lauchstädt, Leipzig, Halle), Konflikt und Ausgang hat Wahle die

[12]) Ich habe 1887 gelegentlich der Besprechung des ersten Teils der Schröerischen Faustausgabe in den Blättern f. d. bayerische Gymnasialschulwesen XIII, 465, dem ersten Auftauchen jener Elemente in Goethes Geiste nachzuforschen versucht.

[13]) Weimar 1892 (Verlag der Goethe-Gesellschaft).

einzelnen Abschnitte überschrieben. Von den 78 Briefen Goethes, die nach Suphans, aus der Weimarer Zeitung wieder abgedrucktem Vortrage in den Theaterakten aufgefunden wurden, ist nur ein Teil verwertet, doch ist die Fülle des zum erstenmal Gedruckten noch immer groß genug. Nähere Mitteilungen über Kirms und eine Charakteristik dieses ständigen Mitarbeiters Goethes in Theatersachen, über den auch Pasqué keine Auskunft giebt, hat Wahle leider unterlassen. Und doch gehört er durch seine Thätigkeit in der Theaterleitung und die Anzahl der geschäftlich an ihn gerichteten Schreiben Goethes zu den wichtigsten Persönlichkeiten in der Geschichte der Goethischen Theaterleitung. „Über die verschiedenen Zweige der hiesigen Thätigkeit" hat Goethe 1795 eine Art Resumee ausgearbeitet, aus dem Wahle einiges mitteilt. Daß Goethe in Schlegels Hamletübersetzung für die Aufführung manches neu übertragen hat, war, glaube ich, bisher nicht bekannt. Den Wilhelm Meister zieht Wahle mit Recht fortwährend zur Erläuterung von Goethes theatralischen Grundsätzen heran, nur kann ich ihm nicht beistimmen, wenn er in Serlos Art neben der Individualität Schröders auch Iffland finden will. S. 117 ist vom dreiundsiebzigjährigen Iffland die Rede; Iffland ist aber 1759 geboren und 1814 gestorben. Zu S. 110 möchte ich die Frage fügen, ob Schiller bei seinem Aufenthalte in Berlin nicht Iffland noch einmal spielen sah? Zu Brentanos Brief, in dem er Goethe um ein Urteil über sein Lustspiel, Ponce de Leon, bittet, wäre zu bemerken gewesen, daß Brentano einen lobenden Brief des Meisters über sein Intriguenstück wirklich erhalten hat.[14]) „Über Goethes Versuch zu Anfang unseres Jahrhunderts die römischen Komiker Plautus und Terenz auf der Weimarischen Bühne heimisch zu machen", den Wahle S. 229 kurz erwähnt, hat Otto Francke im ersten Bande der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" mit Benutzung eines ungedruckten Briefwechsels zwischen Goethe und Einsiedel ausführlich gehandelt. Vorzüge, „das schöne zusammenstimmende, in allen Teilen festgehaltene Ganze" und Schwächen der Weimarischen Theaterschule hat Wahle, die letzteren vielleicht zu sehr im Anschluß an Devrient,

[14]) Vgl. Kürschners deutsche Nationallitteratur Bd. 146, I S. CVIII. Stuttgart 1891 (Union, deutsche Verlagsgesellschaft).

**

entwickelt; überall lenkt er den Blick auf die Geschichte des deutschen Theaters im allgemeinen, ohne von seinem besonderen Thema abzuschweifen. Die Wiederholung von manchem Allbekannten war unvermeidlich, dem Buche im ganzen ist uneingeschränktes Lob zu zollen. Eigens hervorzuheben ist die schöne gerechte Würdigung, welche das Mitwirken Schillers, dessen Name nur im Register, nicht im Buche selbst fehlt, gefunden hat. Was Harnack von der Weimarischen Ästhetik sagt, gilt auch vom Weimarischen Theater, die unmittelbare Wirkung auf das Publikum ging von Schillers Werken aus. Die neu aufgefundenen Briefe Schillers in Theaterangelegenheiten sind nur teilweise in Suphans Vortrag mitgeteilt. Aber statt einzelner Briefe haben wir eine ungleich bedeutendere hocherwünschte Gabe zu verzeichnen: den Anfang einer kritischen Gesamtausgabe von Schillers Briefen.[15])

Die vorliegende erste Lieferung mit ihren 21 Nummern gestattet um so weniger ein Urteil über die Ausführung des Unternehmens, als die Nachweise und der kritische Apparat erst am Schlusse jedes Bandes, deren ungefähr acht die Briefe von, weitere dann noch die Briefe an Schiller umfassen sollen, erscheinen werden. Wie bei der Biedermannischen Sammlung von Goethes Gesprächen werde ich öfters über das Fortschreiten der Ausgabe berichten. Jedenfalls hat Jonas durch seine kritischen Nachträge zu Goedekes Ausgabe des Schiller-Körnerischen Briefwechsels, seine Arbeiten über W. v. Humboldt und das Körnerische Haus sich zur Lösung der schwierigen Aufgabe genügend legitimiert, so daß wir endlich die erfreuliche Erfüllung einer längst schuldigen Ehrenpflicht erwarten dürfen. Um Einlösung einer solchen handelt es sich allerdings, denn manche Gedanken über das tiefe Interesse der gebildeten deutschen Leserwelt erweckt es doch, daß noch keine Sammlung der Briefe des „großen Lieblingsdichters des deutschen Volkes" vorhanden ist. Ich meine natürlich eine im Wortlaute und den einzelnen Briefen selbst zuverlässige, möglichst vollständige und mit den bei einem Briefwechsel unentbehrlichen Erläuterungen. Von einzelnen Briefwechseln, wie diejenigen Schillers mit Goethe, Körner, W. v. Humboldt,

[15]) In der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Stuttgart 1892 (Deutsche Verlags-Anstalt).

seiner Familie und Wolzogen, Reinwald, den Geschäftsbriefen haben wir gute, von dem Briefwechsel mit seinem Verleger Cotta eine ganz unvergleichliche Musterausgabe. Völlig ungenügend sind dagegen die umfassenderen Briefsammlungen. Schon 1834 gab der allzeit rührige Heinr. Döring drei Bändchen auserlesene Briefe heraus, deren dann im nächsten Jahre vermehrter Auflage 1846 Schillers Briefe mit erläuternden Anmerkungen folgten. Eine nach Vollständigkeit strebende und noch heute in Ermangelung von Besserem unentbehrliche zweibändige Sammlung der Briefe mit geschichtlichen Erläuterungen kam in den Jahren 1853—54 in Berlin in wechselndem Verlage (Hempel; Allgemeine deutsche Verlagsanstalt) heraus. Man muß es der auf ihre klassische Vergangenheit so stolzen Cottaischen Verlagshandlung zum schweren Vorwurfe machen, daß sie es nicht der Mühe wert fand würdige Sammlungen von Goethes und Schillers Briefen zu veranstalten zu einer Zeit, als in Wilhelm Vollmer ihr der trefflichste Herausgeber zur Verfügung stand. Um so freudiger begrüßen wir das neue Unternehmen, das beim Herausgeber wie bei der Verlagshandlung in guten Händen ruht. Der ersten, noch kein neues Material bringenden Lieferung ist eine bisher unbekannte Silhouette Schillers und ein Porträt des Herzogs Karl Eugen beigegeben.

Jonas' Sammlung stellt uns die Veröffentlichung bisher unbekannter Briefe in Aussicht; das Faksimile eines ungedruckten Gedichtes von Schiller aus dem Stammbuche des livländischen Malers Graß mit der Unterschrift 28. März 1790 hat Otto Harnack seinem vortrefflichen Werke „Die klassische Ästethik der Deutschen“ [16]) beigegeben. Es sind, wenigstens zum größeren Teile Verse, die, ursprünglich für „die Künstler“ bestimmt, bei einer der wiederholten dem ersten Drucke vorangehenden Umarbeitungen ausgeschieden wurden und wie andere weggelassene Strophen uns nur durch einen glücklichen Zufall erhalten geblieben sind. Die „Künstler“ stehen an der Schwelle von Schillers philosophischer Arbeitsperiode, in der Harnack drei Stufen unterscheidet. Sie leiten die erste autodidaktische, dem Studium Kants vorangehende, ein, der auch die

[16]) Würdigung der kunsttheoretischen Arbeiten Schillers, Goethes und ihrer Freunde. Leipzig 1892 (J. C. Hinrichssche Buchhandlung).

beiden Aufsätze über die tragische Kunst und über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen angehören. In die Zeit des eingehendsten Studiums der „Kritik der Urteilskraft" fallen die vor allem im Körnerischen Briefwechsel erkennbaren Vorarbeiten zum Dialog Kallias: sie suchen die von Kant unterlassene Bestimmung eines objektiven Prinzipes der Schönheit zu treffen. „Anmut und Würde" und die in Schwaben entstandene erste Fassung der ästhetischen Briefe leiten zum dritten Stadium, in dem Schiller sich völlig auf Kantischen Boden stellt: die spätere Fassung der Briefe über ästhetische Erziehung und die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung bezeichnen den Höhepunkt von Schillers Theorie. Als Entstehungszeit des Aufsatzes „über das Erhabene" nimmt Harnack 1800 an. Den letzten Abschnitt und die letzten Untersuchungen Schillers, also die Zeit der Horen bildet den Hauptinhalt von Harnacks Werk. Dem „Goethe in der Epoche seiner Vollendung" — vgl. V, 235 — tritt nun die Schilderung des, wie Fr. Schlegel es nennen würde, συμφιλοσοφεῖν von Schiller, Goethe, W. v. Humboldt, Körner, Heinr. Meyer zur Seite. In den Gedankenkreis der Horen und der Propyläen werden wir von einem ebenso kritisch vorsichtigen als philosophisch fein gebildeten gewissenhaften Führer eingeleitet. Den kurz währenden Höhepunkt der klassischen Ästhetik, wie er nach Überwindung des alten Baumgartenschen Sauerteigs und vor der teils historisch begründenden teils subjektiver Willkür folgenden Romantik hervortritt, weiß Harnack zu schildern. Es lag in seinem Thema, daß er das Trennende zwischen der klassischen und der romantischen Ästhetik aufs schärfste hervorhebt; der innere Zusammenhang der romantischen Schule mit Goethe und Schiller, dem Hettner 1850 nachgeforscht hat, kommt dabei nicht genügend zur Geltung. Die S. 91 aufgestellte Behauptung, Schiller habe seine Normen so gar nicht der eigenen Kunstübung und natürlichen Neigung entnommen, widerspricht Schillers eigener Erklärung, in der er Körner auseinandersetzt, daß die Eigenart seiner dichterischen Begabung seine Theorie bestimme. Wie wäre Schiller sonst zur Verteidigung der sentimentalischen Dichtung gelangt! Daß er der Komödie den ästhetischen Vorrang vor der Tragödie einräumt, spricht noch nicht gegen diese Einwirkung des

Dichters auf den Theoretiker. Harnack selbst hebt S. 93 hervor, Schiller habe sich fast ausschließlich „mit dem gegenseitigen Verhältnis von Epos und Drama, speziell Tragödie beschäftigt, nur selten wird die Komödie, der Roman, die Lyrik erwähnt". Das Abweichen in Schillers Aufsätzen über die Tragödie und tragisches Vergnügen von seinen abschließenden ästhetischen Anschauungen möchte ich nicht mit Harnack als „unvereinbaren Widerspruch auffassen". Das Schwanken der Terminologie wird freilich bei jedem Studium der philosophischen Schriften Schillers berücksichtigt werden müssen. Man braucht nur an die früheren Überschriften von „Ideal und Leben", das Reich der Schatten, der Formen zu denken. Harnack hat an diesem „tiefsten und größten Gedicht" Schillers ein, bisher glaube ich übersehenes, Schwanken zwischen einem rein geistigen und einem harmonisch geistig-sinnlichen Ideal nachgewiesen. Einen nicht eben Neues bietenden, aber durchaus tüchtigen Kommentar zu dem Gedichte, der zugleich Schillers Stellung zu Christentum und Religion behandelt, hat Julius Thikötter veröffentlicht.[17]) Der theologische Verfasser glaubt, daß Kant wie in ästhetischer und ethischer so auch in religiöser Hinsicht auf Schiller bestimmend gewirkt habe. Es würde da die umständliche Vorfrage zu erledigen sein, ob und inwieweit Kants eigene Auffassung der Religion in der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft verschieden erscheint. Ob Schiller so völlig frei von pantheistischen Grundsätzen war, wie Thikötter meint, möchte ich bezweifeln; daß aber mancher Ausspruch Schillers mit Gedanken des Evangeliums übereinstimmt, ist unbedingt zuzugeben: das gilt für Schiller wie für Goethe. Die ästhetische und die ethische Frage ist für Schiller untrennbar gewesen, wie nicht nur seine Rezension Bürgers zeigt; in seiner Ausbildung des Kantischen Gedankens von dem subjektiven Charakter des Schönen kam er dazu, immer die Entwickelung und Bildung, die harmonische Einheit des Menschen zu fordern. In Harnacks Ausführung über „Schillers allgemeine Theorie der Ästhetik" ist der Abschnitt „der Künstler als Vermittler ästhetischer Bildung" gerade nach dieser Hinsicht besonders lehrreich. Wenn Schiller auch, so weit die bildende Kunst

[17]) Ideal und Leben nach Schiller und Kant. Bremen 1892 (Verlag von M. Heinsius Nachfolger.)

in Betracht kommt, hinter der Erfahrung und dem sinnlich-technischen Anschauungsvermögen Goethes und Meyers weit zurücksteht, für die ganze Kunstbetrachtung der Freunde hat er die entscheidenden Anregungen gegeben, und sein Tod hat jene höchste Entfaltung einer ästhetisch-ethischen Kultur geschlossen. In der Darstellung von Goethes Anteil an Schillers Theorie der Dichtkunst und von seiner eigenen Theorie der bildenden Künste hat Harnack manches aus dem vierten Abschnitt seines vorangehenden Werkes wiederholen müssen, aber gerade im Zusammenhange mit Schillers umfassenden Kunsttheorien tritt die Bedeutung des einzelnen mehr hervor; wir sehen wie alles sich zum Ganzen webt! Mit rührender Hingebung suchen daneben Körner und W. v. Humboldt im Vereine mit dem ihnen befreundeten Dichterpaare und in gegenseitigem Briefaustausche unter sich das Ideal ästhetischer, auf klarer Einsicht in das Wesen der Kunst gegründeter Kultur sich anzueignen. Humboldts schon im Athenäum als schwer verständlich verspottete ästhetische Versuche über Hermann und Dorothea hat Harnack in ausgezeichnet lichtvoller Weise nach ihrem Gedankengange dargelegt. Die Besprechung von Meyers Aufsätzen im Athenäum, für deren Erläuterung er Meyers handschriftlichen Nachlaß benutzen durfte, bietet eine gehaltvolle Ergänzung der von Weizsäcker in seiner Ausgabe von Meyers kleinen Schriften gegebenen Aufschlüsse. Allein nicht in kleinen Berichtigungen und Nachträgen liegt der Wert von Harnacks Arbeit. In der klaren Darlegung und tiefen Auffassung, der litterarhistorischen und philosophischen Anforderungen in gleicher Weise genügenden Behandlung hat die Ästhetik unserer Klassiker ihren trotz mancher erheblichen Einwände klassischen Darsteller gefunden. Ich rechne Harnacks Buch zum besten was wir nach Hehns „Gedanken über Goethe“ und Schölls „Goethe“ auf diesem Gebiete besitzen: es ist eines der sehr wenigen Bücher über Goethe und Schiller, von deren Verbreitung man eine Förderung des Verständnisses und der bewundernden Liebe zu den großen Führern unserer geistigen Bildung erhoffen möchte, wenn nicht eine pessimistische Auffassung in dieser Beziehung auch immer die den thatsächlichen Verhältnissen entsprechendere wäre.

III. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis zum 30. April 1892 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Die zahlreich eingegangenen Göttinger Dissertationen verdanken wir der Güte des Herrn Professor M. A. Stern sen. in Zürich-Hottingen. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Universität u. s. w.

Geschichte und Biographie.

*Verzeichniß der Urkunden im Frankfurter Archiv, welche hauptsächlich den Grafen von Solms und Frankfurt betreffen. Friedberg 1891. Geschenk des Herrn Justizrat Dr. Geyger.

*Geyger. Beiträge zur deutschen Geschichte in den Jahren 1814 und 1815. Aus Korrespondenzen und Tagebüchern zusammengestellt. Frankfurt a. M. 1862. Ebenso.

†Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. Bd. 2, Heft 4. Meißen 1890.

†Kollektaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns, insbesondere des ehemaligen Herzogtums Neuburg. Herausgegeben von dem historischen Verein Neuburg a. D. Mit einer Karte. 54. Jahrgang, 1890.

†Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs. Redigirt von Prof. A. Paudler, Prof. H. Münzberger, Dr. F. Hantschel. 151. Jahrgang. Heft 1. Leipa 1892.

*Frankl, L. A. Helene Friedländer. Ein Denkmal. Mit 2 Lichtdrucken. Wien 1892.

Litteratur und Kunst.

*[Laukhard, Frd. Chrn.] Freimüthige Briefe über Doktor Bahrdts eigene Lebensbeschreibung. Berlin und Leipzig 1791. Geschenk des Herrn Dr. Pallmann.

*John, A. Litterarisches Jahrbuch. Bd. 2. Eger 1892.

*Valentin, Veit. Ästhetische Schriften. Bd. 1. Alfred Rethel. Eine Charakteristik. Berlin 1892.

*Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen.[1]) Herausgegeben durch eine im Auftrag Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs zu diesem Zwecke bestellte Kommission. Provinz Starkenburg, Kreis Erbach von Dr. Georg Schaefer. Darmstadt 1891.

*Ellissen, O. A. Aus frohen und trüben Stunden. Gedichte. Einbeck 1891.

*Oesterlein, Nik. Über Schicksale und Bestimmung des Richard Wagner-Museums in Wien. Festschrift zur Feier seines fünfjährigen Bestehens. Wien 1892.

*Illing, L. Zur Comenius-Feier am 28. März 1892. München.

*Müller, Moriz, sen. Eigenes und Fremdes über meine geistige Thätigkeit. 1892.

Naturwissenschaften.

†Deutsches Meteorologisches Jahrbuch für 1890. Ergebnisse der Meteorologischen Beobachtungen ꝛc. Jahrgang 13. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1891.

†Ergebnisse der Meteorologischen Beobachtungen im Systeme der Deutschen Seewarte, für das Lustrum 1886—1890. Herausgegeben von der Direktion der Deutschen Seewarte. Hamburg 1891.

†Deutsche Überseeische Meteorologische Beobachtungen. Gesammelt und herausgegeben von der Deutschen Seewarte. Heft IV.

†Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. Publié sous la rédaction du Prof. Dr. M. Menzbier. 1891, nr. 2 et 3. Avec 9 planches. Moscou 1892.

*Plantae Raddeanae Apetalae, auctore F. ab Herder. IV. Salicineae 1891.

*Brodmann, C. Untersuchungen über den Reibungscoefficienten von Flüssigkeiten. Göttinger Dissertation. 1891.

---

[1]) Diesem Werke sind die dem Aufsatze des Herrn Geh. Hofrat Professor Dr. Schaefer (Heft 2 dieses Jahrgangs S. 180 ff.) beigegebenen Holzschnitte, mit gütiger Bewilligung der Kommission für Inventarisierung und beschreibende Darstellung der Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen, entnommen, wofür wir auch an dieser Stelle unsern Dank aussprechen.

*Ahrens, C. Über einige Derivate des Metaxylols. Göttinger Dissertation. 1891.

*Heinemann, A. Über die Natur des Schwefels in einigen organischen Verbindungen. Göttinger Dissertation. 1891.

*Chalmot, G. de, Eine gewichtsanalytische Bestimmungsmethode der Pentaglycosen und über Condensationsprodukte von Furfurol mit aromatischen Basen. Göttinger Dissertation. 1891.

*Hesse, A. Beitrag zur Kenntniß der Terpene. Göttinger Dissertation. 1891.

*Cruz Magalhaës, A. J. da, Über Cytisin. Göttinger Dissertation. 1891.

*Lindsey, J. B. Untersuchung über Holz und Holz-Sulfitflüssigkeit. Göttinger Dissertation. 1891.

*Schnelle, J. B. Über die Polarisation von Saccharinarten ꝛc. Göttinger Dissertation. 1891.

*Lorenz, G. Über das Pinylamin. Göttinger Dissertation. 1891.

*Günther, A. 1) Über quantitative Bestimmung von Furfurol und Pentaglycosen. 2) Über die Fucose. Göttinger Dissertation. 1891.

*Griepenkerl, J. Untersuchungen zur Vergleichung des Bornylamins und Fenchylamins ꝛc. Göttinger Dissertation. 1891.

Programme etc. von Akademien, Schulen, Vereinen.

†Anzeige der Vorlesungen des Sommer-Halbjahres auf der Universität Heidelberg.

*Index scholarum publice et privatim in academia Georgia-Augusta per semestre aestivum 1892 habendarum. Miscella Ciceroniana Fridericus Leo praemisit. Gottingae.

*Ankündigung der Vorlesungen des Sommer-Halbjahres 1892 an der Universität Freiburg i. B.

†Vorlesungen an der Gesammt-Universität Jena im Sommer 1892.

†Index scholarum aectivarum in Universitate Litterarum Jenensi 1892 habendarum.

*Verzeichniß der im Sommer-Halbjahre 1892 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

*Verzeichniß der öffentlichen Vorlesungen an der k. k. Franz-Josef-Universität zu Czernowitz. Sommer-Semester 1892.

*Akademische Behörden, Personalstand und Vorleseordnung der k. k. Leopold-Franzens-Universität zu Innsbruck im Sommer-Semester 1892.

*Ordnung der Vorlesungen an der k. k. deutschen Carl-Ferdinands-Universität zu Prag im Sommer-Semester 1892.

*Programm der Realſchule der israelitiſchen Gemeinde (Philanthropin) zu Frankfurt a. M. Oſtern 1892. J. Kracauer: Die Schickſale der Juden zu Frankfurt a. M. während des Fettmilchſchen Aufſtandes.

*Bericht über die ſtädtiſche gewerbliche Fortbildungsſchule zu Frankfurt a. M. für das Jahr 1891/92, ſowie Programm und Lehrplan für das Sommer-Halbjahr 1892. Frankfurt a. M. 1892.

*23. Jahresbericht über die Wirkſamkeit des Frankfurter Gefängniß-Vereins. Erſtattet 16. Februar 1892 durch den Vorſitzenden Dr. jur. Ponfick.

*Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hilfswiſſenſchaften (Polytechniſche Geſellſchaft). Bericht über die Jahre 1886—1890. Frankfurt a. M. 1892.

†Proceedings of the United States National Museum. Volume XIII. 1890. Published under the Direction of the Smithsonian Institution. Washington 1891.

*Satzungen der Litteraturarchiv-Geſellſchaft zu Berlin. 1892.

†Denkſchrift zum 10jährigen Stiftungs-Feſte des Münchener Journaliſten- und Schriftſteller-Vereins von Karl Wetzſtein. München 1892.

*Rechenſchafts-Bericht erſtattet von dem Vorſtande der Geſellſchaft zur Förderung deutſcher Wiſſenſchaft, Kunſt und Litteratur in Böhmen in der Vollverſammlung am 3. Februar 1892. Prag 1892.

*Akademiſcher Verein deutſcher Hiſtoriker in Wien. Bericht über ſeine Thätigkeit 1891.

*33. Bericht des Vereins für Handlungs-Commis von 1858 in Hamburg. Hamburg 1892.

*Frankfurter Turnverein. Bericht des Turnraths über das Geſchäfts-Jahr 1890/91. Frankfurt a. M. 1891.

IV. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1892.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Charles H. Adams, Dr., Americ. Dentist, hier.
2. Frau Pauline Brandeis, Wwe., Privatiere, hier. (Mk. 10.)
3. Raphael Ettlinger, Kaufmann, hier.
4. Emil Felber, Verlagsbuchhändler, Berlin.
5. Simon Katzenstein, Gerichtsakzessist, Gießen.
6. Joh. Jac. Kothe, Schreinermeister, hier.
7. Felix Levy, Direktor des „Herold", hier.
8. Johannes Mantzel, Amtsrichter, hier.
9. Fritz Majer-Leonhard, Kaufmann, hier.
10. Adolf Müller, Redakteur des „Herold", hier.
11. Paul Primer, Dr. ph., Gymnasial-Oberlehrer, hier.
12. Friedr. Scheuermann, Fabrikant, Oberrad.
13. Bernh. Schuster, Kaufmann, hier.
14. Joseph Schütz, Musiklehrer, hier.
15. Friedr. Spenz, Dr. phil., Lehrer an der Klingerschule, hier.
16. Heinr. Tellert, Kaufmann, hier.
17. Bruno Weichsel, Oberlandesgerichtsrat, hier.
18. Heinr. Wilh. Zeiß, Kaufmann, hier.

B. Gestorben:

1. Johannes Janssen, Dr., Professor und Prälat, hier.
2. Joh. Ludw. Gustav von Loeper, Dr. phil., Geh. Oberregierungsrat, Berlin.

3. Jacob Phil. Nicolaus Manskopf, Kaufmann, hier.
4. Alexander Rhizos Rhangabé, Athen.
5. Albin Schieder, Königl. Oberſekretär, München.
6. Berthold Stern, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
7. Emil Strauß, Lehrer, hier.
8. Friedr. Zarncke, Geh. Hofrat, Profeſſor Dr. ph., Leipzig.

12 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

Register.

Aachen, Geschichtsverein 306.
Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft 69, 179 ff., 326 ff.
— für Geschichte 59 ff., 159 ff., 317 ff.
— für Mathematik u. Naturwissenschaften 69, 89 ff., 417 ff.
— für Schöne Wissenschaften 46 ff., 345 ff.
— für Sprachwissenschaft 1 ff., 109 ff., 363 ff.
— für Soziale Wissenschaften 68, 211 ff., 444 ff.
Abzahlungsgeschäfte 212 ff.
Adams, Chr. H. 505.
Adelmann, F. 109, 138.
Adler, L. 315.
Adoption in den griechischen Städten 375 f.
Adrastos von Aphrodisias 366.
Äschylos 3 ff.
— Γλαῦκος 8.
— Θεωροί 5.
— Ἱκέτιδες 4.
— Λυκουργεία 9.
— Ὀρεστεία 9.
— Προμηθεύς 7 f.
— Φρύγες 5.
Ahrens, C. 503.
Akademischer Gesamtausschuß 474.
— Bericht über seine Thätigkeit 1890/91 71 ff.
Alamannenschlacht bei Straßburg 159 ff.
Alarcon, P. A. de 138 ff.
— Cozas que fueron 145 f.
— De Madrid á Nápoles 148.
— Diario de un testigo etc. 147 f.
— El capitán Veneno 153 f.
— El Escandalo 152 f.
— El final de Norma 141 f.
— El hijo pródigo 146 f.
Alarcon, P. A. de, Historia de mis libros 156 f.
— Jnicios literarias y artisticos 146.
— La Alpujarra 149.
— La pródiga 154 f.
— Novelas cortas 144 f.
— Sombrero de tres picos 149 ff.
Albrecht, Dr. J. 312.
Aldenhoven, Hofrat 76.
Alexander Aphrodisiensis 366.
Alexandriner u. Jambus 395 ff.
Alexandrinische Kunst 328 ff.
Alford, R. G. Englishmen and Weimar 272.
— Shakespeare in two versions of Götz von Berlichingen 269.
Alte Sprachen, Sektion für 1 ff., 109 ff., 363 ff.
Althaus, Friedr. Goethe and Byron 272.
Ammianus Marcellinus 159 ff. 317.
Amphipolis 128 f.
Amzing 418.
Ankele, Ad. 312.
Antipa, G. 309.
Antonius, Triumvir 368.
Apamea am Orontes 367, 388.
Apetz, R. 310.
Aphrodisias 365 ff.
— Ämter 376 f.
— Agoranomie 377 f.
— Badewesen 384 ff.
— Bürgerschmäuse 386 f.
— Ehrendekrete 372 ff.
— Gerusia und Neoi 378 ff.
— Gymnasiarchie 387 ff.
— Rechtsstellung 367 f.
— Verwaltungsverhältnisse 368 ff.
Apoll 337.
Apuleius, Metam. 376.
Arbeiterbudgets, Frankfurter 74.

Arbeiterkammer 238.
Archidames 130.
Aristophanes 5 ff.
Aristoteles 280.
— Ἀθηναίων πολιτεία 125 ff.
— Διδασκαλίαι 3.
— Politic. 389.
Armentières, Gewerbeschule 226.
Arnim, Bettina v., Dies Buch gehört dem König 277.
— Goethes Briefwechsel m. ein. Kinde. 276.
Artilleriegeschoß 441.
Athen 125 ff.
— und Sparta 135 f.
Atombewegung 441 f.
Attems, Grf. H. 306.
Auerbach, Dr. Th. 219.
Augereau, in Frankfurt 325.
Augsburg, Ver. f. Volkserziehg. 311.
Augustus, die Regionen des 112 ff.
Ausstellung, Elektrische 73.
Austerlitz, Schlacht bei 324 f.

Baader 491.
Bacchus 337.
Bächtold, Jak., Ausgabe von Dichtung und Wahrheit 276.
Baer, J. 206.
Baer, O. 312.
Baggesen, Jens 356.
— an Schiller 359.
Bahlow, H. 305.
Bahrth, De Graecorum asylis 367.
Baier, Dr. Chr. 110, 125.
Balbura 372.
Banner, Dr. M. 10, 138.
Barbarossasage 350 ff.
Barbatio 167 ff.
Bardeleben, K. von, Goethe als Anatom 482.
Bartels, Fr. 310.
Bauer, A., Litterarische und historische Forschungen, zu Aristoteles Ἀθηναίων πολιτεία 125 ff.
Baumgarten, Geschichte Spaniens 387.
Bebel, Die Frau und der Sozialismus 444 ff.
Beck, H. 28* ff.
Becker, E. 310.
Beerdigung, unentgeltliche 233 ff.
Behaim, Martin 124.
Behnke, H. 310.
Behrens, H. W., Deutsches Ehr- und Nationalgefühl ꝛc. 286.
Beil, David 28* ff.
Bellaigue, C. 27.
Bellermann, Schillers Dramen 282 ff.
Benjamin, Stamm 446.
Benkard, Dr. E. 82, 444.
Benndorf 372 ff.
Bentinck, Reichsgräfin W. von 312.
Bergk 2.
Bergmann-Schuster, Frau 312.
Bericht des AGA. 1890/91 71 ff.
Berichte 77.
— aus den akademischen Fachabteilungen 1 ff, 89 ff, 317 ff.
Berlin, Fortbildungsschulen 233.
— Humboldtakademie 88.
— Litteraturarchiv-Gesellschaft 504.
Bermann H. 312.
Bernadotte, Marschall 363.
— bei Wagram 320 ff.
Bernus, v., Senator 80.
Bertheau, Friedr. 482.
Berthier, General 322.
Bertuch, A. 312.
Berufswahl 461 ff.
Best, C. Fr. 312.
Bett, E. 85.
Bickenbach, Marg. v. 194.
Bickenbach, P. 310.
Biedermann, Prof. Dr. K. 305 ff.
Biedermann, W. Frhr. v. 252, 262, 476.
— Goethes Gespräche 272 f.
Biese, A. 476.
Bildkunst und Kunstwissenschaft, Abtheilung für 69, 179 ff, 326 ff.
Bing, A. B. 312.
Birt, Prof. Dr. Th. 71.
Blücher 318.
Blut 429.
Bodinus, Dr. 421, 425.
Bodmer 354, 397.
Böckel, Dr. 457.
Böhm, Jak. 491.
Boek 27* ff.
Bölte, Dr. F. 110, 363.
Börner 197 ff.
Boettticher, Fr. v. 84.
Böttiger, C. 309.
Bohls, J. 86.

Boileau 25.
Bombe 440.
Bornemann, Preuß. Zivilrecht 216.
Bornier, la fille de Roland 26.
Boullenot, H. 10, 26.
Bradley, Dictionary of pictures 198.
Brahm, O., Schiller 278 ff.
Braitmaier, Fr., Goethekult und Goethephilologie 476 f.
Brandeis, Frau P. 505.
Brentano, Cl., an Goethe 495.
Brescia, Arnold von 122.
Breuberg, Burg 185 ff.
— Geschlecht von 189.
— Kasimirbau 190.
Breul, K., Tellausgabe 283.
Brieftaube, Verwendung für Militärische Zwecke 417 ff.
ten Brink 476.
Brodmann, C. 502.
Brudermord, der bestrafte oder Prinz Hamlet von Dänemark 44 ff.
Brünneck, Möbelleihvertrag 216.
Brumat, Treffen bei 165.
Brunn, Künstlergeschichte 366.
Brunner, J. 312.
Brunnhofer, H., Goethes Bildkraft ꝛc. 291.
Brunsii fontes juris ant. 367.
Buchheim, Th. 312.
Buchner, W., Beiträge zur Erläuterung von Goethes Tasso 255 f.
Bucholdt, C. 309.
Buckle, Th. H. 467.
Büchner, A. 310.
Büttner, B. 310.
Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker 42.
Burdach 270.
Burkhardt, A. 310.
Bury 478.
Byzantion, Stadtrechnungen 374.

Campanien, Wandmalereien 328 ff.
Campe, Fr. 195.
Carl, O. 311.
Carlyle, Th. 2*, 49, 96.
— on Faust 260.
Carr, Mary, Goethe in his connection with English litter. 271.
Cauer, 128 ff.
— Eine Schwäche der homerischen Denkart 363.
Caumont, A. 138.
Chalmar, G. de 503.
Checkgesetz, Entwurf 444.
Cheyisson, E. 84.
Chnodomar 162 ff.
Choni Hamagol 347 ff.
Christ, W. v. 253.
Christinnecke, J. 305.
Chronegk, L. 315.
Chronologische Untersuchungen z. Gesch. d. Pentakontaetie 125 ff.
Cibya, Inschrift aus 389.
Clarke, Kriegsminister 322.
Clausen, H. 309.
Cohen, A., Volkswirtsch. Bedeutg. d. Abzahlungsgeschäfte 216.
Cohn, Alb. Shakespeare in Germany 44.
Collertz, O. 310.
Collins, Goethebild 304.
Commodus 369
Conrady, Kreisrichter 182.
Conservatoire des arts et métiers 224.
Constein, W. 309.
Corneille 40.
Cornish, F. F. 285.
— The Erdgeist in the Faust Fragment 261.
Cos, 373.
Coulomby 21.
Creizenach, W. 486.
Cruz Magalhaēs, A. J. da 503.
Cuers, Dr. 317.
Czernowitz, Universität 87 f., 503.

Dänemark, Auguste Prinzessin von 356.
— Christian VII. 356.
Dahn, F. 170.
Dalberg, Frhr. von 26* ff.
Darmstadt, Technische Hochschule 88.
Dowden, E., Goethe and the French Revolution 284.
Davidsohn, Frl. L. 312.
Decentius 161.
Decius, Christenverfolgung 346.
Deike, W. 307.
— Schillers Ansichten über die tragische Kunst ꝛc. 280.
Delacroix, E. 76.
Demmer, Dr. Th. 315.

*

Dennig, E. 312.
Deschamps, dictionnaire de géographie 206.
Desportes 11 ff.
Diderot 51.
Dietz, Dr. A. 81.
Dikäarch 6.
Dilthey, Carl 87.
Diocletian, Präfektureneinteilung 120.
Diodor 130.
Diogenes aus Aphrodisias 389.
Diomedes 332 f.
Dion Chrysostomus 383 f.
Dobriner, Dr. H. 89.
Döring, H., Schillers Briefe 497.
Domitian, Bezirke 120.
Donner-v. Richter, O. 179, 326.
Dornröschensage 350, 352 ff.
Dove, H. W. 71, 211 f.
Drabeskos, Schlacht bei 128 f.
Dramen, griechische 1 ff.
Dreieich, Wildbann 385.
Dreyfus, J. 312.
Droschke 432.
Droste, Baron 418.
Du Bois-Reymond, Goethe und kein Ende 251.
Düntzer, H. 266.
— Goethes Unterstützung des jungen Klinger 270.
— Neue Beiträge zur Goetheforschung 265.
— Shakespeare u. der junge Goethe 269.
Dütschke, H., Goldonis Tasso 254.

Eckermann 479.
Eco de Occidente 142 f.
École polytechnique 224 ff.
Eddasage 351.
Egg, J. R., Bericht über unentgeltliche Beerdigung 235.
Ehe 447 ff.
Ehinger, A. 315.
Eigentumsvorbehalt bei Mobilien 215.
Einhard 183 ff.
Einsendungen 83 ff, 305 ff, 501 ff.
Eisenbahn 436.
— elektrische 437 f.
Eissegelboot 437.
Elbe 429.
Elektrizität 442 f.
Elkan, B. 312.
Ellinger, G., Goethe und Johannes Secundus 486 f.
Ellissen, O. A. 502.
Elster, E, zur Entstehungsgeschichte des Don Karlos 278.
Elstner, E. 309.
Elter, de forma urbis Romae etc. 110 ff.
Engel, W. B. 312.
Enkaustik 328 ff.
Ephesus, Verfassungsverhältnisse 365.
Ephialtes 127 f.
Epicharm ἐλπὶς ἢ πλοῦτος 6.
Epigraphik 364 ff.
Epstein, J. 68.
Erbach, Kreis 180 ff.
Erbach, Graf Eberhard L. 193.
— Graf Franz L. 186.
— Graf Joh. Kasimir 187.
— Sammlungen zu 193 ff.
— Schenken von 186.
— Schloß 185 ff, 193.
Erbach-Schönberg, Grafen von 189.
Erde 441.
Erdmannsdörffer, Prof. Dr. B. 71.
Erdstöße 442.
Erechtheis, Phyle 133.
Erhardt, Fr. 305.
Erlanger, Ph. 312.
Erwerbung wissenschaftlicher Werke 2c. 74 ff.
Erziehung, gewerbliche im Auslande 220 ff.
Escard, M. J. 84.
Espronceda, el diablo mundo 142.
Ettlinger, R. 505.
Eunapius 176.
Euripides 2 ff.
— Ἀλκμέων 8 f.
— Ἱκέτιδες 4.
— Ἱππόλυτος 8 f.
— Ἰφιγενεία 7 f.
— Μελανίππη 8.
— Φοινίσσαι 4.
Eurymedon, Schlacht am 128 f.
Exkursionsklub, Nordböhmischer 84, 306, 501.

Faber, A. 312.
Fachabteilungen, akademische 1 ff., 89 ff., 317 ff.

Fach- und Lehrlingsschulen, französische 230 ff
Falkenheim, H., Kuno Fischer und die litterarhistorische Methode 476.
Fallgeschwindigkeit 433.
Fauna 309.
Faustaufführungen 494.
Felber, E. 505.
Ferrys Schulgesetz 224.
Fickel, E. 312.
Fiebig und Leportier, Schillers Neffe als Onkel 413.
Fieker, W. 312.
Fischer, Kuno 486, 491.
— Goethes Tasso 254.
— Goethe- und Schillerschriften 476.
— Schiller als Philosoph 292.
Fischer, Th, Erinnerungen eines Jenenser Studenten 484.
Fittig, R. 86.
Flathe. Shakespeare in seiner Wirklichkeit 42.
Fleckeisen, Jahrbücher 377.
Flersheim, E. 312.
Flersheim, M. 313.
Flesch, Dr. K. 220, 236.
Fliege 431.
Flimmerzellen 428.
Flothmann, B. 309.
Flürscheim, M., der einzige Rettungsweg 451.
Flutwelle 440 f.
Förster, Frau M. 313.
Fortbildungsschulen 222 ff.
Fortunati, L. 335.
Frachtwagen 429.
Francke, O. 495.
Frank, K., Schillers Prinzessin v. Zelle und P. Heyses Graf Königsmark 281.
Franke, Fr. 309.
Frankfurt a. M. 325, 385 f.
— Archiv, Kriminalia 243 ff.
— Badewesen 385 f.
— Fortbildungsschule, gewerbliche 504.
— Gefängnisverein 504.
— Neuphilologentag 416.
— Philanthropin 504.
— Polytechnische Gesellschaft 504.
— Rothschild'sche Bibliothek 88.
— Senckenbergische Gesellschaft 86.
— Schiedsgericht, gewerbliches 444.
— Taunusklub 88.
— Turnverein 504.
Frankl, L. A. v. 501.
Frankreich, Volksschulen 227 ff.
Franz, J., Elementa epigraphices Graecae 391.
Frauenraub 446.
Freiburg, Universität 87, 311, 503.
Freiheit, die persönliche im Wirtschaftssystem des Individualismus 445, 460 ff.
Fresenius, R. 86.
Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit 178.
Friedrich, Fr. 311.
Friedrich, J., der Glaube Schillers 293.
Froitzheim 477.
Frühreife des Genies 52 f.
Fürth, Dr. A. 313.
Fußgänger 431.

Galdós, P. 138.
Gehe-Stiftung 311.
Geiger, L. 479, 488 f.
Gelhaar-Spangenberg, H. 313.
Gelzer, H. 86.
Genée, R., Gesch. d. Shakespearischen Dramen in Deutschland 44.
Genie, das 47 ff.
— u. Alter 55 f.
— u. Wahnsinn 54 f.
Genossenschaftsgesetz, wirtschaftliche Wirkungen 444, 456 ff.
Gerlach, Goethe als Sozialpolitiker 480.
Germanenkämpfe 160 ff.
Gesamtsitzungen mit Vorträgen 76 f.
Geschenke 81 f.
Geschichte, Abteilung für 59 ff., 159 ff., 317 ff.
Geschichtsunterricht, rückwärtslaufender 59 ff.
Geschwindigkeiten 428 ff.
Gesellschaften mit beschränkter Haftung 444.
Gesetz betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung 444.
Geßner, G. 294.
Gewerbegerichte 236 ff.
Gewerbeschulen 222 ff.
Gewerbliche Erziehung im Auslande 220 ff.
Gewitter 435 f.
Geyger, Dr. 501.

**

Ghera 365.
Gießen, Universität 87.
Gleim an Bodmer 397.
Gletschereis 428.
Glockendon, Albrecht 196 ff.
— Jörg, Kunst Perspectiva 195 ff.
— Nicolaus 198 ff.
Glöckler, J. G. 244.
Gnad, E., Über Goethes Tasso 256.
— Litterarische Essays 256.
St. Goar, Gebrüder 82.
Goechhausensche Abschrift von Goethes Faust 265.
Goedeke, Grundriß 252 f.
Goethe, 241 ff., 251 ff., 398.
— Aristeia der Mutter 276.
— Bekenntnisse einer schönen Seele 241 ff.
— Briefe 273 f.,
— — an Gräfin Brühl 274.
— — an Christiane 274.
— — an von Gersdorff 483.
— — an W. von Humboldt 492.
— — an Knebel 274.
— — an Lavater 274.
— — an Lotte 256.
— — an Johann v. Müller 478.
— — an Zimmermann 489.
— Briefwechsel mit Einsiedel 495.
— Deutscher Parnaß 482.
— Dichtung u. Wahrheit 242, 269, 276, 488.
— Egmont 256.
— Epimenides Erwachen 286, 494.
— Epistel an Merck 270.
— Faust 257 ff., 485 f., 488 ff.
— Geschwister 286.
— Gespräche 272.
— Getreue Eckardt 482.
— Ghasel auf den Eilfer 270.
— Götz von Berlichingen 269, 285, 287.
— Handzeichnungen 482.
— Hermann und Dorothea 283 ff.
— Iphigenie 267 ff.
— Kunst und Altertum 479.
— Mahomet 288.
— Meine Göttin 291.
— Metamorphose d. Insekten 290.
— — d. Pflanzen 289 ff.
— Mitschuldigen 269, 288 f.
— Naturwissenschaftl. Schriften 289 ff.
— Shakespeare u. kein Ende 251.
— Tagebücher 273 f.
— — der Italienischen Reise 263.
Goethe, Tankred 288.
— Tasso 254 ff.
— Venetianische Epigramme 285.
— Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen 479.
— Wahlverwandtschaften 19*, 275.
— Werthers Leiden 256.
— Westöstlicher Divan 486.
— Wilhelm Meister 18*, 241 ff., 284, 495.
— Zur Morphologie 289 f.
Goethe und die Bibel 489.
— und Byron 271 f.
— und Christiane 477 f.
— und Frankfurt 483 f.
— und Hamlet 287 f.
— und Johannes Secundus 486 f.
— und Karl August 477.
— und die englische Litteratur 271.
— und die Reformation 478 f.
— und die Religion 293.
— und die französische Revolution 284 f., 478 f.
— und die Romantik 498.
— und Barbara Schultheß 294 f., 482.
— und Shakespeare 287.
— und Frau von Stein 274, 477.
— und das Weimarer Theater 494 f.
— und Winckelmann 276.
Goetheausgabe, Weimarische 273 f., 288 ff.
Goethebibliothek 74 ff.
Goethegesellschaft 77, 261.
Goethehaus, Einrichtung des 79 ff.
Goethehauskommission, Bericht 1890/91, 79 ff.
Goethejahrbuch 1892, 479.
Goethelitteratur, Anschwellen der 487 f.
Goethe-National-Museum, Schätze des 477.
Goethephilologie 487 f.
Goethesammlung d. Hochstifts 81 f.
Goethe-society 256 ff.
— — publications 260 f.
Goethe- u. Schillerlitteratur, neuere 251 ff., 473 ff.
Goethe als Hemmschuh 251 f.
Goethe mit der Silhouette 80.
Goethe und noch immer kein Ende 251.
Goethe-Riemer, Bearbeitung v. Romeo und Julie 288.

Goethes ethisches Bewußtsein 6*.
— Gartenhaus 304.
— Geburtstagsfeier 1* ff.
— Lebensauffassung und die heutige Zeit 22* ff
— Lebensphilosophie 1* ff.
— Lyrik 256 f.
— Optimismus 13*.
— Stellung zur Philosophie 3* ff.
— Unterredung mit Luden 478.
— Vaterlandsgefühl 285 f.
Goethe, Christiane 477 f.
Goethe, Katharina Elisabeth 276 f., 296.
Göttingen, Universität 87, 503.
Goetze, E. 252, 307.
Goldbeck-Rudolph, Schiller-Lexikon 262.
Goldoni, Tasso 254.
Goldschmidt, P. M. 313.
Golfstrom 430.
Goodwin, Frl. M. 72.
Gothein, Prof. Dr. E. 71.
Gottsched, Kritische Dichtkunst 397.
Gottschick, J. 83.
Grabbe, Faust 492.
Grabkammern der via latina bei Rom 326 ff.
Gräfenberg, Dr. S. 138.
Gräff, K. 315.
Graffunder, Über den Erdgeist 262.
Grandhomme, Dr. W. 220, 313.
Graß, Stammbuch 497.
Grein, Fr. 84.
Griepenkerl, J. 503.
Grillparzer 282.
Grimm, H. 256, 476.
— der Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie 62 ff.
Grosch, P. 310.
Große, H., Goethe und das deutsche Alterthum 275.
Grouchy, Marschall 318.
Grundwasser 428 f.
Guberan, L. 315.
Günther, A. 503.
Gundomad 163.
Gunz, Frau R. 313.
Gwinner, W., Goethes Faustidee ꝛc. 470 f.
— Jüngste Phasen der Goethischen Faustidee 490.
Hänel, P. 311.
Halatschka, R., Sprachlicher Kommentar zu Goethes Iphigenie 267.
Halikarnassos 382 f.
Hamburg, Verein für Handlungs-Commis 504.
Hamburger, A. 313.
Hamlet 44 ff.
Hamletforschung 30 ff.
Hanau, Dr. 219.
Hanauer, S. W. 220, 313.
Handfertigkeits-Unterricht 225.
Hankel, Dr. 219.
Hannover, Techn. Hochschule 88.
Hannß, Br. 311.
Harknes, Wm. 86.
Harnack, O. 307, 476.
— Die klassische Ästhetik der Deutschen 497.
— Goethes Betrachtung der politischen und sozialen Verhältnisse 480.
— Goethe i. d. Epoche s. Vollendung 294.
— Ph. Hackert 276.
Hartmann, E. v., über Romeo u. Julie 42.
Hartwich, H. 310.
Hartwig, Prof. Dr. Th. 159.
Haupt, M., Zum Engelhard 402.
Hausmann, Das Abzahlungsgeschäft ꝛc. 217.
— Veräußerung beweglicher Sachen gegen Ratenzahlung 218.
Hecker, H., Zur Geschichte Kaisers Julianus 177.
Hehn, V., Gedanken über Goethe 500.
— Naturformen des Menschenlebens 480.
Heibey, H. 308.
Heidelberg, Universität 503.
Heinemann, A. 503.
Heinemann, Goethe on the English Stage 288.
Heinemann, K. Goethes Mutter 276 f.
Heinzelmann W., Goethes Iphigenie 267.
Heister, Chr. L. 313.
Heitmüller, F. 307.
Helbig, Wandgemälde ꝛc. 331 ff.
Helena 9*.
Hellanikos 131.

Hellen v. d. 273 f.
Helmbold, H. 308.
Henke, W. Anatomie der Tragödie ꝛc. 281.
Henkel, H. 266.
Heraclea Salbace 376.
Herbig, W. 309.
Herder, Ueber die neuere deutsche Litteratur 405 ff.
Herder, F. v. 86, 502.
Herford, C. H., Goethes epic poetry 284.
Herkulaneum, Wandmalereien 326 ff.
Herkules im Olymp 337.
Hermes 337.
Herrmann, Dr. F. 69.
Herzka 455.
— Kritik der Ricardo-Marxschen Werttheorie 68.
Herzheimer, Dr. K. 313.
Herzig, 82.
Heß, A. 313.
Hesse, A. 503.
Hesselbach 181.
Hetzer, W. 315.
Heuer, Dr. O., 59, 77, 159, 252, 294, 481.
Heyder, Gg. von 313.
Heyse, Graf Königsmark 281.
Hiller, General 319 f.
Hintz, E. 86.
Hinz, C. H. 306.
Hippenstiel, Dr. 1.
Hirsch, Dr. R. 307.
Hirsch, Dr. M. 313.
Hirschfeld, Gustav 375, 391.
Hirschhorn, E. S. 313.
Hirschvogel, Frau J. 315.
Hirzel, Goethes Beziehungen zu Zürich ꝛc. 294, 482.
Hodermann, R. 307.
Höhne, Möbelleihvertrag 217.
Hörmann, E. 315.
Hoffmann, Hauptmann 245.
Hoffmann, P. 307.
Hohenemser, H. 444.
Holz, Alb. 80, 304, 306.
Hoven, F. von 81.
Huber, Verschwörung des Marquis v. Bodemar 279.
Hülsen 111.
Hülsen, J. 313.
Hüßen, E. 315.
Humanus 85.
— Naturgemäße Entwickelung der Menschen und Goethes Faust 258 ff.
Humboldt, W. v. 500.
Hygin 123.
— Fabeln 337.

Jacoby, Daniel, Schiller u. Garve 278 f.
Jaffé, Dr. Th. 313.
Jagdhund 435.
Jagemann, Karol. 273.
Jambus u. Alexandriner 395 ff.
Jameson, Mrs., über Shakespeares Frauen 42.
Janssen, Prof. Dr. J. 505.
Ideengehalt der Grabkammer-Malereien 337 ff.
Jena, Universität 86 f., 311, 503.
Iffland 28* ff., 495.
Illing, L. 502.
Individualismus 407 ff.
Individualismus, wirtschaftlicher 460 ff.
Infanterie 430.
Infanteriegewehr 441.
Innsbruck, Universität 87, 503.
Johannes Secundus, Basia 486.
John, A. 85, 502.
Jonas, Fr., Schillers Briefe 496 f.
Jordan, K. Fr., Goethe u. kein Ende 251.
Jordan, Dr. Wilh. 352.
Iphigenie, Opferung der 332.
Isar 429.
Italien, Regioneneinteilung 118 ff.
Juel, Jens, Goethebild 81.
Julian, Cäsar 163 ff.
Junghans, Dr. C. 220, 444, 456.
Jung, R., Goethes Ausscheiden aus dem Frankfurter Bürgerverbande 483 f.
Junker, H. 80.
Jupiters Adler 336.
Jurisch, Reinh., Schiller als Weltbürger ꝛc. 286.
Jurisprudenz, Sektion für 211 ff., 444.

Kalb, Charlotte v. 278.
— Briefe an Goethe 483.
Kaldon, Berg bei Ephesus 346.

Kanalschiffahrt 429.
Kanonenkugel 441.
Kant 497 f.
Karpathen-Verein, Siebenbürgischer 307.
Kassel, Verein f. Naturheilkunde 86.
Katakombenmalereien 327 ff.
Katzenstein, S. 444, 505.
Kavallerieoffiziere 431.
Kayser, Chr. 481.
Kayser, Dorothea 295 ff.
Kayser, E. 313.
Kayser, Ph. Chr. 81, 294 ff.
Kegel, Dr. O. 313.
Keller, Gottfr. 2*.
Kentaurenkämpfe 336.
Kern, Fr., Goethes Tasso u. Kuno Fischer 254.
Kiepert, atlas antiquus 120.
Kilian, E., Zur Bühnengesch. d. Götz v. Berlichingen 287.
Kimon 130 ff.
Kirms 494 f.
Kirsch, G. 311.
Klauer 82.
Klein, J. L. 42.
Kleist, Amphitryon 273.
Klettenberg, A. W. U. von 242.
— L. E., von 248.
— M. M. von 248.
— Sus. Kath. von 242 ff.
Klingemann, A., Hamletbearbeitg. 288.
Klinger 270.
— Faust 492.
Klopfer, B. 315.
Klopstock 67.
Knebel 478.
Knieß, Dr. Gg. 179, 313.
Knieß, Dr. P. 89.
Knoegel, Dr. 110.
Koch, Prof. Dr. M. 251, 473, 475.
— Die deutsche Litteratur und die französische Revolution 479.
— Nationalität u. Nationallitteratur 287.
König, K. 309.
Köpke, E. 483.
Köstlin, Prof. Dr. H. A. 71.
Kohn, M. 310.
Kometen 442.
Komiker, griechische 3 ff.
Kommunalismus 467 ff.
Konstantius 161 ff.
Koran, der 347.
Kornemann, O. 313.
Korzeniowski, J. 85.
Kothe, J. J. 505.
Kracauer, J. 504.
Kranz, L. 309.
Krates von Mallos 119.
Kraus, Goethebild 80.
Kraus, E., Czechische Puppenspiele 266.
Kreditgenossenschaften 458 ff.
Kriegk, Brüder Senckenberg 242.
Krüger, Hist.-phil. Studien 131.
Kühn, W., Goethes Leben und sein Faust 258 f.
Küstner, W. 311.
Kulturgeschichte Kleinasiens in der römischen Kaiserzeit 364 ff.
Kunst, altchristliche 340 ff.
Kunst der ersten drei Jahrhunderte n. Chr. 326 ff.
Kunstdenkmäler im Großherzogt. Hessen 2c. 180.
Kunze, M. 310
Kupffer, J., Goethes Faust als Erzählung 488.
Kussáka, J. S. 308.
Kuzel, Dr. H. 313.

Lagina 367.
Lamb, C., Tales from Shakespeare 488.
Landstreicherei 54.
Lange, K. 86.
Langsdorf, Ambtmann 245.
Lappenberg, Reliquien der Frl. v. Klettenberg 242.
de Lara, Frl. A. 72.
Laubenheimer, Dr. 313.
Laukhard, Fr. Chr. 502.
Lavater 81, 294.
Lazius, Wolfgang 354
Legende v. d. Siebenschläfern 346 ff.
Lehrgänge 1890/91 71 f.
Lehrlingswesen 222 ff.
Leibnitz 16*.
Leipzig, Museum f. Völkerkunde 88.
— Universität 87, 311, 503.
Leidolf, J. 308.
Leisewitz, G. 313.
Leitzmann, A. 308.
Lemaire, Ph. 313.
Lenau, Faust 492.

Lenz, Luſtſpiele nach d. Plautus 270.
Lenz, G. 83.
Le Play, F. 84.
Leſezimmer 76.
Leſſing, Betrachtungen über das weinerlich Komiſche 293.
— Erziehung des Menſchengeſchlechts 293.
— Nathan der Weiſe 395 ff.
Leſſing, Frau Fanny 313.
Leſſing, Frau Math. 313.
Levy, F. 444, 505.
Levy, S., Goethe und Oliver Goldſmith 271.
Libanius 165 ff.
Lichtgeſchwindigkeit 443.
Liermann, Dr. O. 1, 59, 69, 159, 364.
— Analecta epigraphica etc. 365 ff.
Limesforſchung 181 ff.
Lindeman, Th. 309.
Lindheimer, Lieutenant 243 ff.
Lindos auf Rhodus 384.
Lindſey, J. B. 503.
Linel, Dr. 82.
Linſenbarth, O. 84.
Litzmann, Prof. Dr. B. 25*, 307.
— Theatergeſchichtl. Forſchungen 287.
Lochner 197 ff.
Loeb, M. A. 444. f.
Loeper, Guſtav von 270, 473, 482, 493, 505.
Löwenſtein, Grafen von 189.
Loewy, Inſchriften griechiſcher Bildhauer 366.
Lohann 2 ff.
Lohnenquête 74.
Lombroſo, C., L'uomo di genio 46 ff.
Longianus, C. Julius aus Aphrodiſias 382 ff.
Lorenz, E. 306.
Lorenz, G. 503.
Lorenzoſtatue 187.
Louvier, Sphinx locuta est 258.
Lubrich, Fr. 69, 313.
Lützelbach, Burg 188.
— Geſchlecht 189.
Luft 429.
Luftballon 438.
Luftſchraube 432.
Luſtig, G. 86.
Lyon, O., Erläuterungen zu Goethes Geſprächen 272.
Lyſikrates 134.
Macbeth 345 f.
Macheleidt, G. 86.
Magnentius 161.
Magneſia am Mäander 376, 379.
Magneſia am Sipylos 366.
Maier, Guſtav 444, 465.
Majer-Leonhard, Fr. 505.
Malagoli 427.
Malherbe, Reformbeſtrebungen 10 ff.
Mannfeld, B., Goethes Gartenhaus 304.
Manskopf, J. Ph. N. 506.
Manskopf, W. 315.
Mantzel, F. 505.
Marbach, O. 488.
Marbot, Memoiren 317 ff.
Marlowe, Fauſt 260.
Marmor albanum 3.
Marquardt, Staatsverwaltung ꝛc. 367.
Martin, A. 315.
Martin, Biſchof 347.
Marwitz, Möbelleihvertrag 217.
Maſſena 318.
Materialismus 468 ff.
Mathematik und Naturwiſſenſchaften, Abteilung für 69, 89 ff, 417 ff.
Mayer, Richard M. 482.
Mazzini, Byron und Goethe 484.
Medea 333.
Meeresſtrömungen 431 f.
Mehring, Kapital und Preſſe 464.
Meineke 2.
Meißen, Verein f. Geſch. d. Stadt 501.
Melber, Frau 242.
Melatus, Οἰκονομία 9.
Menadier, Qua conditione Ephesii usi sint. 365.
Mentzel, E. 85.
Menzbier, Prof. Dr. M. 85, 502.
Mephiſtopheles 8* ff., 260.
Mereau, Sophie, die Prinzeſſin v. Cleve 281.
Merzbach, H. 313.
Meſſeniſcher Krieg 128 ff.
Meuſch, The ethical development of Wilhelm Meister 284.
Meyer, Anton 313.
Meyer, H. 478, 481.
Meyer, Regiſſeur 29* f.
Michaelis, Ad., Goethes Anteil an Winckelmann u. ſ. Jahrhdt. 275 f.

Michel, Dr. F. 10, 38, 138.
Michelangelo 187.
Michelstadt, Pfarrkirche 184 ff.
Mickiewicz, Pan Taddäus 273.
Miquel, Dr. 468.
Mirus, Ad. 308.
Mississippi 432.
Mitteilungen 304.
Mitteilungen, Litterarische 241 ff., 473 ff.
Möbelleihvertrag 214.
Möllenhoff, E. 309.
Mölk 319 f.
Molkenboer, H. 83.
Molsdorf, H. 305.
Mommsen, Th. 364.
Mommsen, Tycho 412 f.
Monatssitzungen mit Vorträgen 1* ff, 25* ff.
Montaiglon 206.
Morsch, H., Goethe u. die griechischen Bühnendichter 271.
Mortier bei Dürrenstein 324.
Moscou, Société impériale des naturalistes 85, 502.
Müller, Nibelungenlied 354.
Müller, A. 444. 505.
Müller, Dr. Ferdin. 313, 444.
Müller, Fr. W. 310.
Müller, Fr. von 478.
Müller, M. 502.
Müller, Max, Briefwechsel zwischen Schiller und Friedrich Christian von Schleswig-Holstein 355.
— Goethe and Carlyle 261.
Müller, M., sen. 83, 308.
Müller, Maler, Faust 492.
Mümlinglinie 181 f.
Münch, Über den französischen Unterricht 415.
Münch, A. M. 248.
— Chr. M. 248.
Münch, Registrator, Töchter 245.
München, Journalistenverein 504.
Muncker, F., Lessingausgabe 293.
Musaeus, Marcus Aurelius 369.
Museum, Rheinisches 3.
Mutterrecht 445.
Myronides 133 f.

Nachmann, Frau Th. 313.
Nagler, die Monogrammisten 197.
Napoleon I. 57 f, 317 ff, 419.
— correspond. de 320 ff.
Nauck 2.
Naupaktos 132.
Naxos, Belagerung von 128 f.
Nervenerregung 437.
Neuburg a. D., histor. Verein 501.
Neudörfer, Nachrichten von Nürnberger Künstlern 195 ff.
Neuere Sprachen, Sektion für 10 ff, 138 ff, 392 ff.
Neumann, Dr. P. 211 f., 444.
Neumayer, Dr. G. 85.
Neuße, C. 313.
Ney, Dr. E. 220.
Niagarafall 428.
Nibelungenlied 353.
Njejski, K. 85.
Niemann 373 ff.
Noer, Prinz von 363.
Nolte, W. 314.
Nordböhmischer Exkursionsklub 306, 501.
Notitia Dignitatum 120.
Nürmberger, H. 314.
Nysa 377.

Objektivität der Raumanschauung 90.
Odenwald, Denkmäler der bildenden Kunst im 180 ff.
Oder 429 f.
Odyssеus 332, 337.
Oechelhäuser, Dr. A. von 314.
Oenophyta, Schlacht bei 134 f.
Oesterlein, Nik. 308, 502.
Olbrich, K., Goethes Sprache und die Antike 267.
Olenschlager J. D. von 242 ff.
Olsen, Frl. M. 72.
Olshausen, J. 417, 428.
Oncken, Prof. Dr. W. 71.
Orientierung im Raume 89 ff.
Orientierung Roms 110 ff.
Oropos 367.
Orth, Dr. F. 138, 159, 317.
Oswald, Dr. H. 314 f.
Ovid 179.
Ozeanwellen 437.

Palafox 325.
Pallmann, Dr. H. 179, 502.
Panzer, G. W. 195.
Panzerkorvette 435.

Paris, Belagerung von 423.
— Elementarschulen 229 f.
— Fachschulen 230 ff.
Paris, Urteil des 337.
Pasqué 495.
Passarge, S. 309.
Passow, H. 309.
Pauli, Dr. Ph. 314, 417, 444.
Peiser, A. 314.
Pélerin, Jehan, Perspectiva artificialis 203 ff.
Pentekontaetie 110, 125 ff.
Pereda 138.
Pergamon, Attalos III. von 365.
Perikles 133 f.
Perrot, Mémoires d'archéologie ꝛc. 375.
Pertz, E. 86.
Petersen, Annalen des Deutsch. Archäologischen Instituts 335.
Petersen und Luschan 372 ff.
Petronius 327, 329.
Petruskatakombe 327 ff.
Pferd 430, 432, 433.
Pfungst, Dr. A. 46.
Philippi, Ad. 84.
Philippsohn, S. 314.
Philoktet 337.
Philostratus, vitae Sophist. 376.
Phrynichus, Φοινίσσαι 4.
Picard, Lustspiele 393.
Pinloche, A., De Shakespearii Hamleto etc. 44 ff.
Pitthom, Frl. Frieda 314.
Plaetner, Professor 356.
Planetenbewegung 442.
Plautus Quintilius, Konsul 335.
Plejade, Dichter der 13 ff.
Plinius 327, 329, 367, 374.
Plutarch 126 ff.
Pniower, O. 307.
— Faust und das hohe Lied 485.
Pohlmann, W. 314.
Pollux 7.
Pomey, Fr. 307.
Pompeji, Wandmalereien 326 ff.
Ponsard, Lucrèce 26.
Popp, Dr. G. 89, 314.
Postwagen 432.
Prag, Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft ꝛc. 504.
— Lese- und Redehalle der deutschen Studenten 87.
Prag, Universität 87, 503.
Presbyterium der deutsch-reformirten Gemeinde 81.
Priamus und Achill 337.
Primer, Dr., P. 505.
Produktion, anarchische 451 ff.
Prusa 383.
Ptolemäus 124.
Puls 433.
Pulverexplosion 441.

Quarck, Dr. M. 445, 460.

Racan, vie de Malherbe 17.
Racine, Phädra 392 ff.
Radfahrer 433 f.
Ratenzahlungssystem 212 ff.
Raubehe 446 f.
Raumanschauung 89 ff.
Raumer, hist. Taschenbuch 322.
Rausenberger, Dr. O. 89.
Rechtsseitigkeit 93 ff.
Regensburger, Dr. A. 314.
Reges, Benjamin 81, 297.
Regnier 25.
Rehorn, K., der deutsche Roman 304.
Reichsgesetz über Gewerbegerichte 236 ff.
Reiffeisenscher Verband 457 ff.
Reime 14 ff.
Reimer, Briefe v. u. a. Goethe 251.
Reimers, J. 310.
Reimfolge und Strophe 20 ff.
Reinach, Chroniques d'Orient 365.
Reinhardt, G. 86.
Reinhardt, Dir. Dr. K. 110.
Reinhardt, Dr. W. 417.
Reinhold, Briefe über die Kantische Philosophie 278.
Reiter 431.
Rennpferd 435.
Reuling, Anrechte der Auftraggeber 464.
Rhangabé, A. R. 506.
Rhein 430.
Rheindampfer 432.
Richelieu 49.
Richter, Ernst 314.
Rieger, K., Schillers Verhältnis zur französischen Revolution 285.
Riese, Frau A. M. 248.
Riese, Prof. Dr. A. 175, 241.
Riese, J. Chr., Juwelier 245, 248.

Rieſe, J. J. 245.
Ritſchl, parerga Plantina 6.
Robinſon, Henry Crabb 484.
Römerſtädte 163.
Rom, Deutſches Archäologiſches Inſtitut 335.
— Grabkammern der via latina 326, 334 ff.
— Petrus- u. Marcellinuskatakomben 327, 340 ff.
— Regionen 112 ff.
— Stadt 110 ff.
— Stadtplan 111 ff.
— Wandmalereien 328 ff.
Ronſard 12 ff.
Roſe, V. Aristoteles pseudoepigraphus 3.
Roſenberger, Dr. F. 89.
Roſenheim, Jak. 314.
Roſſi, de, Piante iconografiche e prospettiche di Roma etc. 118.
Rotationsbewegungen 97 ff.
Rothſchild, Nathan 419.
Rouſſeau 49.
Rubinſtein, S. 314.
Ruderboot 432.
Rümelin, G. 308.
Ruhe, A., Schillers Einfluß auf die Entwickelung des deutſchen Nationalgefühls 286.
Ruland, Geheimrat, Dr. 80.
— Goethes Reiſeſkizzen 482.
Rung, Fr. 86.
Ruß, Dr. 424.

Sabor, A. 138, 179.
Sachſen-Weimar, Karl Auguſt, Großherzog von 355.
Sack, P. 308.
Sängerchor d. Lehrervereins 77.
Saint-Marc 325.
Salomon, F. 311.
Sanders, Wilh. 68 f.
Saragoſſa 325.
Sardes 366.
Sauer, A., Über den fünffüßigen Jambus vor Leſſings Nathan 396.
Schack, Graf, Joſ. Mazzini und die italieniſche Einheit 485.
Schäfer, de rerum post bellum Persicum etc. 130.
Schaefer, Prof. Dr. G. 180, 502.
Schaefer, Prof. Dr. G., Kunſtdenkmäler des Kreiſes Offenbach 180.
Schäffle, Bau und Leben des ſozialen Körpers 465.
Schallgeſchwindigkeit 441.
Schelwig, Samuel, Entwurff der lehrmäßigen Anweiſung z. Teutſchen Ticht-Kunſt 402.
Scherer, W., Aufſätze über Goethe 491.
— Commentationes etc. 402.
Scheuermann, Fr. 505.
Schieder, A. 506.
Schiffmann, Legationsrat 356.
Schillbach, E. 310.
Schiller 25* ff., 256 f., 277 ff., 493, 496 ff.
— Braut von Meſſina 282 f., 393.
— Briefe 392 ff., 496 f.
— — an Baggeſen 358 f.
— — an Goethe 393.
— — an Süvern 279.
— — über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen 278 f., 361.
— Demetriusfragmente 281 f.
— Don Karlos 278.
— Fiesko 29* ff.
— Ideal und Leben 499.
— Ideen zu einem Trauerſpiel: Die Herzogin von Zelle 281.
— Jungfrau von Orleans 283, 486.
— Kabale und Liebe 34* ff.
— Die Künſtler 497.
— Macbeth 412 f.
— Maria Stuart 394, 486 f.
— Neffe als Onkel 413.
— Phädra 392 ff.
— Räuber 26* ff.
— Tell 282 f., 400.
— Turandot 484.
— Wallenſtein 280 ff., 397 f.
Schiller und Ariſtoteles 280.
— und Friedrich Criſt. v. Schleswig-Holſtein 345, 354 ff.
— und Kant 497 f.
— und Herzog Karl Eugen 279.
— und die Religion 293, 499 f.
— und die franzöſiſche Revolution 285.
Schillerlitteratur, neuere 251 ff., 473 ff.
Schillers Beſprechung des Egmont 256 f.
— dramatiſche Lehrjahre 25* ff.
— dramatiſche Theorieen 280.
— Geburtstagsfeier 25*.

Schillers Nationalgefühl 286.
— philosophische Entwickelung 292.
— Stellung zur Philosophie 6* ff.
— Stellung zum Trauerspiele der Franzosen 392 ff.
Schiller, Charlotte 478.
Schimmelbusch, W. 308.
Schimmelmann, Graf Ernst 357 ff.
Schlaf, der, in Sage und Märchen 345 ff
Schlegel, Hamletübersetzung 495.
Schleiffer, W. M. 248.
Schlesinger, J. 314.
Schleswig-Holstein, Ernst Günther, Herzog von 355.
Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Friedrich Christian, Herzog von 345, 354 ff.
— Briefe an Schiller 357 f., 360 ff.
Schlittschuhläufer 433.
Schlosser, Rat 242.
Schmidt, Erich 273 f.
— Charakteristiken 476.
— Faustausgabe 266.
Schmidt, Fr. 83.
Schmidt, R., Gedanken über Faust 488 f.
Schmidt, Julian 490.
Schmoele, S. 314.
Schmuck, E., Goethes und Euripides' Iphigenie 267.
Schnecke 428.
Schneeflocke 429.
Schneider, J. 306.
Schnelle, J. B. 503.
Schnellläufer 432, 433.
Schöll, A., Goethe als Staats- und Geschäftsmann 480.
— Goethe und die französische Revolution 285.
Schöne Wissenschaften, Abteilung für 46 ff. 345 ff.
Scholz, Dir. Dr. 72.
Schopenhauer 54, 490, 493.
Schramm, Dr. C. 220, 233.
Schreyer, Frl. B. 314.
Schröder, E. 307.
Schröder, R. 306.
Schröer, Goethe und die Liebe 477.
Schubert, Fr. 85.
Schütz, Fr. Sophie Dorothea 281.
Schütz, J. 505.
Schütz-Wilson, H. The second part of Faust 260.
Schultes, C., Solus cum Sola 46.
Schultheß, Barbara 294 ff., 481 f., 483.
— Briefe an Dorothea Kayser 297 ff., 481.
— Briefe an Goethe 482.
Schultz, E. 308.
Schultze, Th. 83.
Schuppert, H. 315.
Schuster, A., Goethes Farbenlehre 290.
Schuster, Frau A. 314.
Schuster, B. 505.
Schwalbenpost 426.
Schwarz, über Hellanikos 131.
Schwarz, O. 314.
Schweden, Karl XIII von 363.
Schwemer, Dr. R. 159, 317.
Schwimmer 430.
Sculls, W. D., Goethe and socialism 293.
Seckbach, A. 314.
Seedampfer 435.
Seekatz, Bild der Familie Goethe 276.
Seewarte, Deutsche 85, 502.
Segeljacht 433.
Segelschiff 433.
Sehrwald, E. 311.
Seidel, Fr. 83, 305.
Sektion für alte Sprachen 1 ff, 109 ff., 363 ff.
— für Jurisprudenz 211 ff., 444.
— für Neuere Sprachen 10 ff., 138 ff., 392 ff.
— für Volkswirtschaft 68, 220 ff., 444 ff., Stiftungstag 465.
Semon, R. 309.
Sens 165 f.
Septimontium 117.
Servius Tullius, Regionen des 113 ff.
Seuffert, B. 307.
Severinus, Adrian 419.
Severus 166 ff.
Sevilla, Hochschule der Tauromachie 387.
Shakespeare 267 ff., 281, 287 f, 345.
— Hamlet 44 ff.
— und Calderon 479.
Shakespeare-Litteratur, neuere 38 ff.
Siebeck, Prof. Dr. 1*, 314.

Siebenſchläfer, die Sage der 346 ff.
Sielwaſſer 429.
Sievers, E. W., Shakeſpeare, ſein Leben und ſein Dichten 42.
St. Simon 468.
Simmons, L., Goethe and religion 293.
Sixtus V, Regioneneinteilung 122.
Slowacki, J. 85.
Skutſch, R. 310.
Smithsonian Institution 88, 504.
Soſſé, E. 85.
Sokolowsky, R. 307.
Solms-Rödelheimſches Archiv 83.
Sommerhoff, L. 314.
Sondheim, M. 179 f., 195.
Sophokles Ἀτρεὺς ἢ Μυκηναῖαι 5.
— Αἴας 6, 8.
— Οἰδίπους 7 f.
— Φιλοκτήτης 8.
— Ναύπλιος 9.
— Ὀδυσσεύς 9.
Soziale Wiſſenſchaften, Abteilung für 68, 211 ff., 444 ff.
Sozialismus 467 ff.
Sozialſtaat 460 ff.
Spanier, J., Der „Papiſt" Shakeſpeare im Hamlet 45 f.
Spaniſche Litteratur 138 ff.
Spaziergang 430.
Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit 355, 360.
Spenz, Dr. Fr. 392, 505.
Spier, S. 220.
Spies, Dr. W. 314.
Spinoza 14*.
Spir, A. 260.
Sprachverein, Allgemeiner 84.
Sprachwiſſenſchaft, Abteilung für 1 ff., 109 ff., 363 ff.
Springer, Jaro 482.
Stackelberg, Frhr. v., Beſuch bei Goethe 483.
Stamm, Dr. 445.
Statius Priſkus, Conſul 335.
Statut, Frankfurter ſ. d. gewerbliche Schiedsgericht 444.
Stauffer, W. 314.
Steffens, R. 314.
Stein, A., Schillers Demetriusfragmente 281.
Stein, Frau v. 13*.
— Silhouette 482.
Steinbach, Einhard-Baſilika 183 ff.
Steiner, R., Goethe „Zur Morphologie" 289 f.
Steinhauſen, Gg., Geſchichte des deutſchen Briefes 277.
Stern, Dr. B. 506.
Stern, Prof. Dr. M. A. 83, 501.
Sternſchnuppen 442.
Stiebel, Dr. E. 82.
Stierkämpfe, griechiſche 386 f.
Stiller, O., Goethes Entwürfe zum Fauſt 264.
Stockicht, Frl. L. 314.
Stoy, St. 306.
Straſowsky, H. 305.
Straßburg, Alamannenſchlacht bei 159 ff.
Strauß, C. 314.
Strauß, E. 506.
Strebel, C. 314.
Strehlke, Paralipomena zu Goethes Fauſt 264.
— Wörterbuch zu Goethes Fauſt 262.
Streicher 30*.
Stricker, Dr. 82.
Stumm, von 463.
Sueton, Nero 387.
Sueven 166.
Suidas, Titelangaben 4.
Sulzbach, Dr. A. 345.
Suphan, Prof. Dr. B. 295 f., 474.
— Goethe u. Barbara Schultheß 482.
Szamatólsky, S., das Fauſtbuch des Chriſtlich Maynenden 266.

Tacitus 160 ff.
— Annalen 367, 387.
Taine, über Napoleon 57 f.
Tanagra, Schlacht bei 134 f.
Taubenpoſt 418 ff.
Taurokathapſien 386 f.
Teicher, Fr. 85.
Tellert, H. 505.
Temperagemälde 328 ff.
de Terra, O. 314.
Teuſcher, H. 311.
Teuſcher, P. 309.
Textor, J. W. 81, 242 ff.
Thackeray und Goethe 272.
Thaſos, Abfall von 128 f.
Théâtre contemporain français 26 ff.

Themistokles und Artaxerxes 126 f.
Themse 429.
Theopomp 132.
Theramen 404.
Thikötter, Jul., Ideal und Leben nach Schiller und Kant 499.
Thomae, F. 307.
Thukydides 126 ff.
Thyatira 378.
Tiberius 367.
Tille, Alex. 482.
— Die deutschen Volkslieder von Dr. Faust 265.
Titel griechischer Dramen 1 ff.
Tolain 230.
Tolmides 130.
Tomlinson, Ch., Critical examination of Goethes Tasso 256.
— On Goethes proposed alterations in Shakespeares Hamlet 287 f.
Torpedoboot 432 f.
Touchard-Safosse, Histoire de Charles XIV. 324.
Traber 435.
Tragiker, griechische 3 ff.
Trajan 374.
Tralles 366.
Trarbach, Joh. von 186.
Trolle-Wachtmeister, Grf. v. 483.
Tryfa 373.
Tuch, Th. 308.
Tübingen, Universität 87.
Türck, Dr. F. 30 ff.
— Hamletschriften 30.
Türckheim, Elisabeth v. 483.

Uhland, Märchen 354.
Uhlfelder, S. 444.
Ullrich, Dr. E. 314.
Ulpius, Apulejus Eurykles 369.
Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen 72 ff.

Vadomar 163.
Valera, J. 138.
Valentin, Prof. Dr. V. 10, 71, 179, 252, 502.
— Einheit der Goethischen Faustdichtung 77, 258, 491.
— Der Naturalismus ꝛc. 30.
— Alfred Rethel 304.
Valerius Eclectus 369.
Varnhagen v. Ense 322.
— Denkwürdigkeiten 242.
Varro 123.
Vaupel, K. 314.
Veränderungen im Mitgliederbestande 312 ff., 505 f.
Verein f. Gesch. d. Stadt Meißen 501.
— für Henneberg. Gesch. 306.
— für Naturkunde z. Kassel 86.
— für Naturkunde zu Offenbach 75, 82.
— historischer, zu Neuburg a. D. 501.
Vespasian 115.
Viator, Perspectiva artificialis 203 ff.
Vieregk, Sermo graecus etc. 367.
Vierzon, Gewerbeschule 226.
Vischer, Fr. Th., Allotria 265.
— Neue Beiträge zur Kritik von Goethes Faust 490.
Vitellius 115.
Vitruvius 378.
Vogelflug 438 f.
Völker, G. 82.
Voigt, W. 311.
Voiron, Gewerbeschule 226.
Volkelt, Prof. Dr. J. 71.
Volksschule 445.
Volksschulunterricht, Kosten des 227 ff.
Volksvorlesungen 72 f.
Volkswirtschaft, Sektion für 68, 220 ff., 444 ff.
Vollmer, W. 279, 497.
Voltz, H. 314.
Vorberg, M., Reformation u. d. klassische deutsche Litteratur 478.
Vorlesungen, Neusprachliche 73 f.
Vulpius, Dr. F. 80.

Waddington 375, 378, 382 ff.
Wagener, K. Br., Shakespeares Einfluß auf Goethe in Leben und Dichtung 268.
Wagner, H. 180.
Wagner, K. 310.
Wagram, Schlacht bei 318 ff.
Wahle, Jul. 288.
— Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung 494 f.
Waldameisen 428.
Wallach, Ph. 110, 138, 314.
Wasserzieher, Dr. E. 345, 354.
Waterloo, Schlacht bei 318, 419.

Watermann, T. Howett 284.
Weber, Anſelm 494.
Wedel, R. 315.
Weichſel, B. 505.
Weichſel 530.
Weigert, Dr. M. 225.
Weimariſche Goetheausgabe 273 ff.
Weiß, Dr. A. 84 f.
Weiß, E., Goethe as Naturalist 290.
Weizſäcker, Dr. H. 179, 314.
Welcker 2.
Weltrich, Schiller 291.
Wenkler, Dr. 457.
Werner, Joſ., Goethe und Byron 272.
Werther, Th. Zur Entſtehung von Hermann und Dorothea 284.
Weſer 430.
Weſſel, C. 315.
Wetz, Dr. W., 476, Shakeſpeare vom Standpunkte d. vergl. Litteraturg. 38 ff.
Wetzler, Frl. 72.
Wetzſtein, Karl 504.
Wien, Akademiſcher Verein deutſcher Hiſtoriker 504.
Wieſel, R. 310.
Wilamowitz-Möllendorff v., Analecta Euripidia 2 ff.
Williamſon, W. C., On Goethe as Botanist and Osteologist 290.
Wilpert, Joſeph 340 ff.
Winckelmannstag 76.
Wind 433, 439 f.
Winneberger, Dr. O. 392.
Winter 307.
Winter, Fr., Zur Bühnengeſch. des Götz v. Berlichingen 287.
— Goethes deutſche Geſinnung 285 f.
Winterhalter, Frl. Dr. E. 315.
Wirtſchaftsſyſtem, individualiſtiſches 460 ff.
Wirtz, L. 306.
Wörner, E. 180.
Wolff, E. 476.
Wolff, Dr. L. 315.
Wolff, P. M. 288.
Wolken 441.
Wolterstorff, R. 308.
Wunderlich, W. 310.
Wurzmann, Dr. 219, 444.
Wuttke, Geſch. der deutſchen Zeitſchriften 464.

Zabern 168.
Zäſur 12 ff.
Zarncke, Prof., Dr. Fr., 273 f., 506.
— Über den fünffüßigen Jambus ꝛc. 396.
Zeiß, H. W. 505.
Zeitſchriften 76.
Zenon, Bildhauer 366.
Zentralgenoſſenſchaften 457 ff.
Ziegert, M. 85.
Ziegler, Th., Sittliches Sein und ſittliches Werden 304.
Zimmermann, H., Demetrius 281.
Zirndorfer, Dr. 211 f., 219.
Zürich, Leichenbeſtattung 233 ff.
Zugluft 433.

Berichtigung.

Seite 69 lies Lubrich ſtatt Lübrecht.
„ 284 „ Dowden „ Davden.

Stanford University Libraries
3 6105 014 155 985

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California

MAR 22 '65